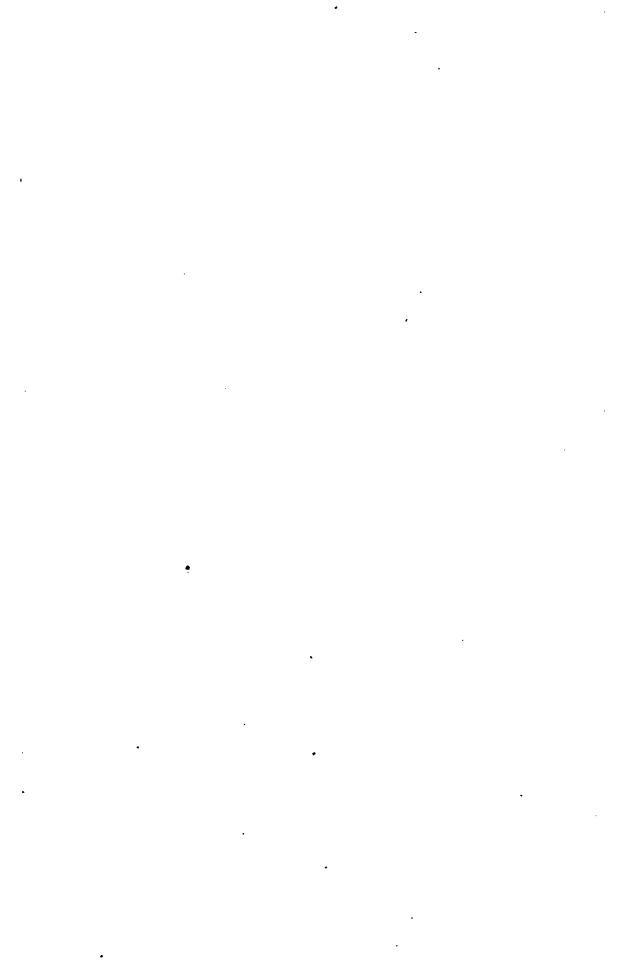


Sämmtliche Werke

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.



Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Dritte Abtheilung.

Ange Pitou.

Erstes bis viertes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.

I.

Worin der Leser Bekanntschaft mit dem Helden dieser Geschichte und mit dem Orte, wo er zuerst das Tageslicht erblickte, machen wird.

An der Gränze der Picardie und des Soissonnais, auf jenem Theile des Nationalgebietes, der unter dem Namen Ile-de-France zum alten Erbgut der französischen Könige gehörte; in der Mitte eines ungeheuren Halbmondes, welchen, im Norden und Süden sich verlängernd, ein Wald von fünfzigtausend Morgen bildet, erhebt sich im Schatten eines von Franz I. und Heinrich II. gepflanzten ungeheuren Parkes das Städtchen Villers-Cotterets, berühmt dadurch, daß hier Charles Albert Demoustiers geboren wurde, der zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, daselbst zur großen Zufriedenheit der hübschen Frauen jener Zeit, die sich dieselben, wie sie zur Welt kamen, aus den Händen rissen, seine B r i e f e a n E m i l i e ü b e r d i e M y t h o l o g i e schrieb.

Um den poetischen Ruf dieses Städtchens zu vervollständigen, dem seine Verleumder, trotz seines königlichen Schlosses und seiner zweitausendvierhundert Einwohner hartnäckig den Namen Marktflecken geben, fügen wir bei, daß es zwei Meilen von Laferté-Milon, dem Geburtsorte von Racine, und acht Meilen von Chateau-Thierry, dem Geburtsort von Lafontaine, liegt;

auch führen wir ferner an, daß die Mutter des Verf
von Britannicus und Athalia von Villers-Cotterets
Kehren wir nun zu seinem königlichen Schlos
zu seinen zweitausendvierhundert Einwohnern zurück
Angefangen von Franz I., dessen Salamand
bewahrt, und vollendet von Heinrich II., dessen Nam
zug es verschlungen mit dem von Catharina von
dicis und umkreist von den drei Halbmonden
Diana von Poitiers führt, war dieses Schloß,
dem es die Liebschaften des ritterlichen Königs
Frau von Etampes und die von Louis Philipp
Orleans mit der schönen Frau von Montesson bes
hatte, beinahe unbewohnt seit dem Tode des letz
Prinzen, da es sein Sohn, Philipp von Orle
später Egalité genannt, von dem Range einer f
lichen Residenz zu dem eines Jagdrendezvous hatte
absteigen lassen.

Bekanntlich bildeten das Schloß und der Wald
Villers-Cotterets einen Theil der Apanagen, die
wig XIV. seinem Bruder Monsieur gab, als der S
von Anna von Oesterreich die Schwester von K
Karl II., Madame Henriette von England, heirathet

Was die zweitausendvierhundert Einwohner
trifft, von denen wir unseren Lesern ein Wort zu sa
versprochen haben, so waren dies, wie bei allen Or
wo sich zweitausendvierhundert Individuen beisam
finden, eine Vereinigung:

1. Von einigen Adeligen, welche ihren Som
in ihren Schlössern und ihren Winter in Paris
brachten, und die, um den Prinzen nachzuäffen,
ein Absteigequartier in der Stadt hatten.

2. Von einer großen Anzahl von Bürgern, wel
man, wie auch das Wetter sein mochte, einen Reg
schirm in der Hand, aus ihren Häusern weggehen f
um nach dem Mittagessen ihren täglichen Spazierga
zu machen, der regelmäßig sein Ziel an einem,
Park vom Walde trennenden, eine Viertelmeile v

der Stadt liegenden breiten Graben fand, welchen man ohne Zweifel wegen des Ausrufs, den sein Anblick der Brust der Asthmatischen entlockte, die darüber zufrieden waren, daß sie einen so langen Weg zurückgelegt, ohne zu sehr athemlos geworden zu sein, den Haha nannte.

3. Von einer Mehrzahl von Handwerksleuten, welche die ganze Woche arbeiteten und sich nur Sonntags den Spaziergang erlaubten, dessen sich ihre mehr vom Glück begünstigten Mitbürger alle Tage erfreuten.

4. Und endlich von einigen elenden Proletariern, für welche die Woche nicht einmal einen Sonntag hatte und die, nachdem sie sechs Tage im Lohne entweder der Adeligen, oder der Bürger, oder sogar der Handwerker gearbeitet, sich am siebenten im Forste verbreiteten, um hier das dürre oder abgebrochene Holz zu sammeln, das der Sturm, dieser Schnitter der Wälder, für den die Eichen nur Aehren sind, zerstreut auf den düstern, feuchten Boden des Hochwaldes, der herrlichen Apanage des Prinzen, warf.

Hätte Villers-Cotterets (Villerii ad Cotiam Retiae) das Unglück gehabt, eine Stadt zu sein, welche in der Geschichte wichtig genug, daß die Archäologen sich mit ihr beschäftigt und ihre stufenweisen Uebergänge vom Dorf zum Marktflecken und vom Marktflecken zur Stadt, welchen letzten Uebergang man, wie gesagt, streitig macht, verfolgt haben würden, so hätten sie sicherlich den Umstand bezeichnet, daß dieses Dorf Anfangs eine doppelte Reihe von Häusern, gebaut auf beiden Seiten der Straße von Paris nach Soissons, war; dann hätten sie beigefügt, allmälig habe seine Lage am Saume eines schönen Waldes einen Zuwachs von Einwohnern herbeigeführt, andere Straßen haben sich mit der ersten verbunden, sie seien auseinandergelaufen wie die Strahlen eines Sternes und haben sich ausgestreckt gegen andere kleine Ortschaften, mit denen Verbindungen zu erhalten wichtig gewesen, seien aber zugleich wieder

Boden des Platzes wirbelnd an einander schlugen, durch den Gesang eines Waldspatzes, der die auf Erde hinstreifenden Fliegen verfolgte, unterbro wurde, schlug es elf Uhr in dem spitzigen, mit Sch bedeckten Glockenthurme der Stadt.

Sogleich erscholl ein Hurrah, ähnlich dem, wel ein ganzes Regiment Trabanten ausstoßen würde, Begleitung von einem Geräusch, das man mit vergleichen konnte, welches eine von Felsen zu Fe springende Lawine hören läßt; die zwischen den z Acacien angebrachte Thüre öffnete sich oder spaltete vielmehr und ließ einen Kinderstrom durch, der auf dem Platze verbreitete, wo sich sogleich fünf sechs muntere, lärmende Gruppen bildeten, und zu die einen um einen zum Zurückhalten der gefange Kreisel bestimmten Ring, die anderen vor einem weißer Kreide gezeichneten Mühlenspiel, wieder and vor mehreren regelmäßig ausgegrabenen Löchern, denen die Kugel, stille haltend, diejenigen, welche angetrieben hatten, gewinnen oder verlieren machte.

Zu gleicher Zeit, wenn die spielenden Schül welche die Nachbarn, deren spärliche Fenster auf d Platz gingen, mit dem Namen schlechte Subje schmückten, und die in der Regel in Hosen mit Löche an den Knieen und in Wämmser mit zerrissenen Elle bogen gekleidet waren, auf dem Platze erschienen, s man auch diejenigen, welche man die vernünftig Schüler nannte, diejenigen, welche, nach der Behau tung der Gevatterinnen, die Freude und den Sto ihrer Eltern bilden mußten, sich von der Masse trenn und auf verschiedenen Straßen mit einem Schri dessen Langsamkeit das Bedauern bezeichnete, ihr Korb in der Hand, nach dem väterlichen Hause zurüc kehren, wo Buttertörtchen oder kleine Kuchen mit Ei gemachtem, als Entschädigung für die Spiele, auf di sie verzichteten, ihrer harrten. Diese waren im Allg meinen mit Wämmsern in ziemlich gutem Zustand un

mit ungefähr tadellosen Hosen bekleidet; was sie mit ihrer so sehr berühmten Weisheit zu Gegenständen des Spottes oder sogar des Hasses für ihre minder gut gekleideten und besonders minder gut disciplinirten Gefährten machte.

Außer den zwei genannten Klassen, die wir unter dem Namen spielende Schüler und vernünftige Schüler bezeichnet haben, bestand noch eine dritte, die wir unter dem Namen träge Schüler bezeichnen werden, welche beinahe nie mit den Andern herauskam, um auf dem Schloßplatz zu spielen oder nach dem väterlichen Hause zurückzukehren, in Betracht, daß diese unglückliche Klasse beinahe beständig zurückgehalten blieb: während nämlich ihre Kameraden, nachdem sie ihre Uebersetzungen und Aufgaben gemacht, mit dem Kreisel spielten oder Törtchen aßen, blieben diese Schüler an ihre Bänke oder vor ihre Pulte genagelt, um während der Erholungsstunden die Uebersetzungen und Aufgaben zu machen, die sie während der Klasse nicht gemacht hatten, wenn nicht gar die Gewichtigkeit ihres Fehlers dem Zurückbehalten die höhere Strafe der Peitsche, der Ruthen oder der Schulgeißel beifügte.

Dergestalt, daß, wenn man, um in die Klassen zurückzukehren, dem Wege gefolgt wäre, dem die Schüler, um hinauszugehen, in umgekehrter Richtung gefolgt waren, nachdem man längs einem Gäßchen hingegangen, das am Obstgarten vorüberführte und sodann in einen großen, für die inneren Recreationen dienenden Hof ausmündete, beim Eintritt in diesen Hof eine mächtige Stimme oben von der Treppe herab hätte können schallen hören, während ein Schüler, den unsere Geschichtsschreiber-Unparteilichkeit in die dritte Klasse, d. h. in die Klasse der Faulen einzureihen, uns zwingt, hastig die Stufen herab stieg und dabei mit den Schultern die Bewegung machte, welche die Esel anwenden, um ihren Reiter abzuwerfen, und die Schüler, die einen

Geißelhieb bekommen haben, um den Schmerz a
schütteln.

„Ah! Ungläubiger, ah! kleiner Ausgebann
sagte die Stimme, „ah! Otterngezücht, entferne
gehe, vade, vade. Erinnere Dich, daß ich drei
geduldig gewesen bin, daß es aber Bursche gibt, w
die Geduld des ewigen Vaters ermüden würden.
ist es vorbei, und zwar ganz vorbei. Nimm Deine
hörnchen, nimm Deine Frösche, nimm Deine Eidec
nimm Deine Seidenwürmer, nimm Deine Mai
und gehe zu Deiner Tante, gehe zu Deinem Oh
wenn Du einen hast, zum Teufel, kurz, wohin Du w
wenn ich Dich nur nicht wiedersehe! Vade, vade.

„O mein guter Herr Fortier, verzeihen Sie
erwiederte auf der Treppe eine andere Stimme; „i
denn der Mühe werth, daß Sie so in Zorn gera
über einen armseligen kleinen Barbarismus und e
Solecismen, wie Sie es nennen.“

„Drei Barbarismen und sieben Solecismen
einem Thema von fünfundzwanzig Zeilen!“ entge
die zornige Stimme.

„Das war heute so, Herr Abbé, ich gebe zu,
Donnerstag ist mein Unglückstag; wäre aber zu
morgen meine Aufgabe gut, würden Sie mir
heutiges Mißgeschick nicht verzeihen? sprechen
Herr Abbé.“

„Seit drei Jahren wiederholst Du mir alle C
positionstage dasselbe, Taugenichts; und die Prü
ist auf den ersten November festgesetzt und ich, de
auf die Bitte Deiner Tante Angélique die Schw
gehabt habe, Dich als Candidat für das in di
Augenblick beim Seminar von Soissons erledigte
pendium aufzuführen, ich werde die Schmach erl
meinen Zögling zurückweisen zu sehen und überall
rufen zu hören: Ange Pitou ist ein Esel; Ang
Pitovius asinus est.“

Bemerken wir sogleich, damit der wohlwoll

Leser Alles Interesse an ihm nimmt, das er verdient, daß Ange Pitou, dessen Name der Abbé Fortier so malerisch latinisirt hatte, der Held dieser Geschichte ist.

„O mein guter Herr Fortier! o mein lieber Lehrer!" erwiederte der Schüler in Verzweiflung.

„Ich, Dein Lehrer!" rief der Abbé, tief gedemüthigt durch diese Benennung. „Gott sei Dank, ich bin eben so wenig Dein Lehrer, als Du mein Schüler bist; ich verleugne Dich, ich kenne Dich nicht; ich wollte, ich hätte Dich nie gesehen, ich verbiete Dir, mich zu nennen, und sogar, mich zu grüßen. Retro, Unglücklicher, retro."

„Herr Abbé," beharrte der unglückliche Pitou, für den es von ernstem Interesse zu sein schien, daß er sich nicht mit seinem Lehrer entzweite, „Herr Abbé, ich flehe sie an, entziehen Sie mir nicht Ihre Theilnahme wegen einer verstümmelten Aufgabe."

„Ah!" rief außer sich gebracht durch diese letzte Bitte der Abbé, indem er die vier ersten Stufen hinabstieg, während durch eine gleiche Bewegung Ange Pitou die vier letzten hinabeilte und im Hofe zu erscheinen anfing, „ah! Du machst Logik, während Du nicht einmal ein Thema machen kannst; Du berechnest die Kräfte meiner Geduld, während Du nicht einmal den Nominativ vom Accusativ zu unterscheiden weißt?"

„Herr Abbé, Sie sind so gut gegen mich gewesen, daß Sie nur ein Wort zum hochwürdigsten Bischof, der uns prüft, zu sagen brauchen," erwiederte der Barbarismenmacher.

„Ich Unglücklicher soll wider mein Gewissen lügen?"

„Wenn es einer guten Handlung wegen geschieht, so wird Ihnen unser Herrgott verzeihen."

„Nie! nie!"

„Und dann, wer weiß? Die Examinatoren werden vielleicht nicht strenger gegen mich sein, als sie es zu Gunsten von Sebastien Gilbert, meinem Milchbruder,

gewesen sind, als er sich im vergangenen Jahr um
Pariser Stipendium bewarb. Er war doch ein
barismenmacher, Gott sei Dank! obgleich er erst
zehn Jahre und ich siebzehn."

„Ah! das ist doch einfältig," rief der Abbé,
die übrigen Stufen vollends herabstieg und nun
seiner Geißel in der Hand ebenfalls erschien, wäh
Pitou kluger Weise zwischen sich und seinem Pro
die erste Entfernung behauptete. „Ja, ich sage ei
tig," fügte er, die Arme kreuzend und seinen Sc
mit Entrüstung anschauend, bei. „Das ist also
Preis meiner Lectionen in der Dialektik! dreif
Thier! erinnerst Du Dich so des Axioms: Noti mi
loqui majora volens. Gerade weil Gilbert jü
war als Du, ist man nachsichtig gegen ein vier
jähriges Kind gewesen, während man es nicht g
einen großen Dummkopf von achtzehn Jahren sein w

„Ja, und auch weil er der Sohn von Herrn H
Gilbert ist, der achtzehntausend Livres Einkünfte
guten Gütern nur auf der Ebene von Pisseleux
erwiederte mit kläglichem Ton der Logiker.

Der Abbé Fortier schaute Pitou die Lippen
streckend und die Stirne faltend an.

„Das ist minder dumm," brummte er, nachde
seinen Schüler stillschweigend einen Augenblick be
tet hatte. „Indessen ist es nur scheinbar und
begründet."

„Oh! wenn ich der Sohn eines Mannes von
zehntausend Livres Rente wäre!" wiederholte
Pitou, der bemerkt zu haben glaubte, seine Ant
habe einigen Eindruck auf seinen Professor gemach

„Ja, doch Du bist es nicht. Dagegen bist
unwissend, wie der Bursche von dem Juvenal spr
eine profane Citation, — der Abbé bekreuzte sic
aber nicht minder richtig. Arcadius Juvenis.
wette, daß Du nicht einmal weißt, was Arc
sagen will."

„Bei Gott! arcadisch," antwortete Ange Pitou, indem er sich mit der Mündigkeit des Stolzes aufrichtete.

„Und dann weiter?"

„Was weiter?"

„Arcadien war das Land der Esel und bei den Alten wie bei uns war asinus synonym mit stultus."

„Ich wollte die Sache nicht so verstehen," sagte Pitou, „in Betracht, daß der Gedanke, der strenge Geist meines würdigen Professors könnte sich bis zur Satyre erniedrigen, weit von mir entfernt war."

Und der Abbé Fortier schaute ihn zum zweiten Male mit nicht minder tiefer Aufmerksamkeit als das erste Mal an.

„Bei meinem Wort," murmelte er, ein wenig besänftigt durch den Weihrauch seines Schülers, „es gibt Augenblicke, wo man darauf schwören würde, der Bursche sei nicht so dumm, als er aussieht."

„Ah! Herr Abbé," sagte Pitou, der, wenn nicht die Worte des Professors gehört, doch in seinem Gesicht den Ausdruck der Rückkehr zum Mitleid erhascht hatte, „verzeihen Sie mir, und Sie sollen sehen, welch ein schönes Thema ich morgen machen werde."

„Nun denn! ich willige ein," erwiederte der Abbé, indem er zum Zeichen des Waffenstillstands seine Geißel in seinen Gürtel steckte und sich Pitou näherte, der auf diese friedliche Demonstration an seinem Platze zu bleiben sich entschloß.

„Oh! ich danke, ich danke!" rief der Schüler.

„Warte und danke nicht so rasch; ja, ich verzeihe Dir, doch unter einer Bedingung."

Pitou neigte das Haupt und wartete mit Resignation, da er der Willkür des Lehrers anheimgegeben war.

„Unter der, daß Du mir ohne Fehler auf eine Frage antwortest, die ich an Dich richten werde."

„In lateinischer Sprache?" fragte Pitou ängstlich.

„Lateinisch," erwiederte der Professor.

Pitou stieß einen Seufzer aus.

In einem kurzen Zwischenraume, der nun
drangen die freudigen Schreie der Schüler, wel
dem Schloßplatz spielten, bis zu den Ohren vo
Pitou.

Pitou stieß einen noch tieferen Seufzer aus
„Quid virtus, quid religio?" fragte der A

Mit dem Nachdruck des Pädagogen ausgesp
erschollen diese Worte in den Ohren des armen
wie der Trompetenstoß des Engels vom jüngste
richt. Ein Wolke zog vor seinem Auge hin,
ging in seinem Verstande eine solche Anstrengun
daß er einen Augenblick die Möglichkeit, ein N
werden, begriff.

In Folge dieser Hirnarbeit, die, so ge
sie war, doch kein Resultat herbeiführte, ließ di
langte Antwort unbestimmte Zeit auf sich warten
hörte nun das gedehnte Geräusch einer Prise
welche langsam der furchtbare Frager schnupfte.

Pitou sah wohl, daß er ein Ende machen m

„Nescio" sagte er, in der Hoffnung, seine
wissenheit würde ihm verziehen werden, wenn er
lateinischer Sprache gestünde.

„Du weißt nicht, was die Tugend ist?" rie
Abbé, erstickend vor Zorn; „Du weißt nicht, wa
Religion ist?"

„Ich weiß es wohl französisch," erwiederte
aber ich weiß es nicht lateinisch."

„So gehe nach Arcadien, Juvenis, Alles ist v
zwischen uns, Wicht!"

Pitou war so niedergeschmettert, daß er nicht e
Schritt machte, um zu fliehen, obgleich der Abbé
tier seine Geißel aus seinem Gürtel mit ebenso
Würde gezogen hatte, als im Augenblick der Schl
ein Heerführer sein Schwert aus der Scheide gez
hätte.

„Aber was soll aus mir werden?" fragte

arme Kind, indem es seine beiden Arme träge an seiner Seite hinabhängen ließ, „was soll aus mir werden, wenn ich die Hoffnung, in das Seminar einzutreten, verliere?“

„Werde, was Du kannst, das ist mir, bei Gott, gleichgültig.“

„Wissen Sie denn nicht, daß meine Tante glaubt, ich sei schon Abbé?“

„Nun, sie wird erfahren, daß Du nicht einmal zum Meßner taugst.“

„Aber, Herr Fortier . . .“

„Ich sage Dir gehe Limina lingue.“

„Auf denn!“ sagte Pitou wie ein Mensch, der einen schmerzlichen Entschluß faßt, aber ihn dennoch faßt.

„Wollen Sie mir mein Pult lassen?“ fragte Pitou, in der Hoffnung, während der kurzen Frist, die ihm gegönnt wäre, würde das Herz des Abbé Fortier zu mitleidigeren Gefühlen zurückkehren.

„Ich glaube wohl,“ antwortete dieser, „Dein Pult und Alles, was es enthält.“

Pitou stieg mit kläglicher Miene die Treppe hinauf, denn die Klasse war im ersten Stock. Er trat in die Stube ein, wo um einen großen Tisch versammelt etwa vierzig Schüler sich den Anschein gaben, als arbeiteten sie, öffnete vorsichtig den Deckel seines Pultes, um zu sehen, ob die Gäste, die es enthielt, vollzählig wären, hob es mit einer Behutsamkeit auf, welche von seiner großen Sorgfalt für seine Zöglinge zeugte, und schlug mit langsamem, abgemessenem Schritt wieder den Weg nach der Hausflur ein.

Oben auf der Treppe stand mit ausgestrecktem Arm der Abbé Fortier und deutete mit dem Ende seiner Geißel die Stufe hinab.

Man mußte durch die caudinischen Pässe gehen; Ange Pitou machte sich so demüthig und klein, als er nur immer konnte. Dessen ungeachtet erhielt er beim Durchgang noch eine letzte Tracht mit dem Werkzeug,

dem der Abbé Fortier seine besten Schüler
danken gehabt hatte, und dessen Anwendung,
sie häufiger und ausgedehnter bei Ange Pitou,
irgend einem Andern, vorgekommen, wie man
von einem nur mittelmäßigen Resultat gewesen

Während Ange Pitou, eine letzte Thräne tr
mit seinem Pulte auf dem Kopf nach dem Pleu
Quartiere der Stadt wandert, wo seine Tante
sagen wir ein paar Worte von seinem Aeuße
von seinen Lebensvorgängen.

II.

Worin bewiesen wird, daß eine Tante ni immer eine Mutter ist.

Louis Ange Pitou war, wie er dies selbst in
Gespräche mit dem Abbé Fortier gesagt, in der
wo sich diese Geschichte eröffnet, siebzehn un
halbes Jahr alt. Es war ein langer, hagerer J
mit gelben Haaren, rothen Wangen und fayenceb
Augen. Die Blüthe der frischen, unschuldigen J
dehnte sich auf seinem breiten Mund aus, dessen
Lippen, indem sie sich übermäßig spalteten, zwei
ständige Reihen furchtbarer Zähne entblößten, f
bar für diejenigen, deren Mittagsbrod sie zu th
bestimmt waren. Am Ende seiner langen, knoch
Arme hingen, solid befestigt, Hände so breit
Tennenpatschen; ziemlich gebogene Beine, Kniee
dick wie Kindsköpfe, welche seine enge schwarze
springen machten, ungeheure Füße, die jedoch beq
in den durch den Gebrauch gerötheten kalbslede
Schuhen Platz hatten: dies war, mit einer Art
Kittel von brauner Sarsche, das genaue, unpartei
Signalement vom Erschüler des Abbé Fortier.

Es bleibt uns noch die moralische Seite zu schild

Ange Pitou wurde im Alter von zwölf Jahren Waise, zu welcher Zeit er das Unglück gehabt hatte, seine Mutter zu verlieren, deren einziger Sohn er gewesen. Damit ist gesagt, daß seit dem Tode seines Vaters, welcher starb, ehe er das Alter des Bewußtseins erreichte, Ange Pitou, von seiner Mutter angebetet, ungefähr gethan, was er gewollt, was, seine physische Erziehung ungemein entwickelt, aber seine moralische Erziehung gänzlich im Rückstand gelassen hatte. In dem reizenden Dorfe Haramont, das, eine Meile von der Stadt, mitten im Walde lag, geboren, waren seine ersten Ausflüge der Erforschung des heimathlichen Waldes und die erste Anwendung seines Verstandes der Bekriegung der Thiere, die ihn bewohnten, geweiht gewesen. Aus diesem, einem einzigen Ziele zugewendeten Streben erfolgte, daß mit zehn Jahren Ange Pitou ein ausgezeichneter Wilddieb und ein Vogelsteller ersten Ranges war, und zwar ohne Arbeit und besonders ohne Lectionen, ganz allein durch die Stärke des von der Natur dem inmitten der Wälder geborenen Menschen verliehenen Instinctes, der ein Theil von demjenigen zu sein scheint, welchen sie den Thieren gegeben hat. Es war ihm auch nicht eine Fährte von Hasen oder Kaninchen unbekannt. Auf drei Meilen in der Runde war nicht ein Tränkherd seiner Forschung entgangen, und überall fand man die Spuren seines Messers auf den für den Vogelfang geeigneten Bäumen. Durch diese unablässig wiederholten Uebungen hatte Pitou eine ganz außerordentliche Stärke erlangt.

Mittelst seiner langen Arme und seiner starken Kniee, die ihm die respectabelsten Aeste zu umfangen gestatteten, stieg er auf die Bäume, um die höchsten Nester mit einer Behendigkeit und Sicherheit auszunehmen, die ihm die Bewunderung seiner Kameraden zuzog und unter einer dem Aequator näheren Breite die Achtung der Affen bei der Jagd mit der Lockpfeife

hatte er der guten Frau die Hand gedrückt
nur die Worte gesagt:

„Rechnet auf mich im Nothfall."

Dann hatte er das Kind genommen, sich
Wege nach Ermenonville erkundigt, mit seinen
eine Pilgerfahrt nach dem Grabe von Rou
macht und war nach Villers-Cotterets zurü
Berührt ohne Zweifel durch die gesunde Luft,
hier athmete, sowie durch das Gute, das ihm d
von der Pension des Abbé Fortier gesagt, hatt
kleinen Gilbert bei dem würdigen Mann zurück
dessen philosophisches Aussehen er mit dem erst
gewürdigt; denn in jener Zeit war die Phi
eine so große Macht, daß sie sich selbst bei de
lichen eingeschlichen; wornach er, seine Adre
Abbé Fortier hinterlassend, wieder nach Pa
gereist war.

Die Mutter von Pitou kannte alle diese ei
Umstände. In dem Augenblick, wo sie sterbe
erinnerte sie sich der Worte: Rechnet auf m
Nothfall. Das war eine Erleuchtung. Ohne
hatte die Vorsehung dies Alles so gelenkt, dan
arme Pitou mehr fände, als er vielleicht verlo
ließ den Geistlichen kommen, da sie nicht zu sc
verstand; der Geistliche schrieb, und an demselb
wurde der Brief dem Abbé Fortier gebracht,
beeilte, die Adresse beizufügen und ihn auf d
zu bringen.

Es war Zeit; zwei Tage nachher starb sie.

Pitou war zu jung, um den Verlust, den
litten, in seinem ganzen Umfang zu fühlen;
weinte seine Mutter, nicht weil er die ewige Tre
des Grabes begriff, sondern weil er seine Mutte
bleich, entstellt sah, weil der Arme instinctartig e
der Schutzengel des Herdes sei entflohen, seiner A
beraubt, werde das Haus öde und unbewohnba
begriff nicht nur seine zukünftige Existenz nicht, so

nicht einmal die am andern Tag; als er seine Mutter nach dem Friedhofe geleitet, als die Erde auf dem Sarge ertönt, als sie sich, einen frischen Hügel bildend, gerundet hatte, setzte er sich auf das Grab und antwortete Jedem, der ihn aufforderte, aus dem Friedhof wegzugehen, den Kopf schüttelnd, er habe seine Mutter Madeleine nie verlassen und wolle bleiben, wo sie bleibe.

Er verweilte auch den ganzen übrigen Tag und die ganze Nacht auf dem Grabe.

Hier fand ihn der würdige Doctor, — haben wir gesagt, daß der zukünftige Beschützer von Pitou Arzt war? — hier fand ihn der würdige Doctor, als er, den ganzen Umfang der Pflicht begreifend, die ihm durch sein Versprechen auferlegt war, selbst ankam, um sie, kaum achtundvierzig Stunden nach dem Abgange des Briefs, zu erfüllen.

Ange war sehr jung gewesen, als er den Doctor zum ersten Mal gesehen. Bekanntlich aber hat die Jugend tiefe Eindrücke, welche ewige Erinnerungen hinterlassen, und dann hatte die Erscheinung des geheimnißvollen jungen Mannes ihre Spur im Hause fest eingeprägt. Er hatte hierher das von uns erwähnte Kind und mit ihm den Wohlstand gebracht; so oft Ange den Namen von Gilbert von seiner Mutter hatte aussprechen hören, war es mit einem Gefühle gewesen, das der Anbetung glich; als er sodann als ein gemachter Mann und mit dem neuen Doctorstitel wieder im Hause erschienen war, als er den Wohlthaten der Vergangenheit das Versprechen für die Zukunft beigefügt, da hatte Pitou aus der Dankbarkeit seiner Mutter geschlossen, er müsse selbst dankbar sein; und ohne genau zu wissen, was sie sagte, hatte er die Worte ewiger Erinnerung, tiefer Erkenntlichkeit gesammelt die seine Mutter in seiner Gegenwart ausgesprochen.

Sobald er also den Doctor durch die Gitterthüre des Kirchhofs erblickte, sobald er ihn mitten unter den

grasbewachsenen Gräbern und den zerbrochenen Krei
herbeischreiten sah, erkannte er ihn, stand auf
ging ihm entgegen, denn er begriff, daß er demjeni
welcher auf den Ruf seiner Mutter kam, nicht
sagen konnte, wie den Anderen; er leistete auch ke
andern Widerstand, als daß er den Kopf rückw
drehte, da ihn Gilbert bei der Hand nahm und wei
aus dem Kirchhof hinauszog. Ein elegantes Cabri
war vor der Thüre. Er hieß den armen Knaben
sitzen, ließ für den Augenblick das Haus seiner Mu
unter dem Schutze des öffentlichen Vertrauens und
Theilnahme, welche das Unglück einflößt, führte se
kleinen Schützling nach der Stadt und stieg mit
im besten Gasthause ab, welches zu jener Zeit
zum Dauphin war. Kaum hatte er sich hier
quartiert, als er einen Schneider holen ließ;
Voraus benachrichtigt, kam dieser sogleich mit fert
Kleidern. Er wählte vorsichtig für Pitou Klei
welche zwei bis drei Zoll zu lang, ein Ueberfluß,
nach der Art, wie unser Held wuchs, von keiner lan
Dauer zu sein versprach, und wanderte sodann mit
nach dem von uns bezeichneten Quartier, gen
der Pleux.

Je näher er diesem Quartiere kam, desto m
hemmte Pitou seinen Schritt; denn offenbar fü
man ihn zu seiner Tante Angélique, und trotz
wenigen Male, die er seine Pathe gesehen, — die T
Angélique hatte nämlich Pitou mit seinem poeti
Taufnamen beschenkt, — bewahrte er doch eine fu
bare Erinnerung an diese ehrwürdige Verwandtin.

Die Tante Angélique besaß in der That ni
Anziehendes für ein Kind, das sich an alle M
waltungen mütterlicher Fürsorge gewöhnt hatte:
Tante Angélique war in jener Zeit eine alte Jun
von fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahren,
dumpft durch den Mißbrauch der ängstlichsten R
gionsübungen, bei der eine mißverstandene Frömmi

alle mitleidige, menschliche Gefühle verengt und zusammengeschnürt hatte, um an ihrer Stelle eine natürliche Dosis gierigen Verstandes zu pflegen, die sich täglich im beständigen Umgang mit den Betschwestern der Stadt vermehrte. Sie lebte nicht gerade von Almosen, doch außer dem Verkauf von flächsenem Garn, das sie am Rädchen spann, und der Vermiethung der Kirchenstühle, die ihr vom Capitel bewilligt worden war, empfing sie von Zeit zu Zeit von frommen Personen, die sich von ihrer Scheinheiligkeit bethören ließen, kleine Summen, welche sie von Kupfermünze Anfangs in Silbermünze und von Silbermünze in Louis d'or verwandelte, die nicht nur ohne daß Jemand sie verschwinden sah, sondern sogar ohne daß eine Seele ihr Vorhandensein muthmaßte, verschwanden und einer um den andern in dem Kissen des Lehnstuhls auf dem sie arbeitete, begraben wurden; und befanden sie sich einmal in diesem Versteck, so trafen sie, umhertappend, eine gewisse Anzahl ihrer Kameraden, welche, wie sie, einzeln gesammelt worden und nun bestimmt waren, fortan von der Circulation ausgeschlossen zu sein, bis zu dem unbekannten Tag, wo der Tod der alten Jungfer sie in die Hände ihres Erben bringen würde.

Nach der Wohnung dieser ehrwürdigen Verwandtin begab sich also der Doctor Gilbert, den großen Pitou an der Hand fortziehend.

Wir sagen den großen Pitou, weil vom ersten Vierteljahr nach seiner Geburt Pitou für sein Alter immer zu groß gewesen war.

Mademoiselle Rose Angélique Pitou war in dem Augenblick, wo sich ihre Thüre öffnete, um ihren Neffen und den Doctor einzulassen, in sehr freudiger Laune. Während man die Todtenmesse über dem Leichnam ihrer Schwägerin in der Kirche von Haramont las, hatten Hochzeiten und Taufen in der Kirche von Villers-Cotterets stattgefunden, so daß die Einnahme für die

Stühle an einem Tage auf sechs Livres angewachsen war. Mademoiselle Angélique hatte ihre Sous in einen großen Thaler verwandelt, welcher wiederum mit den drei anderen zu verschiedenen Zeiten in Reserve gelegten Thalern einen Louis d'or gaben. Dieser Louis d'or war so eben den übrigen Louis d'or beigesellt worden und der Tag, an welchem eine solche Vereinigung stattfand, bildete natürlich einen Festtag für Mademoiselle Angélique.

Gerade in dem Augenblick, wo, nachdem sie ihre während der Operation geschlossene Thüre wieder geöffnet, die Tante Angélique eine letzte Runde um ihren Lehnstuhl gemacht hatte, um sich zu versichern, nichts im Aeußern verrathe den im Innern verborgenen Schatz, traten der Doctor und Pitou ein.

Die Scene wäre rührend gewesen, doch in den Augen eines so richtigen Beobachters, wie der Doctor Gilbert, war sie nur grotesk. Als sie ihren Neffen erblickte, sprach die alte Frömmlerin ein paar Worte von ihrer armen theuren Schwester, die sie so sehr geliebt, und gab sich die Miene, als wischte sie eine Thräne ab. Der Doctor, der in die tiefste Tiefe des Herzens der alten Jungfer sehen wollte, ehe er in Beziehung auf sie einen Entschluß fassen würde, der Doctor hielt zum Schein Mademoiselle Angélique eine Rede über die Pflichten der Tanten gegen die Neffen. Doch in dem Maße, in welchem die Rede sich entwickelte und die Worte von den Lippen des Doctors fielen, trank das Auge der alten Jungfer die Thräne, die es befeuchtet hatte, alle ihre Züge nahmen die Trockenheit des Pergaments wieder an, mit dem sie bedeckt zu sein schienen; sie hob die linke Hand bis zur Höhe ihres spitzigen Kinns empor und fing an mit der rechten an ihren dürren Fingern die annähernde Zahl der Sous zu berechnen, die ihr das Vermiethen der Stühle jährlich eintrug, so daß sie, da es der Zufall gefügt, daß die Rechnung zugleich mit der Rede

geschlossen war, auf der Stelle antworten konnte: wie sehr sie auch ihre arme Schwester geliebt, und in welch hohem Grade sie auch Theilnahme für ihren Neffen hege, so gestatten ihr doch ihre geringen Einnahmen, trotz ihres doppelten Titels als Tante und Pathe, keinen Zuwachs an Ausgaben.

Der Doctor war übrigens auf diese Weigerung gefaßt gewesen, sie überraschte ihn daher nicht. Er gehörte zu den großen Parteigängern der neuen Ideen und da der erste Band vom Werke von Lavater erschienen war, so hatte er die physiognomische Lehre des Philosophen von Zürich schon auf das hagere gelbe Gesicht von Mademoiselle Angélique angewendet.

Diese Prüfung hatte ihm als Erfolg angegeben: die kleinen, glühenden Augen der alten Jungfer, ihre lange Nase und ihre dünnen Lippen bieten die Vereinigung in einer Person der Habgier, der Selbstsucht und der Heuchelei.

Die Antwort erregte bei ihm, wie gesagt, nicht das geringste Erstaunen. Als Beobachter wollte er jedoch sehen, wie weit die Frömmlerin die Entwickelung dieser drei gemeinen Fehler treiben würde.

„Aber, Mademoiselle," sagte er, „Ange Pitou ist ein armes Waisenkind, der Sohn Ihres Bruders, und Sie können, im Namen der Menschlichkeit, den Sohn Ihres Bruders nicht der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassen."

„Oh! hören Sie doch, Herr Gilbert," erwiederte die alte Jungfer, „das ist eine Mehrausgabe von wenigstens sechs Sous täglich, und zwar noch gering gerechnet: denn dieser Junge muß mindestens ein Pfund Brod den Tag essen."

Pitou schnitt ein Gesicht: er aß gewöhnlich anderthalb Pfunde nur bei seinem Frühstück.

„Abgesehen von der Seife für seine Wäsche," fuhr die Betschwester fort, „und ich erinnere mich, daß er erschrecklich verschmutzt."

Pitou verschmutzte allerdings sehr, und das ist b greiflich, wenn man sich des Lebens erinnern will, d er führte; doch man mußte ihm Gerechtigkeit wide fahren lassen, er zerriß noch viel mehr, als er ve schmutzte.

„Ah!“ sagte der Doctor, „pfui! Mademoisell Angélique! Sie, die Sie so sehr die christliche Lieb üben, machen solche Berechnungen bei einem Neffe und Pathen!“

„Abgesehen von der Unterhaltung der Kleider,“ rief ausbrechend die alte Frömmlerin, welche ihr Schwester Madeleine beständig mit Flickereien und Ausbesserungen an den Wämmsern und Hosen ihres Neffen beschäftigt gesehen zu haben sich erinnerte.

„Sie weigern sich also, Ihren Neffen zu sich zu nehmen?“ sagte der Doctor; „von der Schwelle seiner Tante zurückgestoßen, wird die Waise genöthigt sein, Almosen auf der Schwelle fremder Häuser zu fordern.“

So habgierig sie auch war, so begriff die Betschwester doch das Gehässige, das ganz natürlich auf sie zurückfallen müßte, wäre ihr Neffe, durch ihre Weigerung, ihn aufzunehmen, genöthigt, eine solche Extremität zu ergreifen.

„Nein,“ sagte sie, „ich behalte ihn bei mir.“

„Ah!“ machte der Doctor, glücklich, ein gutes Gefühl in diesem Herzen zu finden, das er für vertrocknet hielt.

„Ja,“ fuhr die alte Jungfer fort, „ich werde ihn den Augustinern von Bourg-Fontaine empfehlen, und er wird bei ihnen als Laienbruder eintreten.“

Der Doctor war, wie gesagt, Philosoph. Man kennt den Werth des Wortes Philosoph in jener Zeit.

Er beschloß daher auf der Stelle, einen Neophyten den Augustinern zu entreißen, und zwar mit demselben Eifer, den die Augustiner ihrerseits angewandt hätten, einen Adepten den Philosophen zu entführen.

„Nun wohl!“ sprach er, indem er die Hand an

seine tiefe Tasche drückte, „da Sie in einer so schlimmen Lage sind, meine liebe Demoiselle Angélique, daß Sie sich in Ermanglung eigener Mittel genöthigt sehen, Ihren Neffen der Wohlthätigkeit Anderer zu empfehlen, so werde ich Jemand suchen, der wirksamer als Sie zum Unterhalt des armen verwaisten Knaben die Summe anzuwenden vermag, die ich für ihn bestimmt habe . . . Ich muß nach Amerika zurückkehren und werde vor meinem Abgang Ihren Neffen Pitou in die Lehre bei einem Tischler oder bei einem Stellmacher bringen. Er selbst soll übrigens einen Stand nach seinem Beruf wählen. Während meiner Abwesenheit wird er groß werden, und bei meiner Rückkehr wird er schon geschickt in seinem Handwerk sein, und ich werde dann sehen, was sich für ihn thun läßt. Auf, mein Kind, küsse Deine Tante und laß uns gehen," fügte der Doctor bei.

Der Doctor hatte noch nicht vollendet, als Pitou schon mit seinen zwei langen Armen auf die ehrwürdige Jungfer zustürzte; es drängte ihn in der That sehr, seine Tante zu küssen, unter der Bedingung, daß dieser Kuß zwischen ihm und ihr das Zeichen einer ewigen Trennung wäre.

Doch bei dem Worte die Summe, bei der Geberde des Doctors, der seine Hand in seine Tasche steckte, beim silbernen Klang, den diese Hand eine Masse von großen Thalern, deren Quantum man nach der Ausdehnung des Rockes berechnen konnte, von sich geben ließ, hatte die alte Jungfer die Wärme der Habgier bis zu ihrem Herzen aufsteigen gefühlt.

„Ah!" sagte sie, „mein lieber Herr Gilbert, Sie wissen Eines wohl."

„Was?" fragte der Doctor.

„Ei! mein guter Gott! daß Niemand in der Welt das arme Kind so sehr lieben wird, als ich!"

Und ihre magern Arme mit den ausgestreckten Armen von Pitou verschlingend, drückte sie auf jede

Pitou verschmutzte allerdings sehr, und das ist l greiflich, wenn man sich des Lebens erinnern will, d er führte; doch man mußte ihm Gerechtigkeit wid fahren lassen, er zerriß noch viel mehr, als er ve schmutzte.

„Ah!" sagte der Doctor, „pfui! Mademoisel Angélique! Sie, die Sie so sehr die christliche Lie üben, machen solche Berechnungen bei einem Neff und Pathen!"

„Abgesehen von der Unterhaltung der Kleider, rief ausbrechend die alte Frömmlerin, welche ih Schwester Madeleine beständig mit Flickereien un Ausbesserungen an den Wämmsern und Hosen ihre Neffen beschäftigt gesehen zu haben sich erinnerte.

„Sie weigern sich also, Ihren Neffen zu sich z nehmen?" sagte der Doctor; „von der Schwelle seine Tante zurückgestoßen, wird die Waise genöthigt sei Almosen auf der Schwelle fremder Häuser zu fordern.

So habgierig sie auch war, so begriff die Bet schwester doch das Gehässige, das ganz natürlich au sie zurückfallen müßte, wäre ihr Neffe, durch ihr Weigerung, ihn aufzunehmen, genöthigt, eine solche Ex tremität zu ergreifen.

„Nein," sagte sie, „ich behalte ihn bei mir."

„Ah!" machte der Doctor, glücklich, ein gute Gefühl in diesem Herzen zu finden, das er für ver trocknet hielt.

„Ja," fuhr die alte Jungfer fort, „ich werde ihn den Augustinern von Bourg-Fontaine empfehlen, und er wird bei ihnen als Laienbruder eintreten."

Der Doctor war, wie gesagt, Philosoph. Man kennt den Werth des Wortes Philosoph in jener Zeit. Er beschloß daher auf der Stelle, einen Neophyten den Augustinern zu entreißen, und zwar mit demselben Eifer, den die Augustiner ihrerseits angewandt hätten, einen Adepten den Philosophen zu entführen.

„Nun wohl!" sprach er, indem er die Hand an

seine tiefe Tasche drückte, „da Sie in einer so schlimmen Lage sind, meine liebe Demoiselle Angélique, daß Sie sich in Ermanglung eigener Mittel genöthigt sehen, Ihren Neffen der Wohlthätigkeit Anderer zu empfehlen, so werde ich Jemand suchen, der wirksamer als Sie zum Unterhalt des armen verwaisten Knaben die Summe anzuwenden vermag, die ich für ihn bestimmt habe . . . Ich muß nach Amerika zurückkehren und werde vor meinem Abgang Ihren Neffen Pitou in die Lehre bei einem Tischler oder bei einem Stellmacher bringen. Er selbst soll übrigens einen Stand nach seinem Beruf wählen. Während meiner Abwesenheit wird er groß werden, und bei meiner Rückkehr wird er schon geschickt in seinem Handwerk sein, und ich werde dann sehen, was sich für ihn thun läßt. Auf, mein Kind, küsse Deine Tante und laß uns gehen," fügte der Doctor bei.

Der Doctor hatte noch nicht vollendet, als Pitou schon mit seinen zwei langen Armen auf die ehrwürdige Jungfer zustürzte; es drängte ihn in der That sehr, seine Tante zu küssen, unter der Bedingung, daß dieser Kuß zwischen ihm und ihr das Zeichen einer ewigen Trennung wäre.

Doch bei dem Worte die Summe, bei der Geberde des Doctors, der seine Hand in seine Tasche steckte, beim silbernen Klang, den diese Hand eine Masse von großen Thalern, deren Quantum man nach der Ausdehnung des Rockes berechnen konnte, von sich geben ließ, hatte die alte Jungfer die Wärme der Habgier bis zu ihrem Herzen aufsteigen gefühlt.

„Ah!" sagte sie, „mein lieber Herr Gilbert, Sie wissen Eines wohl."

„Was?" fragte der Doctor.

„Ei! mein guter Gott! daß Niemand in der Welt das arme Kind so sehr lieben wird, als ich!"

Und ihre magern Arme mit den ausgestreckten Armen von Pitou verschlingend, drückte sie auf jede

von seinen Wangen einen sauren Kuß, der ihn v den Fußspitzen bis zu den Haarwurzeln schauern mach

„Oh! gewiß," sagte der Doctor, „ich weiß das wo und ich zweifelte so wenig an Ihrer Freundschaft f ihn, daß ich ihn unmittelbar zu Ihnen, als sein natürlichen Stütze, brachte. Aber was Sie mir so eb sagten, liebe Demoiselle, hat mich zugleich von Ihre guten Willen und von Ihrem Unvermögen überzeu und Sie sind, wie ich wohl einsehe, selbst zu arm, u einem noch Aermeren zu helfen."

„Ei! mein guter Herr Gilbert," entgegnete d alte Frömmlerin, „ist nicht der liebe Herrgott i Himmel, und ernährt er nicht vom Himmel herab all seine Geschöpfe?"

„Das ist wahr, aber wenn er den Vögeln Futte gibt, so bringt er doch die Waisen nicht in die Lehre Das muß nun für Ange Pitou geschehen, und das wir Sie bei Ihren geringen Mitteln ohne Zweifel zu vie kosten."

„Wenn Sie aber diese Summe geben, Herr Doctor?"

„Welche Summe?"

„Die Summe, von der Sie gesprochen, die Summe, die hier in Ihrer Tasche ist?" fügte die Betschwester bei, indem sie ihren gekrümmten Finger gegen den Schooß des kastanienbraunen Rockes ausstreckte.

„Ich werde sie sicherlich geben, liebe Demoiselle Angélique, doch ich sage Ihnen zum Voraus, nur unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Daß das Kind ein bestimmtes Gewerbe erlernt."

„Es soll eines haben, ich verspreche es Ihnen bei meinem Wort, Herr Doctor," sagte die Frömmlerin, mit Augen, welche gleichsam auf der Tasche, deren Schaukeln sie folgten, festgewurzelt waren.

„Sie versprechen es mir?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Im Ernste, nicht wahr?"

„Ich nehme den guten Gott zum Zeugen der Wahrheit meines Schwures," erwiederte Angélique. Und sie streckte horizontal ihre fleischlose Hand aus.

„Gut, es sei," sagte der Doctor, während er aus seiner Tasche einen Sack mit völlig prallem Bauch zog; „ich bin bereit, das Geld zu geben, wie Sie sehen; sind Sie Ihrerseits bereit, mir für das Kind zu haften?"

„Bei dem wahrhaftigen Kreuze, Herr Gilbert."

„Schwören wir nicht so sehr, liebe Demoiselle, und unterzeichnen wir ein wenig."

„Ich werde unterzeichnen, Herr Gilbert, ich werde unterzeichnen."

„Vor dem Notar?"

„Vor dem Notar."

„So gehen wir ein wenig zu Papa Niguet."

Der Papa Niguet, dem in Folge einer langen Bekanntschaft der Doctor diesen freundschaftlichen Titel gab, war, wie diejenigen von unsern Lesern schon wissen, welche mit unserem Buche Joseph Balsamo vertraut sind, der angesehenste Notar des Ortes.

Mademoiselle Angélique, deren Notar Meister Niguet auch war, hatte nichts gegen die vom Doctor getroffene Wahl einzuwenden. Sie folgte ihm daher in die bezeichnete Schreibstube. Hier protocollirte der Notar das von Demoiselle Rose Angélique Pitou geleistete Versprechen, ihren Neffen Louis Ange Pitou zu sich zu nehmen und zu Ausübung eines ehrenhaften Gewerbes gelangen zu lassen, wogegen sie jährlich die Summe von zweihundert Livres erhalten sollte.

Am andern Tag verließ der Doctor Villers-Cotterets, nachdem er einige Rechnungen mit einem seiner Pächter geordnet hatte, auf den wir später zurückkommen werden. Und Mademoiselle Pitou, welche wie ein Geier über die genannten, zum Voraus zahlbaren, zweihundert Livres herfiel, schloß acht schöne Louisd'ors in ihren Lehnstuhl ein.

Was die übrig bleibenden acht Livres betrifft, s
warteten sie in einer kleinen Unterschale von Porzellan
welche seit dreißig bis vierzig Jahren Schaaren vo
Münzen von allen möglichen Sorten hatte durchziehe
sehen, bis die Ernte von einigen Sonntagen die Summ
von vierundzwanzig Livres vervollständigte, eine Zahl
bei der, wie wir dies erklärt haben, die genannte Summ
eine Verwandlung in Gold durchmachte und von de
Schale in den Lehnstuhl überging.

III.

Ange Pitou bei seiner Tante.

Wir haben gesehen, wie wenig Sympathie Ange Pitou für einen zu langen Aufenthalt bei seiner guten Tante Angélique hegte; mit einem dem der Thiere, mit welchen er Krieg zu führen pflegte, gleichen oder ihm vielleicht überlegenen Instincte begabt, hatte der arme Knabe zum Voraus errathen, was bei diesem Aufenthalt seiner, wir sagen nicht an Täuschungen, denn wir haben gesehen, daß er sich nicht einen Augenblick Illusionen machte, sondern an Verdrießlichkeiten, Plackereien und Widerwärtigkeiten harrte.

Einmal, sobald der Doctor Gilbert abgereist, und es ist nicht zu leugnen, das hatte Pitou nicht am meisten gegen seine Tante mißstimmt, war nicht einen Augenblick mehr davon die Rede gewesen, das Kind in die Lehre zu bringen. Wohl hatte der Notar mit einem Worte diese förmliche Uebereinkunft berührt; aber Mademoiselle Angélique antwortete, ihr Neffe sei noch zu jung und besonders von zu zarter Gesundheit, um Arbeiten unterworfen zu werden, die vielleicht seine Kräfte übersteigen würden. Bei dieser Bemerkung

bewunderte der Notar das gute Herz von Mademoiselle Pitou und verschob die Lehre auf das nächste Jahr. Dabei war keine Zeit verloren, denn der Knabe hatte erst sein zwölftes Jahr erreicht.

Sobald er bei seiner Tante war, und während diese darüber nachsann, was der beste Nutzen sein möchte, den sie aus ihrem Neffen ziehen könnte, hatte Pitou, der sich wieder in seinem Walde befand, auch schon alle seine topographischen Anordnungen getroffen, um in Villers-Cotterets dasselbe Leben zu führen, wie in Haramont. Denn eine Wanderung in der Runde hatte ihn in der That gelehrt, die besten Tränkherde wären die am Wege nach Dampleux, am Wege nach Compiègne und am Wege nach Vivières, und der wildreichste Bezirk sei der der Wolfsheide.

Nachdem er diese Recognoscirung vorgenommen, traf Pitou demgemäß seine Vorkehrungen.

Das, was er sich am leichtesten verschaffen konnte, insofern es keine Anlage von Kapitalien erforderte, war der Leim und die Leimruthen. Die Rinde der Stechpalme mit einem Mörserkeile zermalmt und im großen Wasser gewaschen verschaffte den Leim; die Ruthen aber wuchsen zu Tausenden auf den Birken der Umgegend. Pitou verfertigte sich, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, ein Tausend Leimruthen und einen Topf Leim erster Qualität, und an einem schönen Morgen, nachdem er Tags zuvor auf Rechnung seiner Tante einen vierpfündigen Laib Brod beim Bäcker genommen hatte, ging er in der Dämmerung weg, blieb den ganzen Tag auswärts und kehrte erst bei sinkender Nacht wieder zurück.

Pitou hatte einen solchen Entschluß nicht gefaßt, ohne die Folgen davon zu berechnen. Er hatte einen Sturm vorhergesehen. Ohne die Weisheit von Sokrates zu besitzen, kannte er doch die Laune seiner Tante Angélique ebenso gut, als der berühmte Lehrer von Alcibiades die seiner Frau Xantippe kannte.

Pitou hatte sich in seiner Vorhersehung nicht getäuscht, doch er gedachte dem Sturme dadurch die Stirne zu bieten, daß er der alten Frömmlerin den Ertrag seines Tagewerkes überreichen würde. Nur hatte er den Platz nicht errathen können, wo ihn der Blitzstrahl treffen würde.

Der Blitzstrahl traf ihn bei seinem Eintritt.

Mademoiselle Angélique hatte sich hinter der Thür in den Hinterhalt gelegt, um ihren Neffen beim Vorübergehen nicht zu verfehlen, so daß er in dem Augenblick, wo er den Fuß in die Stube setzte, einen Schlag an das Hinterhaupt erhielt, an dem er, ohne einer anderen Belehrung zu bedürfen, vollkommen die dürre Hand der Betschwester erkannte.

Zum Glück hatte Pitou einen harten Kopf, und obgleich ihn der Schlag kaum erschütterte, gab er sich doch, um seine Tante zu rühren, deren Zorn sich dadurch vermehrte, daß sie sich durch ein maßloses Schlagen an den Fingern sehr wehe gethan, den Anschein, als fiele er stolpernd an das andere Ende der Stube. Sobald er hier angelangt war und seine Tante, ihren Rocken in der Hand, auf sich zukommen sah, zog er hastig aus seiner Tasche den Talismann, auf den er gerechnet hatte, um sich Verzeihung für sein Ausbleiben zu verschaffen.

Das waren zwei Dutzend Vögel, worunter ein Dutzend Rothkehlchen und ein halbes Dutzend Drosseln.

Mademoiselle Angélique riß ihre Augen ganz erstaunt auf und fuhr der Form wegen fort zu zanken; aber während sie schalt, bemächtigte sich ihre Hand des Jagdertrags ihres Neffen, sie machte drei Schritte gegen die Lampe und fragte:

„Was ist das?“

„Sie sehen es wohl, mein gutes Tantchen Angélique,“ erwiederte Pitou, „es sind Vögel.“

„Gut zum Essen?“ sagte rasch die alte Jungfer,

welche in ihrer Eigenschaft als Betschwester natürlich eßgierig war.

„Gut zum Essen!“ wiederholte Pitou, „entschuldigen Sie; Rothkehlchen und Drosseln, ich glaube wohl.“

„Und wo hast Du diese Thiere gestohlen, kleiner Unglücklicher?“

„Ich habe sie nicht gestohlen, ich habe sie gefangen.“

„Wie?“

„Am Tränkherd.“

„Was ist das, ein Tränkherd?“

Pitou schaute seine Tante mit erstaunter Miene an; er konnte nicht begreifen, daß es in der Welt eine Person gebe, die in ihrer Erziehung vernachlässigt genug sei, um nicht zu wissen, was der Tränkherd bedeute.

„Der Tränkherd?“ erwiederte er. „Bei Gott! das ist der Tränkherd.“

„Ja, kleiner Schlingel, aber ich weiß nicht, was das ist.“

Da Pitou voll Mitleid gegen alle Unwissenheiten war, so antwortete er:

„Der Tränkherd ist eine kleine Lache, es finden sich solche ungefähr dreißig im Wald; man legt Leimruthen rings umher, und wenn die Vögel, die das nicht kennen, die Dummköpfe, kommen, um zu trinken, so fangen sie sich.“

„Woran?

„Am Leim.“

„Ah! ah!“ sagte die Tante Angélique, „ich begreife; doch wer hat Dir Geld gegeben?“

„Geld?“ erwiederte Pitou, erstaunt, daß man glauben konnte, er habe je einen Pfennig besessen; „Geld, Tante Angélique?“

„Ja.“

„Niemand.“

„Mit was hast Du denn den Leim gekauft?“

„Ich habe den Leim selbst gemacht.“

„Und die Leimruthen?“

„Auch."
„Diese Vögel ..."
„Nun, Tante?"
„Sie kosten Dich nichts?"
„Die Mühe, mich zu bücken und sie zu nehmen."
„Und kann man oft an den Tränkherd gehen?"
„Man kann alle Tage dahin gehen."
„Gut."
„Nur muß man nicht ..."
„Was muß man nicht?"
„Alle Tage dahin gehen."
„Aus welchem Grunde?"
„Weil das ruinirt."
„Was ruinirt das?"
„Den Tränkherd. Sie begreifen, Tante Angélique, die Vögel, die man gefangen hat ..."
„Nun?"
„Sie sind nicht mehr da."
„Das ist richtig," sagte die Tante.
Zum ersten Mal, seitdem er sich in ihrem Hause befand, gab die Tante Angélique ihrem Neffen Recht; diese ungewohnte Billigung entzückte auch Pitou.
„Doch," sagte er, „an den Tagen, wo man nicht an den Tränkherd geht, geht man anderswo hin. An den Tagen, wo man keine Vögel fängt, fängt man etwas Anderes."
„Und was fängt man denn?"
„Man fängt Kaninchen."
„Kaninchen?"
„Ja. Man ißt das Fleisch und verkauft den Balg. Ein Kaninchenbalg ist zwei Sous werth."
Die Tante Angélique schaute ihren Neffen mit ganz erstaunten Augen an; sie hatte nie in ihm einen so großen Oekonomen gesehen. Pitou hatte sich geoffenbart.
„Aber ich werde die Kaninchenbälge verkaufen?"
„Allerdings, wie es Mama Madeleine machte."

Es war dem Kinde nie der Gedanke gekommen, es könnte von dem Ertrage seiner Jagd etwas Anderes in Anspruch nehmen, als seinen Theil am Verzehren.

„Und wann wirst Du Kaninchen fangen?“ fragte Mademoiselle Angélique.

„Ah! sobald ich Schlingen habe,“ erwiederte Pitou.

„Nun denn! so mache Schlingen.“

Pitou schüttelte den Kopf.

„Du hast ja Leim und Leimruthen gemacht!“

„Ah! ich verstehe wohl Leim und Leimruthen zu machen, das ist wahr; aber ich verstehe nicht Messingdraht zu machen; das kauft man fertig bei den Krämern.“

„Und wie viel kostet das?“

„Oh! mit vier Sous werde ich wohl zwei Dutzend machen,“ antwortete Pitou, an den Fingern rechnend.

„Und wie viel kannst Du mit zwei Dutzenden Kaninchen fangen?“

„Das ist, wie es gerade kommt: vier, fünf, sechs vielleicht; und dann dienen diese Schlingen mehrere Male, wenn sie der Aufseher nicht findet.“

„Hier hast Du vier Sous,“ sagte die Tante Angélique, „kaufe Messingdraht bei Herrn Dambrun und gehe morgen auf die Kaninchenjagd.“

„Ich werde die Schlingen morgen legen,“ erwiederte Pitou, „doch erst übermorgen früh erfahre ich, ob sich Kaninchen gefangen haben.“

„Gut; gehe immerhin.“

Der Messingdraht war minder theuer in der Stadt, als auf dem Lande, weil die Krämer von Haramont sich in Villers-Cotterets damit versahen. Pitou erhielt also vierundzwanzig Schlingen für drei Sous. Er brachte einen Sou seiner Tante zurück.

Diese unerwartete Ehrlichkeit ihres Neffen rührte beinahe die alte Jungfer. Sie hatte einen Augenblick den Gedanken, die Absicht, mit diesem Sou, der nicht verwendet worden war, ihren Neffen zu beschenken. Zum

Unglück für Pitou war es ein mit dem Hammer breit geschlagener Sou, der in der Dämmerung für zwei Sous gelten konnte. Mademoiselle Angélique dachte, man müsse ein Geldstück nicht ausgeben, das hundert Procent tragen könne, und steckte den Sou wieder in die Tasche.

Pitou hatte die Bewegung bemerkt, aber nicht analysirt. Es wäre ihm nie eingefallen, seine Tante könnte ihm einen Sou geben.

Er verfertigte seine Schlingen.

Am andern Morgen verlangte er einen Sack von Mademoiselle Angélique.

„Wozu?“ fragte die alte Jungfer.

„Weil ich einen brauche,“ antwortete Pitou, der voller Geheimnisse war.

Mademoiselle Angélique gab ihm den verlangten Sack, legte den Vorrath an Brod und Käse hinein, der zum Frühstück und Mittagessen ihres Neffen dienen sollte, und dieser ging sogleich nach der Wolfsheide ab.

Die Tante Angélique ihrerseits fing damit an, daß sie die zwölf Rothkehlchen rupfte, die sie zu ihrem Frühstück und ihrem Mittagessen bestimmt hatte. Sie brachte zwei Drosseln dem Abbé Fortier und verkaufte die vier andern an den Wirth zur Goldenen Kugel, der sie ihr mit drei Sous das Stück bezahlte und ihr alle, die sie ihm bringen würde, um denselben Preis abzunehmen versprach.

Die Tante Angélique kehrte strahlend zurück. Der Segen des Himmels war mit Pitou in ihrem Hause eingekehrt.

„Ah!“ sagte sie, während sie ihre Rothkehlchen aß, welche fett waren wie Ortolane und zart wie Feigenschnepfen; „man hat Recht, wenn man behauptet, eine Wohlthat sei nie verloren.“

Am Abend kam Ange nach Hause; er trug auf seinem Rücken einen herrlich gerundeten Sack. Diesmal erwartete ihn die Tante nicht hinter der Thüre,

sondern auf der Schwelle, und statt mit einer Kopfnuß empfangen zu werden, wurde der Knabe mit einer Grimasse aufgenommen, welche beinahe einem Lächeln glich.

„Hier bin ich!“ rief Pitou, als er in die Stube mit jener Dreistigkeit eintrat, welche das Bewußtsein eines gut ausgefüllten Tages bezeichnet.

„Du und Dein Sack,“ sagte die Tante Angélique.

„Ich und mein Sack,“ erwiederte Pitou.

„Und was ist in Deinem Sack,“ fragte die Tante Angélique.

„Bucheln.“

„Bucheln!“

„Allerdings; Sie begreifen wohl, Tante Angélique, wenn der Vater La Jeunesse, der Schütze der Wolfshaide, mich auf seinem Bezirk ohne meinen Sack hätte herumstreichen sehen, so würde er zu mir gesagt haben: „„Was machst Du hier, kleiner Landstreicher?““ Abgesehen davon, daß er etwas vermuthet hätte. Während ich mit meinem Sack, wenn er mich fragt, was ich machen wolle, ihm antworte: „„Ich komme zur Buchellese; ist es denn verboten, zur Buchellese zu gehen?““ „„Nein.““ „„Nun, wenn das nicht verboten ist, so haben Sie mir nichts zu sagen.““ In der That, wenn er etwas sagt, der Vater La Jeunesse, so hat er Unrecht.“

„Also hast Du Deinen Tag damit zugebracht, daß Du Bucheln gelesen, statt die Schlingen zu legen, Träger!“ rief die Tante Angélique, welche unter allen diesen Kniffen ihres Neffen die Kaninchen sich entgehen zu sehen glaubte.

„Im Gegentheil, ich habe meine Schlingen gelegt, während ich Bucheln las, so daß er mich bei der Arbeit sah.“

„Und er hat Dir nichts gesagt?“

„Doch. Er hat mir gesagt: „„Du wirst Deiner Tante Pitou meine Complimente ausrichten.““ Nun! ist das ein braver Mann, der Vater La Jeunesse!“

„Aber die Kaninchen?“ versetzte die Tante Angélique, welche nichts von ihrem Hauptgedanken abbringen konnte.

„Die Kaninchen? Der Mond geht um Mitternacht auf, und ich werde um ein Uhr nachsehen, ob sie gefangen sind.“

„Wo dies?“

„Im Walde.“

„Wie, Du wirst um ein Uhr Morgens in den Wald gehen?“

„Ja wohl!“

„Ohne Angst zu haben?“

„Angst, wovor?“

Die Tante Angélique war ebenso erstaunt über den Muth von Pitou, als sie über seine Speculationen erstaunt gewesen war.

Einfach wie ein Kind der Natur, kannte Pitou allerdings keine von den scheinbaren Gefahren, welche die Kinder der Städte erschrecken.

Er brach auch um Mitternacht auf und ging längs der Kirchhofmauer hin, ohne sich abzuwenden. Das unschuldige Kind, das in seinem Leben, wenigstens in seinen Unabhängigkeitsideen, weder Gott noch die Menschen beleidigt hatte, fürchtete sich ebenso wenig vor den Todten, als vor den Lebendigen.

Ange fürchtete eine einzige Person; diese Person war der Vater La Jeunesse; er hatte auch die Vorsicht, einen Umweg zu machen, um an seinem Hause vorüberzugehen. Da Alles im Innern erloschen, da Thüren und Läden geschlossen waren, so fing Pitou, um sich zu versichern, der Schütze sei zu Hause und nicht in seinem Bezirk, an das Bellen des Hundes mit solcher Vollkommenheit nachzuahmen, daß Ronflot, der Dachshund des Vaters La Jeunesse, sich in der Herausforderung täuschte, ebenfalls mit voller Kehle Laut gab und unter der Thüre durchschnuffelte.

Von diesem Augenblick an fühlte sich Pitou ruhig. War

Ronflot zu Hause, so war Vater La Jeunesse auch zu Hause; Ronflot und der Vater La Jeunesse waren unzertrennlich, und sobald man den Einen erblickte, konnte man sicher sein, man würde sogleich auch den Andern erscheinen sehen.

Vollkommen beruhigt, wanderte also Pitou nach der Wolfsheide. Die Schlingen hatten ihr Werk verrichtet; zwei Kaninchen waren gefangen und erdrosselt.

Pitou steckte sie in die weite Tasche jenes zu langen Rockes, der nach Verlauf eines Jahres zu kurz geworden sein sollte, und kehrte zu seiner Tante zurück.

Die alte Jungfer war zu Bette gegangen, doch die Habgier hatte sie wach erhalten; wie Perette, hatte sie berechnet, was ihr vier Kaninchenbälge wöchentlich eintragen konnten, und diese Rechnung hatte sie so weit geführt, daß sie nicht ein Auge zu schließen im Stande gewesen war: sie fragte auch mit einem nervösen Zittern den Knaben, was er bringe.

„Ein Paar! Ah! Tante Angélique, es ist nicht mein Fehler, daß ich nicht mehr habe bringen können, aber es scheint, sie sind boshaft, die Kaninchen des Vater La Jeunesse."

Die Hoffnungen der Tante Angélique waren mehr als erfüllt. Sie nahm, bebend vor Freude, die zwei unglücklichen Thiere, untersuchte ihren unversehrt gebliebenen Balg und schloß sie in ihre Speisekammer ein, die in ihrem Leben keine Vorräthe gesehen hatte, wie die, welche sie enthielt, seitdem es Pitou eingefallen war, sie zu versehen.

Dann forderte sie mit ziemlich sanftem Tone Pitou auf, sich niederzulegen; das ermüdete Kind that dies auf der Stelle, ohne ein Abendbrod zu verlangen, was ihn vollends auf's Beste in dem Geiste seiner Tante stellte. Zwei Tage nachher wiederholte Pitou seinen Versuch, und er war diesmal noch glücklicher als das erste Mal. Er fing drei Kaninchen.

Zwei nahmen den Weg nach dem Wirthshause zur

Diese Hände, welche nicht angenehm anzusehen waren, waren noch minder angenehm zu fühlen. Pitou ließ am Ende jedes Armes eine Faust so groß wie ein Kindskopf baumeln, und obgleich das Boxen in Frankreich noch nicht eingeführt war und folglich Pitou kein Elementarprincip von dieser Kunst erhalten hatte, gelang es ihm doch, seinem ersten Gegner einen so hermetisch angepaßten Faustschlag auf das Auge zu geben, daß sich dieses Auge auf der Stelle mit einem schwarzen Kreise umzog, der so geometrisch gezeichnet war, als hätte der geschickteste Mathematiker mit seinem Kompaß das Maß genommen.

Der Zweite trat vor. Hatte Pitou gegen sich die Anstrengung eines zweiten Kampfes, so war sein Gegner seinerseits sichtbar minder stark, als der Erste. Der Kampf dauerte daher nicht lange. Die furchtbare Faust senkte sich auf die Nase, und die zwei Nasenlöcher zeugten sogleich für die Gültigkeit des Schlages, indem sie einen doppelten Blutbach entströmen ließen.

Der Dritte kam mit einem zerbrochenen Zahn davon; dieser war am wenigsten von Allen beschädigt. Die Andern erklärten sich für befriedigt.

Pitou durchschritt die Menge, die sich vor ihm mit der einem Triumphator schuldigen Achtung öffnete, und zog sich gesund und wohlbehalten nach seinem Herde, d. h. nach dem seiner Tante zurück.

Als am andern Morgen die drei Schüler, der eine mit seinem blaugeschlagenen Auge, der andere mit seiner gequetschten Nase, der dritte mit seinen aufgeschwollenen Lippen, ankamen, wurde eine Untersuchung vom Abbé Fortier angestellt. Doch die Schüler haben auch ihre gute Seite. Nicht einer von den Verstümmelten war schwatzhaft, und auf mittelbarem Wege, nämlich durch einen Zeugen des Streites, der der Schule völlig fremd, erfuhr der Abbé Fortier am andern Tag, Pitou habe auf den Gesichtern seiner Zöglinge den

Schaden angerichtet, durch den am Tage vorher seine Besorgniß erregt worden war.

Der Abbé Fortier bürgte in der That den Eltern nicht nur für das Moralische, sondern auch für das Physische seiner Schüler. Der Abbé Fortier hatte eine dreifache Klage von den drei Familien erhalten. Eine Genugthuung war unerläßlich. Pitou mußte drei Tage zurückbleiben. Einen Tag für das Auge, einen Tag für die Nase, einen Tag für den Zahn.

Diese drei Tage Schulstubenarrest gaben Mlle. Angélique eine geistreiche Idee ein, nämlich die, Pitou sein Mittagessen zu entziehen, so oft ihm der Abbé Fortier den Ausgang entziehen würde. Dieser Entschluß mußte nothwendig zum Nutzen der Erziehung von Pitou ausfallen, weil er sich zweimal besinnen würde, ehe er Fehler beginge, welche eine doppelte Strafe nach sich zögen.

Nur begriff Pitou nie recht, warum er Anzeiger genannt und warum er bestraft worden war, weil er diejenigen geschlagen, die ihn hätten schlagen wollen; doch wenn man Alles in der Welt begriffe, so würde man dadurch einen von den Hauptreizen des Lebens, den des Geheimnisses und des Unvorhergesehenen, verlieren.

Pitou blieb seine drei Tage in der Schule zurück und begnügte sich während dieser drei Tage mit seinem Frühstück und seinem Nachtessen, war jedoch mit dieser Entbehrung nicht gerade sehr zufrieden.

Die Strafe, welche Pitou erstanden, ohne daß es ihm nur entfernt einfiel, den Angriff zu verrathen, welchen er nur erwiedert hatte, trug ihm indessen die allgemeine Achtung ein. Es ist nicht zu leugnen, die drei majestätischen Faustschläge, die man ihn hatte ertheilen sehen, waren vielleicht von einigem Gewicht bei dieser Achtung.

Von diesem Tage an war das Leben von Pitou ungefähr das der andern Schüler, nur mit dem Unter-

dem Pachthofe wenigstens einmal in der Woche hin und her gehen, nur sah Catherine Pitou, und Pitou sah Catherine nicht. Als nämlich Pitou so vorüberging, war Catherine sechzehn Jahre alt und Pitou vierzehn. Wir haben gesehen, was geschah, als Pitou auch sechzehn zählte.

Allmälig war Catherine dahin gekommen, daß sie die Talente von Pitou schätzte, denn Pitou theilte ihr von seinen Talenten mit, indem er ihr seine schönsten Vögel und seine fettesten Kaninchen bot. In Folge hievon machte Catherine Pitou Komplimente, und Pitou, der um so empfänglicher für Komplimente war, als es ihm selten vorkam, daß er solche erhielt, überließ sich dem Zauber der Neuheit, und statt, wie früher, seine Wanderung bis zur Wolfsheide fortzusetzen, blieb er auf halbem Wege stehen, und statt seinen ganzen Tag mit der Buchellese oder mit dem Legen der Schlingen zuzubringen, verlor er seine Zeit damit, daß er bei dem Pachthofe des Vaters Billot umherstrich, in der Hoffnung, Catherine einen Augenblick zu sehen.

Daraus ging eine merkliche Verminderung im Ertrage der Kaninchenbälge und ein beinahe völliger Mangel an Rothkehlchen und Drosseln hervor.

Die Tante Angélique beklagte sich. Pitou antwortete, die Kaninchen werden mißtrauisch, und die Vögel, welche die Fallen erkannt haben, trinken aus der Höhlung der Blätter und der Baumstämme.

Eines tröstete die Tante Angélique über den Verstand der Kaninchen und diese Schlauheit der Vögel, die sie den Fortschritten der Philosophie zuschrieb, nämlich, daß ihr Neffe das Stipendium erhalten, in das Seminar eintreten, hier drei Jahre zubringen und das Seminar wieder als Abbé verlassen werde. Haushälterin eines Pfarrers zu sein, war aber das ewige Trachten von Mlle. Angélique.

Dieses Trachten mußte sich nothwendig verwirklichen: denn war Ange Pitou einmal Abbé, so konnte

er nicht umhin, seine Tante als Haushälterin zu nehmen, besonders nach dem, was diese Tante für ihn gethan hatte.

Der einzige Umstand, der die goldenen Träume der armen Jungfer störte, war der, daß, als sie von ihrer Hoffnung mit dem Abbé Fortier sprach, dieser den Kopf schüttelnd erwiederte:

„Meine liebe Mlle. Pitou, um Abbé zu werden, müßte sich Ihr Neffe viel weniger der Naturgeschichte und viel mehr dem De viris illustribus oder dem Selecta e profanis scriptoribus widmen."

„Das will besagen?"

„Daß er viel zu viel Barbarismen und unendlich zu viel Solecismen macht," antwortete der Abbé Fortier.

Eine Antwort, welche Mlle. Angélique in der betrübendsten Unbestimmtheit ließ.

IV.

Ueber den Einfluß, den auf das Leben eines Menschen ein Barbarismus und sieben Solecismen haben können.

Diese Einzelnheiten waren unerläßlich für den Leser, welchen Grad von Verstand wir ihm auch zuerkennen, damit er gut die ganze schauderhafte Lage begreife, in der sich Pitou befand, sobald er außerhalb der Schule war.

Einer von seinen Armen hing an seiner Seite herab, der andere hielt seine Truhe auf seinem Kopfe im Gleichgewicht, sein Ohr vibrirte noch von den wüthenden Ausbrüchen des Abbé Fortier, und so ging er nach dem Pleux mit einer Sammlung des Geistes, welche nichts Anderes war, als die auf den höchsten Grad gestiegene Bestürzung.

Endlich machte sich eine Idee Licht in seinem Geiste, und drei Worte, welche seinen ganzen Gedanken enthielten, entschlüpften seinen Lippen.

„Jesus! meine Tante!“

In der That, was würde Mlle. Angélique Pitou über den Umsturz aller ihrer Hoffnungen sagen?

Ange Pitou erkannte indessen die Pläne der alten Jungfer nur nach der Art, wie die treuen, beständigen Hunde die Pläne ihres Herrn erkennen, nämlich durch die Betrachtung der Physiognomie. Der Instinct ist ein kostbarer Führer, nie täuscht er, während im Gegentheil das Raisonnement durch die Einbildungskraft falsch sein kann.

Was aus den Betrachtungen von Ange Pitou hervorging und was von seinen Lippen den von uns erwähnten kläglichen Ausruf springen gemacht hatte, war, daß Ange Pitou begriff, die Unzufriedenheit werde bei der alten Jungfer groß sein, wenn sie die unselige Kunde erfahre. Er kannte aber aus Erfahrung das Resultat einer Unzufriedenheit von Mlle. Angélique. Nur mußten diesmal, da die Ursache der Unzufriedenheit sich zu einer unberechenbaren Macht erhob, die Resultate eine unberechenbare Summe erreichen.

Man vernehme, unter welchem gräßlichen Eindruck Pitou den Pleux erreichte. Er hatte beinahe eine Viertelstunde gebraucht, um den Weg, der vom großen Thore des Abbé Fortier zum Eingang dieser Straße führte, zurückzulegen, und das war doch nur ungefähr dreihundert Schritte von einander entfernt.

In diesem Augenblick schlug die Glocke der Kirche ein Uhr.

Er bemerkte nun, daß ihn seine letzte Unterredung mit dem Abbé und die Langsamkeit, mit der er den Weg zurückgelegt, um sechszig Minuten verspätet hatten, und daß demnach seit dreißig die unerstreckbare Frist abgelaufen war, nach der man bei der Tante Angélique nicht mehr zu Mittag aß.

Dies war in der That der heilsame Zügel, den die alte Jungfer zugleich den Schularresten und den tollen Leidenschaften ihres Neffen angelegt hatte; dabei ersparte sie, ein Jahr in das andere gerechnet, ungefähr sechszig Mittagsmahle an dem armen Jungen.

Doch diesmal war es nicht das magere Mittagessen der Tante, was den saumseligen Schüler beunruhigte: so karg auch das Frühstück gewesen, Pitou hatte ein zu volles Herz, um zu bemerken, sein Magen sei leer.

Es gibt eine furchtbare, dem Schüler, ein so großer Wicht er auch sein mag, wohlbekannte Qual, das ist der unrechtmäßige Aufenthalt in irgend einem abgelegenen Winkel nach einer Austreibung aus der Schule; das ist der entschiedene und gezwungene Urlaub, den er zu benützen genöthigt ist, während seine Mitschüler, die Mappe und die Bücher unter dem Arm, vorüberziehen, um zur täglichen Arbeit zu gehen. Diese verhaßte Schule nimmt eine wünschenswerthe Gestalt an. Der Schüler beschäftigt sich ernstlich mit der großen Angelegenheit der Aufgaben und Uebersetzungen, mit der er sich nie beschäftigt hat, und die dort während seiner Abwesenheit verhandelt wird. Es findet eine große Aehnlichkeit zwischen diesem von seinem Lehrer weggeschickten Schüler und dem wegen seiner Gottlosigkeit Excommunicirten statt, der nicht mehr das Recht hat, in die Kirche zurückzukehren, während er vor Verlangen, eine Messe zu hören, brennt.

Darum dünkte dem armen Pitou, je näher er zu dem Hause seiner Tante kam, desto schrecklicher der Aufenthalt in diesem Hause. Darum stellte er sich zum ersten Male in seinem Leben vor, die Schule sei ein irdisches Paradies, aus dem ihn der Abbé Fortier, als ein Würgengel mit seiner Geißel in Form eines flammenden Schwertes, vertrieben habe.

So langsam er indessen ging, und obgleich Pitou von zehn zu zehn Schritten Stationen machte, welche

immer länger wurden, je mehr er sich dem Schreckensorte näherte, er mußte nichtsdestoweniger zur Schwelle des so sehr gefürchteten Hauses kommen. Pitou erreichte also diese Schwelle, indem er seine Schuhe schleppte und maschinenmäßig seine Hand auf der Naht seiner Hose rieb.

„Ah! ich bin sehr krank, Tante Angélique," sagte er, um jedem Spott oder jedem Vorwurf zuvorzukommen, und vielleicht auch, um es zu versuchen, das arme Kind beklagen zu machen.

„Gut," erwiederte Mademoiselle Angélique, „ich kenne diese Krankheit, und man würde sie leicht heilen, wenn man den Zeiger der Pendeluhr um anderthalb Stunden zurückrückte."

„Oh mein Gott, nein!" rief Pitou bitter, „denn ich habe keinen Hunger."

Die Tante Pitou war erstaunt und beinahe unruhig; eine Krankheit beunruhigt gleich sehr die guten Mütter und die Stiefmütter; die guten Mütter wegen der Gefahr, welche die Krankheit herbeiführt, die Stiefmütter wegen des Nachtheils, den sie der Börse zufügt.

„Nun, was hast Du denn, laß hören?" fragte die alte Jungfer.

Bei diesen Worten, welche indessen ohne eine sehr zärtliche Sympathie ausgesprochen wurden, zerfloß Ange Pitou in Thränen, und es ist nicht zu leugnen, die Grimasse, die er von der Klage zu den Thränen übergehend machte, gehörte zu den häßlichsten und unangenehmsten Grimassen, die man sehen kann.

„Oh! meine gute Tante, es ist mir ein sehr großes Unglück begegnet," sagte er.

„Welches?" fragte die alte Jungfer.

„Der Herr Abbé hat mich weggeschickt," rief Ange Pitou in ein ungeheures Schluchzen ausbrechend.

„Weggeschickt?" wiederholte die Tante, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

„Ja, meine Tante."

„Von wo?“

„Von der Schule.“

Hier verdoppelte sich das Schluchzen von Pitou.

„Von der Schule?“

„Ja, meine Tante.“

„Ganz und gar?“

„Ja, meine Tante.“

„Also keine Prüfungen, keine Concurse, keine Stipendien, kein Seminar mehr?“

Das Schluchzen von Pitou verwandelte sich in ein Geheule. Mademoiselle Angélique schaute ihn an, als hätte sie in der Tiefe des Herzens ihres Neffen den Grund seiner Ausweisung lesen wollen.

„Wetten wir, daß Du wieder hinter die Schule gegangen bist?“ sagte sie; „wetten wir, daß Du abermals beim Pachthof des Vaters Billot herumgestrichen bist? Pfui! ein zukünftiger Pfarrer!“

Ange schüttelte den Kopf.

„Du lügst!“ rief die alte Jungfer, deren Zorn in demselben Maße zunahm, in welchem sie die Gewißheit erlangte, daß die Lage der Dinge eine ernste war; „Du lügst! noch am letzten Sonntag hat man Dich in der Seufzerallee mit der Billotte gesehen.“

Mademoiselle Angélique log; doch zu jeder Zeit haben sich die Frömmlerinnen für berechtigt geglaubt, zu lügen, kraft des jesuitischen Axioms: Es ist erlaubt, das Falsche vorzugeben, um das Wahre zu erfahren.

„Man hat mich nicht in der Seufzerallee gesehen,“ erwiederte Ange; „das ist unmöglich, denn wir sind bei der Orangerie gegangen.“

„Ah! Unglücklicher! Du siehst wohl, daß Du mit ihr warst.“

„Aber, meine Tante,“ entgegnete Ange erröthend, „es handelt sich hier durchaus nicht um Jungfer Billot.“

„Ja, nenne sie Jungfer, um Dein Spiel zu verbergen, Unreiner! Aber ich werde den Beichtvater von diesem Zieraffen benachrichtigen.“

„Aber, meine Tante, ich schwöre Ihnen, daß Jungfer Billot kein Zieraffe ist.“

„Ah! Du vertheidigst sie, während Du der Entschuldigung bedarfst. Gut, Ihr versteht Euch immer besser. Oh! mein Gott, wie weit kommt es noch! . . . Kinder von sechszehn Jahren.“

„Meine Tante, ganz im Gegentheil, ich verstehe mich nicht mit Catherine, Catherine jagt mich immer fort.“

„Siehst Du, wie Du Dich verhaspelst! nun nennst Du sie Catherine kurzweg. Ja, sie jagt Dich fort, die Heuchlerin, wenn man sie beobachtet.“

„Ah!“ sagte Pitou plötzlich erleuchtet zu sich selbst, „ah! daran hatte ich nicht gedacht.“

„Siehst Du!“ rief die alte Jungfer, den naiven Ausdruck ihres Neffen benützend, um ihn der Genossenschaft mit der Billotte zu überweisen; „aber nur zu, ich will das Alles in's Reine bringen. Herr Fortier ist ihr Beichtvater; ich werde ihn bitten, Dich einsperren zu lassen und auf vierzehn Tage auf Wasser und Brod zu setzen, und was Mademoiselle Catherine betrifft, wenn sie das Kloster braucht, um ihre Leidenschaft für Dich zu mäßigen, wohl! so soll sie es kosten, wir schicken sie nach Saint-Remy.“

Die alte Jungfer sprach ihr letztes Wort mit einer Autorität und einer Ueberzeugung von ihrer Macht, daß Pitou bebte.

„Meine gute Tante,“ sagte er, die Hände faltend, „Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, Jungfer Billot habe irgend eine Schuld an meinem Unglück.“

„Die Unkeuschheit ist die Mutter aller Laster,“ unterbrach ihn salbungsreich Mademoiselle Angélique.

„Meine Tante, ich wiederhole Ihnen, der Herr Abbé hat mich nicht weggeschickt, weil ich unkeusch bin, sondern er hat mich weggeschickt, weil ich zu viel Barbarismen, vermischt mit Solecismen, die mir auch von Zeit zu Zeit entschlüpfen, machte, und welche mir,

wie er sagt, alle Aussicht benehmen, das Stipendium des Seminars zu erhalten."

„Wie, alle Aussicht? also wirst Du das Stipendium nicht erhalten, also wirst Du nicht Pfarrer werden, also werde ich nicht Deine Haushälterin sein?"

„Mein Gott! nein, meine Tante."

„Und was wirst Du denn werden?" fragte die alte Jungfer ganz bestürzt.

„Ich weiß es nicht." Pitou schlug die Augen ganz wehmüthig zum Himmel auf. „Was es der Vorsehung aus mir zu machen gefällt," fügte er bei.

„Der Vorsehung? Ah! ich sehe, was es ist," rief Mademoiselle Angélique, „man hat ihm etwas in den Kopf gesetzt, man hat ihm von den neuen Ideen gesprochen, man hat ihm Grundsätze der Philosophie eingeprägt."

„Das kann es nicht sein, meine Tante, da man nur in die Philosophie eintreten darf, nachdem man seine Rhetorik gemacht hat, während ich nie meine dritte zu übersteigen im Stande gewesen bin"

„Bah! bah! ich spreche nicht von dieser Philosophie, ich spreche von der Philosophie der unglücklichen Philosophen; ich spreche von der Philosophie von Herrn Arouet, ich spreche von der Philosophie von Herrn Jean Jacques, von der Philosophie des Herrn Diderot, der die Nonne gemacht hat."

Mademoiselle Angélique bekreuzte sich.

„Die Nonne?" fragte Pitou; „was ist das, meine Tante?"

„Du hast sie gelesen, Unglücklicher."

„Meine Tante, ich schwöre Ihnen, nein."

„Darum willst Du nichts von der Kirche."

„Meine Tante, Sie täuschen sich, die Kirche will nichts von mir."

„Dieser Bursche ist entschieden eine Schlange. Ich glaube, er widerspricht."

„Nein, meine Tante, ich antworte nur."

„Aber, meine Tante, ich schwöre Ihnen, daß Jungfer Billot kein Zieraffe ist."

„Ah! Du vertheidigst sie, während Du der Entschuldigung bedarfst. Gut, Ihr versteht Euch immer besser. Oh! mein Gott, wie weit kommt es noch! . . . Kinder von sechszehn Jahren."

„Meine Tante, ganz im Gegentheil, ich verstehe mich nicht mit Catherine, Catherine jagt mich immer fort."

„Siehst Du, wie Du Dich verhaspelst! nun nennst Du sie Catherine kurzweg. Ja, sie jagt Dich fort, die Heuchlerin, wenn man sie beobachtet."

„Ah!" sagte Pitou plötzlich erleuchtet zu sich selbst, „ah! daran hatte ich nicht gedacht."

„Siehst Du!" rief die alte Jungfer, den naiven Ausdruck ihres Neffen benützend, um ihn der Genossenschaft mit der Billotte zu überweisen; „aber nur zu, ich will das Alles in's Reine bringen. Herr Fortier ist ihr Beichtvater; ich werde ihn bitten, Dich einsperren zu lassen und auf vierzehn Tage auf Wasser und Brod zu setzen, und was Mademoiselle Catherine betrifft, wenn sie das Kloster braucht, um ihre Leidenschaft für Dich zu mäßigen, wohl! so soll sie es kosten, wir schicken sie nach Saint-Remy."

Die alte Jungfer sprach ihr letztes Wort mit einer Autorität und einer Ueberzeugung von ihrer Macht, daß Pitou bebte.

„Meine gute Tante," sagte er, die Hände faltend, „Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, Jungfer Billot habe irgend eine Schuld an meinem Unglück."

„Die Unkeuschheit ist die Mutter aller Laster," unterbrach ihn salbungsreich Mademoiselle Angélique.

„Meine Tante, ich wiederhole Ihnen, der Herr Abbé hat mich nicht weggeschickt, weil ich unkeusch bin, sondern er hat mich weggeschickt, weil ich zu viel Barbarismen, vermischt mit Solecismen, die mir auch von Zeit zu Zeit entschlüpfen, machte, und welche mir,

wie er sagt, alle Aussicht benehmen, das Stipendium des Seminars zu erhalten."

„Wie, alle Aussicht? also wirst Du das Stipendium nicht erhalten, also wirst Du nicht Pfarrer werden, also werde ich nicht Deine Haushälterin sein?"

„Mein Gott! nein, meine Tante."

„Und was wirst Du denn werden?" fragte die alte Jungfer ganz bestürzt.

„Ich weiß es nicht." Pitou schlug die Augen ganz wehmüthig zum Himmel auf. „Was es der Vorsehung aus mir zu machen gefällt," fügte er bei.

„Der Vorsehung? Ah! ich sehe, was es ist," rief Mademoiselle Angélique, „man hat ihm etwas in den Kopf gesetzt, man hat ihm von den neuen Ideen gesprochen, man hat ihm Grundsätze der Philosophie eingeprägt."

„Das kann es nicht sein, meine Tante, da man nur in die Philosophie eintreten darf, nachdem man seine Rhetorik gemacht hat, während ich nie meine dritte zu übersteigen im Stande gewesen bin"

„Bah! bah! ich spreche nicht von dieser Philosophie, ich spreche von der Philosophie der unglücklichen Philosophen; ich spreche von der Philosophie von Herrn Arouet, ich spreche von der Philosophie von Herrn Jean Jacques, von der Philosophie des Herrn Diderot, der die Nonne gemacht hat."

Mademoiselle Angélique bekreuzte sich.

„Die Nonne?" fragte Pitou; „was ist das, meine Tante?"

„Du hast sie gelesen, Unglücklicher."

„Meine Tante, ich schwöre Ihnen, nein."

„Darum willst Du nichts von der Kirche."

„Meine Tante, Sie täuschen sich, die Kirche will nichts von mir."

„Dieser Bursche ist entschieden eine Schlange. Ich glaube, er widerspricht."

„Nein, meine Tante, ich antworte nur."

„Aber, meine Tante, ich schwöre Ihnen, daß Jungfer Billot kein Zieraffe ist.“

„Ah! Du vertheidigst sie, während Du der Entschuldigung bedarfst. Gut, Ihr versteht Euch immer besser. Oh! mein Gott, wie weit kommt es noch! . . . Kinder von sechszehn Jahren.“

„Meine Tante, ganz im Gegentheil, ich verstehe mich nicht mit Catherine, Catherine jagt mich immer fort.“

„Siehst Du, wie Du Dich verhaspelst! nun nennst Du sie Catherine kurzweg. Ja, sie jagt Dich fort, die Heuchlerin, wenn man sie beobachtet.“

„Ah!“ sagte Pitou plötzlich erleuchtet zu sich selbst, „ah! daran hatte ich nicht gedacht.“

„Siehst Du!“ rief die alte Jungfer, den naiven Ausdruck ihres Neffen benützend, um ihn der Genossenschaft mit der Billotte zu überweisen; „aber nur zu, ich will das Alles in's Reine bringen. Herr Fortier ist ihr Beichtvater; ich werde ihn bitten, Dich einsperren zu lassen und auf vierzehn Tage auf Wasser und Brod zu setzen, und was Mademoiselle Catherine betrifft, wenn sie das Kloster braucht, um ihre Leidenschaft für Dich zu mäßigen, wohl! so soll sie es kosten, wir schicken sie nach Saint-Remy.“

Die alte Jungfer sprach ihr letztes Wort mit einer Autorität und einer Ueberzeugung von ihrer Macht, daß Pitou bebte.

„Meine gute Tante,“ sagte er, die Hände faltend, „Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, Jungfer Billot habe irgend eine Schuld an meinem Unglück.“

„Die Unkeuschheit ist die Mutter aller Laster,“ unterbrach ihn salbungsreich Mademoiselle Angélique.

„Meine Tante, ich wiederhole Ihnen, der Herr Abbé hat mich nicht weggeschickt, weil ich unkeusch bin, sondern er hat mich weggeschickt, weil ich zu viel Barbarismen, vermischt mit Solecismen, die mir auch von Zeit zu Zeit entschlüpfen, machte, und welche mir,

wie er sagt, alle Aussicht benehmen, das Stipendium des Seminars zu erhalten."

„Wie, alle Aussicht? also wirst Du das Stipendium nicht erhalten, also wirst Du nicht Pfarrer werden, also werde ich nicht Deine Haushälterin sein?"

„Mein Gott! nein, meine Tante."

„Und was wirst Du denn werden?" fragte die alte Jungfer ganz bestürzt.

„Ich weiß es nicht." Pitou schlug die Augen ganz wehmüthig zum Himmel auf. „Was es der Vorsehung aus mir zu machen gefällt," fügte er bei.

„Der Vorsehung? Ah! ich sehe, was es ist," rief Mademoiselle Angélique, „man hat ihm etwas in den Kopf gesetzt, man hat ihm von den neuen Ideen gesprochen, man hat ihm Grundsätze der Philosophie eingeprägt."

„Das kann es nicht sein, meine Tante, da man nur in die Philosophie eintreten darf, nachdem man seine Rhetorik gemacht hat, während ich nie meine dritte zu übersteigen im Stande gewesen bin"

„Bah! bah! ich spreche nicht von dieser Philosophie, ich spreche von der Philosophie der unglücklichen Philosophen; ich spreche von der Philosophie von Herrn Arouet, ich spreche von der Philosophie von Herrn Jean Jacques, von der Philosophie des Herrn Diderot, der die Nonne gemacht hat."

Mademoiselle Angélique bekreuzte sich.

„Die Nonne?" fragte Pitou; „was ist das, meine Tante?"

„Du hast sie gelesen, Unglücklicher."

„Meine Tante, ich schwöre Ihnen, nein."

„Darum willst Du nichts von der Kirche."

„Meine Tante, Sie täuschen sich, die Kirche will nichts von mir."

„Dieser Bursche ist entschieden eine Schlange. Ich glaube, er widerspricht."

„Nein, meine Tante, ich antworte nur."

Schlosses wie eine Fortsetzung des Sturmes erschreckte, verdoppelte seine Geschwindigkeit.

Aus dieser Scene ging eine Wirkung hervor, welche Mademoiselle Angélique entfernt nicht vorhersah, und die Pitou sicherlich ebenso wenig erwartete.

V.

Ein philosophischer Pächter.

Pitou lief, als ob ihm alle Teufel der Hölle auf den Fersen wären, und war in einem Augenblick außerhalb der Stadt.

Als er sich um die Ecke des Kirchhofs wandte, wäre er beinahe mit der Nase auf das Hintertheil eines Pferdes gefallen.

„Ei! mein Gott," sagte eine sanfte Stimme, „wohin laufen Sie denn so, Herr Ange? Sie haben uns so erschreckt, daß Cadet beinahe durchgegangen wäre."

„Ah! Jungfer Catherine," rief Pitou, mehr seine eigenen Gedanken, als die Frage des Mädchens beantwortend, „ah! Jungfer Catherine, welch ein Unglück, mein Gott, welch ein Unglück!"

„Jesus! Sie machen mir bange," sagte das Mädchen, sein Pferd mitten auf der Straße anhaltend. „Was gibt es denn, Herr Ange?"

„Es gibt," antwortete Pitou, als ob er ein Sündengeheimniß enthüllen sollte, „es gibt, daß ich nicht Abbé sein werde, Jungfer Catherine."

Doch statt sich in dem Sinne zu geberden, den Pitou erwartete, schlug die Billotte ein gewaltiges Gelächter auf.

„Sie werden nicht Abbé sein?" sagte sie.

„Nein," antwortete Pitou bestürzt: „es scheint, das ist unmöglich."

„Nun! so werden Sie Soldat," versetzte Catherine.
„Soldat?"
„Allerdings. Mein Gott! man muß wegen einer solchen Kleinigkeit nicht in Verzweiflung gerathen! Anfangs glaubte ich, Sie hätten mir den Tod Ihrer Jungfer Tante zu verkündigen."
„Ah!" sprach Pitou mit Empfindung, „es ist gerade dasselbe für mich, wie wenn sie todt wäre, da sie mich fortjagt."
„Verzeihen Sie, es fehlt Ihnen die Befriedigung, sie beweinen zu können," entgegnete Catherine.
Und sie lachte auf das Heiterste, was bei Pitou abermals ein Aergerniß bereitete.
„Haben Sie denn nicht gehört, daß sie mich fortjagt!" rief der Schüler in Verzweiflung.
„Ei! desto besser!"
„Sie sind sehr glücklich, daß Sie so lachen können, und das beweist, daß Sie einen äußerst angenehmen Charakter haben, da der Kummer der Anderen keinen größeren Eindruck auf Sie macht."
„Und wer sagt Ihnen denn, daß ich Sie, wenn Ihnen ein wahres Unglück zustieße, nicht beklagen würde, Herr Ange Pitou?"
„Sie würden mich beklagen, wenn mir ein wahres Unglück zustieße? Sie wissen also nicht, daß ich keine Mittel mehr habe?"
„Abermals desto besser!" rief Catherine. Pitou wußte gar nicht mehr, was er denken sollte.
„Und essen!" sagte er, „man muß doch essen, Jungfer! besonders ich, der ich immer Hunger habe."
„Sie wollen also nicht arbeiten, Herr Pitou?"
„Arbeiten! was? Herr Fortier und meine Tante Angélique haben mir mehr als hundertmal wiederholt, ich tauge zu nichts. Ah! wenn man mich zu einem Tischler, oder zu einem Stellmacher in die Lehre gethan hätte, statt einen Abbé aus mir machen zu wollen! Hören Sie, Jungfer Catherine," fügte Pitou mit einer

Geberde der Verzweiflung bei, „es ruht offenbar ein Fluch auf mir."

„Ach!" sprach Catherine mitleidig, denn sie kannte, wie Jedermann, die klägliche Geschichte von Pitou, „es ist etwas Wahres an dem, was Sie da sagen, mein lieber Herr Ange, doch warum thun Sie Eines nicht?"

„Was?" fragte Pitou, der sich an den zukünftigen Vorschlag von Catherine anklammerte, wie ein Ertrinkender sich an einen Weidenzweig anklammert. „Sprechen Sie, was?"

„Sie haben einen Gönner, wie mir scheint."

„Den Herrn Doctor Gilbert."

„Sie waren der Klassekamerad seines Sohnes, da er, wie Sie, beim Abbé Fortier erzogen worden ist."

„Ich glaube wohl, und ich habe es mehr als einmal verhindert, daß er geprügelt wurde."

„Nun denn! warum wenden Sie sich nicht an seinen Vater? er wird Sie nicht verlassen."

„Ah! ich würde das sicherlich thun, wenn ich wüßte, was aus ihm geworden ist. Aber vielleicht weiß es Ihr Vater, Jungfer Billot, da der Doctor Gilbert sein Grundherr ist."

„Ich weiß, daß er ihm einen Theil der Pachtgelder nach Amerika zu schicken hatte, und daß er das Andere einem Notar in Paris übergeben mußte."

„Ah!" sagte Pitou seufzend, „nach Amerika; das ist sehr fern."

„Sie würden nach Amerika gehen?" fragte das Mädchen, beinahe erschrocken über den Entschluß von Pitou.

„Ich, Jungfer Catherine? Nie! nie! Wenn ich wüßte, wo und was ich essen sollte, so befände ich mich sehr wohl in Frankreich."

„Sehr wohl," wiederholte Catherine.

Pitou schlug die Augen nieder. Das Mädchen schwieg. Dieses Stillschweigen dauerte einige Zeit.

Pitou war in Träumereien versunken, welche den Abbé Fortier, einen logischen Mann, sehr in Erstaunen gesetzt hätten.

Von einem dunkeln Punkte ausgegangen, hatten sich diese Träumereien aufgeklärt; dann wurden sie verworren, obgleich glänzend wie Blitze, deren Ursprung verborgen, deren Quelle verloren ist.

Cadet hatte sich indessen wieder im Schritt in Marsch gesetzt und Pitou ging neben Cadet, eine Hand auf einen der Körbe gestützt. Catherine aber, welche ihrerseits träumte, wie Pitou seinerseits, ließ die Zügel auf dem Halse ihres Renners hängen, ohne daß sie befürchtete, er könnte durchgehen. Ueberdies gab es kein Ungeheuer auf dem Wege und Cadet war von einer Raçe, welche keine Aehnlichkeit mit den Pferden von Hippolyt hatte.

Pitou blieb maschinenmäßig stehen, als das Pferd stehen blieb. Man war vor dem Pachthof angekommen.

„Ah! Du bist es, Pitou!" rief ein Mann von mächtiger Gestalt, der ziemlich stolz vor einer Lache aufgepflanzt war, wo er sein Pferd trinken ließ.

„Ei! mein Gott! ja, Herr Billot, ich selbst bin es."

„Abermals begegnet diesem armen Pitou ein Unglück," sagte Catherine, während sie vom Pferde sprang, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihr Rock, auffliegend, die Farbe ihrer Kniebänder zeigen würde. „Seine Tante jagt ihn fort."

„Und was hat er denn wieder der alten Betschwester gethan?" fragte der Pächter.

„Es scheint, ich bin nicht stark genug im Griechischen," antwortete Pitou.

Er prahlte, der Geck; im Lateinischen, hätte er sagen müssen.

„Nicht stark genug im Griechischen?" fragte der Mann mit den breiten Schultern, „und warum willst Du stark im Griechischen sein?"

„Um den Theokrit zu erklären und die Iliade zu lesen.“

„Und wozu würde es Dir nützen, den Theokrit zu erklären und die Iliade zu lesen.“

„Das würde mir Abbé werden helfen.“

„Bah!“ versetzte Herr Billot; „kann ich Griechisch? kann ich Lateinisch? kann ich Französisch? kann ich schreiben? kann ich lesen? Verhindert mich das, zu säen, zu ernten und einzufahren?“

„Ja, doch Sie, Herr Billot, Sie sind nicht Abbé, Sie sind Ackermann, agricola, wie Virgil sagt. O fortunatos nimium . . .“

„Nun, glaubst Du denn, ein Ackermann komme einem Pfaffen nicht gleich, sprich doch, schlimmer Chorknabe, besonders wenn dieser Ackermann sechzig Morgen Land in der Sonne und eintausend Louis d'or im Schatten hat?“

„Man hat mir immer gesagt, Abbé zu sein, sei das Beste, was es auf der Welt gebe; es ist wahr,“ fügte Pitou, auf seine angenehmste Weise lächelnd, bei, „ich hörte nicht immer auf das, was man mir sagte.“

„Und das war nicht schlecht, sondern recht. Du siehst, daß ich auch Verse mache, wenn ich mich damit befasse. Mir scheint, es ist in Dir der Stoff, um etwas Besseres zu werden, als ein Abbé, und es ist für Dich ein Glück, wenn Du diesen Stand nicht ergreifst, besonders in diesem Augenblick. Siehst Du, in meiner Eigenschaft als Pächter verstehe ich mich auf die Zeit, und die Zeit ist schlecht für die Abbés.“

„Bah!“ versetzte Pitou.

„Ja, es wird Sturm geben,“ sprach der Pächter. „Glaube also mir. Du bist ehrlich, Du bist geschickt.“

Pitou verbeugte sich sehr geehrt, denn zum ersten Male in seinem Leben hatte man ihn geschickt genannt.

„Du kannst also ohne dieses Deinen Lebensunterhalt verdienen,“ fuhr der Pächter fort.

Während sie die Hühner und die Tauben niedersetzte, horchte Catherine mit Interesse auf das Gespräch, das sich zwischen Pitou und ihrem Vater entsponnen hatte.

„Meinen Lebensunterhalt verdienen?“ versetzte Pitou; „das kommt mir schwierig vor.“

„Was kannst Du thun?“

„Ich kann Leimruthen stellen und Schlingen legen; ich ahme ziemlich gut den Gesang der Vögel nach, nicht wahr, Jungfer Catherine?“

„Oh! was das betrifft, das ist wahr, er singt wie ein Fink.“

„Ja, doch dies Alles ist noch kein Gewerbe,“ erwiederte der Vater Billot.

„Das sage ich ja, beim Blitz!“

„Du fluchst? das ist schon gut.“

„Wie, ich habe geflucht!“ rief Pitou! „ich bitte um Verzeihung, Herr Billot.“

„Oh! keine Ursache, das begegnet mir auch zuweilen. Ei! Donner Gottes,“ fuhr er fort, indem er sich gegen sein Pferd umwandte, „willst du ein wenig ruhig sein; diese verteufelten Percherons können doch nicht einen Augenblick still halten. Sprich,“ sagte er sodann wieder zu Pitou, „bist Du träge?“

„Ich weiß es nicht; ich habe nie etwas Anderes getrieben, als Lateinisch und Griechisch, und . . .“

„Und was?“

„Und ich muß sagen, das habe ich nicht besonders eifrig angegriffen.“

„Desto besser, das beweist, daß Du noch nicht so dumm bist, als ich glaubte.“

Pitou riß die Augen in einer erschrecklichen Dimension auf: es war das erste Mal, daß er diese Ordnung von Ideen bekennen hörte, welche alle Theorien, die er bis dahin gehört, umstürzte.

„Ich frage Dich,“ sagte Billot, „ob Du bei der Strapaze träge seist?“

„O! bei der Strapaze, das ist etwas Anderes," antwortete Pitou; „nein, nein, nein, ich würde zehn Meilen machen, ohne müde zu werden."

„Gut, das ist schon etwas; läßt man Dich noch um einige Pfunde abmagern, so kannst Du Läufer werden.

„Abmagern?" versetzte Pitou, während er seine dünne Gestalt, seine langen, knochigen Arme und seine langen, pfahlartigen Beine anschaute; „Herr Billot, mir schien, ich sei schon mager genug."

„Wahrhaftig, mein Freund," sagte der Pächter lachend, „Du bist ein Schatz."

Das war ebenfalls das erste Mal, daß man Pitou zu einem so hohen Preis angeschlagen hatte. Er ging auch von einem Erstaunen zum andern über.

„Höre mich," fuhr der Pächter fort, „ich frage Dich, ob Du träge bei der Arbeit seist?"

„Bei welcher Arbeit?"

„Bei der Arbeit im Allgemeinen."

„Ich weiß es nicht; ich habe nie gearbeitet."

Das Mädchen lachte; doch diesmal nahm der Vater Billot die Sache im Ernst.

„Diese Schufte von Priestern!" rief er, seine dicke Faust gegen die Stadt ausstreckend; „so erziehen sie die Jugend in der Faulenzerei und der Unbrauchbarkeit. Ich frage, wozu kann ein solcher Bursche seinen Brüdern nützen?"

„Oh! nicht zu viel, das weiß ich wohl. Zum Glück habe ich keine Brüder."

„Keine Brüder? ich meine die Menschen im Allgemeinen. Willst Du zufällig sagen, es seien nicht alle Menschen Brüder?"

„Oh! doch; überdies steht das im Evangelium."

„Und gleich?" fuhr der Pächter fort.

„Ah! das ist etwas Anderes; wenn ich mit dem Abbé Fortier gleich gewesen wäre, so hätte er mir nicht so oft die Ruthe und die Schulgeißel gegeben;

und wenn ich mit meiner Tante gleich gewesen wäre, so hätte sie mich nicht fortgejagt."

„Ich sage Dir, daß alle Menschen gleich sind," sprach der Pächter, „und wir werden das wohl den Tyrannen beweisen."

„Tyrannis!" rief Pitou.

„Und zum Belege dient, daß ich Dich zu mir nehme."

„Sie nehmen mich zu sich, mein lieber Herr Billot, nicht wahr, um meiner zu spotten, da Sie mir solche Dinge sagen?"

„Nein. Sprich, was brauchst Du, um zu leben?"

„Ei! drei Pfund Brod ungefähr im Tage."

„Und nebst Deinem Brod?"

„Ein wenig Butter oder Käse."

„Ah! ah! ich sehe, daß Du nicht schwer zu ernähren bist. Nun denn! man wird Dich ernähren."

„Herr Pitou," sagte Catherine, „haben Sie nichts Anderes von meinem Vater zu verlangen?"

„Ich? oh, mein Gott, nein."

„Und warum sind Sie denn hierher gekommen?"

„Weil Sie kamen."

„Ah! das ist ganz galant, doch ich nehme das Compliment nur für das an, was es werth ist. Sie sind gekommen, Herr Pitou, um sich bei meinem Vater nach Ihrem Gönner zu erkundigen."

„Oh! das ist wahr. Wie drollig! ich hatte das vergessen."

„Du meinst den würdigen Herrn Gilbert?" sagte der Pächter mit einem Ton, der den Grad der tiefen Achtung bezeichnete, die er für seinen Grundherrn hegte.

„Ganz richtig," erwiederte Pitou, „doch ich bedarf seiner nicht mehr, und da Herr Billot mich zu sich nimmt, so kann ich ruhig seine Rückkehr von Amerika abwarten."

„In diesem Fall wirst Du nicht lange zu warten haben, mein Freund, denn er ist zurückgekehrt."

„Und am Tage?"

„Am Tage wirst Du die Schafe und die Kühe hüten. Hier ist indessen Deine Brochure," sagte der Pächter.

Und er zog aus seinen Holftern eine von jenen kleinen Brochuren mit rother Decke, wie man sie in großer Anzahl in jener Zeit mit und ohne Erlaubniß der Behörden veröffentlichte.

Nur wagte in letzterem Fall der Verfasser die Galeere.

„Lies mir den Titel hievon, Pitou, damit ich einstweilen vom Titel sprechen kann, bis ich vom Werke spreche. Du wirst mir das Uebrige später lesen."

Pitou las auf der ersten Seite die Worte, welche der Gebrauch seitdem sehr unbestimmt und sehr unbedeutend gemacht hat, die aber in jener Zeit einen tiefen Wiederhall in allen Herzen fanden:

Von der Unabhängigkeit des Menschen und von der Freiheit der Nation.

„Was sagst Du hievon, Pitou," fragte der Pächter.

„Mir scheint, Herr Billot, die Unabhängigkeit und die Freiheit, das ist dasselbe; mein Gönner wäre von Herrn Fortier wegen dieses Pleonasmus aus der Schule gejagt worden."

„Pleonasmus oder nicht, dieses Buch ist das eines Mannes," erwiederte der Pächter.

„Gleichviel, mein Vater," sagte Catherine mit jenem wunderbaren Instinct der Frauen, „ich bitte Sie inständigst, verbergen Sie es. Ich weiß, daß ich zittere, wenn ich es nur sehe."

„Und warum soll es mir schaden, da es seinem Verfasser nicht geschadet hat?"

„Was wissen Sie davon, mein Vater; dieser Brief ist vor acht Tagen geschrieben worden, und das Päckchen konnte nicht acht Tage brauchen, um vom Havre hieherzukommen. Ich habe diesen Morgen auch einen Brief erhalten."

„Von wem?"

„Von Sebastian Gilbert, der uns seinerseits schreibt; er beauftragt mich sogar, viele Dinge seinem Milchbruder Pitou zu sagen; ich hatte den Auftrag vergessen."

„Nun?"

„Nun, er schreibt, seit drei Tagen erwarte man in Paris seinen Vater, welcher ankommen sollte und nicht ankommt."

„Die Jungfer hat Recht," sagte Pitou, „mir scheint, dieser Verzug ist beunruhigend."

„Schweige, Furchtsamer, und lies die Abhandlung des Doctors," rief der Pächter; „dann wirst Du nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Mensch werden."

Man sprach so in jener Zeit, denn man war bei der Vorrede von jener großen griechischen und römischen Geschichte, welche die französische Nation zehn Jahre hindurch in allen ihren Phasen: Aufopferungen, Achtungen, Siegen und Sklaverei, copirte.

Pitou schob das Buch mit einer so feierlichen Geberde unter den Arm, daß er vollends das Herz des Pächters gewann.

„Sage nun, hast Du zu Mittag gegessen?" fragte Billot.

„Nein, Herr," antwortete Pitou, die halb religiöse, halb heroische Stellung behauptend, die er, seitdem er das Buch empfangen, angenommen hatte.

„Er wollte eben essen, als er fortgejagt wurde," sagte das Mädchen.

„Nun denn!" sprach der Pächter, „verlange von der Mutter Billot die Kost des Pachthofes, und morgen wirst Du Deine Functionen antreten."

Pitou dankte mit einem beredten Blick Herrn Billot und trat, geführt von Catherine, in die Küche ein, welcher Theil des Hauses unter der unumschränkten Herrschaft von Frau Billot stand.

VI.

Hirtengedichte.

Frau Billot war eine dicke Mama von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren, kugelrund, frisch, fleischig, herzlich; sie trabte ohne Unterschied vom Taubenhaus zum Hühnerhaus, vom Schafstall zum Kuhstall, inspicirte ihre Oefen, ihre Kessel und ihren Braten, wie es ein erfahrener General mit seinen Cantonirungen thut, beurtheilte mit einem einzigen Blick, ob Alles an seinem Platze stand, und nach dem Geruch allein, ob Thymian und Lorbeer in den Casserolen in genügender Quantität vertheilt waren, brummte aus Gewohnheit, aber ohne die entfernte Absicht, daß ihnen ihre Brummerei unangenehm sein sollte, gegen ihren Mann, den sie ehrte, wie den höchsten Potentaten, gegen ihre Tochter, die sie sicherlich mehr liebte, als Frau von Sevigné Frau von Grigean liebte, und gegen ihre Taglöhner, welche sie speiste, wie keine Pächterin auf zehn Meilen in der Runde die ihrigen speiste. Es fand sehr große Concurrenz statt, um bei Herrn Billot unterzukommen. Aber auch hier waren leider, wie im Himmel, im Vergleich zu denen, welche erschienen, viele Berufene und wenig Auserwählte.

Wir haben gesehen, daß Pitou, ohne berufen zu sein, auserwählt worden war. Das war ein Glück, das er zu seinem wahren Werth schätzte, besonders als er das goldgelbe Brod sah, das man an seine Linke legte, den Apfelmostkrug, den man auf seine Rechte stellte, und das Stück gesalzenes Fleisch, das man ihm vorsetzte. Seit der Zeit, wo er seine arme Mutter verloren, und das war fünf Jahre her, hatte Pitou selbst an Festtagen keine solche Kost genossen.

Voll Dankbarkeit fühlte auch Pitou in demselben Maße, in welchem er das Brod verschluckte und das

gesalzene Fleisch mit einem reichlichen Aufguß von Aepfelmost befeuchtete, seine Bewunderung für den Pächter, seine Achtung für dessen Frau und seine Liebe für ihre Tochter zunehmen. Ein einziger Umstand quälte ihn; das war die demüthigende Function, der zu Folge er am Tage die Schafe und die Kühe hüten sollte, eine Function, die so wenig im Einklang mit der stand, welche ihm für den Abend vorbehalten war und die Belehrung der Menschheit über die erhabensten Grundsätze der Socialität und der Philosophie zum Zwecke hatte; davon träumte Pitou nach seinem Mittagessen, doch selbst in dieser Träumerei machte sich der Einfluß des vortrefflichen Mahles fühlbar. Pitou fing an, die Dinge unter einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, als er dies nüchtern gethan hatte. Die Functionen eines Schäfers und Kuhhirten, die er als so sehr unter seiner Person ansah, waren von Göttern und Halbgöttern verrichtet worden.

In einer der seinigen ungefähr ähnlichen Lage, nämlich von Jupiter aus dem Olymp weggejagt, wie er, Pitou, durch seine Tante Angélique vom Pleux weggejagt worden, hatte sich Apollo zum Hirten gemacht und die Herden von Admetos gehütet; allerdings war Admetos ein König-Hirte, Apollo war aber auch ein Gott.

Hercules war etwas wie Kuhhirte gewesen, da er, wie die Mythologie sagt, die Kühe von Geryon am Schweif gezogen, und ob man die Kühe am Schweif oder am Kopf führt, das ist ein Unterschied in den Gewohnheiten von demjenigen, welcher sie führt, und nichts Anderes; im Ganzen bleibt es immer ein Kuhführer oder Kuhhirte.

Mehr noch, jener von Virgil erwähnte Titerus welcher am Fuße einer Buche liegt und sich in so schönen Versen zu der Ruhe, die ihm Augustus bereitet hat, Glück wünscht, war auch ein Schäfer. Ferner war

ein Schäfer jener Melibeus, der sich so poetisch darüber beklagt, daß er seinen Herd verlassen soll.

Sicherlich sprachen alle diese Leute gut genug Lateinisch, um Abbés zu werden, und dennoch wollten sie lieber ihre Ziegen den bittern Geisklee abweiden sehen, als Messe lesen oder Vesper singen. Es mußte also, im Ganzen genommen, der Stand eines Schäfers auch seine Reize haben. Wer hielt übrigens Pitou ab, ihm die Würde und die Poesie zurückzugeben, die er verloren? wer hielt Pitou ab, Gesangskämpfe den Palämons und Menalkes der umliegenden Dörfer vorzuschlagen? Niemand; sicherlich hatte Pitou mehr als einmal auf dem Chor gesungen, und wenn er nicht vom Abbé Fortier, der ihn sogleich mit seiner gewöhnlichen Strenge seiner Würde als Chorknabe entsetzte, beim Austrinken des Weines der Meßkännchen ertappt worden wäre, so konnte ihn dieses Talent weit führen. Er verstand es allerdings nicht, die Hirtenflöte zu blasen, aber er wußte in allen Tonarten das Röhrchen zu spielen, was sich ungemein gleichen mußte. Er schnitt nicht selbst seine Flöte mit Röhren von ungleicher Größe, aber aus Zweigen vom Lindenbaum und vom Kastanienbaum machte er Pfeifen, deren Vollkommenheit ihm den Beifall seiner Kameraden eintrug. Pitou konnte also Schäfer sein, ohne sich zu sehr herabzuzuwürdigen; er stieg nicht zu diesem in den neueren Zeiten schlecht geschätzten Stande herab, er erhob diesen Stand zu sich.

Ueberdies waren die Schäfereien unter die Leitung von Jungfer Billot gestellt, und Befehle aus dem Munde von Catherine erhalten, hieß nicht Befehle erhalten.

Doch Catherine wachte ihrerseits über der Würde von Pitou.

Als an demselben Abend der junge Mann auf sie zutrat und sie fragte, um welche Stunde er abgehen

müsse, um mit den Schäfern zusammenzutreffen, antwortete Catherine lächelnd:

„Sie werden nicht abgehen."

„Warum nicht?" sagte Pitou erstaunt.

„Ich habe meinem Vater begreiflich gemacht, die Erziehung, die Sie erhalten, stelle Sie über die Functionen, die er Ihnen zugeschieben. Sie werden im Pachthofe bleiben."

„Ah! desto besser," rief Pitou; „somit werde ich Sie nicht verlassen."

Der Ausruf war dem naiven Pitou entschlüpft. Doch er war nicht so bald aus seinem Munde, als ihm die Röthe bis über die Ohren stieg, während Catherine ihrerseits den Kopf senkte und lächelte.

„Ah! verzeihen Sie, das ist mir unwillkürlich aus dem Herzen gekommen, Sie dürfen mir darum nicht grollen," sagte Pitou.

„Ich grolle Ihnen auch nicht, Herr Pitou," erwiederte Catherine, „es ist nicht Ihre Schuld, wenn Sie ein Vergnügen daran finden, bei mir zu bleiben."

Hier trat ein kurzes Stillschweigen ein. Darüber darf man sich nicht wundern: die zwei armen Kinder hatten sich so viele Dinge in so wenig Worten gesagt!

„Aber ich kann nicht im Pachthofe bleiben, ohne hier Etwas zu thun. Was werde ich im Pachthofe thun?" fragte Pitou.

„Sie werden thun, was ich that, Sie werden die Schreibereien, die Abrechnungen mit den Taglöhnern besorgen, die Einnahmen und Ausgaben verzeichnen. Sie können doch rechnen, nicht wahr?"

„Ich weiß meine vier Regeln," antwortete Pitou stolz.

„Also eine mehr, als ich," sagte Catherine. „Ich habe es nie über die dritte bringen können. Sie sehen wohl, mein Vater wird dabei gewinnen, daß er Sie als Rechnungsführer hat; und da ich meinerseits dabei gewinnen werde, und da Sie Ihrerseits dabei gewinnen werden, so wird alle Welt gewinnen."

I.

Worin der Leser Bekanntschaft mit dem Helden dieser Geschichte und mit dem Orte, wo er zuerst das Tageslicht erblickte, machen wird.

An der Gränze der Picardie und des Soissonnais, auf jenem Theile des Nationalgebietes, der unter dem Namen Isle-de-France zum alten Erbgut der französischen Könige gehörte; in der Mitte eines ungeheuren Halbmondes, welchen, im Norden und Süden sich verlängernd, ein Wald von fünfzigtausend Morgen bildet, erhebt sich im Schatten eines von Franz I. und Heinrich II. gepflanzten ungeheuren Parkes das Städtchen Villers-Cotterets, berühmt dadurch, daß hier Charles Albert Demoustiers geboren wurde, der zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, daselbst zur großen Zufriedenheit der hübschen Frauen jener Zeit, die sich dieselben, wie sie zur Welt kamen, aus den Händen rissen, seine *Briefe an Emilie über die Mythologie* schrieb.

Um den poetischen Ruf dieses Städtchens zu vervollständigen, dem seine Verleumder, trotz seines königlichen Schlosses und seiner zweitausendvierhundert Einwohner hartnäckig den Namen Marktflecken geben, fügen wir bei, daß es zwei Meilen von Laferté-Milon, dem Geburtsorte von Racine, und acht Meilen von Chateau-Thierry, dem Geburtsort von Lafontaine, liegt;

auch führen wir ferner an, daß die Mutter des Verfassers von Britannicus und Athalia von Villers=Cotterets war.

Kehren wir nun zu seinem königlichen Schloß und zu seinen zweitausendvierhundert Einwohnern zurück.

Angefangen von Franz I., dessen Salamander es bewahrt, und vollendet von Heinrich II., dessen Namenszug es verschlungen mit dem von Catharina von Medicis und umkreist von den drei Halbmonden von Diana von Poitiers führt, war dieses Schloß, nachdem es die Liebschaften des ritterlichen Königs mit Frau von Etampes und die von Louis Philipp von Orleans mit der schönen Frau von Montesson beschützt hatte, beinahe unbewohnt seit dem Tode des letzteren Prinzen, da es sein Sohn, Philipp von Orleans, später Egalité genannt, von dem Range einer fürstlichen Residenz zu dem eines Jagdrendezvous hatte herabsteigen lassen.

Bekanntlich bildeten das Schloß und der Wald von Villers=Cotterets einen Theil der Apanagen, die Ludwig XIV. seinem Bruder Monsieur gab, als der Sohn von Anna von Oesterreich die Schwester von König Karl II., Madame Henriette von England, heirathete.

Was die zweitausendvierhundert Einwohner betrifft, von denen wir unseren Lesern ein Wort zu sagen versprochen haben, so waren dies, wie bei allen Orten, wo sich zweitausendvierhundert Individuen beisammen finden, eine Vereinigung:

1. Von einigen Adeligen, welche ihren Sommer in ihren Schlössern und ihren Winter in Paris zubrachten, und die, um den Prinzen nachzuäffen, nur ein Absteigequartier in der Stadt hatten.

2. Von einer großen Anzahl von Bürgern, welche man, wie auch das Wetter sein mochte, einen Regenschirm in der Hand, aus ihren Häusern weggehen sah, um nach dem Mittagessen ihren täglichen Spaziergang zu machen, der regelmäßig sein Ziel an einem, den Park vom Walde trennenden, eine Viertelmeile von

der Stadt liegenden breiten Graben fand, welchen man ohne Zweifel wegen des Ausrufs, den sein Anblick der Brust der Asthmatischen entlockte, die darüber zufrieden waren, daß sie einen so langen Weg zurückgelegt, ohne zu sehr athemlos geworden zu sein, den Haha nannte.

3. Von einer Mehrzahl von Handwerksleuten, welche die ganze Woche arbeiteten und sich nur Sonntags den Spaziergang erlaubten, dessen sich ihre mehr vom Glück begünstigten Mitbürger alle Tage erfreuten.

4. Und endlich von einigen elenden Proletariern, für welche die Woche nicht einmal einen Sonntag hatte und die, nachdem sie sechs Tage im Lohne entweder der Adeligen, oder der Bürger, oder sogar der Handwerker gearbeitet, sich am siebenten im Forste verbreiteten, um hier das dürre oder abgebrochene Holz zu sammeln, das der Sturm, dieser Schnitter der Wälder, für den die Eichen nur Aehren sind, zerstreut auf den düstern, feuchten Boden des Hochwaldes, der herrlichen Apanage des Prinzen, warf.

Hätte Villers-Cotterets (Villerii ad Cotiam Retiae) das Unglück gehabt, eine Stadt zu sein, welche in der Geschichte wichtig genug, daß die Archäologen sich mit ihr beschäftigt und ihre stufenweisen Uebergänge vom Dorf zum Marktflecken und vom Marktflecken zur Stadt, welchen letzten Uebergang man, wie gesagt, streitig macht, verfolgt haben würden, so hätten sie sicherlich den Umstand bezeichnet, daß dieses Dorf Anfangs eine doppelte Reihe von Häusern, gebaut auf beiden Seiten der Straße von Paris nach Soissons, war; dann hätten sie beigefügt, allmälig habe seine Lage am Saume eines schönen Waldes einen Zuwachs von Einwohnern herbeigeführt, andere Straßen haben sich mit der ersten verbunden, sie seien auseinandergelaufen wie die Strahlen eines Sternes und haben sich ausgestreckt gegen andere kleine Ortschaften, mit denen Verbindungen zu erhalten wichtig gewesen, seien aber zugleich wieder

Boden des Platzes wirbelnd an einander schlugen, und durch den Gesang eines Waldspatzes, der die auf der Erde hinstreifenden Fliegen verfolgte, unterbrochen wurde, schlug es elf Uhr in dem spitzigen, mit Schiefer bedeckten Glockenthurme der Stadt.

Sogleich erscholl ein Hurrah, ähnlich dem, welches ein ganzes Regiment Trabanten ausstoßen würde, in Begleitung von einem Geräusch, das man mit dem vergleichen konnte, welches eine von Felsen zu Felsen springende Lawine hören läßt; die zwischen den zwei Acacien angebrachte Thüre öffnete sich oder spaltete sich vielmehr und ließ einen Kinderstrom durch, der sich auf dem Platze verbreitete, wo sich sogleich fünf bis sechs muntere, lärmende Gruppen bildeten, und zwar die einen um einen zum Zurückhalten der gefangenen Kreisel bestimmten Ring, die anderen vor einem mit weißer Kreide gezeichneten Mühlenspiel, wieder andere vor mehreren regelmäßig ausgegrabenen Löchern, in denen die Kugel, stille haltend, diejenigen, welche sie angetrieben hatten, gewinnen oder verlieren machte.

Zu gleicher Zeit, wenn die spielenden Schüler, welche die Nachbarn, deren spärliche Fenster auf den Platz gingen, mit dem Namen schlechte Subjecte schmückten, und die in der Regel in Hosen mit Löchern an den Knieen und in Wämmser mit zerrissenen Ellenbogen gekleidet waren, auf dem Platze erschienen, sah man auch diejenigen, welche man die vernünftigen Schüler nannte, diejenigen, welche, nach der Behauptung der Gevatterinnen, die Freude und den Stolz ihrer Eltern bilden mußten, sich von der Masse trennen und auf verschiedenen Straßen mit einem Schritt, dessen Langsamkeit das Bedauern bezeichnete, ihren Korb in der Hand, nach dem väterlichen Hause zurückkehren, wo Buttertörtchen oder kleine Kuchen mit Eingemachtem, als Entschädigung für die Spiele, auf die sie verzichteten, ihrer harrten. Diese waren im Allgemeinen mit Wämmsern in ziemlich gutem Zustand und

mit ungefähr tadellosen Hosen bekleidet; was sie mit ihrer so sehr berühmten Weisheit zu Gegenständen des Spottes oder sogar des Hasses für ihre minder gut gekleideten und besonders minder gut disciplinirten Gefährten machte.

Außer den zwei genannten Klassen, die wir unter dem Namen spielende Schüler und vernünftige Schüler bezeichnet haben, bestand noch eine dritte, die wir unter dem Namen träge Schüler bezeichnen werden, welche beinahe nie mit den Andern herauskam, um auf dem Schloßplatz zu spielen oder nach dem väterlichen Hause zurückzukehren, in Betracht, daß diese unglückliche Klasse beinahe beständig zurückgehalten blieb: während nämlich ihre Kameraden, nachdem sie ihre Uebersetzungen und Aufgaben gemacht, mit dem Kreisel spielten oder Törtchen aßen, blieben diese Schüler an ihre Bänke oder vor ihre Pulte genagelt, um während der Erholungsstunden die Uebersetzungen und Aufgaben zu machen, die sie während der Klasse nicht gemacht hatten, wenn nicht gar die Gewichtigkeit ihres Fehlers dem Zurückbehalten die höhere Strafe der Peitsche, der Ruthen oder der Schulgeißel beifügte.

Dergestalt, daß, wenn man, um in die Klassen zurückzukehren, dem Wege gefolgt wäre, dem die Schüler, um hinauszugehen, in umgekehrter Richtung gefolgt waren, nachdem man längs einem Gäßchen hingegangen, das am Obstgarten vorüberführte und sodann in einen großen, für die inneren Recreationen dienenden Hof ausmündete, beim Eintritt in diesen Hof eine mächtige Stimme oben von der Treppe herab hätte können schallen hören, während ein Schüler, den unsere Geschichtsschreiber-Unparteilichkeit in die dritte Klasse, d. h. in die Klasse der Faulen einzureihen, uns zwingt, hastig die Stufen herab stieg und dabei mit den Schultern die Bewegung machte, welche die Esel anwenden, um ihren Reiter abzuwerfen, und die Schüler, die einen

Geißelhieb bekommen haben, um den Schmerz abzuschütteln.

„Ah! Ungläubiger, ah! kleiner Ausgebannter," sagte die Stimme, „ah! Otterngezücht, entferne Dich, gehe, vade, vade. Erinnere Dich, daß ich drei Jahre geduldig gewesen bin, daß es aber Bursche gibt, welche die Geduld des ewigen Vaters ermüden würden. Heute ist es vorbei, und zwar ganz vorbei. Nimm Deine Eichhörnchen, nimm Deine Frösche, nimm Deine Eidechsen, nimm Deine Seidenwürmer, nimm Deine Maikäfer und gehe zu Deiner Tante, gehe zu Deinem Oheim, wenn Du einen hast, zum Teufel, kurz, wohin Du willst, wenn ich Dich nur nicht wiedersehe! Vade, vade."

„O mein guter Herr Fortier, verzeihen Sie mir," erwiederte auf der Treppe eine andere Stimme; „ist es denn der Mühe werth, daß Sie so in Zorn gerathen über einen armseligen kleinen Barbarismus und einige Solecismen, wie Sie es nennen."

„Drei Barbarismen und sieben Solecismen in einem Thema von fünfundzwanzig Zeilen!" entgegnete die zornige Stimme.

„Das war heute so, Herr Abbé, ich gebe zu, der Donnerstag ist mein Unglückstag; wäre aber zufällig morgen meine Aufgabe gut, würden Sie mir mein heutiges Mißgeschick nicht verzeihen? sprechen Sie, Herr Abbé."

„Seit drei Jahren wiederholst Du mir alle Compositionstage dasselbe, Taugenichts; und die Prüfung ist auf den ersten November festgesetzt und ich, der ich auf die Bitte Deiner Tante Angélique die Schwäche gehabt habe, Dich als Candidat für das in diesem Augenblick beim Seminar von Soissons erledigte Stipendium aufzuführen, ich werde die Schmach erleben, meinen Zögling zurückweisen zu sehen und überall ausrufen zu hören: Ange Pitou ist ein Esel; Angelus Pitovius asinus est."

Bemerken wir sogleich, damit der wohlwollende

Leser Alles Interesse an ihm nimmt, das er verdient, daß Ange Pitou, dessen Name der Abbé Fortier so malerisch latinisirt hatte, der Held dieser Geschichte ist.

„O mein guter Herr Fortier! o mein lieber Lehrer!" erwiederte der Schüler in Verzweiflung.

„Ich, Dein Lehrer!" rief der Abbé, tief gedemüthigt durch diese Benennung. „Gott sei Dank, ich bin eben so wenig Dein Lehrer, als Du mein Schüler bist; ich verleugne Dich, ich kenne Dich nicht; ich wollte, ich hätte Dich nie gesehen, ich verbiete Dir, mich zu nennen, und sogar, mich zu grüßen. Retro, Unglücklicher, retro."

„Herr Abbé," beharrte der unglückliche Pitou, für den es von ernstem Interesse zu sein schien, daß er sich nicht mit seinem Lehrer entzweite, „Herr Abbé, ich flehe sie an, entziehen Sie mir nicht Ihre Theilnahme wegen einer verstümmelten Aufgabe."

„Ah!" rief außer sich gebracht durch diese letzte Bitte der Abbé, indem er die vier ersten Stufen hinabstieg, während durch eine gleiche Bewegung Ange Pitou die vier letzten hinabeilte und im Hofe zu erscheinen anfing, „ah! Du machst Logik, während Du nicht einmal ein Thema machen kannst; Du berechnest die Kräfte meiner Geduld, während Du nicht einmal den Nominativ vom Accusativ zu unterscheiden weißt?"

„Herr Abbé, Sie sind so gut gegen mich gewesen, daß Sie nur ein Wort zum hochwürdigsten Bischof, der uns prüft, zu sagen brauchen," erwiederte der Barbarismenmacher.

„Ich Unglücklicher soll wider mein Gewissen lügen?"

„Wenn es einer guten Handlung wegen geschieht, so wird Ihnen unser Herrgott verzeihen."

„Nie! nie!"

„Und dann, wer weiß? Die Examinatoren werden vielleicht nicht strenger gegen mich sein, als sie es zu Gunsten von Sebastien Gilbert, meinem Milchbruder,

gewesen sind, als er sich im vergangenen Jahr um das Pariser Stipendium bewarb. Er war doch ein Barbarismenmacher, Gott sei Dank! obgleich er erst dreizehn Jahre und ich siebzehn."

„Ah! das ist doch einfältig," rief der Abbé, der die übrigen Stufen vollends herabstieg und nun mit seiner Geißel in der Hand ebenfalls erschien, während Pitou kluger Weise zwischen sich und seinem Professor die erste Entfernung behauptete. „Ja, ich sage einfältig," fügte er, die Arme kreuzend und seinen Schüler mit Entrüstung anschauend, bei. „Das ist also der Preis meiner Lectionen in der Dialektik! dreifaches Thier! erinnerst Du Dich so des Axioms: Noti minora, loqui majora volens. Gerade weil Gilbert jünger war als Du, ist man nachsichtig gegen ein vierzehnjähriges Kind gewesen, während man es nicht gegen einen großen Dummkopf von achtzehn Jahren sein wird."

„Ja, und auch weil er der Sohn von Herrn Honoré Gilbert ist, der achtzehntausend Livres Einkünfte aus guten Gütern nur auf der Ebene von Pisseleux hat," erwiederte mit kläglichem Ton der Logiker.

Der Abbé Fortier schaute Pitou die Lippen vorstreckend und die Stirne faltend an.

„Das ist minder dumm," brummte er, nachdem er seinen Schüler stillschweigend einen Augenblick betrachtet hatte. „Indessen ist es nur scheinbar und nicht begründet."

„Oh! wenn ich der Sohn eines Mannes von achtzehntausend Livres Rente wäre!" wiederholte Ange Pitou, der bemerkt zu haben glaubte, seine Antwort habe einigen Eindruck auf seinen Professor gemacht.

„Ja, doch Du bist es nicht. Dagegen bist Du unwissend, wie der Bursche von dem Juvenal spricht; eine profane Citation, — der Abbé bekreuzte sich — aber nicht minder richtig. Arcadius Juvenis. Ich wette, daß Du nicht einmal weißt, was Arcadius sagen will."

„Bei Gott! arcadisch," antwortete Ange Pitou, indem er sich mit der Mündigkeit des Stolzes aufrichtete.

„Und dann weiter?"

„Was weiter?"

„Arcadien war das Land der Esel und bei den Alten wie bei uns war asinus synonym mit stultus."

„Ich wollte die Sache nicht so verstehen," sagte Pitou, „in Betracht, daß der Gedanke, der strenge Geist meines würdigen Professors könnte sich bis zur Satyre erniedrigen, weit von mir entfernt war."

Und der Abbé Fortier schaute ihn zum zweiten Male mit nicht minder tiefer Aufmerksamkeit als das erste Mal an.

„Bei meinem Wort," murmelte er, ein wenig besänftigt durch den Weihrauch seines Schülers, „es gibt Augenblicke, wo man darauf schwören würde, der Bursche sei nicht so dumm, als er aussieht."

„Ah! Herr Abbé," sagte Pitou, der, wenn nicht die Worte des Professors gehört, doch in seinem Gesicht den Ausdruck der Rückkehr zum Mitleid erhascht hatte, „verzeihen Sie mir, und Sie sollen sehen, welch ein schönes Thema ich morgen machen werde."

„Nun denn! ich willige ein," erwiederte der Abbé, indem er zum Zeichen des Waffenstillstands seine Geißel in seinen Gürtel steckte und sich Pitou näherte, der auf diese friedliche Demonstration an seinem Platze zu bleiben sich entschloß.

„Oh! ich danke, ich danke!" rief der Schüler.

„Warte und danke nicht so rasch; ja, ich verzeihe Dir, doch unter einer Bedingung."

Pitou neigte das Haupt und wartete mit Resignation, da er der Willkür des Lehrers anheimgegeben war.

„Unter der, daß Du mir ohne Fehler auf eine Frage antwortest, die ich an Dich richten werde."

„In lateinischer Sprache?" fragte Pitou ängstlich.

„Lateinisch," erwiederte der Professor.

Pitou stieß einen Seufzer aus.

In einem kurzen Zwischenraume, der nun eintrat, drangen die freudigen Schreie der Schüler, welche auf dem Schloßplatz spielten, bis zu den Ohren von Ange Pitou.

Pitou stieß einen noch tieferen Seufzer aus.

„Quid virtus, quid religio?“ fragte der Abbé.

Mit dem Nachdruck des Pädagogen ausgesprochen, erschollen diese Worte in den Ohren des armen Pitou wie der Trompetenstoß des Engels vom jüngsten Gericht. Ein Wolke zog vor seinem Auge hin, und es ging in seinem Verstande eine solche Anstrengung vor, daß er einen Augenblick die Möglichkeit, ein Narr zu werden, begriff.

In Folge dieser Hirnarbeit, die, so gewaltig sie war, doch kein Resultat herbeiführte, ließ die verlangte Antwort unbestimmte Zeit auf sich warten; man hörte nun das gedehnte Geräusch einer Prise Tabak, welche langsam der furchtbare Frager schnupfte.

Pitou sah wohl, daß er ein Ende machen mußte.

„Nescio“ sagte er, in der Hoffnung, seine Unwissenheit würde ihm verziehen werden, wenn er sie in lateinischer Sprache gestünde.

„Du weißt nicht, was die Tugend ist?“ rief der Abbé, erstickend vor Zorn; „Du weißt nicht, was die Religion ist?“

„Ich weiß es wohl französisch,“ erwiederte Ange, aber ich weiß es nicht lateinisch.“

„So gehe nach Arcadien, Juvenis, Alles ist vorbei zwischen uns, Wicht!“

Pitou war so niedergeschmettert, daß er nicht einen Schritt machte, um zu fliehen, obgleich der Abbé Fortier seine Geißel aus seinem Gürtel mit ebenso viel Würde gezogen hatte, als im Augenblick der Schlacht ein Heerführer sein Schwert aus der Scheide gezogen hätte.

„Aber was soll aus mir werden?“ fragte das

arme Kind, indem es seine beiden Arme träge an seiner Seite hinabhängen ließ, „was soll aus mir werden, wenn ich die Hoffnung, in das Seminar einzutreten, verliere?“

„Werde, was Du kannst, das ist mir, bei Gott, gleichgültig.“

„Wissen Sie denn nicht, daß meine Tante glaubt, ich sei schon Abbé?“

„Nun, sie wird erfahren, daß Du nicht einmal zum Meßner taugst.“

„Aber, Herr Fortier . . .“

„Ich sage Dir gehe Limina lingue.“

„Auf denn!“ sagte Pitou wie ein Mensch, der einen schmerzlichen Entschluß faßt, aber ihn dennoch faßt.

„Wollen Sie mir mein Pult lassen?“ fragte Pitou, in der Hoffnung, während der kurzen Frist, die ihm gegönnt wäre, würde das Herz des Abbé Fortier zu mitleidigeren Gefühlen zurückkehren.

„Ich glaube wohl,“ antwortete dieser, „Dein Pult und Alles, was es enthält.“

Pitou stieg mit kläglicher Miene die Treppe hinauf, denn die Klasse war im ersten Stock. Er trat in die Stube ein, wo um einen großen Tisch versammelt etwa vierzig Schüler sich den Anschein gaben, als arbeiteten sie, öffnete vorsichtig den Deckel seines Pultes, um zu sehen, ob die Gäste, die es enthielt, vollzählig wären, hob es mit einer Behutsamkeit auf, welche von seiner großen Sorgfalt für seine Zöglinge zeugte, und schlug mit langsamem, abgemessenem Schritt wieder den Weg nach der Hausflur ein.

Oben auf der Treppe stand mit ausgestrecktem Arm der Abbé Fortier und deutete mit dem Ende seiner Geißel die Stufe hinab.

Man mußte durch die caudinischen Pässe gehen; Ange Pitou machte sich so demüthig und klein, als er nur immer konnte. Dessen ungeachtet erhielt er beim Durchgang noch eine letzte Tracht mit dem Werkzeug,

dem der Abbé Fortier seine besten Schüler zu verdanken gehabt hatte, und dessen Anwendung, obgleich sie häufiger und ausgedehnter bei Ange Pitou, als bei irgend einem Andern, vorgekommen, wie man gesehen, von einem nur mittelmäßigen Resultat gewesen war.

Während Ange Pitou, eine letzte Thräne trocknend, mit seinem Pulte auf dem Kopf nach dem Pleux, dem Quartiere der Stadt wandert, wo seine Tante wohnt, sagen wir ein paar Worte von seinem Aeußern und von seinen Lebensvorgängen.

II.

Worin bewiesen wird, daß eine Tante nicht immer eine Mutter ist.

Louis Ange Pitou war, wie er dies selbst in seinem Gespräche mit dem Abbé Fortier gesagt, in der Zeit, wo sich diese Geschichte eröffnet, siebzehn und ein halbes Jahr alt. Es war ein langer, hagerer Junge, mit gelben Haaren, rothen Wangen und fayenceblauen Augen. Die Blüthe der frischen, unschuldigen Jugend dehnte sich auf seinem breiten Mund aus, dessen dicke Lippen, indem sie sich übermäßig spalteten, zwei vollständige Reihen furchtbarer Zähne entblößten, furchtbar für diejenigen, deren Mittagsbrod sie zu theilen bestimmt waren. Am Ende seiner langen, knochigen Arme hingen, solid befestigt, Hände so breit wie Tennenpatschen; ziemlich gebogene Beine, Kniee, so dick wie Kindsköpfe, welche seine enge schwarze Hose springen machten, ungeheure Füße, die jedoch bequem in den durch den Gebrauch gerötheten kalbsledernen Schuhen Platz hatten: dies war, mit einer Art von Kittel von brauner Sarsche, das genaue, unparteiische Signalement vom Erschüler des Abbé Fortier.

Es bleibt uns noch die moralische Seite zu schildern.

Ange Pitou wurde im Alter von zwölf Jahren Waise, zu welcher Zeit er das Unglück gehabt hatte, seine Mutter zu verlieren, deren einziger Sohn er gewesen. Damit ist gesagt, daß seit dem Tode seines Vaters, welcher starb, ehe er das Alter des Bewußtseins erreichte, Ange Pitou, von seiner Mutter angebetet, ungefähr gethan, was er gewollt, was, seine physische Erziehung ungemein entwickelt, aber seine moralische Erziehung gänzlich im Rückstand gelassen hatte. In dem reizenden Dorfe Haramont, das, eine Meile von der Stadt, mitten im Walde lag, geboren, waren seine ersten Ausflüge der Erforschung des heimathlichen Waldes und die erste Anwendung seines Verstandes der Bekriegung der Thiere, die ihn bewohnten, geweiht gewesen. Aus diesem, einem einzigen Ziele zugewendeten Streben erfolgte, daß mit zehn Jahren Ange Pitou ein ausgezeichneter Wilddieb und ein Vogelsteller ersten Ranges war, und zwar ohne Arbeit und besonders ohne Lectionen, ganz allein durch die Stärke des von der Natur dem inmitten der Wälder geborenen Menschen verliehenen Instinctes, der ein Theil von demjenigen zu sein scheint, welchen sie den Thieren gegeben hat. Es war ihm auch nicht eine Fährte von Hasen oder Kaninchen unbekannt. Auf drei Meilen in der Runde war nicht ein Tränkherd seiner Forschung entgangen, und überall fand man die Spuren seines Messers auf den für den Vogelfang geeigneten Bäumen. Durch diese unablässig wiederholten Uebungen hatte Pitou eine ganz außerordentliche Stärke erlangt.

Mittelst seiner langen Arme und seiner starken Kniee, die ihm die respectabelsten Aeste zu umfangen gestatteten, stieg er auf die Bäume, um die höchsten Nester mit einer Behendigkeit und Sicherheit auszunehmen, die ihm die Bewunderung seiner Kameraden zuzog und unter einer dem Aequator näheren Breite die Achtung der Affen bei der Jagd mit der Lockpfeife

erworben hätten, bei dieser selbst für große Personen so anziehenden Jagd, wobei der Jäger die Vögel auf einen mit Leimruthen versehenen Baum lockt, indem er das Geschrei des Hähers oder der Nachteule nachahmt, dieser Individuen, welche bei dem Federvolk so allgemein verhaßt sind, daß jeder Fink, jede Meise, jeder Grünling herbeieilt, in der Hoffnung, seinem Feinde eine Feder zu entreißen, während er meistens die seinigen dabei verliert. Die Kameraden von Pitou bedienten sich einer wahren Nachteule, eines natürlichen Hähers, um, gut oder schlecht, das Geschrei von einem oder dem andern dieser Thiere nachzuahmen. Ange Pitou aber vernachlässigte immer diese Vorbereitungen, verachtete eine solche List. Mit seinen eigenen Hülfsquellen kämpfte er, mit seinen natürlichen Mitteln stellte er die Falle. Mit seinem Munde modulirte er die kreischenden, verhaßten Töne, welche nicht allein die andern Vögel, sondern auch die von derselben Gattung herbeiriefen, die sich, wir sagen nicht durch diesen Gesang, sondern durch dieses Geschrei, so vollkommen war die Nachahmung, täuschen ließen. Was die Jagd an Pfützchen betrifft, wohin die Vögel zum Trinken kamen, so war dies für Pitou eine Eselsbrücke, und er hätte sie sicher verachtet, als Gegenstand der Kunst, wäre sie minder productiv gewesen als Gegenstand des Ertrags. Nichtsdestoweniger, und trotz der Verachtung, die er selbst gegen diese so leichte Jagd hegte, wußte nicht Einer von den Erfahrensten wie Pitou mit Farnkraut eine Pfütze zu bedecken, welche zu groß, um völlig überspannt zu werden; nicht Einer wußte wie er die passende Neigung seinen Leimruthen zu geben, so daß die schlausten Vögel weder darunter, noch darüber trinken konnten; nicht Einer endlich hatte die Sicherheit der Hand und die Richtigkeit des Blicks, welche bei der Mischung in ungleichen Theilen des Baumharzes, des Oels und des Vogelleims

vorwalten müssen, damit dieser Leim weder zu flüssig noch zu spröde werde.

Da nun die Achtung, die man den Eigenschaften der Menschen zollt, nach dem Schauplatz, wo sie dieselben produciren, und nach den Zuschauern, vor denen sie dieselben produciren, wechselt, so genoß Pitou in seinem Dorfe Haramont, mitten unter seinen Bauern, das heißt unter Menschen, welche, gewohnt, wenigstens die Hälfte ihrer Mittel von der Natur zu verlangen, wie alle Bauern, den instinctartigen Haß gegen die Civilisation haben, ein Ansehen, das bei seiner armen Mutter die Vermuthung nicht zuließ, er gehe auf einem falschen Wege, und die vollkommenste Erziehung, die man einem Menschen mit großen Kosten geben könne, sei nicht diejenige, welche sich ihr, in dieser Hinsicht bevorrechteter, Sohn gratis selbst gab.

Als aber die gute Frau krank wurde, als sie den Tod herannahen sah, als sie begriff, sie werde ihr Kind allein und vereinzelt in der Welt zurücklassen, da fing sie an zu zweifeln und suchte eine Stütze für die zukünftige Waise. Sie erinnerte sich sodann, daß zehn Jahre vorher ein junger Mann mitten in der Nacht an ihre Thüre geklopft, daß dieser ihr ein neugeborenes Kind gebracht, für welches er nicht nur baar eine ziemlich runde Summe zurückgelassen, sondern auch eine andere, noch viel rundere Summe beim Notar in Villers-Cotterets deponirt hatte. Von diesem geheimnißvollen jungen Mann hatte sie Anfangs nichts gewußt, wenn nicht, daß er Gilbert hieß. Doch vor drei Jahren hatte sie ihn wieder erscheinen sehen: es war damals ein Mann von siebenundzwanzig Jahren, mit etwas steifer Haltung, mit dogmatischem Wort und einem ein wenig kalten Wesen. Diese erste Eislage war aber geschmolzen, als er sein Kind wiedergesehen, und da er es schön, stark und freundlich, und, wie er es selbst verlangt, in der Natur allein erzogen gefunden, so

hatte er der guten Frau die Hand gedrückt und ihr nur die Worte gesagt:

„Rechnet auf mich im Nothfall."

Dann hatte er das Kind genommen, sich nach dem Wege nach Ermenonville erkundigt, mit seinem Sohne eine Pilgerfahrt nach dem Grabe von Rousseau gemacht und war nach Villers-Cotterets zurückgekehrt. Berührt ohne Zweifel durch die gesunde Luft, die man hier athmete, sowie durch das Gute, das ihm der Notar von der Pension des Abbé Fortier gesagt, hatte er den kleinen Gilbert bei dem würdigen Mann zurückgelassen, dessen philosophisches Aussehen er mit dem ersten Blick gewürdigt; denn in jener Zeit war die Philosophie eine so große Macht, daß sie sich selbst bei den Geistlichen eingeschlichen; wornach er, seine Adresse dem Abbé Fortier hinterlassend, wieder nach Paris abgereist war.

Die Mutter von Pitou kannte alle diese einzelnen Umstände. In dem Augenblick, wo sie sterben sollte, erinnerte sie sich der Worte: Rechnet auf mich im Nothfall. Das war eine Erleuchtung. Ohne Zweifel hatte die Vorsehung dies Alles so gelenkt, damit der arme Pitou mehr fände, als er vielleicht verlor. Sie ließ den Geistlichen kommen, da sie nicht zu schreiben verstand; der Geistliche schrieb, und an demselben Tag wurde der Brief dem Abbé Fortier gebracht, der sich beeilte, die Adresse beizufügen und ihn auf die Post zu bringen.

Es war Zeit; zwei Tage nachher starb sie.

Pitou war zu jung, um den Verlust, den er erlitten, in seinem ganzen Umfang zu fühlen; er beweinte seine Mutter, nicht weil er die ewige Trennung des Grabes begriff, sondern weil er seine Mutter kalt, bleich, entstellt sah, weil der Arme instinctartig errieth, der Schutzengel des Herdes sei entflohen, seiner Mutter beraubt, werde das Haus öde und unbewohnbar; er begriff nicht nur seine zukünftige Existenz nicht, sondern

nicht einmal die am andern Tag; als er seine Mutter nach dem Friedhofe geleitet, als die Erde auf dem Sarge ertönt, als sie sich, einen frischen Hügel bildend, gerundet hatte, setzte er sich auf das Grab und antwortete Jedem, der ihn aufforderte, aus dem Friedhof wegzugehen, den Kopf schüttelnd, er habe seine Mutter Madeleine nie verlassen und wolle bleiben, wo sie bleibe.

Er verweilte auch den ganzen übrigen Tag und die ganze Nacht auf dem Grabe.

Hier fand ihn der würdige Doctor, — haben wir gesagt, daß der zukünftige Beschützer von Pitou Arzt war? — hier fand ihn der würdige Doctor, als er, den ganzen Umfang der Pflicht begreifend, die ihm durch sein Versprechen auferlegt war, selbst ankam, um sie, kaum achtundvierzig Stunden nach dem Abgange des Briefs, zu erfüllen.

Ange war sehr jung gewesen, als er den Doctor zum ersten Mal gesehen. Bekanntlich aber hat die Jugend tiefe Eindrücke, welche ewige Erinnerungen hinterlassen, und dann hatte die Erscheinung des geheimnißvollen jungen Mannes ihre Spur im Hause fest eingeprägt. Er hatte hierher das von uns erwähnte Kind und mit ihm den Wohlstand gebracht; so oft Ange den Namen von Gilbert von seiner Mutter hatte aussprechen hören, war es mit einem Gefühle gewesen, das der Anbetung glich; als er sodann als ein gemachter Mann und mit dem neuen Doctorstitel wieder im Hause erschienen war, als er den Wohlthaten der Vergangenheit das Versprechen für die Zukunft beigefügt, da hatte Pitou aus der Dankbarkeit seiner Mutter geschlossen, er müsse selbst dankbar sein; und ohne genau zu wissen, was sie sagte, hatte er die Worte ewiger Erinnerung, tiefer Erkenntlichkeit gesammelt die seine Mutter in seiner Gegenwart ausgesprochen.

Sobald er also den Doctor durch die Gitterthüre des Kirchhofs erblickte, sobald er ihn mitten unter den

grasbewachsenen Gräbern und den zerbrochenen Kreuzen herbeischreiten sah, erkannte er ihn, stand auf und ging ihm entgegen, denn er begriff, daß er demjenigen, welcher auf den Ruf seiner Mutter kam, nicht nein sagen konnte, wie den Anderen; er leistete auch keinen andern Widerstand, als daß er den Kopf rückwärts drehte, da ihn Gilbert bei der Hand nahm und weinend aus dem Kirchhof hinauszog. Ein elegantes Cabriolet war vor der Thüre. Er hieß den armen Knaben einsitzen, ließ für den Augenblick das Haus seiner Mutter unter dem Schutze des öffentlichen Vertrauens und der Theilnahme, welche das Unglück einflößt, führte seinen kleinen Schützling nach der Stadt und stieg mit ihm im besten Gasthause ab, welches zu jener Zeit das zum Dauphin war. Kaum hatte er sich hier einquartiert, als er einen Schneider holen ließ; zum Voraus benachrichtigt, kam dieser sogleich mit fertigen Kleidern. Er wählte vorsichtig für Pitou Kleider, welche zwei bis drei Zoll zu lang, ein Ueberfluß, der nach der Art, wie unser Held wuchs, von keiner langen Dauer zu sein versprach, und wanderte sodann mit ihm nach dem von uns bezeichneten Quartier, genannt der Pleux.

Je näher er diesem Quartiere kam, desto mehr hemmte Pitou seinen Schritt; denn offenbar führte man ihn zu seiner Tante Angélique, und trotz der wenigen Male, die er seine Pathe gesehen, — die Tante Angélique hatte nämlich Pitou mit seinem poetischen Taufnamen beschenkt, — bewahrte er doch eine furchtbare Erinnerung an diese ehrwürdige Verwandtin.

Die Tante Angélique besaß in der That nichts Anziehendes für ein Kind, das sich an alle Mühewaltungen mütterlicher Fürsorge gewöhnt hatte: die Tante Angélique war in jener Zeit eine alte Jungfer von fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahren, verdumpft durch den Mißbrauch der ängstlichsten Religionsübungen, bei der eine mißverstandene Frömmigkeit

alle mitleidige, menschliche Gefühle verengt und zusammengeschnürt hatte, um an ihrer Stelle eine natürliche Dosis gierigen Verstandes zu pflegen, die sich täglich im beständigen Umgang mit den Betschwestern der Stadt vermehrte. Sie lebte nicht gerade von Almosen, doch außer dem Verkauf von flächsenem Garn, das sie am Rädchen spann, und der Vermiethung der Kirchenstühle, die ihr vom Capitel bewilligt worden war, empfing sie von Zeit zu Zeit von frommen Personen, die sich von ihrer Scheinheiligkeit bethören ließen, kleine Summen, welche sie von Kupfermünze Anfangs in Silbermünze und von Silbermünze in Louis d'or verwandelte, die nicht nur ohne daß Jemand sie verschwinden sah, sondern sogar ohne daß eine Seele ihr Vorhandensein muthmaßte, verschwanden und einer um den andern in dem Kissen des Lehnstuhls auf dem sie arbeitete, begraben wurden; und befanden sie sich einmal in diesem Versteck, so trafen sie, umhertappend, eine gewisse Anzahl ihrer Kameraden, welche, wie sie, einzeln gesammelt worden und nun bestimmt waren, fortan von der Circulation ausgeschlossen zu sein, bis zu dem unbekannten Tag, wo der Tod der alten Jungfer sie in die Hände ihres Erben bringen würde.

Nach der Wohnung dieser ehrwürdigen Verwandtin begab sich also der Doctor Gilbert, den großen Pitou an der Hand fortziehend.

Wir sagen den großen Pitou, weil vom ersten Vierteljahr nach seiner Geburt Pitou für sein Alter immer zu groß gewesen war.

Mademoiselle Rose Angélique Pitou war in dem Augenblick, wo sich ihre Thüre öffnete, um ihren Neffen und den Doctor einzulassen, in sehr freudiger Laune. Während man die Todtenmesse über dem Leichnam ihrer Schwägerin in der Kirche von Haramont las, hatten Hochzeiten und Taufen in der Kirche von Villers-Cotterets stattgefunden, so daß die Einnahme für die

Stühle an einem Tage auf sechs Livres angewachsen war. Mademoiselle Angélique hatte ihre Sous in einen großen Thaler verwandelt, welcher wiederum mit den drei anderen zu verschiedenen Zeiten in Reserve gelegten Thalern einen Louis d'or gaben. Dieser Louis d'or war so eben den übrigen Louis d'or beigesellt worden, und der Tag, an welchem eine solche Vereinigung stattfand, bildete natürlich einen Festtag für Mademoiselle Angélique.

Gerade in dem Augenblick, wo, nachdem sie ihre während der Operation geschlossene Thüre wieder geöffnet, die Tante Angélique eine letzte Runde um ihren Lehnstuhl gemacht hatte, um sich zu versichern, nichts im Aeußern verrathe den im Innern verborgenen Schatz, traten der Doctor und Pitou ein.

Die Scene wäre rührend gewesen, doch in den Augen eines so richtigen Beobachters, wie der Doctor Gilbert, war sie nur grotesk. Als sie ihren Neffen erblickte, sprach die alte Frömmlerin ein paar Worte von ihrer armen theuren Schwester, die sie so sehr geliebt, und gab sich die Miene, als wischte sie eine Thräne ab. Der Doctor, der in die tiefste Tiefe des Herzens der alten Jungfer sehen wollte, ehe er in Beziehung auf sie einen Entschluß fassen würde, der Doctor hielt zum Schein Mademoiselle Angélique eine Rede über die Pflichten der Tanten gegen die Neffen. Doch in dem Maße, in welchem die Rede sich entwickelte und die Worte von den Lippen des Doctors fielen, trank das Auge der alten Jungfer die Thräne, die es befeuchtet hatte, alle ihre Züge nahmen die Trockenheit des Pergaments wieder an, mit dem sie bedeckt zu sein schienen; sie hob die linke Hand bis zur Höhe ihres spitzigen Kinns empor und fing an mit der rechten an ihren dürren Fingern die annähernde Zahl der Sous zu berechnen, die ihr das Vermiethen der Stühle jährlich eintrug, so daß sie, da es der Zufall gefügt, daß die Rechnung zugleich mit der Rede

geschlossen war, auf der Stelle antworten konnte: wie sehr sie auch ihre arme Schwester geliebt, und in welch hohem Grade sie auch Theilnahme für ihren Neffen hege, so gestatten ihr doch ihre geringen Einnahmen, trotz ihres doppelten Titels als Tante und Pathe, keinen Zuwachs an Ausgaben.

Der Doctor war übrigens auf diese Weigerung gefaßt gewesen, sie überraschte ihn daher nicht. Er gehörte zu den großen Parteigängern der neuen Ideen und da der erste Band vom Werke von Lavater erschienen war, so hatte er die physiognomische Lehre des Philosophen von Zürich schon auf das hagere gelbe Gesicht von Mademoiselle Angélique angewendet.

Diese Prüfung hatte ihm als Erfolg angegeben: die kleinen, glühenden Augen der alten Jungfer, ihre lange Nase und ihre dünnen Lippen bieten die Vereinigung in einer Person der Habgier, der Selbstsucht und der Heuchelei.

Die Antwort erregte bei ihm, wie gesagt, nicht das geringste Erstaunen. Als Beobachter wollte er jedoch sehen, wie weit die Frömmlerin die Entwickelung dieser drei gemeinen Fehler treiben würde.

„Aber, Mademoiselle," sagte er, „Ange Pitou ist ein armes Waisenkind, der Sohn Ihres Bruders, und Sie können, im Namen der Menschlichkeit, den Sohn Ihres Bruders nicht der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassen."

„Oh! hören Sie doch, Herr Gilbert," erwiederte die alte Jungfer, „das ist eine Mehrausgabe von wenigstens sechs Sous täglich, und zwar noch gering gerechnet: denn dieser Junge muß mindestens ein Pfund Brod den Tag essen."

Pitou schnitt ein Gesicht: er aß gewöhnlich anderthalb Pfunde nur bei seinem Frühstück.

„Abgesehen von der Seife für seine Wäsche," fuhr die Betschwester fort, „und ich erinnere mich, daß er erschrecklich verschmutzt."

Pitou verschmutzte allerdings sehr, und das ist begreiflich, wenn man sich des Lebens erinnern will, das er führte; doch man mußte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er zerriß noch viel mehr, als er verschmutzte.

„Ah!" sagte der Doctor, „pfui! Mademoiselle Angélique! Sie, die Sie so sehr die christliche Liebe üben, machen solche Berechnungen bei einem Neffen und Pathen!"

„Abgesehen von der Unterhaltung der Kleider," rief ausbrechend die alte Frömmlerin, welche ihre Schwester Madeleine beständig mit Flickereien und Ausbesserungen an den Wämmsern und Hosen ihres Neffen beschäftigt gesehen zu haben sich erinnerte.

„Sie weigern sich also, Ihren Neffen zu sich zu nehmen?" sagte der Doctor; „von der Schwelle seiner Tante zurückgestoßen, wird die Waise genöthigt sein, Almosen auf der Schwelle fremder Häuser zu fordern."

So habgierig sie auch war, so begriff die Betschwester doch das Gehässige, das ganz natürlich auf sie zurückfallen müßte, wäre ihr Neffe, durch ihre Weigerung, ihn aufzunehmen, genöthigt, eine solche Extremität zu ergreifen.

„Nein," sagte sie, „ich behalte ihn bei mir."

„Ah!" machte der Doctor, glücklich, ein gutes Gefühl in diesem Herzen zu finden, das er für vertrocknet hielt.

„Ja," fuhr die alte Jungfer fort, „ich werde ihn den Augustinern von Bourg-Fontaine empfehlen, und er wird bei ihnen als Laienbruder eintreten."

Der Doctor war, wie gesagt, Philosoph. Man kennt den Werth des Wortes Philosoph in jener Zeit.

Er beschloß daher auf der Stelle, einen Neophyten den Augustinern zu entreißen, und zwar mit demselben Eifer, den die Augustiner ihrerseits angewandt hätten, einen Adepten den Philosophen zu entführen.

„Nun wohl!" sprach er, indem er die Hand an

seine tiefe Tasche drückte, „da Sie in einer so schlimmen Lage sind, meine liebe Demoiselle Angélique, daß Sie sich in Ermanglung eigener Mittel genöthigt sehen, Ihren Neffen der Wohlthätigkeit Anderer zu empfehlen, so werde ich Jemand suchen, der wirksamer als Sie zum Unterhalt des armen verwaisten Knaben die Summe anzuwenden vermag, die ich für ihn bestimmt habe . . . Ich muß nach Amerika zurückkehren und werde vor meinem Abgang Ihren Neffen Pitou in die Lehre bei einem Tischler oder bei einem Stellmacher bringen. Er selbst soll übrigens einen Stand nach seinem Beruf wählen. Während meiner Abwesenheit wird er groß werden, und bei meiner Rückkehr wird er schon geschickt in seinem Handwerk sein, und ich werde dann sehen, was sich für ihn thun läßt. Auf, mein Kind, küsse Deine Tante und laß uns gehen," fügte der Doctor bei.

Der Doctor hatte noch nicht vollendet, als Pitou schon mit seinen zwei langen Armen auf die ehrwürdige Jungfer zustürzte; es drängte ihn in der That sehr, seine Tante zu küssen, unter der Bedingung, daß dieser Kuß zwischen ihm und ihr das Zeichen einer ewigen Trennung wäre.

Doch bei dem Worte die Summe, bei der Geberde des Doctors, der seine Hand in seine Tasche steckte, beim silbernen Klang, den diese Hand eine Masse von großen Thalern, deren Quantum man nach der Ausdehnung des Rockes berechnen konnte, von sich geben ließ, hatte die alte Jungfer die Wärme der Habgier bis zu ihrem Herzen aufsteigen gefühlt.

„Ah!" sagte sie, „mein lieber Herr Gilbert, Sie wissen Eines wohl."

„Was?" fragte der Doctor.

„Ei! mein guter Gott! daß Niemand in der Welt das arme Kind so sehr lieben wird, als ich!"

Und ihre magern Arme mit den ausgestreckten Armen von Pitou verschlingend, drückte sie auf jede

Was die übrig bleibenden acht Livres betrifft, so warteten sie in einer kleinen Unterschale von Porzellan, welche seit dreißig bis vierzig Jahren Schaaren von Münzen von allen möglichen Sorten hatte durchziehen sehen, bis die Ernte von einigen Sonntagen die Summe von vierundzwanzig Livres vervollständigte, eine Zahl, bei der, wie wir dies erklärt haben, die genannte Summe eine Verwandlung in Gold durchmachte und von der Schale in den Lehnstuhl überging.

III.

Ange Pitou bei seiner Tante.

Wir haben gesehen, wie wenig Sympathie Ange Pitou für einen zu langen Aufenthalt bei seiner guten Tante Angélique hegte; mit einem dem der Thiere, mit welchen er Krieg zu führen pflegte, gleichen oder ihm vielleicht überlegenen Instincte begabt, hatte der arme Knabe zum Voraus errathen, was bei diesem Aufenthalt seiner, wir sagen nicht an Täuschungen, denn wir haben gesehen, daß er sich nicht einen Augenblick Illusionen machte, sondern an Verdrießlichkeiten, Plackereien und Widerwärtigkeiten harrte.

Einmal, sobald der Doctor Gilbert abgereist, und es ist nicht zu leugnen, das hatte Pitou nicht am meisten gegen seine Tante mißstimmt, war nicht einen Augenblick mehr davon die Rede gewesen, das Kind in die Lehre zu bringen. Wohl hatte der Notar mit einem Worte diese förmliche Uebereinkunft berührt; aber Mademoiselle Angélique antwortete, ihr Neffe sei noch zu jung und besonders von zu zarter Gesundheit, um Arbeiten unterworfen zu werden, die vielleicht seine Kräfte übersteigen würden. Bei dieser Bemerkung

bewunderte der Notar das gute Herz von Mademoiselle Pitou und verschob die Lehre auf das nächste Jahr. Dabei war keine Zeit verloren, denn der Knabe hatte erst sein zwölftes Jahr erreicht.

Sobald er bei seiner Tante war, und während diese darüber nachsann, was der beste Nutzen sein möchte, den sie aus ihrem Neffen ziehen könnte, hatte Pitou, der sich wieder in seinem Walde befand, auch schon alle seine topographischen Anordnungen getroffen, um in Villers-Cotterets dasselbe Leben zu führen, wie in Haramont. Denn eine Wanderung in der Runde hatte ihn in der That gelehrt, die besten Tränkherde wären die am Wege nach Dampleux, am Wege nach Compiègne und am Wege nach Vivières, und der wildreichste Bezirk sei der der Wolfsheide.

Nachdem er diese Recognoscirung vorgenommen, traf Pitou demgemäß seine Vorkehrungen.

Das, was er sich am leichtesten verschaffen konnte, insofern es keine Anlage von Kapitalien erforderte, war der Leim und die Leimruthen. Die Rinde der Stechpalme mit einem Mörserkeile zermalmt und im großen Wasser gewaschen verschaffte den Leim; die Ruthen aber wuchsen zu Tausenden auf den Birken der Umgegend. Pitou verfertigte sich, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, ein Tausend Leimruthen und einen Topf Leim erster Qualität, und an einem schönen Morgen, nachdem er Tags zuvor auf Rechnung seiner Tante einen vierpfündigen Laib Brod beim Bäcker genommen hatte, ging er in der Dämmerung weg, blieb den ganzen Tag auswärts und kehrte erst bei sinkender Nacht wieder zurück.

Pitou hatte einen solchen Entschluß nicht gefaßt, ohne die Folgen davon zu berechnen. Er hatte einen Sturm vorhergesehen. Ohne die Weisheit von Sokrates zu besitzen, kannte er doch die Laune seiner Tante Angélique ebenso gut, als der berühmte Lehrer von Alcibiades die seiner Frau Xantippe kannte.

Pitou hatte sich in seiner Vorhersehung nicht getäuscht, doch er gedachte dem Sturme dadurch die Stirne zu bieten, daß er der alten Frömmlerin den Ertrag seines Tagewerkes überreichen würde. Nur hatte er den Platz nicht errathen können, wo ihn der Blitzstrahl treffen würde.

Der Blitzstrahl traf ihn bei seinem Eintritt.

Mademoiselle Angélique hatte sich hinter der Thür in den Hinterhalt gelegt, um ihren Neffen beim Vorübergehen nicht zu verfehlen, so daß er in dem Augenblick, wo er den Fuß in die Stube setzte, einen Schlag an das Hinterhaupt erhielt, an dem er, ohne einer anderen Belehrung zu bedürfen, vollkommen die dürre Hand der Betschwester erkannte.

Zum Glück hatte Pitou einen harten Kopf, und obgleich ihn der Schlag kaum erschütterte, gab er sich doch, um seine Tante zu rühren, deren Zorn sich dadurch vermehrte, daß sie sich durch ein maßloses Schlagen an den Fingern sehr wehe gethan, den Anschein, als fiele er stolpernd an das andere Ende der Stube. Sobald er hier angelangt war und seine Tante, ihren Rocken in der Hand, auf sich zukommen sah, zog er hastig aus seiner Tasche den Talismann, auf den er gerechnet hatte, um sich Verzeihung für sein Ausbleiben zu verschaffen.

Das waren zwei Dutzend Vögel, worunter ein Dutzend Rothkehlchen und ein halbes Dutzend Drosseln.

Mademoiselle Angélique riß ihre Augen ganz erstaunt auf und fuhr der Form wegen fort zu zanken; aber während sie schalt, bemächtigte sich ihre Hand des Jagdertrags ihres Neffen, sie machte drei Schritte gegen die Lampe und fragte:

„Was ist das?“

„Sie sehen es wohl, mein gutes Tantchen Angélique,“ erwiederte Pitou, „es sind Vögel.“

„Gut zum Essen?“ sagte rasch die alte Jungfer,

welche in ihrer Eigenschaft als Betschwester natürlich eßgierig war.

„Gut zum Essen!" wiederholte Pitou, „entschuldigen Sie; Rothkehlchen und Drosseln, ich glaube wohl."

„Und wo hast Du diese Thiere gestohlen, kleiner Unglücklicher?"

„Ich habe sie nicht gestohlen, ich habe sie gefangen."

„Wie?"

„Am Tränkherd."

„Was ist das, ein Tränkherd?"

Pitou schaute seine Tante mit erstaunter Miene an; er konnte nicht begreifen, daß es in der Welt eine Person gebe, die in ihrer Erziehung vernachlässigt genug sei, um nicht zu wissen, was der Tränkherd bedeute.

„Der Tränkherd?" erwiederte er. „Bei Gott! das ist der Tränkherd."

„Ja, kleiner Schlingel, aber ich weiß nicht, was das ist."

Da Pitou voll Mitleid gegen alle Unwissenheiten war, so antwortete er:

„Der Tränkherd ist eine kleine Lache, es finden sich solche ungefähr dreißig im Wald; man legt Leimruthen rings umher, und wenn die Vögel, die das nicht kennen, die Dummköpfe, kommen, um zu trinken, so fangen sie sich."

„Woran?

„Am Leim."

„Ah! ah!" sagte die Tante Angélique, „ich begreife; doch wer hat Dir Geld gegeben?"

„Geld?" erwiederte Pitou, erstaunt, daß man glauben konnte, er habe je einen Pfennig besessen; „Geld, Tante Angélique?"

„Ja."

„Niemand."

„Mit was hast Du denn den Leim gekauft?"

„Ich habe den Leim selbst gemacht."

„Und die Leimruthen?"

„Auch."
„Diese Vögel ..."
„Nun, Tante?"
„Sie kosten Dich nichts?"
„Die Mühe, mich zu bücken und sie zu nehmen."
„Und kann man oft an den Tränkherd gehen?"
„Man kann alle Tage dahin gehen."
„Gut."
„Nur muß man nicht..."
„Was muß man nicht?"
„Alle Tage dahin gehen."
„Aus welchem Grunde?"
„Weil das ruinirt."
„Was ruinirt das?"
„Den Tränkherd. Sie begreifen, Tante Angélique, die Vögel, die man gefangen hat..."
„Nun?"
„Sie sind nicht mehr da."
„Das ist richtig," sagte die Tante.
Zum ersten Mal, seitdem er sich in ihrem Hause befand, gab die Tante Angélique ihrem Neffen Recht; diese ungewohnte Billigung entzückte auch Pitou.
„Doch," sagte er, „an den Tagen, wo man nicht an den Tränkherd geht, geht man anderswo hin. An den Tagen, wo man keine Vögel fängt, fängt man etwas Anderes."
„Und was fängt man denn?"
„Man fängt Kaninchen."
„Kaninchen?"
„Ja. Man ißt das Fleisch und verkauft den Balg. Ein Kaninchenbalg ist zwei Sous werth."
Die Tante Angélique schaute ihren Neffen mit ganz erstaunten Augen an; sie hatte nie in ihm einen so großen Oekonomen gesehen. Pitou hatte sich geoffenbart.
„Aber ich werde die Kaninchenbälge verkaufen?"
„Allerdings, wie es Mama Madeleine machte."

Es war dem Kinde nie der Gedanke gekommen, es könnte von dem Ertrage seiner Jagd etwas Anderes in Anspruch nehmen, als seinen Theil am Verzehren.

„Und wann wirst Du Kaninchen fangen?" fragte Mademoiselle Angélique.

„Ah! sobald ich Schlingen habe," erwiederte Pitou.

„Nun denn! so mache Schlingen."

Pitou schüttelte den Kopf.

„Du hast ja Leim und Leimruthen gemacht!"

„Ah! ich verstehe wohl Leim und Leimruthen zu machen, das ist wahr; aber ich verstehe nicht Messingdraht zu machen; das kauft man fertig bei den Krämern."

„Und wie viel kostet das?"

„Oh! mit vier Sous werde ich wohl zwei Dutzend machen," antwortete Pitou, an den Fingern rechnend.

„Und wie viel kannst Du mit zwei Dutzenden Kaninchen fangen?"

„Das ist, wie es gerade kommt: vier, fünf, sechs vielleicht; und dann dienen diese Schlingen mehrere Male, wenn sie der Aufseher nicht findet."

„Hier hast Du vier Sous," sagte die Tante Angélique, „kaufe Messingdraht bei Herrn Dambrun und gehe morgen auf die Kaninchenjagd."

„Ich werde die Schlingen morgen legen," erwiederte Pitou, „doch erst übermorgen früh erfahre ich, ob sich Kaninchen gefangen haben."

„Gut; gehe immerhin."

Der Messingdraht war minder theuer in der Stadt, als auf dem Lande, weil die Krämer von Haramont sich in Villers-Cotterets damit versahen. Pitou erhielt also vierundzwanzig Schlingen für drei Sous. Er brachte einen Sou seiner Tante zurück.

Diese unerwartete Ehrlichkeit ihres Neffen rührte beinahe die alte Jungfer. Sie hatte einen Augenblick den Gedanken, die Absicht, mit diesem Sou, der nicht verwendet worden war, ihren Neffen zu beschenken. Zum

„Auch."
„Diese Vögel ..."
„Nun, Tante?"
„Sie kosten Dich nichts?"
„Die Mühe, mich zu bücken und sie zu nehmen."
„Und kann man oft an den Tränkherd gehen?"
„Man kann alle Tage dahin gehen."
„Gut."
„Nur muß man nicht..."
„Was muß man nicht?"
„Alle Tage dahin gehen."
„Aus welchem Grunde?"
„Weil das ruinirt."
„Was ruinirt das?"
„Den Tränkherd. Sie begreifen, Tante Angélique, die Vögel, die man gefangen hat..."
„Nun?"
„Sie sind nicht mehr da."
„Das ist richtig," sagte die Tante.

Zum ersten Mal, seitdem er sich in ihrem Hause befand, gab die Tante Angélique ihrem Neffen Recht; diese ungewohnte Billigung entzückte auch Pitou.

„Doch," sagte er, „an den Tagen, wo man nicht an den Tränkherd geht, geht man anderswo hin. An den Tagen, wo man keine Vögel fängt, fängt man etwas Anderes."

„Und was fängt man denn?"
„Man fängt Kaninchen."
„Kaninchen?"
„Ja. Man ißt das Fleisch und verkauft den Balg. Ein Kaninchenbalg ist zwei Sous werth."

Die Tante Angélique schaute ihren Neffen mit ganz erstaunten Augen an; sie hatte nie in ihm einen so großen Oekonomen gesehen. Pitou hatte sich geoffenbart.

„Aber ich werde die Kaninchenbälge verkaufen?"
„Allerdings, wie es Mama Madeleine machte."

Es war dem Kinde nie der Gedanke gekommen, es könnte von dem Ertrage seiner Jagd etwas Anderes in Anspruch nehmen, als seinen Theil am Verzehren.

„Und wann wirst Du Kaninchen fangen?“ fragte Mademoiselle Angélique.

„Ah! sobald ich Schlingen habe,“ erwiederte Pitou.

„Nun denn! so mache Schlingen.“

Pitou schüttelte den Kopf.

„Du hast ja Leim und Leimruthen gemacht!“

„Ah! ich verstehe wohl Leim und Leimruthen zu machen, das ist wahr; aber ich verstehe nicht Messingdraht zu machen; das kauft man fertig bei den Krämern.“

„Und wie viel kostet das?“

„Oh! mit vier Sous werde ich wohl zwei Dutzend machen,“ antwortete Pitou, an den Fingern rechnend.

„Und wie viel kannst Du mit zwei Dutzenden Kaninchen fangen?“

„Das ist, wie es gerade kommt: vier, fünf, sechs vielleicht; und dann dienen diese Schlingen mehrere Male, wenn sie der Aufseher nicht findet.“

„Hier hast Du vier Sous,“ sagte die Tante Angélique, „kaufe Messingdraht bei Herrn Dambrun und gehe morgen auf die Kaninchenjagd.“

„Ich werde die Schlingen morgen legen,“ erwiederte Pitou, „doch erst übermorgen früh erfahre ich, ob sich Kaninchen gefangen haben.“

„Gut; gehe immerhin.“

Der Messingdraht war minder theuer in der Stadt, als auf dem Lande, weil die Krämer von Haramont sich in Villers-Cotterets damit versahen. Pitou erhielt also vierundzwanzig Schlingen für drei Sous. Er brachte einen Sou seiner Tante zurück.

Diese unerwartete Ehrlichkeit ihres Neffen rührte beinahe die alte Jungfer. Sie hatte einen Augenblick den Gedanken, die Absicht, mit diesem Sou, der nicht verwendet worden war, ihren Neffen zu beschenken. Zum

Unglück für Pitou war es ein mit dem Hammer breit geschlagener Sou, der in der Dämmerung für zwei Sous gelten konnte. Mademoiselle Angélique dachte, man müsse ein Geldstück nicht ausgeben, das hundert Procent tragen könne, und steckte den Sou wieder in die Tasche.

Pitou hatte die Bewegung bemerkt, aber nicht analysirt. Es wäre ihm nie eingefallen, seine Tante könnte ihm einen Sou geben.

Er verfertigte seine Schlingen.

Am andern Morgen verlangte er einen Sack von Mademoiselle Angélique.

„Wozu?“ fragte die alte Jungfer.

„Weil ich einen brauche,“ antwortete Pitou, der voller Geheimnisse war.

Mademoiselle Angélique gab ihm den verlangten Sack, legte den Vorrath an Brod und Käse hinein, der zum Frühstück und Mittagessen ihres Neffen dienen sollte, und dieser ging sogleich nach der Wolfsheide ab.

Die Tante Angélique ihrerseits fing damit an, daß sie die zwölf Rothkehlchen rupfte, die sie zu ihrem Frühstück und ihrem Mittagessen bestimmt hatte. Sie brachte zwei Drosseln dem Abbé Fortier und verkaufte die vier andern an den Wirth zur Goldenen Kugel, der sie ihr mit drei Sous das Stück bezahlte und ihr alle, die sie ihm bringen würde, um denselben Preis abzunehmen versprach.

Die Tante Angélique kehrte strahlend zurück. Der Segen des Himmels war mit Pitou in ihrem Hause eingekehrt.

„Ah!“ sagte sie, während sie ihre Rothkehlchen aß, welche fett waren wie Ortolane und zart wie Feigenschnepfen; „man hat Recht, wenn man behauptet, eine Wohlthat sei nie verloren.“

Am Abend kam Ange nach Hause; er trug auf seinem Rücken einen herrlich gerundeten Sack. Diesmal erwartete ihn die Tante nicht hinter der Thüre,

sondern auf der Schwelle, und statt mit einer Kopfnuß empfangen zu werden, wurde der Knabe mit einer Grimasse aufgenommen, welche beinahe einem Lächeln glich.

„Hier bin ich!“ rief Pitou, als er in die Stube mit jener Dreistigkeit eintrat, welche das Bewußtsein eines gut ausgefüllten Tages bezeichnet.

„Du und Dein Sack,“ sagte die Tante Angélique.

„Ich und mein Sack,“ erwiederte Pitou.

„Und was ist in Deinem Sack,“ fragte die Tante Angélique.

„Bucheln.“

„Bucheln!“

„Allerdings; Sie begreifen wohl, Tante Angélique, wenn der Vater La Jeunesse, der Schütze der Wolfshaide, mich auf seinem Bezirk ohne meinen Sack hätte herumstreichen sehen, so würde er zu mir gesagt haben: „„Was machst Du hier, kleiner Landstreicher?““ Abgesehen davon, daß er etwas vermuthet hätte. Während ich mit meinem Sack, wenn er mich fragt, was ich machen wolle, ihm antworte: „„Ich komme zur Buchellese; ist es denn verboten, zur Buchellese zu gehen?““ „„Nein.““ „„Nun, wenn das nicht verboten ist, so haben Sie mir nichts zu sagen.““ In der That, wenn er etwas sagt, der Vater La Jeunesse, so hat er Unrecht.“

„Also hast Du Deinen Tag damit zugebracht, daß Du Bucheln gelesen, statt die Schlingen zu legen, Träger!“ rief die Tante Angélique, welche unter allen diesen Kniffen ihres Neffen die Kaninchen sich entgehen zu sehen glaubte.

„Im Gegentheil, ich habe meine Schlingen gelegt, während ich Bucheln las, so daß er mich bei der Arbeit sah.“

„Und er hat Dir nichts gesagt?“

„Doch. Er hat mir gesagt: „„Du wirst Deiner Tante Pitou meine Complimente ausrichten.““ Nun! ist das ein braver Mann, der Vater La Jeunesse!“

Unglück für Pitou war es ein mit dem Hammer breit geschlagener Sou, der in der Dämmerung für zwei Sous gelten konnte. Mademoiselle Angélique dachte, man müsse ein Geldstück nicht ausgeben, das hundert Procent tragen könne, und steckte den Sou wieder in die Tasche.

Pitou hatte die Bewegung bemerkt, aber nicht analysirt. Es wäre ihm nie eingefallen, seine Tante könnte ihm einen Sou geben.

Er verfertigte seine Schlingen.

Am andern Morgen verlangte er einen Sack von Mademoiselle Angélique.

„Wozu?" fragte die alte Jungfer.

„Weil ich einen brauche," antwortete Pitou, der voller Geheimnisse war.

Mademoiselle Angélique gab ihm den verlangten Sack, legte den Vorrath an Brod und Käse hinein, der zum Frühstück und Mittagessen ihres Neffen dienen sollte, und dieser ging sogleich nach der Wolfsheide ab.

Die Tante Angélique ihrerseits fing damit an, daß sie die zwölf Rothkehlchen rupfte, die sie zu ihrem Frühstück und ihrem Mittagessen bestimmt hatte. Sie brachte zwei Drosseln dem Abbé Fortier und verkaufte die vier andern an den Wirth zur Goldenen Kugel, der sie ihr mit drei Sous das Stück bezahlte und ihr alle, die sie ihm bringen würde, um denselben Preis abzunehmen versprach.

Die Tante Angélique kehrte strahlend zurück. Der Segen des Himmels war mit Pitou in ihrem Hause eingekehrt.

„Ah!" sagte sie, während sie ihre Rothkehlchen aß, welche fett waren wie Ortolane und zart wie Feigenschnepfen; „man hat Recht, wenn man behauptet, eine Wohlthat sei nie verloren."

Am Abend kam Ange nach Hause; er trug auf seinem Rücken einen herrlich gerundeten Sack. Diesmal erwartete ihn die Tante nicht hinter der Thüre,

sondern auf der Schwelle, und statt mit einer Kopfnuß empfangen zu werden, wurde der Knabe mit einer Grimasse aufgenommen, welche beinahe einem Lächeln glich.

„Hier bin ich!“ rief Pitou, als er in die Stube mit jener Dreistigkeit eintrat, welche das Bewußtsein eines gut ausgefüllten Tages bezeichnet.

„Du und Dein Sack,“ sagte die Tante Angélique.

„Ich und mein Sack,“ erwiederte Pitou.

„Und was ist in Deinem Sack,“ fragte die Tante Angélique.

„Bucheln.“

„Bucheln!“

„Allerdings; Sie begreifen wohl, Tante Angélique, wenn der Vater La Jeunesse, der Schütze der Wolfshaide, mich auf seinem Bezirk ohne meinen Sack hätte herumstreichen sehen, so würde er zu mir gesagt haben: „„Was machst Du hier, kleiner Landstreicher?““ Abgesehen davon, daß er etwas vermuthet hätte. Während ich mit meinem Sack, wenn er mich fragt, was ich machen wolle, ihm antworte: „„Ich komme zur Buchellese; ist es denn verboten, zur Buchellese zu gehen?““ „„Nein.““ „„Nun, wenn das nicht verboten ist, so haben Sie mir nichts zu sagen.““ In der That, wenn er etwas sagt, der Vater La Jeunesse, so hat er Unrecht.“

„Also hast Du Deinen Tag damit zugebracht, daß Du Bucheln gelesen, statt die Schlingen zu legen, Träger!“ rief die Tante Angélique, welche unter allen diesen Kniffen ihres Neffen die Kaninchen sich entgehen zu sehen glaubte.

„Im Gegentheil, ich habe meine Schlingen gelegt, während ich Bucheln las, so daß er mich bei der Arbeit sah.“

„Und er hat Dir nichts gesagt?“

„Doch. Er hat mir gesagt: „„Du wirst Deiner Tante Pitou meine Complimente ausrichten.““ Nun! ist das ein braver Mann, der Vater La Jeunesse!“

„Aber die Kaninchen?“ versetzte die Tante Angélique, welche nichts von ihrem Hauptgedanken abbringen konnte.

„Die Kaninchen? Der Mond geht um Mitternacht auf, und ich werde um ein Uhr nachsehen, ob sie gefangen sind.“

„Wo dies?“

„Im Walde.“

„Wie, Du wirst um ein Uhr Morgens in den Wald gehen?“

„Ja wohl!“

„Ohne Angst zu haben?“

„Angst, wovor?“

Die Tante Angélique war ebenso erstaunt über den Muth von Pitou, als sie über seine Speculationen erstaunt gewesen war.

Einfach wie ein Kind der Natur, kannte Pitou allerdings keine von den scheinbaren Gefahren, welche die Kinder der Städte erschrecken.

Er brach auch um Mitternacht auf und ging längs der Kirchhofmauer hin, ohne sich abzuwenden. Das unschuldige Kind, das in seinem Leben, wenigstens in seinen Unabhängigkeitsideen, weder Gott noch die Menschen beleidigt hatte, fürchtete sich ebenso wenig vor den Todten, als vor den Lebendigen.

Ange fürchtete eine einzige Person; diese Person war der Vater La Jeunesse; er hatte auch die Vorsicht, einen Umweg zu machen, um an seinem Hause vorüberzugehen. Da Alles im Innern erloschen, da Thüren und Läden geschlossen waren, so fing Pitou, um sich zu versichern, der Schütze sei zu Hause und nicht in seinem Bezirk, an das Bellen des Hundes mit solcher Vollkommenheit nachzuahmen, daß Ronflot, der Dachshund des Vaters La Jeunesse, sich in der Herausforderung täuschte, ebenfalls mit voller Kehle Laut gab und unter der Thüre durchschnuffelte.

Von diesem Augenblick an fühlte sich Pitou ruhig. War

Rouflot zu Hause, so war Vater La Jeunesse auch zu Hause; Rouflot und der Vater La Jeunesse waren unzertrennlich, und sobald man den Einen erblickte, konnte man sicher sein, man würde sogleich auch den Andern erscheinen sehen.

Vollkommen beruhigt, wanderte also Pitou nach der Wolfsheide. Die Schlingen hatten ihr Werk verrichtet; zwei Kaninchen waren gefangen und erdrosselt.

Pitou steckte sie in die weite Tasche jenes zu langen Rockes, der nach Verlauf eines Jahres zu kurz geworden sein sollte, und kehrte zu seiner Tante zurück.

Die alte Jungfer war zu Bette gegangen, doch die Habgier hatte sie wach erhalten; wie Perette, hatte sie berechnet, was ihr vier Kaninchenbälge wöchentlich eintragen konnten, und diese Rechnung hatte sie so weit geführt, daß sie nicht ein Auge zu schließen im Stande gewesen war: sie fragte auch mit einem nervösen Zittern den Knaben, was er bringe.

„Ein Paar! Ah! Tante Angélique, es ist nicht mein Fehler, daß ich nicht mehr habe bringen können, aber es scheint, sie sind boshaft, die Kaninchen des Vater La Jeunesse.“

Die Hoffnungen der Tante Angélique waren mehr als erfüllt. Sie nahm, bebend vor Freude, die zwei unglücklichen Thiere, untersuchte ihren unversehrt gebliebenen Balg und schloß sie in ihre Speisekammer ein, die in ihrem Leben keine Vorräthe gesehen hatte, wie die, welche sie enthielt, seitdem es Pitou eingefallen war, sie zu versehen.

Dann forderte sie mit ziemlich sanftem Tone Pitou auf, sich niederzulegen; das ermüdete Kind that dies auf der Stelle, ohne ein Abendbrod zu verlangen, was ihn vollends auf's Beste in dem Geiste seiner Tante stellte. Zwei Tage nachher wiederholte Pitou seinen Versuch, und er war diesmal noch glücklicher als das erste Mal. Er fing drei Kaninchen.

Zwei nahmen den Weg nach dem Wirthshause zur

Diese Hände, welche nicht angenehm anzusehen waren, waren noch minder angenehm zu fühlen. Pitou ließ am Ende jedes Armes eine Faust so groß wie ein Kindskopf baumeln, und obgleich das Boxen in Frankreich noch nicht eingeführt war und folglich Pitou kein Elementarprincip von dieser Kunst erhalten hatte, gelang es ihm doch, seinem ersten Gegner einen so hermetisch angepaßten Faustschlag auf das Auge zu geben, daß sich dieses Auge auf der Stelle mit einem schwarzen Kreise umzog, der so geometrisch gezeichnet war, als hätte der geschickteste Mathematiker mit seinem Kompaß das Maß genommen.

Der Zweite trat vor. Hatte Pitou gegen sich die Anstrengung eines zweiten Kampfes, so war sein Gegner seinerseits sichtbar minder stark, als der Erste. Der Kampf dauerte daher nicht lange. Die furchtbare Faust senkte sich auf die Nase, und die zwei Nasenlöcher zeugten sogleich für die Gültigkeit des Schlages, indem sie einen doppelten Blutbach entströmen ließen.

Der Dritte kam mit einem zerbrochenen Zahn davon; dieser war am wenigsten von Allen beschädigt. Die Andern erklärten sich für befriedigt.

Pitou durchschritt die Menge, die sich vor ihm mit der einem Triumphator schuldigen Achtung öffnete, und zog sich gesund und wohlbehalten nach seinem Herde, d. h. nach dem seiner Tante zurück.

Als am andern Morgen die drei Schüler, der eine mit seinem blaugeschlagenen Auge, der andere mit seiner gequetschten Nase, der dritte mit seinen aufgeschwollenen Lippen, ankamen, wurde eine Untersuchung vom Abbé Fortier angestellt. Doch die Schüler haben auch ihre gute Seite. Nicht einer von den Verstümmelten war schwatzhaft, und auf mittelbarem Wege, nämlich durch einen Zeugen des Streites, der der Schule völlig fremd, erfuhr der Abbé Fortier am andern Tag, Pitou habe auf den Gesichtern seiner Zöglinge den

Schaden angerichtet, durch den am Tage vorher seine Besorgniß erregt worden war.

Der Abbé Fortier bürgte in der That den Eltern nicht nur für das Moralische, sondern auch für das Physische seiner Schüler. Der Abbé Fortier hatte eine dreifache Klage von den drei Familien erhalten. Eine Genugthuung war unerläßlich. Pitou mußte drei Tage zurückbleiben. Einen Tag für das Auge, einen Tag für die Nase, einen Tag für den Zahn.

Diese drei Tage Schulstubenarrest gaben Mlle. Angélique eine geistreiche Idee ein, nämlich die, Pitou sein Mittagessen zu entziehen, so oft ihm der Abbé Fortier den Ausgang entziehen würde. Dieser Entschluß mußte nothwendig zum Nutzen der Erziehung von Pitou ausfallen, weil er sich zweimal besinnen würde, ehe er Fehler beginge, welche eine doppelte Strafe nach sich zögen.

Nur begriff Pitou nie recht, warum er Anzeiger genannt und warum er bestraft worden war, weil er diejenigen geschlagen, die ihn hätten schlagen wollen; doch wenn man Alles in der Welt begriffe, so würde man dadurch einen von den Hauptreizen des Lebens, den des Geheimnisses und des Unvorhergesehenen, verlieren.

Pitou blieb seine drei Tage in der Schule zurück und begnügte sich während dieser drei Tage mit seinem Frühstück und seinem Nachtessen, war jedoch mit dieser Entbehrung nicht gerade sehr zufrieden.

Die Strafe, welche Pitou erstanden, ohne daß es ihm nur entfernt einfiel, den Angriff zu verrathen, welchen er nur erwiedert hatte, trug ihm indessen die allgemeine Achtung ein. Es ist nicht zu leugnen, die drei majestätischen Faustschläge, die man ihn hatte ertheilen sehen, waren vielleicht von einigem Gewicht bei dieser Achtung.

Von diesem Tage an war das Leben von Pitou ungefähr das der andern Schüler, nur mit dem Unter-

schied, daß die andern Schüler die Wechselfälle der Composition durchmachten, während Pitou beharrlich unter den fünf bis sechs Letzten blieb und beinahe immer eine Summe von Schulstubenarresten doppelt so groß, als die seiner Mitschüler, anhäufte.

Doch man muß sagen, Eines, was in der Natur von Pitou lag, was von der ersten Erziehung herrührte, die er erhalten, oder vielmehr nicht erhalten hatte, Eines, was man wenigstens für ein Drittel bei seinen zahlreichen Schulstubenarresten rechnen mußte, war seine Neigung für die Thiere.

Die erwähnte Truhe, welche seine Tante Angélique mit dem Namen Pult geschmückt hatte, war in Folge ihres Umfangs und der zahlreichen Fächer, mit denen Pitou ihr Inneres bereicherte, eine Art von Arche Noah geworden, welche alle Arten von kletternden, kriechenden und fliegenden Thieren enthielt. Es fanden sich darin Schlangen, Eidechsen, Ameisenlöwen, Käfer und Frösche, welche Thiere Pitou um so theurer wurden, als er ihretwegen mehr oder minder harte Strafen zu erdulden hatte.

Bei seinen Spaziergängen in der Woche sammelte Pitou für seine Menagerie. Er hatte sich Salamander gewünscht, welche in Villers-Cotterets als das Wappen von Franz I., das dieser an allen Kaminen hatte anbringen lassen, sehr populär sind: es war ihm gelungen, sich solche zu verschaffen. Ein Umstand nahm ihn hiebei sehr in Anspruch, und er setzte dies am Ende unter die Zahl der Dinge, welche seinen Verstand überstiegen: er hatte nämlich immer im Wasser diese Reptile gefunden, von denen die Dichter behaupten, sie leben im Feuer. Dieser Umstand erregte in Pitou, der ein genauer Geist war, eine tiefe Verachtung gegen die Dichter.

Als Pitou Eigenthümer von zwei Salamandern war, suchte er das Chamäleon auf. Doch diesmal waren alle seine Forschungen vergeblich, und kein Re-

sultat krönte seine Bemühung. Pitou schloß am Ende aus diesen fruchtlosen Versuchen, das Chamäleon existire nicht, oder es existire wenigstens unter einer andern Breite.

Als dieser Punkt in ihm festgestellt war, beharrte Pitou nicht mehr eigensinnig bei der Aufsuchung des Chamäleons.

Die zwei andern Drittel der Arreste von Pitou rührten von den verdammten Solecismen und den verfluchten Barbarismen her, welche in den Aufgaben von Pitou wuchsen, wie die Trespe in den Kornfeldern wächst.

Was die Donnerstage und Sonntage betrifft, an welchen er frei hatte, so wurden sie auf den Tränkherd und die Wilderei verwendet; nur, da Pitou immer mehr wuchs, fünf Fuß vier Zoll hoch war und sechszehn Jahre zählte, kam ein Umstand hinzu, der Pitou ein wenig von seinen Lieblingsbeschäftigungen ablenkte.

An dem Wege nach der Wolfsheide lag das Dorf Pisselen, dasselbe vielleicht, das der schönen Anna d'Heully, der Geliebten von Franz I., den Namen gegeben hat. In diesem Dorf war der Pachthof des Vaters Billot, und auf der Schwelle dieses Pachthofs stand beinahe jedes Mal, wenn Pitou daran vorbeiging, ein hübsches, frisches, lebendiges, heiteres Mädchen, das man nach seinem Taufnamen Catherine, viel öfter aber noch nach dem Namen ihres Vaters, die Billotte nannte.

Pitou fing damit an, daß er die Billotte grüßte. Allmälig faßte er sich sodann ein Herz und grüßte sie lächelnd; dann an einem schönen Tag, nachdem er gegrüßt, nachdem er gelächelt hatte, blieb er stehen und wagte erröthend die Worte, die er als eine große Kühnheit betrachtete:

„Guten Morgen, Jungfer Catherine."

Catherine war ein gutes Mädchen, sie empfing Pitou als einen alten Bekannten. Es war in der That ein alter Bekannter, denn seit zwei Jahren sah sie ihn vor

dem Pachthofe wenigstens einmal in der Woche hin und her gehen, nur sah Catherine Pitou, und Pitou sah Catherine nicht. Als nämlich Pitou so vorüberging, war Catherine sechzehn Jahre alt und Pitou vierzehn. Wir haben gesehen, was geschah, als Pitou auch sechzehn zählte.

Allmälig war Catherine dahin gekommen, daß sie die Talente von Pitou schätzte, denn Pitou theilte ihr von seinen Talenten mit, indem er ihr seine schönsten Vögel und seine fettesten Kaninchen bot. In Folge hievon machte Catherine Pitou Komplimente, und Pitou, der um so empfänglicher für Komplimente war, als es ihm selten vorkam, daß er solche erhielt, überließ sich dem Zauber der Neuheit, und statt, wie früher, seine Wanderung bis zur Wolfsheide fortzusetzen, blieb er auf halbem Wege stehen, und statt seinen ganzen Tag mit der Buchellese oder mit dem Legen der Schlingen zuzubringen, verlor er seine Zeit damit, daß er bei dem Pachthofe des Vaters Billot umherstrich, in der Hoffnung, Catherine einen Augenblick zu sehen.

Daraus ging eine merkliche Verminderung im Ertrage der Kaninchenbälge und ein beinahe völliger Mangel an Rothkehlchen und Drosseln hervor.

Die Tante Angélique beklagte sich. Pitou antwortete, die Kaninchen werden mißtrauisch, und die Vögel, welche die Fallen erkannt haben, trinken aus der Höhlung der Blätter und der Baumstämme.

Eines tröstete die Tante Angélique über den Verstand der Kaninchen und diese Schlauheit der Vögel, die sie den Fortschritten der Philosophie zuschrieb, nämlich, daß ihr Neffe das Stipendium erhalten, in das Seminar eintreten, hier drei Jahre zubringen und das Seminar wieder als Abbé verlassen werde. Haushälterin eines Pfarrers zu sein, war aber das ewige Trachten von Mlle. Angélique.

Dieses Trachten mußte sich nothwendig verwirklichen: denn war Ange Pitou einmal Abbé, so konnte

er nicht umhin, seine Tante als Haushälterin zu nehmen, besonders nach dem, was diese Tante für ihn gethan hatte.

Der einzige Umstand, der die goldenen Träume der armen Jungfer störte, war der, daß, als sie von ihrer Hoffnung mit dem Abbé Fortier sprach, dieser den Kopf schüttelnd erwiederte:

„Meine liebe Mlle. Piton, um Abbé zu werden, müßte sich Ihr Neffe viel weniger der Naturgeschichte und viel mehr dem De viris illustribus oder dem Selecta e profanis scriptoribus widmen."

„Das will besagen?"

„Daß er viel zu viel Barbarismen und unendlich zu viel Solecismen macht," antwortete der Abbé Fortier.

Eine Antwort, welche Mlle. Angélique in der betrübendsten Unbestimmtheit ließ.

IV.

Ueber den Einfluß, den auf das Leben eines Menschen ein Barbarismus und sieben Solecismen haben können.

Diese Einzelnheiten waren unerläßlich für den Leser, welchen Grad von Verstand wir ihm auch zuerkennen, damit er gut die ganze schauderhafte Lage begreife, in der sich Piton befand, sobald er außerhalb der Schule war.

Einer von seinen Armen hing an seiner Seite herab, der andere hielt seine Truhe auf seinem Kopfe im Gleichgewicht, sein Ohr vibrirte noch von den wüthenden Ausbrüchen des Abbé Fortier, und so ging er nach dem Pieux mit einer Sammlung des Geistes, welche nichts Anderes war, als die auf den höchsten Grad gestiegene Bestürzung.

Endlich machte sich eine Idee Licht in seinem Geiste, und drei Worte, welche seinen ganzen Gedanken enthielten, entschlüpften seinen Lippen.

„Jesus! meine Tante!“

In der That, was würde Mlle. Angélique Pitou über den Umsturz aller ihrer Hoffnungen sagen?

Ange Pitou erkannte indessen die Pläne der alten Jungfer nur nach der Art, wie die treuen, beständigen Hunde die Pläne ihres Herrn erkennen, nämlich durch die Betrachtung der Physiognomie. Der Instinct ist ein kostbarer Führer, nie täuscht er, während im Gegentheil das Raisonnement durch die Einbildungskraft falsch sein kann.

Was aus den Betrachtungen von Ange Pitou hervorging und was von seinen Lippen den von uns erwähnten kläglichen Ausruf springen gemacht hatte, war, daß Ange Pitou begriff, die Unzufriedenheit werde bei der alten Jungfer groß sein, wenn sie die unselige Kunde erfahre. Er kannte aber aus Erfahrung das Resultat einer Unzufriedenheit von Mlle. Angélique. Nur mußten diesmal, da die Ursache der Unzufriedenheit sich zu einer unberechenbaren Macht erhob, die Resultate eine unberechenbare Summe erreichen.

Man vernehme, unter welchem gräßlichen Eindruck Pitou den Pleux erreichte. Er hatte beinahe eine Viertelstunde gebraucht, um den Weg, der vom großen Thore des Abbé Fortier zum Eingang dieser Straße führte, zurückzulegen, und das war doch nur ungefähr dreihundert Schritte von einander entfernt.

In diesem Augenblick schlug die Glocke der Kirche ein Uhr.

Er bemerkte nun, daß ihn seine letzte Unterredung mit dem Abbé und die Langsamkeit, mit der er den Weg zurückgelegt, um sechszig Minuten verspätet hatten, und daß demnach seit dreißig die unerstreckbare Frist abgelaufen war, nach der man bei der Tante Angélique nicht mehr zu Mittag aß.

Dies war in der That der heilsame Zügel, den die alte Jungfer zugleich den Schularresten und den tollen Leidenschaften ihres Neffen angelegt hatte; dabei ersparte sie, ein Jahr in das andere gerechnet, ungefähr sechszig Mittagsmahle an dem armen Jungen.

Doch diesmal war es nicht das magere Mittagessen der Tante, was den saumseligen Schüler beunruhigte: so karg auch das Frühstück gewesen, Pitou hatte ein zu volles Herz, um zu bemerken, sein Magen sei leer.

Es gibt eine furchtbare, dem Schüler, ein so großer Wicht er auch sein mag, wohlbekannte Qual, das ist der unrechtmäßige Aufenthalt in irgend einem abgelegenen Winkel nach einer Austreibung aus der Schule; das ist der entschiedene und gezwungene Urlaub, den er zu benützen genöthigt ist, während seine Mitschüler, die Mappe und die Bücher unter dem Arm, vorüberziehen, um zur täglichen Arbeit zu gehen. Diese verhaßte Schule nimmt eine wünschenswerthe Gestalt an. Der Schüler beschäftigt sich ernstlich mit der großen Angelegenheit der Aufgaben und Uebersetzungen, mit der er sich nie beschäftigt hat, und die dort während seiner Abwesenheit verhandelt wird. Es findet eine große Aehnlichkeit zwischen diesem von seinem Lehrer weggeschickten Schüler und dem wegen seiner Gottlosigkeit Excommunicirten statt, der nicht mehr das Recht hat, in die Kirche zurückzukehren, während er vor Verlangen, eine Messe zu hören, brennt.

Darum dünkte dem armen Pitou, je näher er zu dem Hause seiner Tante kam, desto schrecklicher der Aufenthalt in diesem Hause. Darum stellte er sich zum ersten Male in seinem Leben vor, die Schule sei ein irdisches Paradies, aus dem ihn der Abbé Fortier, als ein Würgengel mit seiner Geißel in Form eines flammenden Schwertes, vertrieben habe.

So langsam er indessen ging, und obgleich Pitou von zehn zu zehn Schritten Stationen machte, welche

Endlich machte sich eine Idee Licht in seinem Geiste, und drei Worte, welche seinen ganzen Gedanken enthielten, entschlüpften seinen Lippen.

„Jesus! meine Tante!“

In der That, was würde Mlle. Angélique Pitou über den Umsturz aller ihrer Hoffnungen sagen?

Ange Pitou erkannte indessen die Pläne der alten Jungfer nur nach der Art, wie die treuen, beständigen Hunde die Pläne ihres Herrn erkennen, nämlich durch die Betrachtung der Physiognomie. Der Instinct ist ein kostbarer Führer, nie täuscht er, während im Gegentheil das Raisonnement durch die Einbildungskraft falsch sein kann.

Was aus den Betrachtungen von Ange Pitou hervorging und was von seinen Lippen den von uns erwähnten kläglichen Ausruf springen gemacht hatte, war, daß Ange Pitou begriff, die Unzufriedenheit werde bei der alten Jungfer groß sein, wenn sie die unselige Kunde erfahre. Er kannte aber aus Erfahrung das Resultat einer Unzufriedenheit von Mlle. Angélique. Nur mußten diesmal, da die Ursache der Unzufriedenheit sich zu einer unberechenbaren Macht erhob, die Resultate eine unberechenbare Summe erreichen.

Man vernehme, unter welchem gräßlichen Eindruck Pitou den Pleux erreichte. Er hatte beinahe eine Viertelstunde gebraucht, um den Weg, der vom großen Thore des Abbé Fortier zum Eingang dieser Straße führte, zurückzulegen, und das war doch nur ungefähr dreihundert Schritte von einander entfernt.

In diesem Augenblick schlug die Glocke der Kirche ein Uhr.

Er bemerkte nun, daß ihn seine letzte Unterredung mit dem Abbé und die Langsamkeit, mit der er den Weg zurückgelegt, um sechszig Minuten verspätet hatten, und daß demnach seit dreißig die unerstreckbare Frist abgelaufen war, nach der man bei der Tante Angélique nicht mehr zu Mittag aß.

Dies war in der That der heilsame Zügel, den die alte Jungfer zugleich den Schularresten und den tollen Leidenschaften ihres Neffen angelegt hatte; dabei ersparte sie, ein Jahr in das andere gerechnet, ungefähr sechzig Mittagsmahle an dem armen Jungen.

Doch diesmal war es nicht das magere Mittagessen der Tante, was den saumseligen Schüler beunruhigte: so karg auch das Frühstück gewesen, Pitou hatte ein zu volles Herz, um zu bemerken, sein Magen sei leer.

Es gibt eine furchtbare, dem Schüler, ein so großer Wicht er auch sein mag, wohlbekannte Qual, das ist der unrechtmäßige Aufenthalt in irgend einem abgelegenen Winkel nach einer Austreibung aus der Schule; das ist der entschiedene und gezwungene Urlaub, den er zu benützen genöthigt ist, während seine Mitschüler, die Mappe und die Bücher unter dem Arm, vorüberziehen, um zur täglichen Arbeit zu gehen. Diese verhaßte Schule nimmt eine wünschenswerthe Gestalt an. Der Schüler beschäftigt sich ernstlich mit der großen Angelegenheit der Aufgaben und Uebersetzungen, mit der er sich nie beschäftigt hat, und die dort während seiner Abwesenheit verhandelt wird. Es findet eine große Aehnlichkeit zwischen diesem von seinem Lehrer weggeschickten Schüler und dem wegen seiner Gottlosigkeit Excommunicirten statt, der nicht mehr das Recht hat, in die Kirche zurückzukehren, während er vor Verlangen, eine Messe zu hören, brennt.

Darum dünkte dem armen Pitou, je näher er zu dem Hause seiner Tante kam, desto schrecklicher der Aufenthalt in diesem Hause. Darum stellte er sich zum ersten Male in seinem Leben vor, die Schule sei ein irdisches Paradies, aus dem ihn der Abbé Fortier, als ein Würgengel mit seiner Geißel in Form eines flammenden Schwertes, vertrieben habe.

So langsam er indessen ging, und obgleich Pitou von zehn zu zehn Schritten Stationen machte, welche

immer länger wurden, je mehr er sich dem Schreckensorte näherte, er mußte nichtsdestoweniger zur Schwelle des so sehr gefürchteten Hauses kommen. Pitou erreichte also diese Schwelle, indem er seine Schuhe schleppte und maschinenmäßig seine Hand auf der Naht seiner Hose rieb.

„Ah! ich bin sehr krank, Tante Angélique," sagte er, um jedem Spott oder jedem Vorwurf zuvorzukommen, und vielleicht auch, um es zu versuchen, das arme Kind beklagen zu machen.

„Gut," erwiederte Mademoiselle Angélique, „ich kenne diese Krankheit, und man würde sie leicht heilen, wenn man den Zeiger der Pendeluhr um anderthalb Stunden zurückrückte."

„Oh mein Gott, nein!" rief Pitou bitter, „denn ich habe keinen Hunger."

Die Tante Pitou war erstaunt und beinahe unruhig; eine Krankheit beunruhigt gleich sehr die guten Mütter und die Stiefmütter; die guten Mütter wegen der Gefahr, welche die Krankheit herbeiführt, die Stiefmütter wegen des Nachtheils, den sie der Börse zufügt.

„Nun, was hast Du denn, laß hören?" fragte die alte Jungfer.

Bei diesen Worten, welche indessen ohne eine sehr zärtliche Sympathie ausgesprochen wurden, zerfloß Ange Pitou in Thränen, und es ist nicht zu leugnen, die Grimasse, die er von der Klage zu den Thränen übergehend machte, gehörte zu den häßlichsten und unangenehmsten Grimassen, die man sehen kann.

„Oh! meine gute Tante, es ist mir ein sehr großes Unglück begegnet," sagte er.

„Welches?" fragte die alte Jungfer.

„Der Herr Abbé hat mich weggeschickt," rief Ange Pitou in ein ungeheures Schluchzen ausbrechend.

„Weggeschickt?" wiederholte die Tante, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

„Ja, meine Tante."

„Von wo?“
„Von der Schule.“
Hier verdoppelte sich das Schluchzen von Pitou.
„Von der Schule?“
„Ja, meine Tante.“
„Ganz und gar?“
„Ja, meine Tante.“
„Also keine Prüfungen, keine Concurse, keine Stipendien, kein Seminar mehr?“
Das Schluchzen von Pitou verwandelte sich in ein Geheule. Mademoiselle Angélique schaute ihn an, als hätte sie in der Tiefe des Herzens ihres Neffen den Grund seiner Ausweisung lesen wollen.
„Wetten wir, daß Du wieder hinter die Schule gegangen bist?“ sagte sie; „wetten wir, daß Du abermals beim Pachthof des Vaters Billot herumgestrichen bist? Pfui! ein zukünftiger Pfarrer!“
Ange schüttelte den Kopf.
„Du lügst!“ rief die alte Jungfer, deren Zorn in demselben Maße zunahm, in welchem sie die Gewißheit erlangte, daß die Lage der Dinge eine ernste war; „Du lügst! noch am letzten Sonntag hat man Dich in der Seufzerallee mit der Billotte gesehen.“
Mademoiselle Angélique log; doch zu jeder Zeit haben sich die Frömmlerinnen für berechtigt geglaubt, zu lügen, kraft des jesuitischen Axioms: Es ist erlaubt, das Falsche vorzugeben, um das Wahre zu erfahren.
„Man hat mich nicht in der Seufzerallee gesehen,“ erwiederte Ange; „das ist unmöglich, denn wir sind bei der Orangerie gegangen.“
„Ah! Unglücklicher! Du siehst wohl, daß Du mit ihr warst.“
„Aber, meine Tante,“ entgegnete Ange erröthend, „es handelt sich hier durchaus nicht um Jungfer Billot.“
„Ja, nenne sie Jungfer, um Dein Spiel zu verbergen, Unreiner! Aber ich werde den Beichtvater von diesem Zieraffen benachrichtigen.“

„Aber, meine Tante, ich schwöre Ihnen, daß Jungfer Billot kein Zieraffe ist.“

„Ah! Du vertheidigst sie, während Du der Entschuldigung bedarfst. Gut, Ihr versteht Euch immer besser. Oh! mein Gott, wie weit kommt es noch! . . . Kinder von sechszehn Jahren.“

„Meine Tante, ganz im Gegentheil, ich verstehe mich nicht mit Catherine, Catherine jagt mich immer fort.“

„Siehst Du, wie Du Dich verhaspelst! nun nennst Du sie Catherine kurzweg. Ja, sie jagt Dich fort, die Heuchlerin, wenn man sie beobachtet.“

„Ah!“ sagte Pitou plötzlich erleuchtet zu sich selbst, „ah! daran hatte ich nicht gedacht.“

„Siehst Du!“ rief die alte Jungfer, den naiven Ausdruck ihres Neffen benützend, um ihn der Genossenschaft mit der Billotte zu überweisen; „aber nur zu, ich will das Alles in's Reine bringen. Herr Fortier ist ihr Beichtvater; ich werde ihn bitten, Dich einsperren zu lassen und auf vierzehn Tage auf Wasser und Brod zu setzen, und was Mademoiselle Catherine betrifft, wenn sie das Kloster braucht, um ihre Leidenschaft für Dich zu mäßigen, wohl! so soll sie es kosten, wir schicken sie nach Saint-Remy.“

Die alte Jungfer sprach ihr letztes Wort mit einer Autorität und einer Ueberzeugung von ihrer Macht, daß Pitou bebte.

„Meine gute Tante,“ sagte er, die Hände faltend, „Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, Jungfer Billot habe irgend eine Schuld an meinem Unglück.“

„Die Unkeuschheit ist die Mutter aller Laster,“ unterbrach ihn salbungsreich Mademoiselle Angélique.

„Meine Tante, ich wiederhole Ihnen, der Herr Abbé hat mich nicht weggeschickt, weil ich unkeusch bin, sondern er hat mich weggeschickt, weil ich zu viel Barbarismen, vermischt mit Solecismen, die mir auch von Zeit zu Zeit entschlüpfen, machte, und welche mir,

wie er sagt, alle Aussicht benehmen, das Stipendium des Seminars zu erhalten."

„Wie, alle Aussicht? also wirst Du das Stipendium nicht erhalten, also wirst Du nicht Pfarrer werden, also werde ich nicht Deine Haushälterin sein?"

„Mein Gott! nein, meine Tante."

„Und was wirst Du denn werden?" fragte die alte Jungfer ganz bestürzt.

„Ich weiß es nicht." Pitou schlug die Augen ganz wehmüthig zum Himmel auf. „Was es der Vorsehung aus mir zu machen gefällt," fügte er bei.

„Der Vorsehung? Ah! ich sehe, was es ist," rief Mademoiselle Angélique, „man hat ihm etwas in den Kopf gesetzt, man hat ihm von den neuen Ideen gesprochen, man hat ihm Grundsätze der Philosophie eingeprägt."

„Das kann es nicht sein, meine Tante, da man nur in die Philosophie eintreten darf, nachdem man seine Rhetorik gemacht hat, während ich nie meine dritte zu übersteigen im Stande gewesen bin"

„Bah! bah! ich spreche nicht von dieser Philosophie, ich spreche von der Philosophie der unglücklichen Philosophen; ich spreche von der Philosophie von Herrn Arouet, ich spreche von der Philosophie von Herrn Jean Jacques, von der Philosophie des Herrn Diderot, der die Nonne gemacht hat."

Mademoiselle Angélique bekreuzte sich.

„Die Nonne?" fragte Pitou; „was ist das, meine Tante?"

„Du hast sie gelesen, Unglücklicher."

„Meine Tante, ich schwöre Ihnen, nein."

„Darum willst Du nichts von der Kirche."

„Meine Tante, Sie täuschen sich, die Kirche will nichts von mir."

„Dieser Bursche ist entschieden eine Schlange. Ich glaube, er widerspricht."

„Nein, meine Tante, ich antworte nur."

„Oh! er ist verloren,“ rief Mademoiselle Angélique mit allen Zeichen der tiefsten Niedergeschlagenheit, während sie in ihren Lieblingslehnstuhl sank.

In der That, er ist verloren! bedeutete nichts Anderes als: Ich bin verloren.

Die Gefahr war groß. Die Tante Angélique faßte einen äußersten Entschluß: sie erhob sich, als ob eine Feder sie auf ihre Beine geschnellt hätte und lief zum Abbé Fortier, um sich Erklärungen von ihm zu erbitten, und besonders, um einen letzten Versuch bei ihm zu wagen.

Pitou folgte mit den Augen seiner Tante bis auf die Schwelle der Thüre; dann, als sie verschwunden war, trat er ebenfalls auf diese Schwelle und sah sie mit einer Geschwindigkeit, von der er keinen Begriff hatte, nach der Rue de Soissons gehen. Von da an blieb ihm kein Zweifel mehr über die Absichten von Mademoiselle Angélique, und er war überzeugt, sie begebe sich zu seinem Lehrer.

Das war wenigstens eine Viertelstunde Ruhe. Pitou beschloß, diese Viertelstunde, die ihm die Vorsehung bewilligte, zu benützen. Er raffte die Ueberreste des Mittagsmahles seiner Tante zusammen, um seine Eidechsen zu füttern; er haschte ein paar Fliegen für seine Ameisen und seine Frösche; dann öffnete er nach und nach den Brodkasten und den Schrank, und sorgte für seine eigene Sättigung, denn mit der Einsamkeit war bei ihm der Appetit wiedergekehrt.

Als er alle seine Anordnungen getroffen hatte, lauerte er an der Thüre, um nicht bei der Rückkehr seiner zweiten Mutter überrascht zu werden.

Mademoiselle Angélique betitelte sich die zweite Mutter von Pitou.

Während er so lauerte, kam eine hübsche junge Person am Ende des Pleux, dem Gäßchen folgend, das von der Rue de Soissons nach der Rue de l'Ormet führt, vorüber. Sie saß auf dem Kreuz eines mit zwei Körben, wovon der eine mit Hühnern, der andere mit

Tauben gefüllt, beladenen Pferdes; das war Catherine. Als sie Pitou auf der Schwelle seiner Tante erblickte, hielt sie an.

Pitou erröthete seiner Gewohnheit gemäß; dann verharrte er mit aufgesperrtem Mund und schaute, d. h. bewunderte, denn die Billotte war für ihn der höchste Ausdruck menschlicher Schönheit.

Das junge Mädchen schleuderte einen Blick in die Straße, grüßte Pitou durch ein leichtes Nicken mit dem Kopf und zog ihres Weges.

Pitou antwortete, bebend vor Behagen.

Diese kleine Scene dauerte gerade lange genug, daß der große Schüler, ganz seiner Betrachtung hingegeben und beständig nach dem Platze schauend, wo Catherine gewesen war, seine Tante nicht gewahrte, welche vom Abbé Fortier zurückkam und ihn plötzlich, erbleichend vor Zorn, bei der Hand faßte.

Durch diese electrische Erschütterung, welche bei ihm immer das Berühren von Mademoiselle Angélique verursachte, unversehens aus seinem schönen Traume aufgeweckt, wandte sich Ange um, richtete seine Augen vom zornigen Gesicht seiner Tante auf seine eigene Hand und sah sich zu seinem Schrecken mit einer ungeheuren Hälfte von einer Semmel versehen, auf der, zu freigebig aufgestrichen, zwei Lagen frische Butter und darüber weißer Käse erschienen.

Mademoiselle Angélique stieß einen Schrei der Wuth und Pitou einen Seufzer der Angst aus. Angélique hob ihren gekrümmten Finger auf, Pitou neigte das Haupt; Angélique bemächtigte sich eines Besenstiels, der nur zu nahe bei ihr stand, Pitou ließ seine Semmel fallen und lief ohne weitere Erklärung davon.

Diese zwei Herzen hatten sich verstanden, sie hatten begriffen, daß fortan nichts mehr unter ihnen bestehen könne.

Mademoiselle Angélique ging hinein und schloß die Thüre doppelt. Pitou, den das Knirschen des

Schlosses wie eine Fortsetzung des Sturmes erschreckte, verdoppelte seine Geschwindigkeit.

Aus dieser Scene ging eine Wirkung hervor, welche Mademoiselle Angélique entfernt nicht vorhersah, und die Pitou sicherlich ebenso wenig erwartete.

V.

Ein philosophischer Pächter.

Pitou lief, als ob ihm alle Teufel der Hölle auf den Fersen wären, und war in einem Augenblick außerhalb der Stadt.

Als er sich um die Ecke des Kirchhofs wandte, wäre er beinahe mit der Nase auf das Hintertheil eines Pferdes gefallen.

„Ei! mein Gott," sagte eine sanfte Stimme, „wohin laufen Sie denn so, Herr Ange? Sie haben uns so erschreckt, daß Cadet beinahe durchgegangen wäre."

„Ah! Jungfer Catherine," rief Pitou, mehr seine eigenen Gedanken, als die Frage des Mädchens beantwortend, „ah! Jungfer Catherine, welch ein Unglück, mein Gott, welch ein Unglück!"

„Jesus! Sie machen mir bange," sagte das Mädchen, sein Pferd mitten auf der Straße anhaltend. „Was gibt es denn, Herr Ange?"

„Es gibt," antwortete Pitou, als ob er ein Sündengeheimniß enthüllen sollte, „es gibt, daß ich nicht Abbé sein werde, Jungfer Catherine."

Doch statt sich in dem Sinne zu geberden, den Pitou erwartete, schlug die Billotte ein gewaltiges Gelächter auf.

„Sie werden nicht Abbé sein?" sagte sie.

„Nein," antwortete Pitou bestürzt: „es scheint, das ist unmöglich."

„Nun! so werden Sie Soldat," versetzte Catherine.
„Soldat?"
„Allerdings. Mein Gott! man muß wegen einer solchen Kleinigkeit nicht in Verzweiflung gerathen! Anfangs glaubte ich, Sie hätten mir den Tod Ihrer Jungfer Tante zu verkündigen."
„Ah!" sprach Pitou mit Empfindung, „es ist gerade dasselbe für mich, wie wenn sie todt wäre, da sie mich fortjagt."
„Verzeihen Sie, es fehlt Ihnen die Befriedigung, sie beweinen zu können," entgegnete Catherine.
Und sie lachte auf das Heiterste, was bei Pitou abermals ein Aergerniß bereitete.
„Haben Sie denn nicht gehört, daß sie mich fortjagt!" rief der Schüler in Verzweiflung.
„Ei! desto besser!"
„Sie sind sehr glücklich, daß Sie so lachen können, und das beweist, daß Sie einen äußerst angenehmen Charakter haben, da der Kummer der Anderen keinen größeren Eindruck auf Sie macht."
„Und wer sagt Ihnen denn, daß ich Sie, wenn Ihnen ein wahres Unglück zustieße, nicht beklagen würde, Herr Ange Pitou?"
„Sie würden mich beklagen, wenn mir ein wahres Unglück zustieße? Sie wissen also nicht, daß ich keine Mittel mehr habe?"
„Abermals desto besser!" rief Catherine. Pitou wußte gar nicht mehr, was er denken sollte.
„Und essen!" sagte er, „man muß doch essen, Jungfer! besonders ich, der ich immer Hunger habe."
„Sie wollen also nicht arbeiten, Herr Pitou?"
„Arbeiten! was? Herr Fortier und meine Tante Angélique haben mir mehr als hundertmal wiederholt, ich tauge zu nichts. Ah! wenn man mich zu einem Tischler, oder zu einem Stellmacher in die Lehre gethan hätte, statt einen Abbé aus mir machen zu wollen! Hören Sie, Jungfer Catherine," fügte Pitou mit einer

Geberde der Verzweiflung bei, „es ruht offenbar ein Fluch auf mir."

„Ach!" sprach Catherine mitleidig, denn sie kannte, wie Jedermann, die klägliche Geschichte von Pitou, „es ist etwas Wahres an dem, was Sie da sagen, mein lieber Herr Ange, doch warum thun Sie Eines nicht?"

„Was?" fragte Pitou, der sich an den zukünftigen Vorschlag von Catherine anklammerte, wie ein Ertrinkender sich an einen Weidenzweig anklammert. „Sprechen Sie, was?"

„Sie haben einen Gönner, wie mir scheint."

„Den Herrn Doctor Gilbert."

„Sie waren der Klassekamerad seines Sohnes, da er, wie Sie, beim Abbé Fortier erzogen worden ist."

„Ich glaube wohl, und ich habe es mehr als einmal verhindert, daß er geprügelt wurde."

„Nun denn! warum wenden Sie sich nicht an seinen Vater? er wird Sie nicht verlassen."

„Ah! ich würde das sicherlich thun, wenn ich wüßte, was aus ihm geworden ist. Aber vielleicht weiß es Ihr Vater, Jungfer Billot, da der Doctor Gilbert sein Grundherr ist."

„Ich weiß, daß er ihm einen Theil der Pachtgelder nach Amerika zu schicken hatte, und daß er das Andere einem Notar in Paris übergeben mußte."

„Ah!" sagte Pitou seufzend, „nach Amerika; das ist sehr fern."

„Sie würden nach Amerika gehen?" fragte das Mädchen, beinahe erschrocken über den Entschluß von Pitou.

„Ich, Jungfer Catherine? Nie! nie! Wenn ich wüßte, wo und was ich essen sollte, so befände ich mich sehr wohl in Frankreich."

„Sehr wohl," wiederholte Catherine.

Pitou schlug die Augen nieder. Das Mädchen schwieg. Dieses Stillschweigen dauerte einige Zeit.

Pitou war in Träumereien versunken, welche den Abbé Fortier, einen logischen Mann, sehr in Erstaunen gesetzt hätten.

Von einem dunkeln Punkte ausgegangen, hatten sich diese Träumereien aufgeklärt; dann wurden sie verworren, obgleich glänzend wie Blitze, deren Ursprung verborgen, deren Quelle verloren ist.

Cadet hatte sich indessen wieder im Schritt in Marsch gesetzt und Pitou ging neben Cadet, eine Hand auf einen der Körbe gestützt. Catherine aber, welche ihrerseits träumte, wie Pitou seinerseits, ließ die Zügel auf dem Halse ihres Renners hängen, ohne daß sie befürchtete, er könnte durchgehen. Ueberdies gab es kein Ungeheuer auf dem Wege und Cadet war von einer Raçe, welche keine Aehnlichkeit mit den Pferden von Hippolyt hatte.

Pitou blieb maschinenmäßig stehen, als das Pferd stehen blieb. Man war vor dem Pachthof angekommen.

„Ah! Du bist es, Pitou!" rief ein Mann von mächtiger Gestalt, der ziemlich stolz vor einer Lache aufgepflanzt war, wo er sein Pferd trinken ließ.

„Ei! mein Gott! ja, Herr Billot, ich selbst bin es."

„Abermals begegnet diesem armen Pitou ein Unglück," sagte Catherine, während sie vom Pferde sprang, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihr Rock, auffliegend, die Farbe ihrer Kniebänder zeigen würde. „Seine Tante jagt ihn fort."

„Und was hat er denn wieder der alten Betschwester gethan?" fragte der Pächter.

„Es scheint, ich bin nicht stark genug im Griechischen," antwortete Pitou.

Er prahlte, der Geck; im Lateinischen, hätte er sagen müssen.

„Nicht stark genug im Griechischen?" fragte der Mann mit den breiten Schultern, „und warum willst Du stark im Griechischen sein?"

„Um den Theokrit zu erklären und die Iliade zu lesen.“

„Und wozu würde es Dir nützen, den Theokrit zu erklären und die Iliade zu lesen.“

„Das würde mir Abbé werden helfen.“

„Bah!“ versetzte Herr Billot; „kann ich Griechisch? kann ich Lateinisch? kann ich Französisch? kann ich schreiben? kann ich lesen? Verhindert mich das, zu säen, zu ernten und einzufahren?“

„Ja, doch Sie, Herr Billot, Sie sind nicht Abbé, Sie sind Ackermann, agricola, wie Virgil sagt. O fortunatos nimium . . .“

„Nun, glaubst Du denn, ein Ackermann komme einem Pfaffen nicht gleich, sprich doch, schlimmer Chorknabe, besonders wenn dieser Ackermann sechzig Morgen Land in der Sonne und eintausend Louis d'or im Schatten hat?“

„Man hat mir immer gesagt, Abbé zu sein, sei das Beste, was es auf der Welt gebe; es ist wahr,“ fügte Pitou, auf seine angenehmste Weise lächelnd, bei, „ich hörte nicht immer auf das, was man mir sagte.“

„Und das war nicht schlecht, sondern recht. Du siehst, daß ich auch Verse mache, wenn ich mich damit befasse. Mir scheint, es ist in Dir der Stoff, um etwas Besseres zu werden, als ein Abbé, und es ist für Dich ein Glück, wenn Du diesen Stand nicht ergreifst, besonders in diesem Augenblick. Siehst Du, in meiner Eigenschaft als Pächter verstehe ich mich auf die Zeit, und die Zeit ist schlecht für die Abbés.“

„Bah!“ versetzte Pitou.

„Ja, es wird Sturm geben,“ sprach der Pächter. „Glaube also mir. Du bist ehrlich, Du bist geschickt.“

Pitou verbeugte sich sehr geehrt, denn zum ersten Male in seinem Leben hatte man ihn geschickt genannt.

„Du kannst also ohne dieses Deinen Lebensunterhalt verdienen,“ fuhr der Pächter fort.

Während sie die Hühner und die Tauben niedersetzte, horchte Catherine mit Interesse auf das Gespräch, das sich zwischen Pitou und ihrem Vater entsponnen hatte.

„Meinen Lebensunterhalt verdienen?“ versetzte Pitou; „das kommt mir schwierig vor.“

„Was kannst Du thun?“

„Ich kann Leimruthen stellen und Schlingen legen; ich ahme ziemlich gut den Gesang der Vögel nach, nicht wahr, Jungfer Catherine?“

„Oh! was das betrifft, das ist wahr, er singt wie ein Fink.“

„Ja, doch dies Alles ist noch kein Gewerbe,“ erwiederte der Vater Billot.

„Das sage ich ja, beim Blitz!“

„Du fluchst? das ist schon gut.“

„Wie, ich habe geflucht!“ rief Pitou! „ich bitte um Verzeihung, Herr Billot.“

„Oh! keine Ursache, das begegnet mir auch zuweilen. Ei! Donner Gottes,“ fuhr er fort, indem er sich gegen sein Pferd umwandte, „willst du ein wenig ruhig sein; diese verteufelten Percherons können doch nicht einen Augenblick still halten. Sprich,“ sagte er sodann wieder zu Pitou, „bist Du träge?“

„Ich weiß es nicht; ich habe nie etwas Anderes getrieben, als Lateinisch und Griechisch, und . . .“

„Und was?“

„Und ich muß sagen, das habe ich nicht besonders eifrig angegriffen.“

„Desto besser, das beweist, daß Du noch nicht so dumm bist, als ich glaubte.“

Pitou riß die Augen in einer erschrecklichen Dimension auf: es war das erste Mal, daß er diese Ordnung von Ideen bekennen hörte, welche alle Theorien, die er bis dahin gehört, umstürzte.

„Ich frage Dich,“ sagte Billot, „ob Du bei der Strapaze träge seist?“

„O! bei der Strapaze, das ist etwas Anderes," antwortete Pitou; „nein, nein, nein, ich würde zehn Meilen machen, ohne müde zu werden."

„Gut, das ist schon etwas; läßt man Dich noch um einige Pfunde abmagern, so kannst Du Läufer werden.

„Abmagern?" versetzte Pitou, während er seine dünne Gestalt, seine langen, knochigen Arme und seine langen, pfahlartigen Beine anschaute; „Herr Billot, mir schien, ich sei schon mager genug."

„Wahrhaftig, mein Freund," sagte der Pächter lachend, „Du bist ein Schatz."

Das war ebenfalls das erste Mal, daß man Pitou zu einem so hohen Preis angeschlagen hatte. Er ging auch von einem Erstaunen zum andern über.

„Höre mich," fuhr der Pächter fort, „ich frage Dich, ob Du träge bei der Arbeit seist?"

„Bei welcher Arbeit?"

„Bei der Arbeit im Allgemeinen."

„Ich weiß es nicht; ich habe nie gearbeitet."

Das Mädchen lachte; doch diesmal nahm der Vater Billot die Sache im Ernst.

„Diese Schufte von Priestern!" rief er, seine dicke Faust gegen die Stadt ausstreckend; „so erziehen sie die Jugend in der Faulenzerei und der Unbrauchbarkeit. Ich frage, wozu kann ein solcher Bursche seinen Brüdern nützen?"

„Oh! nicht zu viel, das weiß ich wohl. Zum Glück habe ich keine Brüder."

„Keine Brüder? ich meine die Menschen im Allgemeinen. Willst Du zufällig sagen, es seien nicht alle Menschen Brüder?"

„Oh! doch; überdies steht das im Evangelium."

„Und gleich?" fuhr der Pächter fort.

„Ah! das ist etwas Anderes; wenn ich mit dem Abbé Fortier gleich gewesen wäre, so hätte er mir nicht so oft die Ruthe und die Schulgeißel gegeben;

und wenn ich mit meiner Tante gleich gewesen wäre, so hätte sie mich nicht fortgejagt."

„Ich sage Dir, daß alle Menschen gleich sind," sprach der Pächter, „und wir werden das wohl den Tyrannen beweisen."

„Tyrannis!" rief Pitou.

„Und zum Belege dient, daß ich Dich zu mir nehme."

„Sie nehmen mich zu sich, mein lieber Herr Billot, nicht wahr, um meiner zu spotten, da Sie mir solche Dinge sagen?"

„Nein. Sprich, was brauchst Du, um zu leben?"

„Ei! drei Pfund Brod ungefähr im Tage."

„Und nebst Deinem Brod?"

„Ein wenig Butter oder Käse."

„Ah! ah! ich sehe, daß Du nicht schwer zu ernähren bist. Nun denn! man wird Dich ernähren."

„Herr Pitou," sagte Catherine, „haben Sie nichts Anderes von meinem Vater zu verlangen?"

„Ich? oh, mein Gott, nein."

„Und warum sind Sie denn hierher gekommen?"

„Weil Sie kamen."

„Ah! das ist ganz galant, doch ich nehme das Compliment nur für das an, was es werth ist. Sie sind gekommen, Herr Pitou, um sich bei meinem Vater nach Ihrem Gönner zu erkundigen."

„Oh! das ist wahr. Wie drollig! ich hatte das vergessen."

„Du meinst den würdigen Herrn Gilbert?" sagte der Pächter mit einem Ton, der den Grad der tiefen Achtung bezeichnete, die er für seinen Grundherrn hegte.

„Ganz richtig," erwiederte Pitou, „doch ich bedarf seiner nicht mehr, und da Herr Billot mich zu sich nimmt, so kann ich ruhig seine Rückkehr von Amerika abwarten."

„In diesem Fall wirst Du nicht lange zu warten haben, mein Freund, denn er ist zurückgekehrt."

„Bah!“ rief Billot, „und wann dies?“

„Ich weiß das nicht genau, aber ich weiß, daß er vor acht Tagen im Havre war, denn es steckt dort in meinen Holstern ein Päckchen, das von ihm kommt. Er hat es bei seiner Ankunft an mich adressirt, und es ist mir diesen Morgen in Villers-Cotterets zugestellt worden.“

„Wer sagt Ihnen denn, es sei von ihm, mein Vater?“

„Es war ja ein Brief in dem Päckchen.“

„Entschuldigen Sie, mein Vater,“ versetzte lächelnd Catherine, „ich glaubte, Sie könnten nicht lesen. Ich sage Ihnen das, Papa, weil Sie sich rühmen, daß Sie es nicht können.“

„Ja wohl, ich rühme mich dessen! man soll sagen können: „„Der Vater Billot ist Niemand etwas schuldig, nicht einmal einem Schulmeister. Der Vater Billot hat sein Glück durch sich selbst gemacht!““ Das soll man sagen können! Ich habe also den Brief nicht gelesen, sondern der Quartiermeister der Gendarmerie, den ich traf.“

„Und was steht in diesem Brief, mein Vater? Nicht wahr, er ist immer noch mit uns zufrieden.“

„Urtheile selbst.“

Der Pächter zog aus seiner ledernen Tasche einen Brief, den er seiner Tochter reichte.

Catherine las:

„Mein lieber Herr Billot

„Ich komme aus Amerika, wo ich ein Volk gefunden habe, das reicher, größer und glücklicher ist, als das unsere. Das rührt davon her, daß es frei ist, während wir es nicht sind. Doch wir gehen auch einer neuen Zeit zu, und Jeder muß daran arbeiten, den Tag zu beschleunigen, wo das Licht scheinen wird. Ich kenne Ihre Grundsätze, mein lieber Herr Billot; ich weiß, welchen Einfluß Sie auf die anderen Pächter, und besonders auf die ganze brave Bevölkerung von Arbeitern

und Ackerleuten üben, denen Sie nicht als ein König, sondern als ein Vater befehlen. Pflanzen Sie ihnen die Grundsätze der Aufopferung und der Brüderschaft, die ich in Ihnen erkannt habe, ein. Die Philosophie ist allgemein, alle Menschen müssen ihre Rechte und ihre Pflichten beim Scheine ihrer Kerze lesen. Ich sende Ihnen ein kleines Buch, in welchem alle diese Pflichten und alle diese Rechte bezeichnet sind. Das Buch ist von mir, obgleich mein Name nicht auf dem Titel steht. Verbreiten Sie die Grundsätze desselben: es sind die der allgemeinen Gleichheit. Lassen Sie das Buch an den langen Winterabenden vorlesen. Das Lesen ist die Nahrung des Geistes, wie das Brod die Nahrung des Körpers ist.

„An einem dieser Tage werde ich Sie besuchen und Ihnen eine neue Art der Pachtung vorschlagen, welche in Amerika sehr üblich ist. Sie besteht darin, daß die Ernte zwischen dem Pächter und dem Grundeigenthümer getheilt wird, was mir mehr nach den Gesetzen der Urgesellschaft und besonders nach dem Herzen Gottes zu sein scheint.

„Gruß und Brüderschaft.

„Honoré Gilbert,
„Bürger von Philadelphia."

„Ho! ho!" rief Pitou, „das ist ein Brief, der mir gut abgefaßt zu sein scheint."

„Nicht wahr?" sagte Billot.

„Ja, mein lieber Vater," sprach Catherine, „doch ich bezweifle, ob der Gendarmerie-Lieutenant Ihrer Ansicht ist."

„Und warum dies?"

„Weil meines Dafürhaltens dieser Brief nicht nur den Doctor Gilbert, sondern auch Sie gefährden kann."

„Bah!" sagte Billot, „Du hast immer Angst; nichtsdestoweniger ist hier die Brochure, und Dein Geschäft, Pitou, ist völlig gefunden. Am Abend wirst Du lesen."

„Und am Tage?“

„Am Tage wirst Du die Schafe und die Kühe hüten. Hier ist indessen Deine Brochure,“ sagte der Pächter.

Und er zog aus seinen Holftern eine von jenen kleinen Brochuren mit rother Decke, wie man sie in großer Anzahl in jener Zeit mit und ohne Erlaubniß der Behörden veröffentlichte.

Nur wagte in letzterem Fall der Verfasser die Galeere.

„Lies mir den Titel hievon, Pitou, damit ich einstweilen vom Titel sprechen kann, bis ich vom Werke spreche. Du wirst mir das Uebrige später lesen.“

Pitou las auf der ersten Seite die Worte, welche der Gebrauch seitdem sehr unbestimmt und sehr unbedeutend gemacht hat, die aber in jener Zeit einen tiefen Wiederhall in allen Herzen fanden:

Von der Unabhängigkeit des Menschen und von der Freiheit der Nation.

„Was sagst Du hievon, Pitou,“ fragte der Pächter.

„Mir scheint, Herr Billot, die Unabhängigkeit und die Freiheit, das ist dasselbe; mein Gönner wäre von Herrn Fortier wegen dieses Pleonasmus aus der Schule gejagt worden.“

„Pleonasmus oder nicht, dieses Buch ist das eines Mannes,“ erwiederte der Pächter.

„Gleichviel, mein Vater,“ sagte Catherine mit jenem wunderbaren Instinct der Frauen, „ich bitte Sie inständigst, verbergen Sie es. Ich weiß, daß ich zittere, wenn ich es nur sehe.“

„Und warum soll es mir schaden, da es seinem Verfasser nicht geschadet hat?“

„Was wissen Sie davon, mein Vater; dieser Brief ist vor acht Tagen geschrieben worden, und das Päckchen konnte nicht acht Tage brauchen, um vom Havre hieherzukommen. Ich habe diesen Morgen auch einen Brief erhalten.“

„Von wem?"

„Von Sebastian Gilbert, der uns seinerseits schreibt; er beauftragt mich sogar, viele Dinge seinem Milchbruder Pitou zu sagen; ich hatte den Auftrag vergessen."

„Nun?"

„Nun, er schreibt, seit drei Tagen erwarte man in Paris seinen Vater, welcher ankommen sollte und nicht ankommt."

„Die Jungfer hat Recht," sagte Pitou, „mir scheint, dieser Verzug ist beunruhigend."

„Schweige, Furchtsamer, und lies die Abhandlung des Doctors," rief der Pächter; „dann wirst Du nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Mensch werden."

Man sprach so in jener Zeit, denn man war bei der Vorrede von jener großen griechischen und römischen Geschichte, welche die französische Nation zehn Jahre hindurch in allen ihren Phasen: Aufopferungen, Aechtungen, Siegen und Sklaverei, copirte.

Pitou schob das Buch mit einer so feierlichen Geberde unter den Arm, daß er vollends das Herz des Pächters gewann.

„Sage nun, hast Du zu Mittag gegessen?" fragte Billot.

„Nein, Herr," antwortete Pitou, die halb religiöse, halb heroische Stellung behauptend, die er, seitdem er das Buch empfangen, angenommen hatte.

„Er wollte eben essen, als er fortgejagt wurde," sagte das Mädchen.

„Nun denn!" sprach der Pächter, „verlange von der Mutter Billot die Kost des Pachthofes, und morgen wirst Du Deine Functionen antreten."

Pitou dankte mit einem beredten Blick Herrn Billot und trat, geführt von Catherine, in die Küche ein, welcher Theil des Hauses unter der unumschränkten Herrschaft von Frau Billot stand.

VI.

Hirtengedichte.

Frau Billot war eine dicke Mama von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren, kugelrund, frisch, fleischig, herzlich; sie trabte ohne Unterschied vom Taubenhaus zum Hühnerhaus, vom Schafstall zum Kuhstall, inspicirte ihre Oefen, ihre Kessel und ihren Braten, wie es ein erfahrener General mit seinen Cantonirungen thut, beurtheilte mit einem einzigen Blick, ob Alles an seinem Platze stand, und nach dem Geruch allein, ob Thymian und Lorbeer in den Casserolen in genügender Quantität vertheilt waren, brummte aus Gewohnheit, aber ohne die entfernte Absicht, daß ihnen ihre Brummerei unangenehm sein sollte, gegen ihren Mann, den sie ehrte, wie den höchsten Potentaten, gegen ihre Tochter, die sie sicherlich mehr liebte, als Frau von Sevigné Frau von Grigean liebte, und gegen ihre Taglöhner, welche sie speiste, wie keine Pächterin auf zehn Meilen in der Runde die ihrigen speiste. Es fand sehr große Concurrenz statt, um bei Herrn Billot unterzukommen. Aber auch hier waren leider, wie im Himmel, im Vergleich zu denen, welche erschienen, viele Berufene und wenig Auserwählte.

Wir haben gesehen, daß Pitou, ohne berufen zu sein, auserwählt worden war. Das war ein Glück, das er zu seinem wahren Werth schätzte, besonders als er das goldgelbe Brod sah, das man an seine Linke legte, den Apfelmostkrug, den man auf seine Rechte stellte, und das Stück gesalzenes Fleisch, das man ihm vorsetzte. Seit der Zeit, wo er seine arme Mutter verloren, und das war fünf Jahre her, hatte Pitou selbst an Festtagen keine solche Kost genossen.

Voll Dankbarkeit fühlte auch Pitou in demselben Maße, in welchem er das Brod verschluckte und das

gesalzene Fleisch mit einem reichlichen Aufguß von Aepfelmost befeuchtete, seine Bewunderung für den Pächter, seine Achtung für dessen Frau und seine Liebe für ihre Tochter zunehmen. Ein einziger Umstand quälte ihn; das war die demüthigende Function, der zu Folge er am Tage die Schafe und die Kühe hüten sollte, eine Function, die so wenig im Einklang mit der stand, welche ihm für den Abend vorbehalten war und die Belehrung der Menschheit über die erhabensten Grundsätze der Socialität und der Philosophie zum Zwecke hatte; davon träumte Pitou nach seinem Mittagessen, doch selbst in dieser Träumerei machte sich der Einfluß des vortrefflichen Mahles fühlbar. Pitou fing an, die Dinge unter einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, als er dies nüchtern gethan hatte. Die Functionen eines Schäfers und Kuhhirten, die er als so sehr unter seiner Person ansah, waren von Göttern und Halbgöttern verrichtet worden.

In einer der seinigen ungefähr ähnlichen Lage, nämlich von Jupiter aus dem Olymp weggejagt, wie er, Pitou, durch seine Tante Angélique vom Pleux weggejagt worden, hatte sich Apollo zum Hirten gemacht und die Herden von Admetos gehütet; allerdings war Admetos ein König=Hirte, Apollo war aber auch ein Gott.

Hercules war etwas wie Kuhhirte gewesen, da er, wie die Mythologie sagt, die Kühe von Geryon am Schweif gezogen, und ob man die Kühe am Schweif oder am Kopf führt, das ist ein Unterschied in den Gewohnheiten von demjenigen, welcher sie führt, und nichts Anderes; im Ganzen bleibt es immer ein Kuhführer oder Kuhhirte.

Mehr noch, jener von Virgil erwähnte Titerus welcher am Fuße einer Buche liegt und sich in so schönen Versen zu der Ruhe, die ihm Augustus bereitet hat, Glück wünscht, war auch ein Schäfer. Ferner war

ein Schäfer jener Meliböus, der sich so poetisch darüber beklagt, daß er seinen Herd verlassen soll.

Sicherlich sprachen alle diese Leute gut genug Lateinisch, um Abbés zu werden, und dennoch wollten sie lieber ihre Ziegen den bittern Geisklee abweiden sehen, als Messe lesen oder Vesper singen. Es mußte also, im Ganzen genommen, der Stand eines Schäfers auch seine Reize haben. Wer hielt übrigens Pitou ab, ihm die Würde und die Poesie zurückzugeben, die er verloren? wer hielt Pitou ab, Gesangskämpfe den Palämons und Menalkes der umliegenden Dörfer vorzuschlagen? Niemand; sicherlich hatte Pitou mehr als einmal auf dem Chor gesungen, und wenn er nicht vom Abbé Fortier, der ihn sogleich mit seiner gewöhnlichen Strenge seiner Würde als Chorknabe entsetzte, beim Austrinken des Weines der Meßkännchen ertappt worden wäre, so konnte ihn dieses Talent weit führen. Er verstand es allerdings nicht, die Hirtenflöte zu blasen, aber er wußte in allen Tonarten das Röhrchen zu spielen, was sich ungemein gleichen mußte. Er schnitt nicht selbst seine Flöte mit Röhren von ungleicher Größe, aber aus Zweigen vom Lindenbaum und vom Kastanienbaum machte er Pfeifen, deren Vollkommenheit ihm den Beifall seiner Kameraden eintrug. Pitou konnte also Schäfer sein, ohne sich zu sehr herabzuzuwürdigen; er stieg nicht zu diesem in den neueren Zeiten schlecht geschätzten Stande herab, er erhob diesen Stand zu sich.

Ueberdies waren die Schäfereien unter die Leitung von Jungfer Billot gestellt, und Befehle aus dem Munde von Catherine erhalten, hieß nicht Befehle erhalten.

Doch Catherine wachte ihrerseits über der Würde von Pitou.

Als an demselben Abend der junge Mann auf sie zutrat und sie fragte, um welche Stunde er abgehen

müsse, um mit den Schäfern zusammenzutreffen, antwortete Catherine lächelnd:

„Sie werden nicht abgehen."

„Warum nicht?" sagte Pitou erstaunt.

„Ich habe meinem Vater begreiflich gemacht, die Erziehung, die Sie erhalten, stelle Sie über die Functionen, die er Ihnen zugeschieden. Sie werden im Pachthofe bleiben."

„Ah! desto besser," rief Pitou; „somit werde ich Sie nicht verlassen."

Der Ausruf war dem naiven Pitou entschlüpft. Doch er war nicht so bald aus seinem Munde, als ihm die Röthe bis über die Ohren stieg, während Catherine ihrerseits den Kopf senkte und lächelte.

„Ah! verzeihen Sie, das ist mir unwillkürlich aus dem Herzen gekommen, Sie dürfen mir darum nicht grollen," sagte Pitou.

„Ich grolle Ihnen auch nicht, Herr Pitou," erwiederte Catherine, „es ist nicht Ihre Schuld, wenn Sie ein Vergnügen daran finden, bei mir zu bleiben."

Hier trat ein kurzes Stillschweigen ein. Darüber darf man sich nicht wundern: die zwei armen Kinder hatten sich so viele Dinge in so wenig Worten gesagt!

„Aber ich kann nicht im Pachthofe bleiben, ohne hier Etwas zu thun. Was werde ich im Pachthofe thun?" fragte Pitou.

„Sie werden thun, was ich that, Sie werden die Schreibereien, die Abrechnungen mit den Taglöhnern besorgen, die Einnahmen und Ausgaben verzeichnen. Sie können doch rechnen, nicht wahr?"

„Ich weiß meine vier Regeln," antwortete Pitou stolz.

„Also eine mehr, als ich," sagte Catherine. „Ich habe es nie über die dritte bringen können. Sie sehen wohl, mein Vater wird dabei gewinnen, daß er Sie als Rechnungsführer hat; und da ich meinerseits dabei gewinnen werde, und da Sie Ihrerseits dabei gewinnen werden, so wird alle Welt gewinnen."

„Und was gewinnen Sie dabei, Jungfer Catherine?" fragte Pitou.

„Ich gewinne dabei Zeit, und während dieser Zeit werde ich mir Hauben machen, um hübscher zu sein."

„Ah!" rief Pitou, „ich finde Sie schon sehr hübsch ohne Haube."

„Wohl möglich! doch das ist Ihr eigenthümlicher Geschmack," erwiederte lachend das Mädchen. „Uebrigens kann ich am Sonntag nicht in Villers=Cotterets tanzen, ohne eine Art von Haube auf dem Kopfe zu haben. Das ist gut für die vornehmen Damen, welche Puder zu nehmen und mit bloßem Kopfe zu gehen berechtigt sind."

„Ich finde Ihre Haare schöner, als wenn sie Puder hätten."

„Ah! ah! ich sehe, Sie sind gekommen, um mir Complimente zu machen."

„Nein, Jungfer Catherine, das verstehe ich nicht. Beim Abbé Fortier hat man das nicht gelernt."

„Hat man dort tanzen gelernt?"

„Tanzen?" fragte Pitou erstaunt.

„Ja, tanzen."

„Tanzen, beim Abbé Fortier? Jesus! Jungfer Catherine, ah! ja wohl, tanzen!"

„Also können Sie nicht tanzen?"

„Nein."

„Nun! so werden Sie mich am nächsten Sonntag zum Tanze begleiten und zusehen, wie Herr von Charny tanzt; er tanzt am Besten von allen jungen Leuten der Umgegend."

„Wer ist das, Herr von Charny?"

„Er ist der Eigenthümer des Schlosses Boursonne."

„Er wird also am Sonntag tanzen?"

„Gewiß."

„Und mit wem?"

„Mit mir."

Das Herz von Pitou schnürte sich zusammen, ohne daß er wußte, warum.

„Also um mit ihm zu tanzen, wollen Sie sich schön machen?“

„Um mit ihm zu tanzen, um mit den Anderen zu tanzen, um mit aller Welt zu tanzen.“

„Mit mir ausgenommen.“

„Und warum nicht mit Ihnen?“

„Weil ich nicht zu tanzen verstehe.“

„Sie werden es lernen.“

„Ah! wenn Sie es mir zeigen wollten, Sie, Jungfer Catherine, so würde ich es viel besser lernen, als wenn ich Herrn von Charny zuschaue, das versichere ich Sie.“

„Wir werden sehen,“ sagte Catherine; „mittlerweile ist es Zeit, zu Bette zu gehen; gute Nacht, Pitou.“

„Gute Nacht, Jungfer Catherine.“

Es war Gutes und Schlimmes in dem, was Catherine zu Pitou gesagt hatte: das Gute, daß er von der Function eines Hirten zu der eines Buchhalters erhoben worden war; das Schlimme, daß er nicht tanzen konnte, während es Herr von Charny konnte; nach der Aussage von Catherine tanzte dieser sogar besser als alle Andere.

Pitou träumte die ganze Nacht, er sähe Herrn von Charny tanzen und er tanze sehr schlecht.

Am andern Tag ging Pitou unter der Leitung von Catherine an's Geschäft; da fiel ihm Eines auf: wie sehr nämlich bei gewissen Lehrern das Studium eine angenehme Sache ist. Nach zwei Stunden war er vollkommen in seiner Arbeit bewandert.

„Ah! Jungfer Catherine,“ sagte er, „wenn Sie mir das Lateinische gezeigt hätten, statt daß es der Abbé Fortier that, ich glaube, ich hätte keine Barbarismen gemacht.“

„Und Sie wären Abbé geworden?“

„Und ich wäre Abbé geworden.“

„Somit hätten Sie sich in ein Seminar eingeschlossen, in das nie eine Frau hätte kommen können?“

„Ah!“ rief Pitou, „daran habe ich nie gedacht, Jungfer Catherine ... ich will lieber nicht Abbé sein!“

Um neun Uhr kam der Vater Billot zurück; er war weggegangen, ehe sich Pitou von seinem Lager erhoben hatte. Jeden Morgen um drei Uhr beaufsichtigte der Pächter persönlich den Abgang seiner Pferde und seiner Fuhrleute; dann lief er bis um neun Uhr auf den Feldern umher, um zu sehen, ob Jedermann an seinem Posten sei, und ob Alle ihre Arbeit verrichteten; um neun Uhr kehrte er zum Frühstück zurück, um zehn Uhr begab er sich abermals von Hause weg; um ein Uhr aß man zu Mittag, und der Nachmittag, wie die Stunden des Vormittags, war der Beaufsichtigung gewidmet. Die Geschäfte des Vater Billot gingen auch vortrefflich. Er besaß, wie er gesagt hatte, seine sechzig Morgen in der Sonne und eintausend Louis d'or im Schatten. Und es ist sogar wahrscheinlich, daß sich, wenn man recht gezählt, wenn Pitou diese Rechnung gemacht hätte und nicht zu sehr durch die Gegenwart von Catherine oder durch die Erinnerung an sie zerstreut gewesen wäre, einige Louis d'or und einige Morgen Landes mehr, als der gute Billot zugestanden, gefunden haben würden.

Beim Frühstück eröffnete der Pächter Pitou, die erste Vorlesung des Werkes von Doctor Gilbert werde in zwei Tagen in der Scheune, um zehn Uhr Morgens, stattfinden.

Pitou bemerkte hierauf schüchtern, zehn Uhr Morgens sei die Stunde der Messe, aber der Pächter erwiederte, er habe gerade diese Stunde gewählt, um seine Arbeiter auf die Probe zu stellen.

Der Vater Billot war, wie gesagt, Philosoph.

Er haßte die Priester als Apostel der Tyrannei, und fand er eine Gelegenheit, Altar gegen Altar zu errichten, so ergriff er sie voll Eifer.

Frau Billot und Catherine wagten auch einige Bemerkungen; doch der Pächter erwiederte, die Frauen werden in die Messe gehen, wenn sie wollen, in Betracht, daß die Religion für die Weiber gemacht sei; was aber die Männer betreffe, so sollen sie die Vorlesung des Werkes vom Doctor anhören, oder bei ihm austreten.

Der Philosoph Billot war sehr Despot in seinem Hause; Catherine allein hatte das Vorrecht, die Stimme gegen seine Entscheidungen zu erheben; waren aber diese Entscheidungen dergestalt im Geiste des Pächters festgestellt, daß er Catherine, die Stirne faltend, antwortete, so schwieg diese wie die Anderen.

Nur gedachte Catherine aus den Umständen Nutzen für Pitou zu ziehen. Während sie vom Tische aufstand, bemerkte sie ihrem Vater, um alle die schönen Dinge zu sagen, welche er am zweiten Tage zu sagen habe, sei Pitou sehr ärmlich gekleidet; er spiele die Rolle des Lehrers, da er unterrichte, und der Lehrer dürfe nicht vor seinen Schülern zu erröthen haben.

Billot bevollmächtigte seine Tochter, über die Kleidung von Pitou mit Herrn Dulauroy, dem Schneider von Villers=Cotterets, übereinzukommen.

Catherine hatte Recht, und eine neue Kleidung war keine Sache des Luxus für den armen Pitou: er trug immer noch die Hose, die ihm fünf Jahre vorher der Doctor Gilbert hatte machen lassen, welche Hose von zu lang zu kurz geworden war, aber sich, das ist nicht zu leugnen, durch die Sorge von Mlle. Angélique um zwei Zoll jährlich verlängert hatte. Was den Rock und die Weste betrifft, so waren diese Kleidungsstücke seit mehr als zwei Jahren verschwunden und durch den sarschenen Kittel ersetzt worden, mit dem unser Held schon in den ersten Kapiteln dieser Geschichte vor den Augen unserer Leser erschienen ist.

Pitou hatte nie an seinen Anzug gedacht. Der Spiegel war etwas Unbekanntes bei Mlle. Angélique,

und da er nicht wie der schöne Narcissus die Urneigung hatte, in sich selbst verliebt zu werden, so war es ihm auch nie eingefallen, sich in den Quellen, an denen er seine Ruthen stellte, zu beschauen.

Doch seit dem Augenblick, wo ihm Catherine gesagt hatte, er könne sie zum Tanze begleiten, seit dem Augenblick, wo von Herrn von Charny, dem eleganten Cavalier, die Rede gewesen; seit der Stunde, wo die Geschichte mit den Hauben, auf die Catherine, um ihre Schönheit zu vermehren, rechnete, in das Ohr von Pitou ergossen worden war, hatte Pitou in einen Spiegel geschaut und sich betrübt über den Verfall seiner Kleidung gefragt, auf welche Art er auch seine natürlichen Vorzüge etwas erhöhen könnte.

Leider war Pitou nicht im Stande gewesen, sich auf diese Frage eine Antwort zu geben. Der Verfall seiner Kleider beruhte auf ihrem Alter, um aber neue zu bekommen, mußte man Geld haben, und Pitou hatte in seinem Leben keinen Pfennig besessen.

Wohl hatte Pitou die Hirten, wenn sie sich um den Preis der Flöte oder der Verse stritten, sich mit Rosen bekränzen sehen; doch er dachte mit Recht, dieser Kranz, so gut er ihm auch zu Gesichte stehen dürfte, würde nur noch mehr die Armuth seiner übrigen Kleidung hervorheben.

Pitou war also äußerst angenehm überrascht, als am Sonntag um acht Uhr Morgens, während er über die Mittel, seine Person zu verschönern, nachsann, Herr Dulauroy eintrat und auf einen Stuhl einen Rock und eine himmelblaue Hose nebst einer großen weißen, rosa gestreiften Weste legte.

Zu gleicher Zeit trat die Nähterin ein und legte auf einen andern Stuhl, dem ersten gegenüber, ein Hemd und eine Halsbinde; ging das Hemd gut, so hatte sie Befehl, ein halbes Dutzend zu machen.

Es war die Stunde der Ueberraschungen: hinter der Nähterin erschien der Hutmacher. Er brachte einen

kleinen Dreispitz von der neuesten Form, voll Eleganz, kurz das Beste, was man bei Herrn Corau, dem ersten Hutmacher von Villers-Cotterets verfertigte.

Er hatte überdies vom Schuster den Auftrag, zu den Füßen von Pitou ein besonders für diesen gemachtes Paar Schuhe mit silbernen Schnallen zu stellen.

Pitou erholte sich nicht von seinem Erstaunen, er konnte nicht glauben, alle diese Reichthümer seien für ihn. In seinen übertriebensten Träumen hätte er es nicht gewagt, sich eine solche Garderobe zu wünschen. Thränen der Dankbarkeit befeuchteten seine Augenlider, und er vermochte nur die Worte zu murmeln: „Oh! Jungfer Catherine, Jungfer Catherine, ich werde nie vergessen, was Sie für mich thun!"

Alles dies ging ganz vortrefflich, und als ob man das Maß an Pitou genommen hätte; nur die Schuhe fanden sich um die Hälfte zu klein. Herr Lautereau, der Schuster, hatte das Maß am Fuße seines Sohnes genommen, der vier Jahre älter war, als Pitou.

Dieser Vorzug von Pitou vor dem jungen Lautereau machte einen Augenblick unsern Helden stolz; doch die Bewegung des Stolzes war bald gemäßigt durch den Gedanken, er werde genöthigt sein, ohne Schuhe zu dem Tanze zu gehen, oder mit seinen alten Schuhen, welche durchaus nicht mehr zu seinem übrigen Anzug paßten. Doch diese Besorgniß war von kurzer Dauer: ein Paar Schuhe, das man zu gleicher Zeit dem Vater Billot schickte, machte die Sache ab. Es fand sich zum Glück, daß der Vater Billot und Pitou denselben Fuß hatten, was man sorgfältig, aus Furcht, ihn zu demüthigen, vor dem Vater Billot verbarg.

Während Pitou damit beschäftigt war, diese kostbare Kleidung anzuziehen, trat der Friseur ein. Er theilte die gelben Haare von Pitou in drei Massen: die eine, und das war die stärkste, sollte unter der Form eines Zopfes auf seinen Rock herabfallen; die zwei anderen hatten die Bestimmung, die zwei Schläfe zu

bekleiden, und zwar unter dem wenig poetischen Namen Hundsohren; doch was ist da zu sagen, das war einmal der Name.

Gestehen wir nun Eines: als Pitou gekämmt, frisirt, mit seinem blauen Rock und seiner blauen Hose, mit seiner rosa Weste und seinem Jabothemde, mit seinem Zopf und seinen Hundsohren sich im Spiegel betrachtete, hatte er große Mühe, sich selbst zu erkennen, und er wandte sich um, um zu sehen, ob nicht Adonis in Person auf die Erde herabgestiegen seie.

Er war allein. Er lächelte sich freundlich zu, und, den Kopf hoch, die Daumen in den Hosentaschen, sagte er zu sich selbst, indem er sich auf den Zehen erhob.

„Wir werden diesen Herrn von Charny sehen!..."

Es ist wahr, daß Ange Pitou in seiner neuen Tracht nicht einem Schäfer von Virgil, wohl aber einem Schäfer von Watteau glich, wie sich zwei Wassertropfen gleichen.

Der erste Schritt, den Pitou bei seinem Eintritte in die Küche that, war auch ein Triumph.

„Ah! sehen Sie doch, Mama," rief Catherine, „wie hübsch er so ist!"

„Er ist allerdings nicht zu erkennen," sagte Frau Billot.

Zum Unglück ging Catherine von der Gesammtheit, die das Mädchen angenehm berührt hatte, zu den Einzelheiten über. Pitou war minder hübsch in den Einzelheiten, als in der Gesammtheit.

„Oh! wie drollig!" rief Catherine, „was für große Hände haben Sie!"

„Ja," sagte Pitou, „nicht wahr, ich habe tüchtige Hände."

„Und große Kniee."

„Das ist ein Beweis, daß ich wachsen soll."

„Aber mir scheint, Sie sind schon sehr groß, Herr Pitou."

„Ich werde immerhin wachsen, denn ich bin erst siebenzehn und ein halbes Jahr alt."

„Und keine Waden."

„Ah! das ist wahr, durchaus keine; doch sie werden kommen."

„Man muß es hoffen," sagte Catherine. „Gleichviel, Sie sind sehr hübsch."

Pitou verbeugte sich.

„Oho!" rief der Pächter, der nun eintrat und Pitou ebenfalls betrachtete. „Wie stattlich bist Du nun, mein Junge! Ich möchte wohl, daß Deine Tante Angélique Dich sehen würde."

„Ich auch," sagte Pitou.

„Ich wäre begierig, zu wissen, was sie sagen würde?" versetzte der Pächter.

„Sie würde nichts sagen, sie würde wüthen."

„Aber, Papa," sprach Catherine mit einer gewissen Besorgniß, „hätte sie nicht das Recht, ihn zurückzunehmen?"

„Da sie ihn fortgejagt hat!"

„Und dann sind die fünf Jahre abgelaufen," sagte Pitou.

„Welche Jahre?" fragte Catherine.

„Die, für welche der Doctor Gilbert tausend Franken hinterlegt hatte."

„Er hatte also tausend Franken für Deine Tante hinterlegt?"

„Ja, ja, ja, um mich in eine Lehre zu schicken."

„Das ist ein Mann!" rief der Pächter. „Wenn man bedenkt, daß ich alle Tage Aehnliches erzählen höre! Für ihn auch," er machte eine Geberde mit der Hand, „auf Leben und Tod."

„Er wollte, daß ich ein Gewerbe lerne," sagte Pitou.

„Und er hatte Recht. So werden die guten Absichten vereitelt. Man hinterlegt tausend Franken, um einen Knaben ein Gewerbe lehren zu lassen, und statt ihn ein Gewerbe zu lehren, bringt man ihn zu einem

Pfaffen, der einen Seminaristen aus ihm machen will. Und wie viel bezahlte sie Deinem Abbé Fortier?"

„Wer?"

„Deine Tante."

„Sie bezahlte ihm nichts."

„Also steckte sie die zweihundert Livres des guten Herrn Gilbert ein?"

„Wahrscheinlich."

„Höre, soll ich Dir einen guten Rath geben, Pitou, so rathe ich Dir, wenn Deine alte bigotte Tante abfährt, überall wohl nachzuschauen, in den Schränken, in den Strohsäcken, in den Gurkenhäfen."

„Warum?" fragte Pitou.

„Siehst Du, weil Du in einem wollenen Strumpf einen Schatz finden wirst. Ei! gewiß, denn sie wird keine Börse gefunden haben, welche groß genug gewesen wäre, um ihre Ersparnisse darin unterzubringen."

„Sie glauben?"

„Ich bin fest davon überzeugt. Doch wir werden zu geeigneter Zeit hievon sprechen . . . Hast Du das Buch von Doctor Gilbert?"

„Ich habe es hier in meiner Tasche."

„Mein Vater," sagte Catherine, „haben Sie wohl überlegt?"

„Es bedarf keiner Ueberlegung, um gute Dinge zu thun, mein Kind," erwiederte der Pächter; „der Doctor hat mir gesagt, ich soll das Buch lesen lassen, die Grundsätze, die es enthält, verbreiten; das Buch wird gelesen und die Grundsätze werden verbreitet werden."

„Und," fragte Catherine schüchtern, „wir können in die Messe gehen, meine Mutter und ich?"

„Geht in die Messe," antwortete Billot; „Ihr seid Weiber, wir sind Männer, das ist etwas Anderes; komm, Pitou."

Pitou grüßte Frau Billot und Catherine und folgte dem Pächter, ganz stolz darauf, daß man ihn einen Mann nannte.

VII.

Worin nachgewiesen ist, daß lange Beine, wenn sie auch ein wenig beim Tanzen beschwerlich werden, doch sehr nützlich beim Laufen sind.

Es war zahlreiche Versammlung in der Scheune. Billot stand, wie gesagt, in großer Achtung bei seinen Leuten, in Betracht, daß er sie oft schalt, aber sehr gut nährte und sehr gut bezahlte.

Es hatte sich auch Jeder beeifert, seiner Einladung Folge zu leisten.

Ueberdies war zu jener Zeit unter dem Volke das seltsame Fieber im Umlauf, das die Nationen erfaßt, wenn sie zur Arbeit zu schreiten im Begriffe sind. Sonderbare, neue, beinahe unbekannte Worte kamen aus dem Munde vieler Leute, welche sie nie ausgesprochen hatten. Das waren die Worte Freiheit, Unabhängigkeit, Emancipation, und seltsamer Weise hörte man nicht nur unter dem Volk solche Worte aussprechen; nein, diese Worte waren vom Adel zuerst ausgesprochen worden, und die Stimme, die ihnen antwortete, war nur ein Echo.

Vom Westen war das Licht gekommen, das leuchten sollte, bis es brennen würde. In Amerika hatte sich die Sonne erhoben, die, ihren Lauf vollbringend, aus Frankreich einen weiten Brand machen sollte, bei dessen Schein die erschrockenen Nationen das Wort Republik, mit blutigen Buchstaben geschrieben, lesen würden.

Diese Versammlungen, bei denen man sich mit politischen Angelegenheiten beschäftigte, waren auch minder selten, als man glauben dürfte. Männer gekommen, man wußte nicht woher, Apostel eines unsichtbaren Gottes und beinahe unbekannt, liefen in den Städten und auf dem Lande umher und streuten überall Freiheitsworte aus. Bis dahin blind, fing die Regie-

rung an, die Augen zu öffnen. Diejenigen, welche an der Spitze der großen Maschine standen, die man die öffentliche Sache nennt, fühlten gewisse Räder lahm werden, ohne daß sie begreifen konnten, woher das Hinderniß kam. Die Opposition war überall in den Geistern, wenn sie noch nicht in den Armen und in den Händen war, unsichtbar, aber gegenwärtig, aber fühlbar, aber bedrohlich und zuweilen um so bedrohlicher, als sie, den Gespenstern ähnlich, ungreifbar war und man sie errieth, ohne sie erdrücken zu können.

Zwanzig bis fünfundzwanzig Meier, alle von Billot abhängig, waren in der Scheune versammelt.

Billot trat, gefolgt von Pitou, ein. Alle Häupter neigten sich, alle Hüte bewegten sich am Ende der Arme. Man begriff, daß alle diese Menschen bereit waren, sich auf einen Befehl des Herrn tödten zu lassen.

Der Pächter erklärte den Bauern, die Brochure, welche Pitou ihnen vorlesen werde, sei das Werk des Doctor Gilbert. Der Doctor Gilbert war sehr bekannt im ganzen Canton, wo er mehrere Güter hatte, unter denen die Pachtung von Billot das bedeutendste war.

Ein Faß stand für den Leser bereit. Pitou bestieg diese improvisirte Tribune und begann seine Vorlesung.

Es ist zu bemerken, daß die Leute aus dem Volk, und ich möchte beinahe sagen, die Menschen im Allgemeinen, mit um so größerer Aufmerksamkeit zuhören, je weniger sie begreifen. Offenbar entging der allgemeine Sinn der Brochure den klarsten Geistern der bäurischen Versammlung und Billot selbst. Doch mitten aus dieser dunkeln Phraseologie zuckten, wie die Blitze an einem dunkeln, mit Electricität beladenen Himmel, die leuchtenden Worte: Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit hervor. Mehr brauchte es nicht; der Beifallssturm brach los; von allen Seiten erscholl der Ruf: Es lebe der Doctor Gilbert! Ungefähr das Drittel der Bro-

chure war gelesen worden; man beschloß, sie an drei Sonntagen zu lesen.

Die Zuhörer wurden eingeladen, sich am darauf folgenden Sonntag zu versammeln, und jeder versprach, zu erscheinen.

Pitou hatte sehr gut gelesen. Nichts ermuntert so sehr, wie der günstige Erfolg. Der Vorleser nahm seinen Theil von dem dem Werke gespendeten Beifall, und Billot, der selbst diesem gegenseitigen Einfluß unterlag, fühlte in seinem Innern eine gewisse Achtung für den Zögling des Abbé Fortier entstehen. In körperlicher Hinsicht schon übermäßig groß, war Pitou moralisch um zehn Ellen gewachsen.

Ein Einziges fehlte ihm: Jungfer Catherine hatte seinem Triumphe nicht beigewohnt.

Doch entzückt über die Wirkung, welche die Brochure des Doctors hervorgebracht, beeilte sich der Vater Billot, diesen günstigen Erfolg seiner Frau und seiner Tochter mitzutheilen. Frau Billot antwortete nichts, das war ein kurzsichtiges Weib, Catherine aber lächelte traurig.

„Nun! was hast Du wieder?" fragte der Pächter.

„Mein Vater! mein Vater!" rief Catherine, „ich befürchte, Sie gefährden sich."

„Ah! willst Du nicht den Unglücksvogel machen? Ich bemerke Dir, daß mir die Lerche lieber ist, als die Nachteule."

„Mein Vater, man hat mir schon gesagt, ich möge Sie warnen, denn Sie werden beobachtet."

„Und wer hat Dir das gesagt, wenn's beliebt?"

„Ein Freund."

„Ein Freund? Jeder Rath verdient Dank. Du wirst mir den Namen dieses Freundes nennen. Wer ist es, sprich?"

„Ein Mann, der gut unterrichtet sein muß."

„Wer denn?"

„Herr Isidor von Charny."

„In was mischt er sich, dieser Stutzer? warum gibt er mir Rathschläge über meine Denkungsart? Gebe ich ihm einen Rath über die Art, wie er sich kleidet? Mir scheint, es wäre doch ebenso viel auf der einen wie auf der andern Seite zu sagen.“

„Mein Vater, ich sage Ihnen das nicht, um Sie zu ärgern. Der Rath ist in guter Absicht gegeben worden.“

„Wohl! ich werde denselben durch einen andern erwiedern, und Du kannst ihn in meinem Auftrag ausrichten.“

„Sprechen Sie!“

„Er und seine Standesgenossen mögen auf sich Acht geben; man schüttelt sie ganz sonderbar in der Nationalversammlung, die Herren Adeligen, und mehr als einmal ist von den Günstlingen und Günstlinginnen die Rede gewesen. Das mag sich sein Bruder, Herr Olivier von Charny, merken, der dort ist und gar nicht schlecht mit der Oesterreicherin stehen soll.“

„Mein Vater,“ sagte Catherine, „Sie haben mehr Erfahrung, als wir, handeln Sie nach Ihrem Gefallen.“

„In der That,“ murmelte Pitou, den der günstige Erfolg seiner Vorlesung mit Vertrauen erfüllt hatte, „worein mischt sich Ihr Herr Isidor?“

Catherine hörte nicht, oder sie stellte sich, als hörte sie nicht, und das Gespräch hatte hiemit ein Ende.

Das Mittagessen fand wie gewöhnlich statt. Nie war Pitou ein Mahl länger vorgekommen. Es drängte ihn, sich in seinem neuen Glanze, mit Jungfer Catherine am Arm, zu zeigen. Dieser Sonntag war ein großer Tag für ihn, und er gelobte sich, das Datum des dreizehnten Juli wohl im Kopfe zu behalten.

Man ging endlich gegen drei Uhr ab. Catherine sah reizend aus. Es war eine hübsche Blonde mit schwarzen Augen, schlank und biegsam wie die Weiden, welche die kleine Quelle beschatteten, aus der man das Wasser für den Pachthof schöpfte. Sie war überdies

mit jener natürlichen Coquetterie gekleidet, welche alle Reize des Weibes hervorhebt, und ihre, wie sie zu Pitou gesagt hatte, von ihr selbst verfertigte Haube stand ihr vortrefflich.

Der Tanz begann gewöhnlich um sechs Uhr. Vier Spielleute, welche auf einer Estrade von Brettern saßen, machten gegen eine Bezahlung von drei Sous für den Contretanz die Honneurs dieses Ballsaales in freier Luft. In Erwart[illegible]ten Stunde ging man in der bekannten [illegible] spazieren, von der die Tante Angélique gesprochen hatte, oder man schaute den jungen Herren der Stadt oder der Umgegend zu, welche unter der Direction von Barolet, dem Oberballmeister von Seiner Hoheit Monseigneur dem Herzog von Orleans, Ball spielten. Herr Barolet wurde für ein Orakel gehalten, und seine Entscheidungen in allen Fällen des Ballspiels nahm man mit der ganzen Verehrung auf, die man seinem Alter und seinem Verdienste schuldig war.

Ohne genau zu wissen, warum, hätte Pitou in der Seufzerallee zu bleiben gewünscht; doch nicht um im Schatten dieser doppelten Buchenreihe zu bleiben, hatte Catherine die glänzende Toilette gemacht, welche Pitou so sehr mit Bewunderung erfüllte.

Die Frauen sind wie die Blumen, die der Zufall im Schatten hat wachsen lassen: sie streben unablässig nach dem Licht, und auf die eine oder die andere Weise muß ihre frische, balsamisch duftende Krone sich in der Sonne öffnen, die sie welk macht und verzehrt.

Nur das Veilchen hat nach den Worten der Dichter die Bescheidenheit, verborgen zu bleiben; doch es trägt auch Trauer um seine unnütze Schönheit.

Catherine zog so lange und kräftig am Arm von Pitou, daß man den Weg zum Ballspiel einschlug. Pitou ließ sich indessen, was wir sogleich bemerken müssen, nicht zu sehr am Arm ziehen. Er hatte eben so große Eile, seinen himmelblauen Rock und seinen

zierlichen Dreispitz zu zeigen, als Catherine, ihre Haube à la Galatée und ihren taubenhalsfarbenen Leib zur Schau zu stellen.

Eines schmeichelte besonders unserem Helden und gab ihm einen augenblicklichen Vorzug vor Catherine. Da ihn Niemand erkannte, denn Pitou war nie in so prächtigen Kleidern gesehen worden, so hielt man ihn für einen jungen Fremden, für einen Neffen, für einen Vetter der Familie Billot, für einen Bräutigam von Catherine sogar. Doch Pitou war zu viel daran gelegen, seine Identität darzuthun, als daß der Irrthum lange währen konnte. Er nickte so viel seinen Freunden zu, er nahm so oft seinen Hut vor seinen Bekannten ab, daß man endlich in dem schön geputzten jungen Landmann den unwürdigen Schüler des Abbé Fortier erkannte, und daß sich eine Art von Geschrei erhob, welches besagte: Das ist Pitou! habt Ihr Ange Pitou gesehen?

Das Geschrei gelangte bis zu Mlle. Angélique, da aber dieses Geschrei ihr sagte, derjenige, welchen es als ihren Neffen ausrufe, sei ein hübscher Junge, der die Füße auswärts und die Arme rundend gehe, so schüttelte die alte Jungfer, welche Pitou immer die Füße einwärts und die Ellenbogen am Leib halte gehen sehen, ungläubig den Kopf und beschränkte sich auf die Erwiederung:

„Ihr täuscht Euch, das ist nicht mein Schlingel von einem Neffen.“

Die zwei jungen Leute kamen zum Ballspiel. Es fand an diesem Tag eine Herausforderung zwischen den Spielern von Soissons und den Spielern von Villers-Cotterets statt, so daß die Partie äußerst belebt war. Catherine und Pitou stellten sich auf die Höhe des Seiles, in der Nähe der Böschung. Catherine hatte diesen Posten als den besten gewählt.

Nach einem Augenblick hörte man die Stimme von Meister [illegible]rolet rufen: Zu zwei passirt. Die Spieler passirten wirklich, das heißt, Jeder begann seine

Chasse zu vertheidigen und die seiner Gegner anzugreifen. Einer von den Spielern, als er passirte, grüßte Catherine mit einem Lächeln. Catherine erwiederte dies durch einen Knix und erröthete; zu gleicher Zeit fühlte Pitou, wie den Arm von Catherine, der sich auf den seinigen stützte, ein kleines Nervenzittern durchlief.

Etwas wie eine unbekannte Bangigkeit schnürte Pitou das Herz zusammen.

„Das ist Herr von Charny?" sagte er, seine Gefährtin anschauend.

„Ja," antwortete Catherine; „Sie kennen ihn also?"

„Ich kenne ihn nicht, doch ich habe es errathen."

Pitou hatte nach dem, was ihm Catherine am Tage vorher gesagt, in der That Herrn von Charny in diesem jungen Mann errathen können.

Derjenige, welcher das Mädchen gegrüßt, war ein Cavalier von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, gut gewachsen, elegant gekleidet und anmuthig in seinen Bewegungen, wie dies diejenigen zu sein pflegen, welche schon in der Wiege eine aristokratische Erziehung festgenommen hat. Alle die Leibesübungen, die man nur unter der Bedingung gut macht, daß man sie von Kindheit an studirt hat, führte Herr Isidor von Charny mit einer merkwürdigen Vollkommenheit aus; dabei gehörte er zu denjenigen, deren Tracht stets mit der Uebung, für die sie bestimmt ist, im Einklang steht. Seine Jagdlivreen wurden überall als äußerst geschmackvoll angeführt; seine Negligés für den Fechtsaal hätten selbst Saint-Georges als Muster dienen können; seine Reitkleider endlich waren durch die Art, wie er sie trug, von einem ganz besonderen Schnitt, oder schienen dies vielmehr zu sein.

Mit der ganzen Schmucklosigkeit einer Morgentoilette frisirt, trug Herr von Charny, der jüngere Bruder unseres alten Bekannten, des Grafen von

Charny, eine Art von engem Pantalon von heller Farbe, das die Form seiner Lenden und seiner zugleich feinen und muskeligen Beine hervorhob; elegante Ballspielsandalen ersetzten, durch Riemen gehalten, für den Augenblick entweder den Schuh mit rothem Absatz oder den Stulpenstiefel; eine Weste von weißem Piqué umschloß seinen Leib, als ob er in einem Corsett gefangen wäre; auf der Böschung endlich hielt sein Diener einen grünen Rock mit goldenen Galonen.

Die Aufregung gab ihm in diesem Augenblick den ganzen Reiz und die ganze Frische der Jugend, was er, trotz seiner dreiundzwanzig Jahre, durch lange Nachtwachen, durch nächtliche Schwärmereien und die Spielpartieen, welche die Sonne bei ihrem Aufgang beleuchtet, schon verloren hatte.

Keiner der Vorzüge, die ohne Zweifel von dem Mädchen bemerkt worden waren, entging Pitou. Als er die Hände und die Füße von Herrn von Charny sah, fing er an minder stolz auf diese Verschwendung der Natur zu seyn, die ihm den Sieg über den Sohn des Schuhmachers verliehen hatte, und er dachte, eben diese Natur hätte auf eine geschicktere Art auf alle Partieen seines Körpers die Elemente, aus denen er bestand, vertheilen können.

Mit dem, was zu viel an den Händen, an den Füßen und an den Knieen von Pitou war, hätte die Natur Stoff gehabt, um ihm ein sehr hübsches Bein daraus zu machen. Die Dinge waren nur nicht an ihrem Platze: wo es der Feinheit bedurfte, war Ueberfülle, und wo Rundung hätte seyn sollen, war Leere.

Pitou schaute seine Beine mit der Miene an, mit der der Hirsch der Fabel die[illegible]igen anschaute.

„Was haben Sie denn, Herr Pitou?“ fragte Catherine.

Pitou antwortete nicht, er seufzte nur.

Die Partie war zu Ende. Der Vicomte von Charny benützte den Zwischenraum zwischen der beendigten

Partie und der, welche beginnen sollte, um Catherine zu begrüßen. Als er näher kam, sah Pitou das Blut dem Mädchen zu Gesichte steigen, und er fühlte, wie der Arm seiner Gefährtin immer mehr zitterte.

Der Vicomte nickte Pitou zu; mit jener vertraulichen Artigkeit, welche die Adeligen jener Zeit gegen die kleinen Bürgerinnen und die Grisetten so gut anzunehmen wußten, erkundigte er sich bei Catherine nach ihrer Gesundheit und forderte den ersten Contretanz von ihr. Catherine willigte ein. Ein Lächeln war der Dank des jungen Adeligen. Die Partie sollte wieder anfangen, man rief ihn. Er grüßte Catherine und entfernte sich mit derselben Ungezwungenheit, mit der er gekommen war.

Pitou fühlte die ganze Ueberlegenheit, welche über ihn ein Mann hatte, der auf diese Art sprach, lächelte, sich näherte und sich entfernte.

Ein Monat auf den Versuch, die einfache Bewegung von Herrn von Charny nachzuahmen, verwendet hätte Pitou nur zu einer Parodie geführt, deren ganze Lächerlichkeit er selbst fühlte. Hätte das Herz von Pitou den Haß gekannt, er würde von diesem Augenblick an den Vicomte von Charny gehaßt haben.

Catherine schaute dem Ballspiel bis zu dem Augenblick zu, wo die Spieler ihren Bedienten riefen, um ihre Röcke anzuziehen. Sie wandte sich sodann zum Tanze, zur großen Verzweiflung von Pitou, der an diesem Tag bestimmt schien, gegen seinen Willen überallhin zu gehen, wohin er ging.

Herr von Charny ließ nicht auf sich warten. Eine leichte Veränderung in seinem Anzug hatte aus dem Ballspieler einen eleganten Tänzer gemacht. Die Geigen gaben das Signal, und er reichte seine Hand Catherine, indem er sie an die Zusage, die sie ihm geleistet, erinnerte.

Was Pitou empfand, als er den Arm von Catherine sich von dem seinigen losmachen fühlte und er das

Mädchen ganz erröthend mit seinem Cavalier in den Kreis treten sah, war vielleicht eine der unangenehmsten Empfindungen seines Lebens. Ein kalter Schweiß stieg ihm auf die Stirne, eine Wolke zog vor seinen Augen vorüber; er streckte die Hand aus und stützte sich auf das Geländer, denn er fühlte, daß seine Kniee, so kräftig sie auch seyn mochten, nahe daran waren, unter ihm zu weichen.

Catherine hatte dem Anscheine und wohl auch der Wirklichkeit nach keinen Begriff von dem, was in dem Herzen von Pitou vorging; sie war zugleich glücklich und stolz: glücklich, zu tanzen, stolz, mit dem schönsten Cavalier der Umgegend zu tanzen. War Pitou gezwungen gewesen, Herrn von Charny als Ballspieler zu bewundern, so mußte er auch Herrn von Charny als Tänzer Gerechtigkeit widerfahren lassen. In jener Zeit hatte sich die Mode, zu gehen, statt zu tanzen, noch nicht eingeschlichen. Der Tanz war eine Kunst, welche einen Theil der Erziehung bildete. Abgesehen von Herrn Lauzun, der der Art, wie er seine erste Courante bei der Quadrille des Königs getanzt, sein Glück zu verdanken hatte, verdankte mehr als ein Cavalier die Gunst, in der er bei Hofe stand, der Art, wie er den Kniebug anspannte und die Fußspitze vorwärts stieß. In dieser Hinsicht war der Vicomte ein Muster an Grazie und Vollkommenheit, und er hätte, wie Ludwig XIV., auf einem Theater mit der Aussicht, beklatscht zu werden, tanzen können, obgleich er weder König noch Schauspieler war.

Zum zweiten Mal schaute Pitou seine Beine an, und er war genöthigt, sich zu gestehen, wenn nicht eine große Veränderung in diesem Theil seiner Person vorgehe, müsse er darauf verzichten, sich um Siege in der Art derjenigen, welche Herr von Charny in diesem Augenblick davontrug, zu bewerben.

Der Contretanz ging zu Ende; für Catharine hatte er kaum einige Sekunden gedauert, Pitou aber war er

wie ein Jahrhundert vorgekommen. Als sie zurückkehrte und den Arm ihres Cavaliers nahm, bemerkte Catherine die Veränderung, welche in seiner Physiognomie vorgegangen. Er war bleich; der Schweiß perlte auf seiner Stirne, und eine durch die Eifersucht halb verzehrte Thräne rollte in seinem feuchten Auge.

„Ah! mein Gott!“ sagte Catherine, „was haben Sie denn?“

„Ach!“ erwiederte der arme Junge, „ich werde es nie wagen, mit Ihnen zu tanzen, nachdem ich Sie mit Herrn von Charny habe tanzen sehen!“

„Bah! Sie brauchen sich darum nicht zu grämen; Sie werden tanzen, wie Sie können, und es wird mir nicht weniger Vergnügen machen, mit Ihnen zu tanzen.“

„Ah! Sie sagen das, um mich zu trösten; doch ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren, und es wird Ihnen immerhin mehr Vergnügen machen, mit diesem jungen Adeligen, als mit mir, zu tanzen.“

Catherine antwortete nichts, denn sie wollte nicht lügen; nur, da sie ein vortreffliches Geschöpf war und zu bemerken anfing, es gehe etwas Seltsames im Herzen des armen Jungen vor, widmete sie ihm viel Freundschaft, doch diese Freundschaftsbezeigungen konnten ihm seine verlorene Heiterkeit nicht wiedergeben. Der Vater Billot hatte wahr gesprochen: Pitou fing an ein Mensch zu seyn, — er litt.

Catherine tanzte noch fünf bis sechs Contretänze, worunter einen zweiten mit Herrn von Charny. Ohne weniger zu leiden, war Pitou diesmal scheinbar ruhiger. Er folgte mit den Augen jeder Bewegung von Catherine und ihrem Cavalier. Er versuchte es, aus der Bewegung ihrer Lippen zu errathen, was sie sich sagten, und wenn bei den Figuren, die sie ausführten, ihre Hände sich vereinigten, suchte er zu errathen, ob diese Hände nur zusammenkamen oder ob sie, während sie sich vereinigten, sich auch drückten.

Ohne Zweifel wartete Catherine nur diesen zweiten

Contretanz ab, denn kaum war er beendigt, als das Mädchen Pitou mit ihr nach dem Pachthofe zurückzukehren aufforderte. Nie wurde eine Aufforderung mit größerem Eifer angenommen; doch der Schlag war geschehen, und Pitou, während er Schritte machte, welche Catherine von Zeit zu Zeit mäßigen mußte, beobachtete das vollkommenste Stillschweigen.

„Was haben Sie denn?“ fragte ihn Catherine; „und warum sprechen Sie nicht mit mir?“

„Ich spreche nicht mit Ihnen, Jungfer Catherine,“ erwiederte Pitou, „weil ich nicht zu sprechen weiß, wie Herr von Charny. Was soll ich Ihnen noch sagen nach all den schönen Dingen, die er Ihnen beim Tanze gesagt hat?“

„Sehen Sie, wie ungerecht Sie sind, Herr Ange; wir sprachen von Ihnen.“

„Von mir, und wie dies?“

„Ah! Herr Pitou, wenn Ihr Gönner sich nicht wiederfindet, wird man wohl einen andern für Sie wählen müssen.“

„Ich bin also nicht mehr dazu gut, die Schreibereien des Pachthofes zu besorgen?“ fragte Pitou mit einem Seufzer.

„Im Gegentheil, Herr Ange, ich glaube, die Schreibereien des Pachthofes sind nicht gut genug für Sie. Mit der Erziehung, die Sie erhalten haben, können Sie zu etwas Besserem gelangen.

„Ich weiß nicht, wozu ich gelangen werde, aber ich weiß, daß ich zu nichts gelangen will, wenn ich nur durch den Herrn Vicomte von Charny zu etwas gelangen kann.“

„Und warum sollten Sie seine Protection ausschlagen? Sein Bruder, der Graf von Charny, ist, wie es scheint, vortrefflich bei Hofe angeschrieben. Er sagte mir, wenn es Ihnen angenehm seyn könnte, so würde er Ihnen einen Platz beim Salzsteueramt verschaffen.“

„Sehr verbunden, Jungfer Catherine, doch ich befinde mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, sehr wohl so, wie ich bin, und wenn Ihr Vater mich nicht fortschickt, werde ich im Pachthofe bleiben."

„Und warum, des Teufels, sollte ich Dich fortschicken?" rief eine gewichtige Stimme, in der Catherine bebend die ihres Vaters erkannte.

„Mein lieber Pitou," sagte leise Catherine, „ich bitte Sie, sprechen Sie nicht von Herrn Isidor."

„Wie! antworte doch!"

„Ich weiß nicht," erwiederte Pitou sehr verlegen, „vielleicht finden Sie mich nicht geschickt genug, um Ihnen nützlich zu seyn."

„Nicht geschickt genug, während Du rechnest wie Barême, und liesest, um unsern Schulmeister zu corrigiren, der sich doch für einen großen Gelehrten hält! Nein, Pitou, der gute Gott führt in mein Haus die Leute, die bei mir eintreten, und sind sie einmal eingetreten, so bleiben sie, so lange es dem guten Gott gefällt."

Pitou kehrte auf diese Versicherung in den Pachthof zurück; aber obgleich dies etwas war, war es doch nicht viel; eine große Veränderung hatte sich in ihm zwischen seinem Abgang und seiner Rückkehr bewerkstelligt; er hatte Eines verloren, was sich, ist es einmal verloren, nicht wiederfindet: das war das Selbstvertrauen; Pitou schlief auch gegen seine Gewohnheit sehr schlecht. In seinen schlaflosen Augenblicken erinnerte er sich des Buches von Doctor Gilbert; dieses Buch war hauptsächlich gegen den Adel, gegen die Mißbräuche der privilegirten Classen, gegen die Feigheit derjenigen, welche sich dem unterwerfen, gerichtet; es kam Pitou vor, als fänge er erst an, alle die schönen Dinge, die er am Morgen gelesen, zu begreifen, und er nahm sich vor, so bald es Tag wäre, für sich allein und ganz leise das Meisterwerk wiederzulesen, das er laut und vor aller Welt gelesen hatte.

Da aber Pitou schlecht geschlafen hatte, so erwachte er spät. Nichtsdestoweniger beschloß er, seinen Leseplan in Ausführung zu bringen. Es war sieben Uhr; der Pächter sollte erst um 9 Uhr zurückkehren; kam er indessen auch zurück, so konnte er einer Beschäftigung, die er selbst empfohlen, nur Beifall spenden.

Er stieg eine kleine Leiter hinab und setzte sich auf eine Bank unter dem Fenster von Catherine. War es der Zufall, der Pitou gerade an diesen Ort geführt hatte, oder kannte er die beziehungsweisen Situationen dieses Fensters und dieser Bank?

So viel ist gewiß, daß Pitou, der wieder seine Werktagskleidung, die man durch eine andere zu ersetzen noch nicht Zeit gehabt hatte, nämlich seine schwarze Hose, seinen grünen Kittel und seine gerötheten Schuhe trug, die Brochure aus seiner Tasche zog und zu lesen anfing.

Wir möchten nicht behaupten, die Anfänge dieser Lesung haben stattgefunden, ohne daß sich die Augen des Lesers zuweilen vom Buche nach dem Fenster abwandten; da aber das Fenster durchaus kein Brustbild von einem jungen Mädchen in seinem Rahmen von Kapuzinern und Winden bot, so hefteten sich die Augen von Pitou am Ende unabänderlich auf das Buch.

Insofern jedoch seine Hand es versäumte, die Blätter umzudrehen, und insofern diese Hand sich um so weniger bewegte, je tiefer seine Aufmerksamkeit zu sein schien, konnte man allerdings glauben, sein Geist sei anderswo und er träume, statt zu lesen.

Plötzlich kam es Pitou vor, als fiele auf die bis dahin durch die Morgensonne beleuchteten Seiten ein Schatten. Dieser Schatten war zu dicht, um der einer Wolke zu seyn, und konnte also nur von einem undurchsichtigen Körper herrühren; es gibt aber so reizend anzuschauende undurchsichtige Körper, daß Pitou sich rasch umwandte, um zu sehen, wer derjenige wäre, welcher ihm die Sonne auffing.

Pitou täuschte sich. Es war in der That ein undurchsichtiger Körper, der ihm denjenigen Theil des Lichts und der Wärme entzog, welchen Diogenes von Alexander forderte. Doch dieser undurchsichtige Körper bot, statt reizend zu seyn, im Gegentheil einen sehr unangenehmen Anblick.

Es war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, noch länger und hagerer als Pitou, in einem Kleid, das beinahe so abgetragen, als das seinige; er neigte den Kopf über seine Schulter und schien eben so neugierig zu lesen, als Pitou dies zerstreut that.

Pitou war sehr erstaunt; ein freundliches Lächeln erschien auf den Lippen des schwarzen Mannes und zeigte einen Mund, in dem nur vier Zähne blieben, zwei oben und zwei unten, die sich kreuzten und wetzten wie die Hauzähne eines Wildschweins.

„Amerikanische Ausgabe," sagte dieser Mann mit näselnder Stimme, „Format in Octav: Von der Freiheit der Menschen und der Unabhängigkeit der Nationen. — Boston 1788.

Während der schwarze Mann so sprach, öffnete Pitou die Augen mit einem stufenweisen Erstaunen, so daß, als der Mann zu sprechen aufhörte, die Augen von Pitou die größte Entwickelung, zu der sie gelangen konnten, erreicht hatten.

„Boston 1788. So ist es, mein Herr," wiederholte Pitou.

„Es ist die Abhandlung des Doctor Gilbert," sagte der schwarze Mann.

„Ja, mein Herr," erwiederte Pitou artig, und er stand auf, denn er hatte immer sagen hören, es sei unhöflich, sitzend mit einem Höheren zu reden, und in dem noch naiven Geist von Pitou hatte jeder Mensch einen Vorrang vor ihm anzusprechen.

Doch während er aufstand, bemerkte Pitou beim Fenster etwas Rosiges, Bewegliches, was ihm zublinzelte. Dieses Etwas war Jungfer Catherine. Das Mädchen

schaute ihn auf eine seltsame Weise an und machte sonderbare Zeichen.

„Mein Herr, ohne unbescheiden zu sein," fragte der schwarze Mann, der, da er dem Fenster den Rücken zugewendet hatte, dem was vorging, völlig fremd geblieben war, „mein Herr, wem gehört dieses Buch?" Und er deutete mit den Fingern, jedoch ohne sie zu berühren, auf die Brochure, welche Pitou in seinen Händen hielt.

Pitou war im Begriff zu antworten, da gelangten zu ihm die von einer beinahe flehenden Stimme gesprochenen Worte:

„Sagen Sie, es gehöre Ihnen."

Der schwarze Mann, der ganz Auge war, hörte diese Worte nicht.

„Mein Herr," antwortete Pitou majestätisch, „dieses Buch gehört mir."

Der schwarze Mann schaute empor, denn er fing an zu bemerken, daß ihn von Zeit zu Zeit die erstaunten Blicke von Pitou verließen, um sich zu einem besondern Punkte zu erheben. Er sah das Fenster; doch Catherine hatte die Bewegung des schwarzen Mannes errathen und war rasch wie ein Vogel verschwunden.

„Nach was schauen Sie denn da oben?" fragte der schwarze Mann.

„Ah! mein Herr," erwiederte Pitou lächelnd, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie sehr neugierig sind. Curiosus oder vielmehr avidus cognoscendi, wie der Abbé Fortier, mein Lehrer, sagte."

„Sie sagen also," sprach der Frager, ohne daß er im Geringsten durch die Probe des Wissens eingeschüchtert schien, welche Pitou in der Absicht gegeben hatte, dem schwarzen Mann eine höhere Idee von sich beizubringen als die, welche er Anfangs gefaßt. „Sie sagen also, das Buch gehöre Ihnen?"

Pitou blinzelte so mit dem Auge, daß sich das Fenster wieder in seinem Lichtstrahl befand. Der Kopf

von Catherine erschien abermals und machte ein bejahendes Zeichen.

„Ja, mein Herr," antwortete Pitou. „Sollten Sie begierig sein, es zu lesen? Avidus legendi libri oder legendae historiae?"

„Mein Herr," sprach der schwarze Mann, „Sie scheinen mir sehr über dem Stande zu sein, den Ihre Kleider bezeichnen: Non dives vestitu sed ingenio. Dem zu Folge verhafte ich Sie."

„Wie, Sie verhaften mich?" rief Pitou, im höchsten Maße erstaunt.

„Ja, mein Herr, ich bitte also, folgen Sie mir."

Pitou schaute nicht mehr in die Luft, sondern um sich her, und erblickte zwei Sergenten, welche aus der Erde zu kommen schienen.

„Nehmen wir das Protokoll auf, meine Herren," sprach der schwarze Mann.

Der Sergent band mit einem Strick die Hände von Pitou und in seinen Händen das Buch des Doctors fest.

Dann band er Pitou selbst an einen Ring, der unter dem Fenster angebracht war.

Pitou wollte aufschreien, doch er hörte, wie dieselbe Stimme ihm zuflüsterte: „Lassen Sie machen."

Pitou ließ also mit einer Gelehrigkeit machen, welche die Sergenten und besonders den schwarzen Mann entzückten, so daß sie ohne irgend ein Mißtrauen in das Haus des Pächters eintraten, die zwei Sergenten, um einen Tisch zu holen, der schwarze Mann ..... wir werden später erfahren, warum?

Kaum waren die Sergenten und der schwarze Mann in das Haus eingetreten, als die Stimme sich hören ließ:

„Heben Sie die Hände auf," sagte die Stimme.

Pitou hob nicht nur die Hände, sondern auch den Kopf empor und erblickte das bleiche, erschrockene Gesicht von Catherine; sie hielt ein Messer in der Hand: „Noch mehr ... noch mehr," ... sagte sie.

Pitou erhob sich auf den Fußspitzen.

Catherine neigte sich hinaus; die Klinge berührte den Strick, und Pitou erlangte die Freiheit seiner Hände wieder.

„Nehmen Sie das Messer," sagte Catherine, „und durchschneiden Sie den Strick, der Sie am Ring festhält."

Pitou ließ sich das nicht zweimal sagen; er durchschnitt den Strick und war völlig frei.

„Hier ist ein Doppel-Louis d'or" sagte Catherine; „Sie haben gute Beine, retten Sie sich; gehen Sie nach Paris und benachrichtigen Sie den Doctor."

Sie konnte nicht mehr sprechen; die Sergenten erschienen wieder und der Doppel-Louis d'or fiel zu den Füßen von Pitou.

Pitou raffte ihn behende auf. Die Sergenten waren in der That auf der Thürschwelle; sie verweilten hier einen Augenblick erstaunt, denjenigen, welchen sie kurz zuvor so gut gebunden, frei zu sehen. Bei ihrem Anblick sträubten sich die Haare auf dem Haupte von Pitou und er erinnerte sich verworren des in crinibus angues der Eumeniden.

Die Sergenten und Pitou blieben einen Moment in der Lage des Hasen und eines stehenden Hundes: sie schauten sich unbeweglich an. Wie aber bei der geringsten Bewegung des Hundes der Hase aufpackt, so machte bei der ersten Bewegung der Sergenten Pitou einen wunderbaren Sprung und befand sich auf der andern Seite einer Hecke.

Die Sergenten stießen einen Schrei aus, der den Gefreiten, welcher eine kleine Caffette unter seinem Arm trug, herbeilaufen machte. Der Gefreite verlor seine Zeit nicht mit Redensarten und fing an Pitou nachzulaufen. Die zwei Sergenten thaten dasselbe. Doch sie waren nicht stark genug, um wie Pitou über eine Hecke von drei und einem halben Fuß Höhe zu

springen, und sahen sich daher genöthigt, einen Umweg zu machen.

Als sie aber an die Ecke der Hecke kamen, erblickten sie Pitou auf mehr als fünfhundert Schritte in der Ebene; er steuerte geraden Weges auf den Wald zu, von dem er kaum eine Viertelmeile entfernt war, und den er folglich in wenigen Minuten erreichen mußte.

In diesem Augenblick wandte sich Pitou um, und als er die Sergenten erblickte, die ihn mehr zu Befreiung ihres Gewissens, als in der Hoffnung, ihn zu erreichen, verfolgten, verdoppelte er seine Schnelligkeit und verschwand bald im Saume des Waldes.

Pitou lief so noch eine Viertelstunde; er würde zwei Stunden gelaufen sein, wenn es nöthig gewesen wäre: er hatte den Athem des Hirsches, wie er auch dessen Geschwindigkeit hatte.

Doch nach Verlauf einer Viertelstunde, als er instinctartig dachte, er sei außer Gefahr, blieb er stehen, athmete, horchte, und nachdem er sich versichert hatte, daß er ganz allein war, sagte er:

„Es ist unglaublich, daß so viele Ereignisse in drei Tagen Raum haben konnten."

Dann schaute er abwechselnd seinen Doppel-Louis d'or und sein Messer an und sprach:

„Oh! ich hätte gerne Zeit haben mögen, um meinen Doppel-Louis d'or zu wechseln und zwei Sous Jungfer Catherine zurückzugeben, denn ich befürchte sehr, dieses Messer schneidet unsere Freundschaft ab. Gleichviel," fügte er bei, „da sie mich hat heute nach Paris gehen heißen, so gehe ich dahin."

Und nachdem er sich orientirt und erkannt hatte, daß er sich zwischen Boursonne und Yvors befand, wählte er einen kleinen durch den Wald gehauenen Pfad, der ihn in gerader Linie zu den Heiden von Gondreville führen mußte, welche die Straße nach Paris durchzieht.

VIII.

Warum der schwarze Mann zu gleicher Zeit mit den zwei Sergenten in das Haus des Pächters eingetreten war.

Kehren wir nun zum Pachthof zurück und erzählen die Katastrophe, von der die Episode von Piton nur die Entwickelung war.

Gegen sechs Uhr Morgens kam ein Polizeiagent von Paris in Begleitung von zwei Sergenten in Villers-Cotterets an; er erschien beim Polizeicommissär und ließ sich die Wohnung des Pächters Billot bezeichnen.

Fünfhundert Schritte vom Pachthof bemerkte der Gefreite einen Knecht, der auf dem Feld arbeitete, er näherte sich ihm und fragte ihn, ob er Herrn Billot zu Hause fände. Der Knecht antwortete, Herr Billot kehre nie vor neun Uhr, das heißt vor der Stunde seines Frühstücks, zurück. Doch in diesem Moment schlug der Knecht zufällig die Augen auf, deutete mit dem Finger auf einen Reiter, der in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile mit einem Schäfer plauderte, und sagte:

„Ah! dort ist gerade derjenige, welchen Sie suchen.“

„Herr Billot?“

„Ja.“

„Jener Reiter?“

„Er ist es selbst.“

„Mein Freund,“ sprach der Gefreite, „wollen Sie Ihrem Herrn wohl ein Vergnügen machen?“

„Das würde ich sehr gern thun.“

„So gehen Sie und sagen Sie ihm, ein Herr von Paris erwarte ihn im Pachthofe.“

„Oh!“ rief der Meier, „sollte es der Doctor Gilbert sein?“

„Gehen Sie immerhin," sagte der Gefreite.

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen; er lief querfeldein, während der Gefreite und die zwei Sergenten sich unter einer halb zerfallenen Mauer, beinahe dem Thore des Pachthofes gegenüber, in den Hinterhalt legten.

Nach einem Augenblick hörte man den Galopp eines Pferdes: Billot kam an.

Er ritt in seinen Hof, stieg ab, warf den Zügel einem Stallknechte zu und stürzte in die Küche, überzeugt, das Erste, was er sehen würde, wäre der unter dem weiten Mantel des Kamins stehende Doctor Gilbert; doch er sah nur Frau Billot, welche mitten in der Küche saß und ihre Enten mit der ganzen Sorgfalt und der ganzen Pünktlichkeit rupfte, die diese schwierige Operation erfordert.

Catherine war in ihrem Zimmer beschäftigt, eine Haube für den nächsten Sonntag zurecht zu richten; Catherine sorgte, wie man sieht, lange vorher; doch für die Frauen ist, wie sie sagen, das Vergnügen, sich mit ihrem Putz zu beschäftigen, beinahe ebenso groß, als das, wirklich sich zu putzen.

Billot blieb auf der Schwelle stehen und schaute umher.

„Wer verlangt nach mir?" sagte er.

„Ich," antwortete eine flötenartige Stimme in der Nähe.

Billot wandte sich um und erblickte den schwarzen Mann und die zwei Sergenten.

„Potz tausend!" rief er, indem er zwei Schritte rückwärts machte, „was wollen Sie?"

„Oh! mein Gott, beinahe nichts, mein lieber Herr Billot," antwortete der Mann mit der Flötenstimme, „eine Haussuchung in Ihrem Pachthofe vornehmen, das ist das Ganze."

„Eine Haussuchung!" rief Billot.

Billot warf einen Blick nach seiner Flinte, welche über dem Kamin hing, und sagte dann:

„Seitdem wir eine Nationalversammlung haben, glaubte ich, wir seien nicht mehr solchen Plackereien ausgesetzt, welche einer anderen Zeit angehören und nach einer anderen Regierung riechen. Was wollen Sie von mir, der ich ein friedlicher und rechtschaffener Mann bin?“

Die Agenten aller Polizeien der Welt haben das mit einander gemein, daß sie nie auf die Fragen ihrer Opfer antworten. Nur, während sie dieselben durchsuchen, während sie dieselben verhaften, während sie dieselben binden und knebeln, beklagen sie Einige, und das sind die Gefährlichsten, weil sie die Besten zu sein scheinen.

Derjenige, welcher bei dem Pächter Billot erschien, war aus der Schule der Tapin und der Desgrés, ganz in Süßigkeit eingemachter Leute, die immer eine Thräne für diejenigen haben, welche sie verfolgen, aber dennoch ihre Hände nie gebrauchen, um sich die Augen abzuwischen.

Der Erwähnte winkte, während er einen Seufzer ausstieß, den zwei Sergenten mit der Hand; sie näherten sich Billot, der einen Sprung rückwärts machte und die Hand ausstreckte, um seine Flinte zu ergreifen. Doch seine Hand wurde von der Waffe abgewendet, — die in diesem Augenblick doppelt gefährlich, insofern sie zugleich Denjenigen, welcher sich ihrer bediente, und den, gegen welchen sie gerichtet war, tödten konnte, — und zwischen zwei kleinen, aber durch den Schrecken starken und durch das Flehen mächtigen Händen eingeschlossen.

Catherine war nämlich auf das Geräusch aus der Stube herausgetreten und zu rechter Zeit angekommen, um ihren Vater von dem Verbrechen der Rebellion gegen das Gericht zu bewahren.

Als der erste Augenblick vorüber war, leistete Billot

keinen Widerstand mehr. Der Gefreite befahl, ihn in einen Saal des Erdgeschosses, Catherine in eine Stube des ersten Stocks einzuschließen; Frau Billot hielt man für so harmlos, daß man sich nicht mit ihr beschäftigte und sie in ihrer Küche ließ. Wornach der Gefreite, der sich als Herrn des Platzes sah, Secretäre, Commoden und Schränke durchsuchte.

Billot, als er allein war, wollte fliehen. Doch wie die meisten Stuben des Erdgeschosses, so war auch die, in welcher er eingeschlossen, vergittert. Der schwarze Mann hatte das Gitter mit dem ersten Blick bemerkt, während es Billot, auf dessen Geheiß es angebracht worden war, vergessen hatte.

Durch das Schloß erblickte er den Gefreiten und seine zwei Leute, die das ganze Haus umkehrten.

„Ah!" rief er, „was macht Ihr denn da?"

„Sie sehen es wohl, mein lieber Herr Billot," antwortete der Gefreite, „wir suchen etwas, was wir noch nicht gefunden haben."

„Ihr seid aber Banditen, Schurken, Diebe vielleicht."

„Oh! mein Herr," antwortete der Gefreite, „Sie thun uns Unrecht, wir sind ehrliche Leute, wie Sie, nur stehen wir im Solde Seiner Majestät und sind folglich genöthigt, ihre Befehle zu vollziehen."

„Die Befehle Seiner Majestät!" rief Billot; „König Ludwig XVI. hat Euch Befehle gegeben, meinen Secretär zu durchsuchen und in meinen Commoden und Schränken das Oberste zu unterst zu kehren?"

„Ja."

„Seine Majestät," sprach Billot, „Seine Majestät, als im vorigen Jahre die Hungersnoth so groß war, daß wir schon daran dachten, unsere Pferde zu verzehren, Seine Majestät, als uns vor zwei Jahren der Hagel am 13. Juli unsere Ernte zerschlug, Seine Majestät geruhte nicht, sich um uns zu bekümmern. Was hat sie denn heute mit meinem Pachthof zu thun,

den sie nie gesehen, und mit mir, den sie nicht kennt?"

„Sie werden mir verzeihen, mein Herr," sagte der Gefreite, indem er die Thüre vorsichtig ein wenig öffnete und seinen vom Polizeilieutenant unterzeichneten, aber dem Gebrauche gemäß mit dem Eingang: Im Namen des Königs, versehenen Befehl vorzeigte, „Seine Majestät hat von Ihnen sprechen hören, und wenn sie Sie nicht persönlich kennt, so weisen Sie darum doch nicht die Ehre zurück, die sie Ihnen anthut, und empfangen Sie, wie es schicklich ist, diejenigen, welche in ihrem Namen erscheinen."

Und mit einer artigen Reverenz und einem kleinen freundschaftlichen Winke mit dem Auge schloß der Gefreite die Thüre wieder, wornach die Expedition ihren Fortgang nahm.

Billot schwieg und ging mit gekreuzten Armen, wie ein Löwe im Käfich, in der Stube umher; er fühlte sich gefangen und in der Gewalt dieser Menschen.

Das Werk der Durchsuchung wurde stillschweigend fortgesetzt. Diese Menschen schienen vom Himmel gefallen zu sein. Niemand hatte sie gesehen, als der Taglöhner, der ihnen den Weg gezeigt. In den Höfen hatten die Hunde nicht gebellt; der Anführer der Expedition mußte ein unter seinen Collegen geschickter Mann sein, der nicht bei seinem ersten Handstreich war.

Billot hörte das Seufzen seiner in der Stube über ihm eingeschlossenen Tochter. Er erinnerte sich ihrer prophetischen Worte, denn es unterlag keinem Zweifel, daß die Verfolgung, die den Pächter traf, das Buch des Doctors zur Ursache hatte.

Es hatte indessen neun Uhr geschlagen, und Billot konnte durch sein vergittertes Fenster, Einen nach dem Andern, seine Knechte zählen, welche von der Arbeit zurückkamen. Bei diesem Anblick begriff er, daß im Falle eines Zusammenstoßes die Stärke, wenn nicht das Recht, auf seiner Seite wäre. Diese Ueberzeugung

machte das Blut in seinen Adern kochen. Er hatte nicht den Muth, sich länger zu bewältigen, packte die Thüre beim Handgriff und rüttelte einmal so gewaltig daran, daß er mit ein paar ähnlichen Erschütterungen das Schloß gesprengt hätte.

Die Agenten öffneten sogleich und sahen den Pächter hoch aufgerichtet und drohend auf der Schwelle erscheinen; überall war das Oberste zu unterst gekehrt.

„Aber was sucht Ihr denn bei mir?“ rief Billot. „Sagt es, oder beim Teufel, ich schwöre, daß ich Euch zwinge, es zu sagen.“

Die allmälige Rückkehr der Leute des Pachthofes war einem Mann von so geübtem Auge, wie das des Gefreiten, nicht entgangen. Er hatte die Knechte gezählt und die Ueberzeugung erlangt, im Falle eines Zusammenstoßes könnte er das Schlachtfeld nicht wohl behaupten. Er näherte sich daher Billot mit ein Höflichkeit, welche noch honigsüßer als gewöhnlich, bückte sich bis auf den Boden und sprach:

„Ich will es Ihnen sagen, lieber Herr Billot, obgleich das gegen unsere Gewohnheiten ist. Wir suchen bei Ihnen ein umstürzendes Buch, eine aufrührerische Brochure, welche von unseren königlichen Censoren verboten worden ist.“

„Ein Buch bei einem Pächter, der nicht lesen kann?“

„Darüber darf man sich nicht wundern, wenn Sie der Freund des Verfassers sind und er es Ihnen geschickt hat.“

„Ich bin nicht der Freund des Doctor Gilbert,“ erwiederte der Pächter, „ich bin sein ergebenster Diener; Freund des Doctors, das wäre eine zu große Ehre für einen armen Pächter meiner Art.“

Dieser unüberlegte Ausfall, in welchem sich Billot dadurch verrieth, daß er gestand, er kenne nicht nur den Verfasser, was als ganz natürlich erscheinen mußte, da der Verfasser sein Grundherr war, sondern auch das Buch, sicherte dem Agenten den Sieg. Er richtete sich auf, nahm seine liebenswürdigste Miene an, berührte

den Arm von Billot mit einem Lächeln, das sein Gesicht quer durch zu theilen schien, und sprach:

„Du bist's, der ihn genannt, kennen Sie diesen Vers, mein guter Herr Billot?"

„Ich kenne keine Verse."

„Er ist von Herrn Racine, einem sehr großen Dichter."

„Nun! was bedeutet dieser Vers?" fragte Billot ungeduldig.

„Er bedeutet, daß Sie sich verrathen haben."

„Ich?"

„Sie selbst."

„Wie dies?"

„Indem Sie zuerst Herrn Gilbert nannten, welchen wir nicht zu nennen so discret gewesen sind."

„Das ist wahr," murmelte Billot.

„Sie gestehen also?"

„Ich werde mehr thun."

„Oh! mein lieber Herr Billot, Sie sind allzugütig; was werden Sie thun?"

„Wenn es dieses Buch ist, was Sie suchen, und wenn ich Ihnen sage, wo Sie es finden können," erwiederte der Pächter mit einer Unruhe, die er nicht völlig verbergen konnte, „werden Sie aufhören, Alles umzukehren?"

Der Gefreite machte den zwei Sbirren ein Zeichen.

„Ganz gewiß," sagte er, „da dieses Buch der Gegenstand der Haussuchung ist. Nur werden Sie uns vielleicht ein Exemplar eingestehen, während Sie zehn haben?" fügte er mit seiner lächelnden Grimasse bei.

„Ich habe nur eines, das schwöre ich Ihnen."

„Das sind wir durch die genauste Nachforschung zu ermitteln verpflichtet, lieber Herr Billot," sprach der Gefreite. „Gedulden Sie sich also noch fünf Minuten; wir sind nur arme Agenten, welche Befehle von der Behörde erhalten haben, und Sie würden sich nicht gern dem widersetzen, daß Leute von Ehre, — es gibt

in allen Ständen, lieber Herr Billot, — Sie würden sich nicht gern dem widersetzen, daß Leute von Ehre ihre Pflicht thun."

Der schwarze Mann hatte den rechten Ton gefunden. So mußte man mit Billot sprechen.

„Thun Sie es, aber geschwinde," sagte er.

Und er wandte ihnen den Rücken zu.

Der Gefreite machte ganz sachte die Thüre zu und drehte nicht minder sachte den Schlüssel einmal um. Billot ließ ihn, die Achseln zuckend, gewähren, denn er war sicher, die Thüre an sich ziehen zu können, wann er wollte.

Der schwarze Mann machte seinerseits den Sergenten ein Zeichen und sie gingen an's Geschäft, und in einem Augenblick hatten alle Drei, ihre Thätigkeit verdoppelnd, Bücher, Papiere, Wäsche, geöffnet, entfaltet, entziffert.

Plötzlich erblickte man hinten in einem geöffneten Schranke ein Kistchen von Eichenholz mit eisernem Beschlag. Der Gefreite fiel darüber her, wie ein Geier über seine Beute. Schon beim Anblick, schon beim Geruch, schon bei der Berührung allein erkannte er ohne Zweifel das, was er suchte, denn er verbarg rasch das Kistchen unter seinem Mantel und bedeutete den zwei Sergenten durch ein Zeichen, die Sendung sei erfüllt.

Gerade in diesem Augenblick wurde Billot ungeduldig: er blieb vor seiner geschlossenen Thüre stehen.

„Aber ich sage Euch, daß Ihr es nicht finden werdet, wenn ich Euch nicht bezeichne, wo es ist," rief er. „Es ist ganz unnöthig, alle meine Sachen um Nichts und wieder Nichts unter einander zu werfen. Was Teufels! ich bin kein Verschwörer! Hört ihr mich? Antwortet, oder beim Gewitter! ich gehe nach Paris und beklage mich dort beim König, bei der Nationalversammlung, bei aller Welt!"

In jener Zeit setzte man den König noch vor das Volk.

„Ja, mein lieber Herr Billot, wir hören Sie, und wir sind ganz bereit, uns Ihren vortrefflichen Gründen zu fügen. Sagen Sie uns, wo das Buch ist, und da wir uns nun überzeugt haben, daß Sie nur dieses einzige Exemplar besitzen, so werden wir es in Beschlag nehmen, und uns sodann ganz einfach entfernen."

„Wohl denn!" erwiederte Billot, „dieses Buch ist in den Händen eines ehrlichen Jungen, dem ich es heute Morgen anvertraut habe, um es zu einem Freunde zu bringen."

„Und wie heißt dieser ehrliche Junge?" fragte mit aller Einfalt der schwarze Mann.

„Ange Pitou. Es ist eine arme Waise, die ich aus Barmherzigkeit bei mir aufgenommen habe, und die gar nicht weiß, von was das Buch handelt."

„Ich danke, lieber Herr Billot," sprach der Gefreite, indem er die Wäsche wieder in den Schrank warf, und den Schrank über der Wäsche, aber nicht mehr über dem Kistchen schloß. „Aber wo ist, wenn es beliebt, dieser liebenswürdige Junge?"

„Ich glaube ihn bei meiner Rückkehr, bei den Feuerbohnen, unter der Laube bemerkt zu haben. Gehen Sie, nehmen Sie das Buch, aber thun Sie ihm kein Leid an."

„Ein Leid, wir! oh! lieber Herr Billot, Sie kennen uns schlecht! Wir würden keiner Fliege ein Leid anthun."

Und sie rückten gegen den bezeichneten Ort vor. Bei den Feuerbohnen angelangt, gewahrten sie Pitou, den sein großer Wuchs noch furchtbarer erscheinen ließ, als er es in Wirklichkeit war. Da der Gefreite nun dachte, die zwei Sergenten würden seiner Hülfe bedürfen, um mit dem jungen Riesen fertig zu werden, so machte er seinen Mantel los, wickelte das Kistchen darein und verbarg das Ganze in einer dunkeln Ecke

in seinem Bereich. Doch Cathreine, welche mit dem Ohr an der Thüre horchte, unterschied unbestimmt die Worte: Buch, Doctor und Pitou. Als sie den Sturm losbrechen sah, den sie geahnet hatte, kam ihr auch der Gedanke, seine Wirkung zu schwächen. Da flüsterte sie Pitou zu, er möge sich als Eigenthümer des Buches erklären. Wir haben, was weiter vorfiel, gesagt, wir haben gesagt, wie Pitou von dem Gefreiten und seinen Leuten gebunden, geknebelt, und sofort von Catherine, welche den Augenblick benützte, wo die Sergenten hineingingen, um einen Tisch, und der schwarze Mann, um seinen Mantel und die Cassette zu holen, in Freiheit gesetzt wurde. Wir haben ferner gesagt, wie Pitou, über eine Hecke springend, die Flucht ergriff, aber wir haben nicht gesagt, daß als ein Mann von Geist der Gefreite diese Flucht benützte.

In der That, da die dem Gefreiten anvertraute doppelte Sendung vollbracht war, bot die Flucht von Pitou dem schwarzen Mann und seinen zwei Agenten eine vortreffliche Gelegenheit, selbst zu entfliehen.

Der schwarze Mann trieb daher, obgleich er keine Hoffnung hatte, den Flüchtigen einzuholen, seine zwei Sergenten durch die Stimme und durch sein Beispiel an, so daß Jeder, der sie durch den Klee, das Getreide und die Luzerne hätte fliegen sehen, diese drei Menschen für die erbittertsten Feinde des armen Pitou gehalten haben würde, während sie im Grunde ihres Herzens seine langen Beine segneten.

Doch kaum war Pitou in den Wald eingedrungen, kaum hatten sie den Saum desselben erreicht, als sie hinter einem Gebüsch stehen blieben. Während ihres Laufes waren zwei weitere Agenten zu ihnen gestoßen, die sich in der Umgegend des Pachthofes verborgen hielten und erst in dem Fall, daß ihr Anführer rufen würde, herbeieilen sollten.

„Bei meiner Treue," sagte der Gefreite, „es ist ein Glück, daß dieser Bursche nicht das Kistchen gehabt

hat, statt das Buch zu haben. Wir wären genöthigt gewesen, die Post zu nehmen, um ihn zu erwischen. Großer Gott! das ist nicht der Kniebug eines Menschen, sondern eine Hirschsehne."

„Ja," sprach einer von den Sergenten, doch er hatte es nicht, nicht wahr Herr Pas de loup*)? Sie haben es im Gegentheil."

„Gewiß, mein Freund, hier ist es," antwortete derjenige, dessen Namen oder vielmehr Zunamen, welchen man ihm wegen der Leichtigkeit und Schrägheit seines Ganges gegeben, wir zum ersten Mal genannt.

„Dann haben wir ein Recht auf die versprochene Belohnung."

„Hier ist sie," sagte der Gefreite. Und er zog aus seiner Tasche vier Louis d'or und vertheilte sie unter seine vier Agenten, ohne daß er denjenigen, welche gehandelt hatten, einen Vorzug vor denjenigen, welche nur gewartet, gab.

„Es lebe der Herr Lieutenant!" riefen die Sergenten.

„Es ist nicht schlimm, zu rufen: „„Es lebe der Herr Lieutenant!"" sagte Pas de loup; „doch so oft man das thut, muß man es mit Unterscheidung thun. Nicht der Herr Lieutenant bezahlt."

„Wer denn?"

„Einer von seinen Freunden, oder eine von seinen Freundinnen, ich weiß nicht genau, welcher oder welche, da die betreffende Person anonym zu bleiben wünscht."

„Ich wette, es ist die Person, der die Cassette zukommt."

„Rigoulot, mein Freund, ich habe immer behauptet, Du seist ein Junge voll Scharfsinn; doch mittlerweile, bis dieser Scharfsinn seine Früchte trägt und seine Belohnung herbeiführt, wollen wir ausreißen; der verdammte Pächter sieht nicht sehr mild und umgänglich

---

*) Wolfstritt.

aus, und wenn er wahrnimmt, daß die Cassette fehlt, könnte er uns alle seine Knechte nachsetzen lassen, und das sind Bursche, die ihren Schuß so richtig thun, als der beste Schweizer von der Garde Seiner Majestät.

Diese Ansicht war wohl die der Majorität, denn die fünf Agenten setzten ihren Marsch unaufhaltsam im Saume des Waldes fort, der sie vor Aller Augen verbarg und drei Viertelmeilen von da wieder zur Straße führte.

Die Vorsicht war nicht überflüssig, denn kaum hatte Catherine den schwarzen Mann und die zwei Sergenten in Verfolgung von Pitou verschwinden sehen, als sie voll Vertrauen zu der Behendigkeit von demjenigen, den sie verfolgten, welche Behendigkeit sie, wenn nicht ein Unfall dazwischen trat, weit führen mußte, die Knechte, die wohl wußten, daß etwas vorging, aber nicht wußten, was vorging, rief, um ihnen zu sagen, sie sollen ihr die Thüre öffnen. Die Knechte liefen herbei, und Catherine, als sie frei war, beeilte sich, ihren Vater auch in Freiheit zu setzen.

Billot schien zu träumen. Statt aus der Stube zu stürzen, ging er nur mißtrauisch und kehrte von der Thüre mitten in das Zimmer zurück. Es war, als getraute er sich nicht, am Platze zu bleiben, und als hätte er zugleich bange, seinen Blick auf das von den Agenten gesprengte und geleerte Hausgeräthe zu werfen.

„Und sie haben ihm das Buch genommen, nicht wahr?" fragte Billot.

„Ja, mein Vater, doch Sie haben ihn nicht genommen."

„Wen, ihn?"

„Pitou. Er ist entflohen. Und wenn sie ihm immer noch nachlaufen, so müssen sie nun in Cayolles oder in Vauciennes sein."

„Desto besser! Armer Junge! ich habe ihm das zugezogen."

„Oh! mein Vater, bekümmern Sie sich nicht um

ihn, und denken wir nur an uns. Seien Sie unbesorgt, Pitou wird sich schon heraus helfen. Doch, mein Gott! welche Unordnung! Sehen Sie doch, meine Mutter!"

„Oh! mein Weißzeugschrank," rief Frau Billot. „Sie haben nicht einmal meinen Weißzeugschrank respectirt. Das sind ruchlose Gesellen!"

„Sie haben im Weißzeugschrank gesucht!" rief Billot.

Und er stürzte auf den Schrank zu, den, wie gesagt, der Sergent sorgfältig wieder geschlossen hatte, und tauchte mit seinen beiden Armen durch die Haufen umgeworfener Servietten.

„Oh!" rief er, „das ist unmöglich!"

„Was suchen Sie, mein Vater?" fragte Catherine.

Billot schaute in einer Art von Geistesverwirrung umher.

„Sieh, ob Du es irgendwo findest. Doch nein; in dieser Commode, nein; in diesem Secretäre auch nicht; übrigens war es da, denn ich hatte es selbst hierher gestellt. Noch gestern habe ich es gesehen. Nicht das Buch suchten diese Elenden, sondern das Kistchen."

„Welches Kistchen?" fragte Catherine.

„Ei! Du weißt es wohl."

„Das Kistchen des Doctor Gilbert?" sagte Frau Billot, welche bei Umständen von hoher Bedeutung schwieg und die Andern handeln und sprechen ließ.

„Ja, das Kistchen des Doctor Gilbert," rief Billot, indem er die Hände in seine dichten Haare versenkte. „Das so kostbare Kistchen!"

„Sie erschrecken mich, mein Vater," sprach Catherine.

„Oh! ich Unglücklicher!" rief Billot voll Wuth; „und ich habe mir das nicht ahnen lassen! ich habe gar nicht an dieses Kistchen gedacht! Oh! was wird der Doctor sagen? was wird er von mir halten? Ich sei ein Verräther, ein Feiger, ein Elender!"

„Aber, mein Gott! was enthielt denn das Kistchen, mein Vater?"

„Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich mich dem Doctor mit meinem Leben dafür verbürgt habe, und daß ich mich hätte müssen tödten lassen, um es zu vertheidigen," rief Billot.

Und er machte eine so verzweifelte Geberde, daß seine Frau und seine Tochter vor Schrecken zurückwichen.

„Mein Gott, mein Gott, werden Sie wahnsinnig, mein Vater?" sagte Catherine.

Und sie brach in ein Schluchzen aus.

„Antworten Sie mir doch!" rief sie, „um des Himmels willen, antworten Sie mir doch."

„Mein Freund," sprach Frau Billot, „antworte doch Deiner Frau, antworte doch Deiner Tochter."

„Mein Pferd! mein Pferd!" rief der Pächter; „man führe mir mein Pferd vor."

„Wohin wollen Sie denn, mein Vater?"

„Den Doctor benachrichtigen, der Doctor muß Nachricht haben."

„Aber wo werden Sie ihn finden."

„In Paris. Hast Du in dem Brief, den er uns geschrieben, nicht gelesen, er begebe sich nach Paris? Er muß dort sein. Ich gehe nach Paris. Mein Pferd! mein Pferd!"

„Und Sie verlassen uns so, mein Vater, Sie verlassen uns in einem solchen Augenblick! Sie lassen uns in Angst und Unruhe zurück?"

„Es muß sein, mein Kind; es muß sein," sagte der Pächter, während er den Kopf seiner Tochter zwischen seine Hände nahm und krampfhaft seinen Lippen näherte. „„Wenn Du je dieses Kistchen verlörest,"" hat der Doctor zu mir gesagt, „„oder wenn man es Dir vielmehr stehlen würde, brich sogleich auf, komm und benachrichtige mich überall, wo ich auch sein werde;

nichts halte Dich auf, nicht einmal das Leben eines Menschen.""

„Herr, was kann denn dieses Kistchen enthalten?"

„Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß man es mir zur Aufbewahrung gegeben hatte, und daß ich es mir habe nehmen lassen. Ah! hier ist mein Pferd. Durch den Sohn, der im College ist, werde ich wohl erfahren, wo sich der Vater befindet."

Hienach umarmte der Pächter seine Frau und seine Tochter zum letzten Mal, schwang sich in den Sattel und sprengte querfeldein in der Richtung der Straße nach Paris.

IX.

Straße nach Paris.

Kehren wir zu Pitou zurück.

Pitou wurde vorwärts getrieben durch die zwei größten Anstachelungsmittel der Welt: die Furcht und die Liebe.

Die Furcht hatte ihm unmittelbar gesagt:

„Du kannst verhaftet oder geschlagen werden, nimm Dich in Acht, Pitou."

Und das genügte, um ihn wie einen Hirsch laufen zu machen.

Die Liebe hatte ihm durch die Stimme von Catherine gesagt:

„Entfliehen Sie geschwinde, mein lieber Pitou."

Die zwei Anstachelungsmittel machten, wie gesagt, daß Pitou nicht lief, sondern flog.

Gott ist entschieden groß, Gott ist unfehlbar.

Wie kamen ihm seine langen Beine und seine ungeheuren Kniee, welche bei einem Ball so unlieblich erschienen, nun so nützlich auf dem Felde vor, da sein

Herz, von der Angst angeschwollen, drei Pulsschläge in der Secunde that.

Herr von Charny mit seinen kleinen Füßen, seinen feinen Knieen und seinen symmetrisch an ihren Platz gestellten Beinen wäre sicherlich nicht so gelaufen.

Pitou erinnerte sich der schönen Fabel vom Hirsch, der über seine Läufe vor einer Quelle weint, und obgleich er auf der Stirne nicht die Zierde hatte, die das vierfüßige Thier als eine Entschädigung für seine dünnen Beine ansah, so machte er es sich doch zum Vorwurf, daß er seine Pfähle verachtet hatte.

So nannte die Mutter Billot die Beine von Pitou, als Pitou seine Beine vor einem Spiegel beschaute.

Pitou lief also unaufhaltsam durch das Gehölze, ließ Cayolles zu seiner Rechten, Yvors zu seiner Linken und drehte sich bei jeder Ecke des Waldes, um zu sehen, oder vielmehr, um zu horchen, denn seit langer Zeit sah er nichts mehr, da seine Verfolger durch die Schnelligkeit, von der Pitou eine so glänzende Probe gegeben, gleich von Anfang an um tausend Schritte von ihm entfernt geblieben waren, eine Entfernung, welche jeden Augenblick zunahm.

Warum war Atalante verheirathet? Pitou hätte sich mit um sie beworben, und um den Sieg über Hippomenes davonzutragen, hätte er nicht nöthig gehabt, wie dieser, die List mit den drei goldenen Aepfeln zu gebrauchen.

Es ist wahr, daß sich, wie wir erwähnt haben, die Agenten von Pas de loup, ganz entzückt, ihre Beute in Händen zu haben, nicht im Geringsten mehr um Pitou bekümmerten; doch Pitou wußte das nicht.

Während er aufhörte, durch die Wirklichkeit verfolgt zu werden, fuhr er fort, durch den Schatten verfolgt zu sein.

Was die schwarzen Männer betrifft, so hatten sie das Selbstvertrauen, welches das Geschöpf träge macht.

„Laufe! laufe!“ sagten sie, indem sie die Hände in

ihre Hosentaschen steckten und darin die Belohnung klingen ließen, mit der sie Herr Pasdeloup beehrt hatte: „laufe, mein Guter, wir werden Dich immerhin finden, wann wir wollen.“

Was, beiläufig gesagt, durchaus keine eitle Prahlerei war, sondern streng der Wahrheit entsprach.

Und Pitou lief immer weiter, als ob er die Worte der Agenten von Herrn Pasdeloup hätte hören können.

Als er, seinen geschickten Marsch kreuzend, wie es die Thiere des Waldes thun, um die Meute von ihrer Fährte abzubringen, als er, sagen wir, seine Fußstapfen in ein so verworrenes Netz verwickelt hatte, daß sich Nimrod selbst nicht ausgekannt haben würde, faßte er plötzlich einen Entschluß, der darin bestand, daß er einen Hafen nach rechts machen wollte, um die Straße von Villers-Cotterets nach Paris, ungefähr auf der Höhe der Heiden von Gondreville, zu erreichen.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, stürzte er durch das Gehölze, machte einen rechten Winkel und erblickte nach Verlauf von einer Viertelstunde die Landstraße, eingerahmt von ihrem gelben Sandboden und begränzt von ihren grünen Bäumen.

Eine Stunde nach seinem Abgang vom Pachthofe befand er sich auf dem Pflaster des Königs.

Er hatte ungefähr vier und eine halbe Meile in dieser Stunde gemacht. Das ist Alles, was man von einem guten Pferde in scharfem Trab verlangen kann.

Er warf einen Blick rückwärts. Nichts auf dem Wege.

Er warf einen Blick vorwärts. Zwei Weiber auf Eseln.

Pitou hatte eine Mythologie mit Kupferstichen vom kleinen Gilbert erwischt. Man beschäftigte sich zu jener Zeit viel mit Mythologie.

Die Geschichte der Götter und Göttinnen des griechischen Olymps gehörte zu der Erziehung der jungen Leute. Durch vieles Anschauen der Kupferstiche hatte

Pitou die Mythologie gelernt; er hatte gesehen, wie sich Jupiter als Stier verkleidet, um Europa zu verführen; als Schwan, um Unkeuschheiten mit der Tochter von Tyndares zu begehen; er hatte viele andere Götter sich mehr oder minder pittoresken Verwandlungen hingeben sehen, aber daß sich ein Polizeiagent Seiner Majestät in einen Esel verwandelt hätte, niemals! Der König Midas selbst hatte nur die Ohren davon, und er war König und machte Gold nach Belieben; er besaß also das Mittel, die Haut der Vierfüßigen ganz zu kaufen.

Ein wenig beruhigt durch das, was er sah oder vielmehr nicht sah, machte Pitou einen Purzelbaum auf dem Rasen am Saume des Waldes, trocknete sich mit dem Aermel sein dickes, ganz rothes Gesicht ab, legte sich auf den frischen Klee und überließ sich der Wollust, in Ruhe zu schwitzen.

Doch die süßen Ausströmungen der Luzerne und des Majorans konnten bei ihm das gesalzene Fleisch der Mutter Billot und das anderthalb Pfund schwere Laibchen schwarzes Brod, das ihm Catherine bei jedem Mahl, d. h. dreimal täglich, zuschied, nicht in Vergessenheit bringen.

Dieses Brod, das damals vier und einen halben Sou kostete, ein ungeheurer Preis, der wenigstens neun Sous von unserer Zeit gleichkommt, dieses Brod, an dem ganz Frankreich Mangel hatte, und das, wenn es eßbar war, für den fabelhaftesten Kuchen galt, mit dem die Herzogin von Polignac den Parisern, wenn sie kein Mehl mehr hätten, sich zu nähren rieth!

Pitou sagte sich daher philosophisch, Jungfer Catherine sei die freigebigste Prinzessin der Welt und der Pachthof des Vater Billot der kostbarste Palast des Weltalls.

Dann wandte er, wie die Israeliten am Ufer des Jordans, ein sterbendes Auge nach Osten, das heißt er

schaute in der Richtung des glückseligen Pachthofes und seufzte.

Seufzen ist übrigens keine unangenehme Sache für einen Menschen, für den es nach einem ungeordneten Lauf Bedürfniß ist, Athem zu schöpfen.

Pitou athmete seufzend, und er fühlte, wie seine einen Augenblick sehr verworrenen und sehr gestörten Ideen mit dem Athem wieder zu ihm zurückkehrten.

„Warum," sagte er zu sich selbst, „warum sind mir so viele außerordentliche Ereignisse in einem so kurzen Zeitraum begegnet? Warum mehr Vorfälle in drei Tagen, als in der ganzen übrigen Zeit meines Lebens?"

„Weil mir von einer Katze geträumt hatte, welche Händel mit mir suchte," antwortete sich Pitou.

Und er machte eine Geberde, welche besagte, die Quelle seines Unglücks sei ihm hinreichend klar.

„Ja," fügte Pitou bei, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, „doch das ist keine Logik wie die meines verehrungswürdigen Abbé Fortier. Nicht, weil ich von einer gereizten Katze geträumt habe, begegnen mir alle diese Abenteuer. Der Traum ist den Menschen nur als Warnung gegeben worden.

„Darum," fuhr Pitou fort, „darum hat ich weiß nicht welcher Schriftsteller gesagt: „„Du hast geträumt, hüte Dich: cave, somniasti.""

„Somniasti?" fragte sich Pitou bestürzt. „Sollte ich denn abermals einen Barbarismus machen? Ei! nein, ich habe nur eine Elision gemacht; somniavisti hätte ich in grammatikalischer Sprache sagen müssen.

„Es ist erstaunlich," fuhr Pitou in Selbstbewunderung fort, „wie ich das Lateinische kann, seitdem ich es nicht mehr lerne."

Nach dieser Verherrlichung seiner eigenen Person setzte sich Pitou wieder in Marsch.

Pitou ging mit langen Schritten, aber ruhiger. Diese Schritte konnten zwei Meilen in der Stunde geben.

In Folge hievon hatte Pitou zwei Stunden, nachdem er sich wieder in Marsch gesetzt, Manteuil hinter sich und steuerte auf Dammartin zu.

Plötzlich überbrachte ihm sein, wie das eines Osagen, geübtes Ohr das Geräusch eines auf dem Pflaster schallenden Hufeisens.

„Ho! ho! rief Pitou; und er scandirte den bekannten Vers von Virgil: Quadru pe dante pu trem soni tu quatit ungula campum.

Und er schaute.

Doch er sah nichts.

Waren es die Esel, die er in Levignan gelassen und die einen Galopp angeschlagen hatten? Nein, denn der eiserne Nagel, wie der Dichter sagt, erscholl auf dem Pflaster, Pitou aber hatte in Haramont und selbst in Villers-Cotterets nur den Esel der Mutter Sabot gekannt, der beschlagen war, und zwar, weil die Mutter Sabot den Postdienst zwischen Villers-Cotterets und Crespy verrichtete.

Er vergaß daher für den Augenblick das Geräusch, das er gehört hatte, um zu seinen Betrachtungen zurückzukehren.

Wer waren die schwarzen Männer, die ihn über den Doctor Gilbert gefragt, die ihm die Hände gebunden, die ihn verfolgt hatten, und die er am Ende im Abstand gelassen?

Woher kamen diese im ganzen Canton völlig unbekannten schwarzen Männer?

Was hatten sie besonders mit Pitou abzumachen? mit ihm, der sie nie gesehen und folglich auch nicht kannte?

Wie, da er sie nicht kannte, kannten sie ihn? Warum hatte ihn Jungfer Catherine nach Paris gehen heißen, und warum hatte sie ihm, um ihm die Reise zu erleichtern, einen Louis d'or von achtundvierzig Franken gegeben? das heißt, zweihundert und vierzig Pfund Brod, zu vier Sou das Pfund Brod, also Mittel, um

achtzig Tage, oder beinahe drei Monate bei einiger Mäßigkeit zu leben.

Vermuthete Jungfer Catherine, Pitou könnte oder müßte achtzig Tage vom Pachthofe entfernt bleiben?

Pitou bebte plötzlich.

„Ho! ho!“ sagte er; „abermals dieses Hufeisen.“

Und er richtete sich auf.

„Diesmal,“ sagte er, „täusche ich mich nicht. Das Geräusch, das ich höre, ist das eines galoppirenden Pferdes; ich will es auf der Steige sehen.“

Pitou hatte nicht vollendet, als ein Pferd auf der Höhe eines kleinen Abhanges, den er hinter sich gelassen, das heißt auf ungefähr vierhundert Schritte von Pitou erschien.

Dieser, welcher nicht zugegeben, daß sich ein Polizeiagent in einen Esel verwandelt hätte, gab vollkommen zu, er habe zu Pferde steigen können, um so rascher die Beute, die ihm entging, zu verfolgen.

Die Furcht, welche ihn auf einen Augenblick verlassen, ergriff Pitou abermals und gab ihm noch längere und unerschrockenere Beine, als die, von denen er zwei Stunden vorher einen so wunderbaren Gebrauch gemacht hatte.

Ohne zu überlegen, ohne rückwärts zu schauen, ohne daß er nur seine Flucht zu verhehlen suchte, schwang sich Pitou, auf die Vortrefflichkeit seines stählernen Kniebugs rechnend, mit einem einzigen Sprung auf die andere Seite des Grabens, der die Straße begrenzte, und fing an querfeldein in der Richtung von Ermenonville zu entfliehen. Pitou wußte nicht, was Ermenonville war. Er erblickte nur am Horizont den Gipfel von einigen Bäumen und sagte zu sich selbst:

„Wenn ich diese Bäume erreiche, welche ohne Zweifel der Saum eines Waldes sind, bin ich gerettet!“

Und er eilte gegen Ermenonville.

Diesmal handelte es sich darum, ein Pferd im

Laufe zu besiegen. Es waren nicht Füße mehr, was Pitou hatte, es waren Flügel.

Um so mehr, als Pitou, nachdem er ungefähr hundert Schritte querfeldein gemacht, zurückgeschaut und gesehen hatte, wie der Reiter sein Pferd den ungeheuren Sprung machen ließ, den er selbst über den Graben an der Straße gemacht hatte.

Von diesem Augenblicke an hatte es für den Flüchtigen keinen Zweifel mehr gegeben, daß es der Reiter auf ihn abgesehen, und der Flüchtige hatte seine Geschwindigkeit verdoppelt, ohne nur noch den Kopf umzuwenden, weil er hierdurch Zeit zu verlieren fürchtete. Was seinen Lauf nun beschleunigte, war nicht mehr das Geräusch der Hufeisen auf dem Pflaster: das Geräusch dämpfte sich im Klee und auf dem Brachfelde; was seinen Lauf beschleunigte, war etwas wie ein Schrei, der ihn verfolgte, die letzte Sylbe seines Namens vom Reiter ausgesprochen, ein hu! hu! welches das Echo seines Zornes zu sein schien und durch die Luft zog, die er durchschnitt.

Doch nach zehn Minuten dieses furchtbaren Laufes fühlte Pitou seine Brust schwer werden, seinen Kopf sich verstopfen. Seine Augen fingen an in ihren Höhlen zu schwanken. Es kam ihm vor, als erhielten seine Kniee eine beträchtliche Ausdehnung, als füllten sich seine Lenden mit kleinen Steinen. Von Zeit zu Zeit stolperte er in den Furchen, er, der gewöhnlich die Füße beim Laufen so hoch aufhob, daß man alle Nägel an der Sohle seiner Schuhe sah.

Endlich triumphirte das Pferd, das in der Kunst, zu laufen, erhabener als der Mensch geboren ist, über den zweifüßigen Pitou, und dieser hörte zugleich die Stimme des Reiters nicht mehr: hu! hu! sondern: Pitou! Pitou! rufen.

Es war um ihn geschehen: Alles war verloren.

Pitou versuchte es indessen, seinen Lauf fortzusetzen; das war eine Art von maschinenmäßiger Be-

wegung geworden; er ging, durch die repulsive Kraft fortgerissen; plötzlich wichen seine Kniee. Er wankte, und fiel, einen großen Seufzer ausstoßend, mit dem Gesicht gegen die Erde nieder.

Zu gleicher Zeit aber, als er niederfiel, fest entschlossen, wenigstens mit seinem Willen nicht mehr aufzustehen, erhielt er einen Peitschenhieb um die Lenden. Ein schwerer Fluch, der ihm nicht fremd war, erscholl, und eine wohlbekannte Stimme rief ihm zu:

„Ah! Tölpel, ah! Dummkopf, Du hast also geschworen, Cadet crepiren zu machen!"

Der Name Cadet setzte der Unentschlossenheit von Pitou ein Ziel.

„Ah!" rief er, indem er sich halb um sich selbst wandte, so daß er, statt auf dem Bauch zu liegen, auf den Rücken zu liegen kam. „Ah! ich höre die Stimme von Herrn Billot."

Es war in der That der Vater Billot. Als sich Pitou von der Identität wohl überzeugt hatte, setzte er sich auf.

Der Pächter hatte seinerseits Cadet, der ganz von Schweiß troff, angehalten.

„Ach! lieber Herr Billot," rief Pitou, „wie gut sind Sie, daß Sie mir so nachrennen! Ich schwöre Ihnen, daß ich in den Pachthof zurückgekommen wäre, nachdem ich den Doppel-Louis d'or von Jungfer Catherine verzehrt gehabt hätte. Doch da Sie da sind, hier nehmen Sie Ihren Doppel-Louis d'or wieder, denn im Ganzen gehört er doch Ihnen, und lassen Sie uns in den Pachthof zurückkehren."

„Tausend Teufel!" entgegnete Billot, „es handelt sich wohl darum, in den Pachthof zurückzukehren, wo die Mouchards sind."

„Die Mouchards!" *) fragte Pitou, der die Bedeutung dieses Wortes, das erst seit kurzer Zeit in das

*) Polizeispione.

Vocabularium der Sprache aufgenommen worden war, nicht recht begriff.

„Ja, ja, die Mouchards,“ sagte Billot, „die schwarzen Männer, wenn Du das besser begreifst.“

„Ah! die schwarzen Männer; Sie kennen sich wohl denken, Herr Billot, daß ich nicht zu meinem Vergnügen auf sie gewartet habe.“

„Bravo! sie sind also zurück.“

„Ich schmeichle mir damit, nach einem Laufe, wie ich ihn vollbracht, ist das, wie mir scheint, das Wenigste.“

„Wenn Du Deiner Sache gewiß bist, warum bist Du dann geflohen?“

„Weil ich glaubte, es sei ihr Anführer, der mich, um mit Ehren zu bestehen, zu Pferde verfolge.“

„Ah! ah! Du bist nicht so ungeschickt, als ich dachte. Sobald also der Weg frei ist, auf! auf! nach Dammartine.“

„Wie! auf, auf?“

„Ja, erhebe Dich und komm mit mir.“

„Wir gehen also nach Dammartine?“

„Ja, ich werde ein Pferd beim Gevatter Lefranc nehmen; ich lasse ihm Cadet, der nicht mehr kann, und wir marschiren heute Abend bis nach Paris.“

„Gut, Herr Billot, gut.“

„Wohl denn! auf! auf!“

Pitou strengte sich an, um zu gehorchen.

„Ich möchte wohl, lieber Herr Billot, aber ich kann nicht,“ sagte er.

„Du kannst nicht aufstehen?“

„Nein.“

„Du hast wohl vorhin den Karpfensprung gemacht?“

„Oh! vorhin, darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Ich hörte Ihre Stimme, und bekam zugleich einen Peitschenhieb auf den Rückgrat. Doch dergleichen Dinge gelingen nur einmal; jetzt bin ich an Ihre Stimme gewöhnt, und was Ihre Peitsche betrifft, so bin ich nun fest überzeugt, daß Sie dieselbe nur noch zu

Führung des armen Cadet, der beinahe so heiß hat, als ich, anwenden werden."

Die Logik von Pitou, welche im Ganzen genommen keine andere war, als die des Abbé Fortier, überzeugte und rührte beinahe den Pächter.

„Ich habe keine Zeit, mich durch Dein Schicksal erweichen zu lassen," sagte er zu Pitou; „doch strenge Dich an und steige auf das Kreuz von Cadet."

„Ah! ah, da wird der arme Cadet crepiren!"

„Bah! in einer halben Stunde sind wir beim Vater Lefranc."

„Ei! mein lieber Herr Billot, mir scheint, es ist vollkommen unnütz, daß ich zum Vater Lefranc gehe."

„Und warum?"

„Weil, wenn Sie etwas in Dammartine bedürfen, ich doch nichts dort bedarf."

„Ja, aber ich, ich bedarf, daß Du nach Paris kommst. In Paris wirst Du mir dienen; Du hast solide Fäuste, und ich bin fest überzeugt, daß man sich dort demnächst Püffe austheilen wird."

„Ah! ah!" versetzte Pitou, nicht sehr entzückt über diese Aussicht; „Sie glauben?"

Und er bißte sich auf Cadet, wobei ihn Billot wie einen Mehlsack an sich zog.

Der gute Pächter erreichte die Landstraße wieder und agirte so gut mit dem Zaum, mit den Knieen und mit den Sporen, daß man in weniger als einer halben Stunde, wie er gesagt hatte, in Dammartine war.

Billot war in die Stadt durch ein ihm bekanntes Gäßchen eingeritten. Er gelangte in den Pachthof des Vater Lefranc, ließ Pitou und Cadet mitten im Hof, lief geraden Weges in die Küche, wo der Vater Lefranc, im Begriff, auszureiten, um eine Runde in den Feldern zu machen, seine Kamaschen zuknöpfte.

„Geschwinde, geschwinde, Gevatter," sagte er zu Lefranc, ehe sich dieser von seinem Erstaunen erholt hatte, „Dein stärkstes Pferd."

„Das ist Margot," erwiederte Lefranc; „das gute Thier ist gerade gesattelt; ich war im Begriff, aufzusitzen."

„Gut also, Margot; nur ist es möglich, daß ich sie zu Tode reite, das sage ich Dir zum Voraus."

„Ah! Margot zu Tode reiten, und warum dies, frage ich Dich?"

„Weil ich heute Abend in Paris sein muß," sagte Billot mit düsterer Miene.

Und er machte Lefranc eine äußerst bezeichnende Freimaurergeberde.

Dann reite Margot zu Tode," sprach der Vater Lefranc, „Du wirst mir Cadet geben."

„Abgemacht."

„Ein Glas Wein?"

„Zwei."

„Doch Du bist nicht allein, wie mir scheint?"

„Nein, ich habe einen braven Burschen bei mir, den ich mit mir nehme; er ist so abgemattet, daß er nicht die Kraft gehabt hat, bis hierher zu kommen; laß ihm etwas geben."

„Sogleich, sogleich," sagte der Pächter.

In zehn Minuten hatten die zwei Freunde jeder seine Flasche Wein getrunken, und Pitou hatte einen zweipfündigen Laib Brod und ein halbes Pfund Speck verschlungen. Während er aß, rieb ihn ein Knecht vom Pachthof, ein guter Teufel, mit einer Handvoll frischer Luzerne, wie er es mit einem Lieblingspferde gemacht hätte.

So gerieben, so erquickt, verschluckte Pitou auch ein Glas Wein von einer dritten Flasche, welche mit um so größerer Schnelligkeit geleert wurde, als, wie gesagt, Pitou daran Theil nahm. Wonach Billot Margot bestieg und Pitou steif wie ein Stück Holz auf das Kreuz gesetzt wurde.

Vom Sporne in Anspruch genommen, trabte das gute Thier bald unter der doppelten Last muthig gen

Paris, wobei es ohne Unterlaß nach den Fliegen mit seinem kräftigen Schweif jagte, dessen dicke Haare den Staub auf dem Rücken von Pitou peitschten und von Zeit zu Zeit an seine dünnen Waden in den schlecht aufgezogenen Strümpfen schlugen.

X.

Was am Ende der Straße, der Pitou folgte, nämlich in Paris, vorging.

Von Dammartine nach Paris sind es noch acht Meilen. Die vier ersten legte man ziemlich leicht zurück, doch von Bourget an wurden die Beine von Margot, obgleich durch die langen Beine von Pitou angetrieben, am Ende steif.

Als man nach La Villette kam, glaubte Billot in der Richtung von Paris eine große Flamme zu erschauen.

Er machte Pitou auf den röthlichen Schein aufmerksam, der am Horizont aufstieg.

„Sie sehen also nicht,“ sagte Pitou, „daß das Truppen sind, welche bivouaquiren und Feuer angezündet haben?“

„Wie, Truppen?“ versetzte Billot.

„Es sind wohl hier, warum sollten keine dort sein?“

In der That, indem er aufmerksam zu seiner Rechten schaute, sah der Vater Billot die Ebene Saint-Denis besät mit schwarzen Abtheilungen, welche schweigsam, Infanterie und Cavallerie, in der Finsterniß marschirten.

Ihre Waffen glänzten zuweilen in den bleichen Strahlen der Sterne.

Pitou, der durch seine nächtlichen Wanderungen in der Dunkelheit zu sehen gewöhnt war, Pitou zeigte sogar seinem Herrn bis zur Hälfte der Räder

mitten auf dem feuchten Felde, im Koth steckenden Kanonen.

„Ho! ho!“ sagte Billot, „es gibt also Neues dort? Beeilen wir uns, Junge, beeilen wir uns.“

„Ja, ja, es gibt Feuer dort,“ erwiederte Pitou, der sich auf dem Kreuze von Margot erhoben hatte. „Sehen Sie, sehen Sie die Funken.“

Margot blieb stehen. Billot sprang von seinem Rücken auf das Pflaster und trat zu einer Gruppe blau und gelber Soldaten, welche unter den Bäumen an der Straße bivouaquirten.

„Kameraden,“ fragte er sie, „könnt Ihr mir wohl sagen, was es Neues in Paris gibt?“

Doch die Soldaten beschränkten sich darauf, daß sie ihm durch einige Flüche in deutscher Sprache antworteten.

„Was Teufel sagen sie?“ fragte Billot Pitou.

„Das ist nicht Lateinisch, lieber Herr Billot, so viel kann ich Sie nur versichern,“ antwortete Pitou, gewaltig zitternd.

Billot dachte nach und schaute.

„Ich Dummkopf, der ich bin, daß ich mich an Kaiserliche wende,“ rief er.

Und in seiner Neugierde blieb er unbeweglich mitten auf der Straße.

Ein Officier kam auf ihn zu.

„Ziehen Sie Ihres Weges,“ sagte er, „und zwar geschwinde.“

„Verzeihen Sie, Kapitän,“ erwiederte Billot, „ich gehe nach Paris.“

„Nun?“

„Und da ich Sie quer auf dem Wege sehe, so befürchte ich, daß man nicht bis zu den Barrieren passirt.“

„Man passirt.“

Billot stieg wieder zu Pferde und passirte wirklich.

Doch nur, um unter die Husaren von Berchemy zu gerathen, welche La Villette versperrten.

Diesmal hatte er es mit Landsleuten zu thun, und er fragte daher mit besserem Erfolg.

„Mein Herr," sagte er, „was gibt es denn Neues in Paris, wenn's beliebt?"

„Eure wüthenden Pariser," antwortete ein Husar, „wollen ihren Necker haben, und sie schießen auf uns, als ob das uns anginge."

„Necker haben!" rief Billot, „Sie haben ihn also verloren?"

„Gewiß, da ihn der König abgesetzt hat."

„Der König hat Herrn Necker abgesetzt?" sprach Billot mit dem Erstaunen eines Adepten, der über Ruchlosigkeit schreit; „der König hat diesen großen Mann abgesetzt?"

„Oh, mein Gott, ja, mein Braver; dieser große Mann ist sogar schon unter Weges nach Brüssel."

„Wohl! dann werden wir lachen," rief Billot mit einer furchtbaren Stimme, ohne sich um die Gefahr zu bekümmern, die er dadurch lief, daß er Aufruhr mitten unter zwölf bis fünfzehn hundert royalistischen Säbeln trieb.

Und er bestieg abermals Margots Rücken, und trieb sie mit grausamen Fersenstößen bis zur Barriere.

Während er immer weiter ritt, sah er den Brand um sich greifen und sich röthen; eine lange Feuersäule stieg von der Barriere zum Himmel auf.

Die Barriere selbst brannte.

Eine brüllende, wüthende Menge, vermischt mit Weibern, welche ihrer Gewohnheit gemäß lauter drohten und schrieen als die Männer, schürte die Flamme mit Trümmern von Zimmerwerk, Hausgeräthe und Effecten des Octroieinnehmers.

Auf der Straße schauten die ungarischen und deutschen Regimenter dieser Verwüstung, das Gewehr bei Fuß, zu und verzogen keine Miene.

Billot hielt nicht bei diesem Flammenwall an. Er trieb Margot durch den Brand. Margot setzte muthig über die weißglühende Barriere; doch jenseits der Barriere mußte Billot vor einer compacten Volksmenge

anhalten, welche aus dem Mittelpunkte der Stadt in die Vorstädte zurückströmte, wobei die Einen sangen, die Andern: „Zu den Waffen!“ riefen.

Billot hatte das Aussehen von dem, was er war, nämlich von einem guten Pächter, der in seinen Geschäften nach Paris kommt. Er schrie, vielleicht ein wenig laut: „Platz! Platz!“ Doch Pitou wiederholte so artig hinter ihm: „Platz, wenn's beliebt! Platz!“ daß der Eine den Andern verbesserte. Niemand hatte ein Interesse dabei, Billot zu verhindern, zu seinen Geschäften zu gehen: man ließ ihn vorüber.

Margot hatte ihre Kräfte wieder gefunden; das Feuer hatte ihr die Haare versengt; all dieses ungewöhnliche Geschrei ängstigte sie. Billot war nun genöthigt, ihre letzte Anstrengung zu zügeln, denn er befürchtete, die zahlreichen, vor den Thoren zusammengeschaarten Neugierigen und die nicht minder zahlreichen Neugierigen, welche die Thore verließen, um zur Barriere zu laufen, niederzureiten.

Billot rückte immerhin vor, indem er Margot rechts lenkte, Margot links lenkte, bis zum Boulevard.

Ein Zug, der von der Bastille kam und nach dem Garde-Meubles marschirte, welche zwei steinerne Knoten in jener Zeit an den Flanken von Paris seinen Gürtel festhielten, defilirte.

Dieser Zug versperrte das Boulevard und folgte einer Bahre. Auf dieser Bahre wurden zwei Büsten getragen: die eine durch einen Flor verschleiert, die andere mit Blumen bekränzt.

Die durch einen Flor verschleierte Büste war die Büste von Necker, dem nicht in Ungnade gefallenen, aber entlassenen Minister; die andere, nämlich die mit Blumen bekränzte Büste, war die Büste des Herzogs von Orleans, der laut bei Hofe für den Finanzmann von Genf Partei genommen hatte.

Billot erkundigte sich, was diese Procession bedeute. Man sagte ihm, es sei eine Herrn Necker und

seinem Vertheidiger, dem Herrn Herzog von Orleans, vom Volke dargebrachte Huldigung.

Billot war in einer Gegend geboren, wo man den Namen des Herzogs von Orleans seit anderthalb Jahrhunderten verehrte. Billot gehörte zur philosophischen Secte und betrachtete folglich Necker nicht nur als einen großen Minister, sondern auch als einen Apostel der Menschheit. Das war mehr, als es brauchte, um Billot zu begeistern. Er sprang von seinem Pferde, ohne genau zu wissen, was er that, schrie: „Es lebe der Herzog von Orleans! es lebe Necker!" und mischte sich unter die Menge.

Hat man sich einmal unter die Menge gemischt, so verschwindet die individuelle Freiheit. Billot war es übrigens um so leichter, sich fortreißen zu lassen, als er viel mehr an der Spitze, als an dem Schweife der Bewegung ging.

Der Zug rief aus vollem Halse: „Es lebe Necker! Keine fremden Truppen mehr! Nieder mit den fremden Truppen!"

Billot vermischte seine mächtige Stimme mit allen diesen Stimmen.

Ein Vorzug, welcher es auch sein mag, wird immer vom Volke geschätzt. Der Pariser der Vorstädte mit der schwächlichen, heiseren, durch die Entkräftung gegeschwächten, oder durch den Wein zerfressenen Stimme würdigte die frische, reine, klangreiche Stimme von Billot und machte ihm Platz, so daß Billot, ohne zu sehr gepufft, mit den Ellbogen gestoßen, des Athems beraubt zu werden, am Ende bis zu der Bahre gelangte.

Nach Verlauf von zehn Minuten trat ihm einer von den Trägern, dessen Enthusiasmus seine Kräfte überstieg, seinen Platz ab.

Billot hatte, wie man sieht, rasch seinen Weg gemacht.

Am Tage vorher noch einfacher Verbreiter der Brochure des Doctor Gilbert, war er am andern Abend

eines der Werkzeuge des Triumphes von Necker und vom Herzog von Orleans.

Doch kaum zu diesem Posten gelangt, durchzuckte eine Idee seinen Geist.

Was war aus Pitou, was war aus Margot geworden?

Während er seine Bahre trug, wandte Billot seinen Kopf um und sah beim Scheine der Fackeln, die den Zug begleiteten und erhellten, beim Scheine der Lämpchen, welche alle diese Fenster beleuchteten, mitten im Zuge eine Art von wandernder Erhöhung, gebildet von fünf bis sechs gesticulirenden und schreienden Menschen.

Unter diesen Gesticulationen und unter diesem Geschrei war die Stimme von Pitou leicht zu unterscheiden, ließen sich seine langen Arme leicht erkennen.

Pitou that, was er konnte, um Margot zu vertheidigen, aber trotz seiner Anstrengung war Margot gleichsam im Sturme genommen worden. Margot trug nicht mehr Pitou und Billot, schon eine ehrenwerthe Last für das arme Thier.

Margot trug Alles, was auf ihrem Rücken, auf ihrem Kreuz, auf ihrem Hals und auf ihrem Widerrist Platz hatte finden können.

Margot glich in der Nacht, welche durch die Phantasie alle Gegenstände vergrößert, einem mit Schützen, die auf eine Tigerjagd ausziehen, beladenen Elephanten.

Auf dem breiten Rückgrat von Margot hockten fünf bis sechs Besessene und schrieen: „Es lebe Necker! es lebe der Herzog von Orleans! nieder mit den Fremden!“

Worauf Pitou erwiederte:

„Ihr werdet Margot ersticken!“

Die Trunkenheit war allgemein.

Billot hatte einen Augenblick den Gedanken, Pitou und Margot Hülfe zu bringen; doch er bedachte, daß er, wenn er nur eine Minute auf die von ihm eroberte Ehre, eine von den Stangen der Bahre zu tragen, verzichtete, nie mehr seine Stange erlangen würde. Dann

dachte er am Ende, daß durch den mit dem Vater Lefranc abgeschlossenen Tausch von Cadet gegen Margot Margot ihm gehörte, und daß, sollte Margot Unglück widerfahren, dies nur eine Sache von drei bis vierhundert Livres wäre, und daß er, Billot, reich genug sei, um dem Vaterland drei bis vierhundert Livres zum Opfer zu bringen.

Mittlerweile marschirte der Zug immer weiter; er hatte eine schräge Richtung genommen und war von der Rue Montmartre bis zur Place des Victoires hinabgegangen. Als man zum Palais Royal kam, fand man eine große Zusammenschaarung, welche den Weg völlig versperrte. Ein Haufen Menschen, grüne Blätter am Hut, schrie: „Zu den Waffen!"

Man mußte sich recognosciren; waren die Menschen, welche die Rue Vivienne versperrten, Freunde oder Feinde? Grün war die Farbe des Grafen d'Artois. Warum die grünen Kokarden?

Nach einer kurzen Verhandlung erklärte sich Alles.

Als man die Entlassung von Necker erfuhr, war ein junger Mann aus dem Café Foy herausgetreten, auf einen Tisch gestiegen und hatte, eine Pistole zeigend, gerufen:

„Zu den Waffen!"

Bei diesem Rufe hatten sich alle Spaziergänger des Palais um ihn versammelt und geschrieen: „Zu den Waffen!"

Alle fremden Regimenter waren, wie gesagt, um Paris zusammengeschaart. Man hätte glauben sollen, es wäre eine österreichische Invasion: die Namen dieser Regimenter klangen entsetzlich in den französischen Ohren. Sie hießen: Reynac, Salis Samade, Diesbach, Esterhazy, Römer*); man brauchte sie nur zu nennen, um

*) Wir copiren diese Namen genau nach dem Original, ohne entfernt für die Richtigkeit zu bürgen.
D. Uebers.

der Menge begreiflich zu machen, man spreche feindliche Namen aus. Der junge Mann nannte sie; er verkündigte, Schweizer seien auf den Champs-Elysées mit vier Kanonen gelagert und müssen an demselben Abend im Gefolge der Dragoner des Prinzen von Lambesq in Paris einziehen. Er schlug eine neue Kokarde vor, welche nicht die ihrige wäre, riß ein Blatt von einem Kastanienbaume und steckte es auf seinen Hut. In demselben Augenblick ahmten ihm alle Anwesende nach, und in zehn Minuten hatten dreitausend Personen die Bäume des Palais Royal geplündert.

Am Morgen war der Name des jungen Mannes unbekannt, am Abend war er in Aller Mund.

Der Name des jungen Mannes war Camille Desmoulins.

Man erkannte sich, man schloß Brüderschaft, man umarmte sich. Dann marschirte der Zug weiter.

Während des kurzen Haltes, den man gemacht, hatten die Neugierigen, welche nichts sehen konnten, selbst wenn sie sich auf die Fußspitzen erhoben, Margot mit einer neuen Last an seinem Zaum, an seinem Sattel, an seinem Schwanzriemen, an seinen Steigbügeln überbürdet, so daß das arme Thier in dem Augenblick, wo es sich wieder in Marsch setzen sollte, buchstäblich unter dem übermäßigen Gewicht zusammensank.

An der Ecke der Rue Richelieu schaute Billot zurück; Margot war verschwunden.

Er stieß einen Seufzer, dem Andenken des unglücklichen Thieres gewidmet, aus. Dann raffte er alle Kräfte seiner Stimme zusammen und rief dreimal Piton, wie es die Römer bei den Leichenbegängnissen ihrer Verwandten thaten; es war ihm, als hörte er aus dem Schooße der Menge eine Stimme hervorbringen, welche auf die seinige antwortete. Doch diese Stimme ging in dem verworrenen Geschrei verloren,

das halb in Drohungen, halb in Beifallsrufen zum Himmel emporstieg.

Der Zug marschirte weiter.

Alle Läden waren geschlossen; doch alle Fenster waren geöffnet, und aus allen Fenstern kamen Ermuthigungen und Zurufe voll Berauschung auf die Umhergehenden.

So erreichte man die Place Vendome.

Doch hier wurde der Zug durch ein unvorhergesehenes Hinderniß aufgehalten.

Jenen Baumstämmen ähnlich, welche, von einem ausgetretenen Flusse fortgewälzt, auf einen Brückenpfeiler stoßen und gegen die Trümmer, die ihnen folgen, zurückspringen, fand das Volksheer eine Abtheilung von Royal-Allemand auf der Place Vendome.

Diese fremden Soldaten waren Dragoner, welche, als sie die durch die Straße Saint-Honoré steigende Ueberschwemmung sahen, die nun gegen die Place Vendome auszuströmen anfing, ihren durch einen Halt von fünf Stunden ungeduldig gewordenen Pferden die Zügel schießen ließen und gegen das Volk ansprengten.

Die Träger der Bahre bekamen den ersten Stoß und wurden unter der Last niedergeworfen. Ein Savoyard, der vor Billot ging, stand zuerst wieder auf, ergriff das Bildniß des Herzogs von Orleans, befestigte es auf dem Ende eines Stockes, hob es über seinen Kopf empor und schrie: „Es lebe der Herzog von Orleans!" den er nie gesehen, oder: „Es lebe Necker!" den er nicht kannte.

Billot wollte dasselbe mit der Büste von Necker thun, doch man war ihm zuvorgekommen. Ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, elegant genug gekleidet, um den Namen eines Muscadin*) zu verdienen, war ihr mit den Augen gefolgt,

*) In jener Zeit Benennung der Stutzer, deren Lieblingsparfüm Bisam (musc) war.

was für ihn viel leichter, als für Billot war, der sie trug und hatte sich, sobald die Büste die Erde berührte, darauf gestürzt.

Der Pächter suchte daher vergebens auf der Erde; die Büste von Necker war schon am Ende einer Art von Pike und versammelte, neben die des Herzogs von Orleans gehalten, um sich einen großen Theil vom Zuge.

Plötzlich beleuchtet ein Schein den Platz. In demselben Augenblick vernimmt man ein Gekrache, Kugeln pfeifen; etwas Schweres schlägt Billot vor die Stirne; er fällt; im ersten Augenblick hält sich Billot für todt.

Doch da ihn das Bewußtsein nicht verlassen hat, da ihm, abgesehen von einem heftigen Schmerz am Kopfe, durchaus nichts wehe thut, so begreift Billot, daß er höchstens verwundet ist, fährt mit der Hand an die Stirne, um sich der Bedeutung seiner Wunde zu versichern, und bemerkt zugleich, daß er nur eine Quetschung am Kopfe hat, und daß seine Hände von Blut geröthet sind.

Dem jungen Manne mit den schönen Kleidern, der Billot voranging, hatte eine Kugel die Brust in der Mitte durchbohrt. Er war todt. Dieses Blut, es war das seinige. Der Schlag, den Billot empfunden hatte, war die Büste von Necker, welche ihm, ihre Stütze verlierend, auf den Kopf gefallen war.

Billot stößt einen Schrei aus, halb vor Wuth, halb vor Schrecken.

Er tritt von dem jungen Manne zurück, der sich in den Convulsionen des Todeskampfes zerarbeitet. Diejenigen, welche ihn umgeben, treten, wie er, zurück, und von der Menge wiederholt, verlängert sich der Schrei, den er ausgestoßen, wie ein Leichenecho in den letzten Gruppen der Rue Saint-Honoré.

Dieser Schrei ist ein neuer Aufruhr; man vernimmt ein zweites Krachen, und alsbald bezeichnen tiefe, in die Masse gegrabene Löcher den Durchzug des Geschosses.

Die Büste, deren ganzes Gesicht mit Blut befleckt ist, aufraffen, sie über seinen Kopf erheben, mit seiner männlichen Stimme Einsprache thun, auf die Gefahr, sich tödten zu lassen, wie der schöne, junge Mann, dessen Körper zu seinen Füßen liegt, das ist es, was die Entrüstung Billot eingibt, und was er im ersten Augenblicke seines Enthusiasmus thut.

Doch bald legt sich eine breite, kräftige Hand auf die Schulter des Pächters und drückt dergestalt darauf, daß er genöthigt ist, sich unter dem Gewichte zu biegen. Der Pächter will sich dem Druck entziehen, eine andere Hand, nicht minder schwer, als die erste, fällt auf seine andere Schulter. Er dreht sich brüllend, um zu schauen, mit was für einem Gegner er es zu thun habe.

„Pitou," ruft er.

„Ja, ja," antwortet Pitou, „bücken Sie sich ein wenig, und Sie werden sehen."

Und er verdoppelt seine Anstrengung, bis es ihm gelingt, den widerspänstigen Pächter neben sich niederzulegen.

Kaum hat er ihm das Gesicht gegen die Erde gedrückt, da ertönt eine zweite Salve. Der Savoyard, der die Büste des Herzogs von Orleans trägt, bückt sich auch, von einer Kugel in den Schenkel getroffen.

Dann hört man das Aufschlagen der Hufeisen auf dem Pflaster. Die Dragoner greifen zum zweiten Mal an; ein Pferd mit zerzauster Mähne und wüthend, wie das der Apokalypse, rennt über den unglücklichen Savoyarden, und er fühlt die kalte Spitze einer Lanze in seine Brust eindringen. Er fällt auf Billot und Pitou.

Der Sturm zieht, Schrecken und Tod verbreitend, weiter und weiter bis in die Tiefe der Straße! Die Leichname allein bleiben auf dem Pflaster. Alles flieht durch die anliegenden Gassen. Die Fenster schließen sich. Eine Todesstille folgt auf die Rufe der Begeisterung und auf das Geschrei des Zorns.

Billot wartete einen Augenblick, immer durch den

Augen Pitou niedergehalten. Als er dann fühlte, daß die Gefahr sich mit dem Lärmen entfernte, erhob er sich auf ein Knie, während Pitou, nach Art der Hasen im Lager, nicht den Kopf aufzurichten, sondern das Ohr zu spitzen anfing.

„Nun, Herr Billot,“ sagte Pitou, „ich glaube, Sie haben wahr gesprochen, wir sind im rechten Augenblicke angekommen.“

„Auf, hilf mir!“

„Wobei? zu entfliehen!“

„Nein; der junge Muscadin ist todt, doch der arme Savoyard ist, wie ich denke, nur ohnmächtig. Hilf mir ihn auf meinen Rücken laden; wir können ihn nicht hier lassen, daß ihm die verdammten Deutschen den Rest geben.“

Billot sprach eine Sprache, welche Pitou gerade zum Herzen ging. Er fand nichts zu antworten und konnte nur gehorchen. Darum nahm er den Körper des ohnmächtigen, blutenden Savoyarden, lud ihn, wie er es mit einem Sacke gethan hätte, auf die Schulter des kräftigen Pächters, und dieser schlug, als er die Rue Saint Honoré frei und scheinbar verlassen sah, mit Pitou den Weg nach dem Palais-Royal ein.

XI.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli.

Die Straße war Anfangs Billot und Pitou leer und verlassen vorgekommen, weil sich die Dragoner, in Verfolgung der Masse der Flüchtigen begriffen, in den Rues Louis-le-Grand und Gaillon verbreitet hatten; als aber Billot, instinctartig und mit halber Stimme das Wort Rache brummend, dem Palais Royal näher kam, erschienen Menschen an den Straßenecken, in den Oeffnungen der Gänge, auf der Schwelle der Thorwege:

selben bedienen," sagte der Soldat, an den sich Billot gewendet, während er aus den Händen des Pächters sein Gewehr losmachte, das der Andere schon gepackt hatte. „Auf, auf, ergreift die Patrone, und wenn die Oesterreicher etwas zu diesen braven Leuten sagen, so werden wir sehen."

„Ja, ja. wir werden sehen," schrieen die Soldaten. Und sie griffen mit der Hand an die Patrontasche, zogen die Patrone heraus und führten sie an ihren Mund.

„Oh! Donner!" rief Billot, mit dem Fuße stampfend, „daß ich mein Jagdgewehr nicht mitgenommen habe! Doch es wird wohl Einer von diesen österreichischen Schuften getödtet werden, dem nehme ich seine Muskete."

„Mittlerweile," sagte eine Stimme, „nehmen Sie diese Büchse, sie ist geladen."

Und zugleich schob ein unbekannter Mann Billot eine reiche Büchse in die Hände.

Gerade in diesem Augenblicke mündeten die Dragoner, Alles, was sich vor ihnen fand, niederwerfend und niedersäbelnd, auf den Platz aus.

Der Officier, der die französischen Garden commandirte, machte vier Schritte vorwärts.

„Holla! meine Herren Dragoner, halt da, wenn's beliebt!" rief er.

Sei es nun, daß die Dragoner nicht hörten, sei es, daß sie nicht hören wollten, sei es, daß sie durch einen zu stürmischen Lauf fortgerissen wurden, um anzuhalten, sie schwenkten rechts auf den Platz ein und warfen eine Frau und einen Greis nieder, welche unter den Füßen der Pferde verschwanden.

„Feuer also, Feuer!" rief Billot.

Billot war ganz nahe bei dem Officier, und man konnte glauben, der Officier selbst rufe. Die französischen Garden schlugen an und machten ein Rottenfeuer, worauf die Dragoner rasch anhielten.

„Ei! meine Herren Garden," sagte ein deutscher

Officier, welcher vor die Fronte der in Unordnung gebrachten Schwadron ritt, „wissen Sie, daß Sie auf uns feuern?“

„Bei Gott! ob wir das wissen!“ rief Billot.

Und er schoß den Officier vom Pferde.

Da gaben die französischen Garden eine zweite Salve, und die Deutschen, als sie sahen, daß sie es diesmal nicht mit Bürgern, welche beim ersten Säbelhieb entflohen, sondern mit Soldaten zu thun hatten, die sie festen Fußes erwarteten, kehrten um und erreichten die Place Vendome wieder unter einem so furchtbaren Ausbruch von Bravos und Triumphgeschrei, daß viele Pferde durchgingen und sich die Hirnschale an den geschlossenen Fensterläden zerschmetterten.

„Es leben die französischen Garden!“ rief das Volk.

„Es leben die Soldaten des Vaterlandes!“ rief Billot.

„Wir danken,“ antworteten diese, „wir haben das Feuer gesehen und sind nun getauft.“

„Und ich habe das Feuer auch gesehen,“ sagte Pitou.

„Nun?“ fragte Billot.

„Nun! ich finde es nicht so erschrecklich, als ich es mir vorstellte.“

„Wem gehört nun das Gewehr?“ sagte Billot, der die Büchse zu untersuchen Zeit gehabt und in derselben eine Waffe von großem Werth erkannt hatte.

„Meinem Herrn,“ erwiederte dieselbe Stimme, welche schon einmal hinter ihm gesprochen. „Doch mein Herr findet, Sie bedienen sich desselben zu gut, um es von Ihnen zurückzunehmen.“

Billot wandte sich um und erblickte einen Piqueur in der Livree des Herzogs von Orleans.

„Und wo ist Dein Herr?“ fragte er.

Der Piqueur deutete auf eine halb geöffnete Jalousie, hinter der der Prinz Alles, was vorgefallen war, gesehen hatte.

„Er ist also mit uns, Dein Herr?“ fragte Billot.

„Mit Herz und Seele beim Volk,“ erwiederte der Piqueur.

„Dann noch einmal: Es lebe der Herzog von Orleans!“ rief Billot; „Freunde, der Herzog von Orleans ist für uns; es lebe der Herzog von Orleans!“

Und er deutete auf den Laden, hinter dem der Prinz stand.

Der Laden wurde ganz geöffnet, und der Herzog von Orleans verbeugte sich dreimal.

Dann schloß sich der Laden wieder.

So kurz die Erscheinung gewesen war, sie hatte die Begeisterung auf den höchsten Grad gesteigert.

„Es lebe der Herzog von Orleans!“ schrieen zwei bis drei tausend Stimmen.

„Brechen wir die Buden der Waffenschmiede auf,“ sagte eine Stimme in der Mitte.

„Laufen wir in's Invalidenhaus!“ riefen einige alte Soldaten. „Sombreuil hat zwanzig tausend Gewehre.“

„In's Invalidenhaus!“

„In's Stadthaus!“ riefen mehrere Stimmen; „der Stadtvogt Flesselles hat den Schlüssel zum Waffendepot der Garden, er wird sie uns geben.“

„In's Stadthaus!“ wiederholte ein Theil der Anwesenden.

Und alle Welt lief in den drei Richtungen weg, welche bezeichnet worden waren.

Mittlerweile hatten sich die Dragoner wieder um den Baron Bezenval und den Prinzen von Lambesq auf der Place Louis XV. gesammelt. Das wußten Billot und Pitou nicht; sie waren keinem von den drei Haufen gefolgt und befanden sich beinahe allein auf dem Platze des Palais-Royal.

„Nun, lieber Herr Billot, wohin gehen wir, wenn ich fragen darf?“ sagte Pitou.

„Ei! ich hätte große Lust, diesen braven Leuten zu folgen, nicht zu den Waffenschmieden, da ich eine

so schöne Büchse habe, sondern nach dem Stadthause oder in's Invalidenhaus. Insofern ich aber nach Päris gekommen bin, nicht um mich zu schlagen, sondern um die Adresse von Herrn Gilbert zu erfahren, so müßte ich, wie mir scheint, in das College Louis-le-Grand gehen, wo sein Sohn ist, mit dem Vorbehalt, wenn ich den Doctor gesehen habe, mich wieder in diesen ganzen Wirrwarr zu stürzen."

Und die Augen des Pächters schleuderten Blitze.

„Zuerst in das College Louis-le-Grand zu gehen, kommt mir logisch vor, da wir zu diesem Ende nach Paris gekommen sind," sprach Pitou pathetisch.

„Nimm also einen Musketon, einen Säbel, irgend eine Waffe von einem der Faullenzer, welche dort liegen," sagte Billot, auf einen der fünf bis sechs auf der Erde ausgestreckten Dragoner deutend, „und laß uns nach dem College Louis-le-Grand gehen."

„Aber diese Waffen," entgegnete Pitou zögernd, „sie gehören nicht mir."

„Wem gehören sie denn?" fragte Billot.

„Sie gehören dem König."

„Sie gehören dem Volk," sagte Billot.

Stark durch das Gutheißen des Pächters, den er als einen Mann kannte, der seinen Nachbar nicht um ein Hirsenkörnchen hätte benachtheiligen wollen, näherte sich Pitou mit allen Arten von Vorsichtsmaßregeln dem Dragoner, welcher ihm am nächsten lag, und nachdem er sich versichert hatte, daß er wirklich todt war, nahm er ihm seinen Säbel, seinen Musketon und seine Patrontasche.

Pitou hatte große Lust, ihm auch seinen Helm zu nehmen, nur wußte er nicht, ob das, was der Vater Billot von den Angriffswaffen gesagt hatte, sich auch auf die Vertheidigungswaffen erstreckte.

Doch während er sich bewaffnete, horchte Pitou nach der Place Vendome hin.

„Ho! ho!" sagte er, „mir scheint, Royal Allemand kommt zurück."

Man hörte in der That das Geräusch eines Reiterhaufens, der im Schritt zurückkehrte. Pitou neigte sich an die Ecke des Café de la Regence und erblickte wirklich auf der Höhe des Marché Saint-Honoré eine Dragoner-Patrouille, welche, den Musketon auf dem Schenkel, herbeiritt.

„Geschwinde, geschwinde, sie kommen zurück," sagte Pitou.

Billot schaute umher, um zu sehen, ob man Widerstand zu leisten im Stande wäre. Der Platz war beinahe leer.

„Gehen wir in's College Louis-le-Grand," sagte er.

Und er nahm den Weg nach der Rue de Chartres, gefolgt von Pitou, der, mit dem Gebrauche des Wehrgehängs nicht vertraut, seinen großen Säbel schleppte.

„Tausend Götter! Du siehst aus wie ein Alteisenhändler. Hänge Dir doch diese Latte an."

„Wo?" fragte Pitou.

„Ei! bei Gott! hier," antwortete Billot.

Und er befestigte den Säbel von Pitou an seinem Wehrgehänge, was ihm eine Schnelligkeit im Gehen gab, die er ohne dieses Mittel nicht erlangt hätte.

Der Marsch wurde ohne einen Unfall bis zur Place Louis XV. fortgesetzt; hier aber fanden Billot und Pitou die Colonne wieder, die sich nach dem Invalidenhause begeben wollte und plötzlich angehalten worden war.

„Nun!" fragte Billot, „was gibt es denn?"

„Man passirt nicht auf dem Pont Louis XV."

„Und auf den Quais?"

„Auch nicht."

„Und durch die Champs Elisées?"

„Ebenso wenig."

„So kehren wir um und gehen wir über die Brücke der Tuilerien."

Der Vorschlag war ganz einfach, und die Menge

zeigte dadurch, daß sie Billot folgte, sie sei bereit, ihm beizutreten; doch es glänzten Säbel ungefähr auf der Hälfte des Wegs zum Garten der Tuilerien. Der Quai war durch eine Schwadron Dragoner abgeschnitten.

„Ah! diese verfluchten Dragoner sind also überall?“ murmelte der Pächter.

„Hören Sie, lieber Herr Billot,“ sagte Pitou, „ich glaube, wir sind gefangen.“

„Bah!“ erwiederte Billot, „man fängt nicht nur so fünf bis sechs tausend Menschen, und wir sind wenigstens zu fünf bis sechs tausend.“

Die Dragoner des Quai rückten allerdings langsam, im kurzen Schritt vor, doch sie rückten sichtbar vor.

„Es bleibt uns die Rue Royal,“ sagte Billot, „komm hier durch, komm, Pitou.“

Pitou folgte dem Pächter wie sein Schatten.

Doch eine Linie von Soldaten schloß die Straße auf der Höhe der Porte Saint-Honoré.

„Ah! ah!“ sagte Billot, „Du könntest wohl recht haben, Pitou, mein Freund.“

„So!“ begnügte sich Pitou zu erwiedern.

Doch dieses einzige Wort bezeichnete durch den Ausdruck, mit dem es Pitou gesprochen, wie sehr er es bedauerte, sich nicht getäuscht zu haben.

Die Menge bewies durch ihre Bewegungen und durch ihr Geschrei, daß sie nicht minder empfindlich für die Lage war, in der sie sich befand.

Durch ein geschicktes Manoeuvre hatte in der That der Prinz von Lambesq Neugierige und Aufrührer, fünf bis sechs tausend an der Zahl, umringt, und indem er den Pont Louis XV., die Quais, die Champs Elysées, die Rue Royale und die Feuillans absperrte, hielt er sie in einen großen eisernen Bogen eingeschlossen, dessen Sehne die schwer zu erkletternde Mauer des Gartens der Tuilerien und das beinahe nicht zu sprengende Gitter des Pont Tournant bildeten.

Billot erwog die Lage der Dinge: sie dünkte ihm

dachte er am Ende, daß durch den mit dem Vater Lefranc abgeschlossenen Tausch von Cadet gegen Margot Margot ihm gehörte, und daß, sollte Margot Unglück widerfahren, dies nur eine Sache von drei bis vierhundert Livres wäre, und daß er, Billot, reich genug sei, um dem Vaterland drei bis vierhundert Livres zum Opfer zu bringen.

Mittlerweile marschirte der Zug immer weiter; er hatte eine schräge Richtung genommen und war von der Rue Montmartre bis zur Place des Victoires hinabgegangen. Als man zum Palais Royal kam, fand man eine große Zusammenschaarung, welche den Weg völlig versperrte. Ein Haufen Menschen, grüne Blätter am Hut, schrie: „Zu den Waffen!“

Man mußte sich recognosciren; waren die Menschen, welche die Rue Vivienne versperrten, Freunde oder Feinde? Grün war die Farbe des Grafen d'Artois. Warum die grünen Kokarden?

Nach einer kurzen Verhandlung erklärte sich Alles.

Als man die Entlassung von Necker erfuhr, war ein junger Mann aus dem Café Foy herausgetreten, auf einen Tisch gestiegen und hatte, eine Pistole zeigend, gerufen:

„Zu den Waffen!“

Bei diesem Rufe hatten sich alle Spaziergänger des Palais um ihn versammelt und geschrieen: „Zu den Waffen!“

Alle fremden Regimenter waren, wie gesagt, um Paris zusammengeschaart. Man hätte glauben sollen, es wäre eine österreichische Invasion: die Namen dieser Regimenter klangen entsetzlich in den französischen Ohren. Sie hießen: Reynac, Salis Samade, Diesbach, Esterhazy, Römer *); man brauchte sie nur zu nennen, um

*) Wir copiren diese Namen genau nach dem Original, ohne entfernt für die Richtigkeit zu bürgen.
D. Uebers.

der Menge begreiflich zu machen, man spreche feindliche Namen aus. Der junge Mann nannte sie; er verkündigte, Schweizer seien auf den Champs-Elysées mit vier Kanonen gelagert und müssen an demselben Abend im Gefolge der Dragoner des Prinzen von Lambesq in Paris einziehen. Er schlug eine neue Kokarde vor, welche nicht die ihrige wäre, riß ein Blatt von einem Kastanienbaume und steckte es auf seinen Hut. In demselben Augenblick ahmten ihm alle Anwesende nach, und in zehn Minuten hatten dreitausend Personen die Bäume des Palais Royal geplündert.

Am Morgen war der Name des jungen Mannes unbekannt, am Abend war er in Aller Mund.

Der Name des jungen Mannes war Camille Desmoulins.

Man erkannte sich, man schloß Brüderschaft, man umarmte sich. Dann marschirte der Zug weiter.

Während des kurzen Haltes, den man gemacht, hatten die Neugierigen, welche nichts sehen konnten, selbst wenn sie sich auf die Fußspitzen erhoben, Margot mit einer neuen Last an seinem Zaum, an seinem Sattel, an seinem Schwanzriemen, an seinen Steigbügeln überbürdet, so daß das arme Thier in dem Augenblick, wo es sich wieder in Marsch setzen sollte, buchstäblich unter dem übermäßigen Gewicht zusammensank.

An der Ecke der Rue Richelieu schaute Billot zurück; Margot war verschwunden.

Er stieß einen Seufzer, dem Andenken des unglücklichen Thieres gewidmet, aus. Dann raffte er alle Kräfte seiner Stimme zusammen und rief dreimal Piton, wie es die Römer bei den Leichenbegängnissen ihrer Verwandten thaten; es war ihm, als hörte er aus dem Schooße der Menge eine Stimme hervorbringen, welche auf die seinige antwortete. Doch diese Stimme ging in dem verworrenen Geschrei verloren,

das halb in Drohungen, halb in Beifallsrufen zum Himmel emporstieg.

Der Zug marschirte weiter.

Alle Läden waren geschlossen; doch alle Fenster waren geöffnet, und aus allen Fenstern kamen Ermuthigungen und fielen voll Berauschung auf die Umhergehenden.

So erreichte man die Place Vendome.

Doch hier wurde der Zug durch ein unvorhergesehenes Hinderniß aufgehalten.

Jenen Baumstämmen ähnlich, welche, von einem ausgetretenen Flusse fortgewälzt, auf einen Brückenpfeiler stoßen und gegen die Trümmer, die ihnen folgen, zurückspringen, fand das Volksheer eine Abtheilung von Royal-Allemand auf der Place Vendome.

Diese fremden Soldaten waren Dragoner, welche, als sie die durch die Straße Saint-Honoré steigende Ueberschwemmung sahen, die nun gegen die Place Vendome auszuströmen anfing, ihren durch einen Halt von fünf Stunden ungeduldig gewordenen Pferden die Zügel schießen ließen und gegen das Volk ansprengten.

Die Träger der Bahre bekamen den ersten Stoß und wurden unter der Last niedergeworfen. Ein Savoyard, der vor Billot ging, stand zuerst wieder auf, ergriff das Bildniß des Herzogs von Orleans, befestigte es auf dem Ende eines Stockes, hob es über seinen Kopf empor und schrie: „Es lebe der Herzog von Orleans!" den er nie gesehen, oder: „Es lebe Necker!" den er nicht kannte.

Billot wollte dasselbe mit der Büste von Necker thun, doch man war ihm zuvorgekommen. Ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, elegant genug gekleidet, um den Namen eines Muscadin*) zu verdienen, war ihr mit den Augen gefolgt,

*) In jener Zeit Benennung der Stutzer, deren Lieblingsparfüm Bisam (musc) war.

was für ihn viel leichter, als für Billot war, der sie trug und hatte sich, sobald die Büste die Erde berührte, darauf gestürzt.

Der Pächter suchte daher vergebens auf der Erde; die Büste von Necker war schon am Ende einer Art von Pike und versammelte, neben die des Herzogs von Orleans gehalten, um sich einen großen Theil vom Zuge.

Plötzlich beleuchtet ein Schein den Platz. In demselben Augenblick vernimmt man ein Gekrache, Kugeln pfeifen; etwas Schweres schlägt Billot vor die Stirne; er fällt; im ersten Augenblick hält sich Billot für todt.

Doch da ihn das Bewußtsein nicht verlassen hat, da ihm, abgesehen von einem heftigen Schmerz am Kopfe, durchaus nichts wehe thut, so begreift Billot, daß er höchstens verwundet ist, fährt mit der Hand an die Stirne, um sich der Bedeutung seiner Wunde zu versichern, und bemerkt zugleich, daß er nur eine Quetschung am Kopfe hat, und daß seine Hände von Blut geröthet sind.

Dem jungen Manne mit den schönen Kleidern, der Billot voranging, hatte eine Kugel die Brust in der Mitte durchbohrt. Er war todt. Dieses Blut, es war das seinige. Der Schlag, den Billot empfunden hatte, war die Büste von Necker, welche ihm, ihre Stütze verlierend, auf den Kopf gefallen war.

Billot stößt einen Schrei aus, halb vor Wuth, halb vor Schrecken.

Er tritt von dem jungen Manne zurück, der sich in den Convulsionen des Todeskampfes zerarbeitet. Diejenigen, welche ihn umgeben, treten, wie er, zurück, und von der Menge wiederholt, verlängert sich der Schrei, den er ausgestoßen, wie ein Leichenecho in den letzten Gruppen der Rue Saint-Honoré.

Dieser Schrei ist ein neuer Aufruhr; man vernimmt ein zweites Krachen, und alsbald bezeichnen tiefe, in die Masse gegrabene Löcher den Durchzug des Geschosses.

das halb in Drohungen, halb in Beifallsrufen zum Himmel emporstieg.

Der Zug marschirte weiter.

Alle Läden waren geschlossen; doch alle Fenster waren geöffnet, und aus allen Fenstern kamen Ermuthigungen und fielen voll Berauschung auf die Umhergehenden.

So erreichte man die Place Vendome.

Doch hier wurde der Zug durch ein unvorhergesehenes Hinderniß aufgehalten.

Jenen Baumstämmen ähnlich, welche, von einem ausgetretenen Flusse fortgewälzt, auf einen Brückenpfeiler stoßen und gegen die Trümmer, die ihnen folgen, zurückspringen, fand das Volksheer eine Abtheilung von Royal-Allemand auf der Place Vendome.

Diese fremden Soldaten waren Dragoner, welche, als sie die durch die Straße Saint-Honoré steigende Ueberschwemmung sahen, die nun gegen die Place Vendome auszuströmen anfing, ihren durch einen Halt von fünf Stunden ungeduldig gewordenen Pferden die Zügel schießen ließen und gegen das Volk ansprengten.

Die Träger der Bahre bekamen den ersten Stoß und wurden unter der Last niedergeworfen. Ein Savoyard, der vor Billot ging, stand zuerst wieder auf, ergriff das Bildniß des Herzogs von Orleans, befestigte es auf dem Ende eines Stockes, hob es über seinen Kopf empor und schrie: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ den er nie gesehen, oder: „Es lebe Necker!“ den er nicht kannte.

Billot wollte dasselbe mit der Büste von Necker thun, doch man war ihm zuvorgekommen. Ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, elegant genug gekleidet, um den Namen eines Muscadin*) zu verdienen, war ihr mit den Augen gefolgt,

*) In jener Zeit Benennung der Stutzer, deren Lieblingsparfüm Bisam (musc) war.

was für ihn viel leichter, als für Billot war, der sie trug und hatte sich, sobald die Büste die Erde berührte, darauf gestürzt.

Der Pächter suchte daher vergebens auf der Erde; die Büste von Necker war schon am Ende einer Art von Pike und versammelte, neben die des Herzogs von Orleans gehalten, um sich einen großen Theil vom Zuge.

Plötzlich beleuchtet ein Schein den Platz. In demselben Augenblick vernimmt man ein Gekrache, Kugeln pfeifen; etwas Schweres schlägt Billot vor die Stirne; er fällt; im ersten Augenblick hält sich Billot für todt.

Doch da ihn das Bewußtsein nicht verlassen hat, da ihm, abgesehen von einem heftigen Schmerz am Kopfe, durchaus nichts wehe thut, so begreift Billot, daß er höchstens verwundet ist, fährt mit der Hand an die Stirne, um sich der Bedeutung seiner Wunde zu versichern, und bemerkt zugleich, daß er nur eine Quetschung am Kopfe hat, und daß seine Hände von Blut geröthet sind.

Dem jungen Manne mit den schönen Kleidern, der Billot voranging, hatte eine Kugel die Brust in der Mitte durchbohrt. Er war todt. Dieses Blut, es war das seinige. Der Schlag, den Billot empfunden hatte, war die Büste von Necker, welche ihm, ihre Stütze verlierend, auf den Kopf gefallen war.

Billot stößt einen Schrei aus, halb vor Wuth, halb vor Schrecken.

Er tritt von dem jungen Manne zurück, der sich in den Convulsionen des Todeskampfes zerarbeitet. Diejenigen, welche ihn umgeben, treten, wie er, zurück, und von der Menge wiederholt, verlängert sich der Schrei, den er ausgestoßen, wie ein Leichenecho in den letzten Gruppen der Rue Saint-Honoré.

Dieser Schrei ist ein neuer Aufruhr; man vernimmt ein zweites Krachen, und alsbald bezeichnen tiefe, in die Masse gegrabene Löcher den Durchzug des Geschosses.

Die Büste, deren ganzes Gesicht mit Blut befleckt ist, aufraffen, sie über seinen Kopf erheben, mit seiner männlichen Stimme Einsprache thun, auf die Gefahr, sich tödten zu lassen, wie der schöne, junge Mann, dessen Körper zu seinen Füßen liegt, das ist es, was die Entrüstung Billot eingibt, und was er im ersten Augenblicke seines Enthusiasmus thut.

Doch bald legt sich eine breite, kräftige Hand auf die Schulter des Pächters und drückt dergestalt darauf, daß er genöthigt ist, sich unter dem Gewichte zu biegen. Der Pächter will sich dem Druck entziehen, eine andere Hand, nicht minder schwer, als die erste, fällt auf seine andere Schulter. Er dreht sich brüllend, um zu schauen, mit was für einem Gegner er es zu thun habe.

„Pitou,“ ruft er.

„Ja, ja,“ antwortet Pitou, „bücken Sie sich ein wenig, und Sie werden sehen.“

Und er verdoppelt seine Anstrengung, bis es ihm gelingt, den widerspänstigen Pächter neben sich niederzulegen.

Kaum hat er ihm das Gesicht gegen die Erde gedrückt, da ertönt eine zweite Salve. Der Savoyard, der die Büste des Herzogs von Orleans trägt, bückt sich auch, von einer Kugel in den Schenkel getroffen.

Dann hört man das Aufschlagen der Hufeisen auf dem Pflaster. Die Dragoner greifen zum zweiten Mal an; ein Pferd mit zerzauster Mähne und wüthend, wie das der Apokalypse, rennt über den unglücklichen Savoyarden, und er fühlt die kalte Spitze einer Lanze in seine Brust eindringen. Er fällt auf Billot und Pitou.

Der Sturm zieht, Schrecken und Tod verbreitend, weiter und weiter bis in die Tiefe der Straße! Die Leichname allein bleiben auf dem Pflaster. Alles flieht durch die anliegenden Gassen. Die Fenster schließen sich. Eine Todesstille folgt auf die Rufe der Begeisterung und auf das Geschrei des Zorns.

Billot wartete einen Augenblick, immer durch den

klugen Pitou niedergehalten. Als er dann fühlte, daß die Gefahr sich mit dem Lärmen entfernte, erhob er sich auf ein Knie, während Pitou, nach Art der Hasen im Lager, nicht den Kopf aufzurichten, sondern das Ohr zu spitzen anfing.

„Nun, Herr Billot," sagte Pitou, „ich glaube, Sie haben wahr gesprochen, wir sind im rechten Augenblicke angekommen."

„Auf, hilf mir!"

„Wobei? zu entfliehen!"

„Nein; der junge Muscadin ist todt, doch der arme Savoyard ist, wie ich denke, nur ohnmächtig. Hilf mir ihn auf meinen Rücken laden; wir können ihn nicht hier lassen, daß ihm die verdammten Deutschen den Rest geb.n."

Billot sprach eine Sprache, welche Pitou gerade zum Herzen ging. Er fand nichts zu antworten und konnte nur gehorchen. Darum nahm er den Körper des ohnmächtigen, blutenden Savoyarden, lud ihn, wie er es mit einem Sacke gethan hätte, auf die Schulter des kräftigen Pächters, und dieser schlug, als er die Rue Saint Honoré frei und scheinbar verlassen sah, mit Pitou den Weg nach dem Palais-Royal ein.

XI.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli.

Die Straße war Anfangs Billot und Pitou leer und verlassen vorgekommen, weil sich die Dragoner, in Verfolgung der Masse der Flüchtigen begriffen, in den Rues Louis-le-Grand und Gaillon verbreitet hatten; als aber Billot, instinctartig und mit halber Stimme das Wort Rache brummend, dem Palais Royal näher kam. erschienen Menschen an den Straßenecken, in den Oeffnungen der Gänge, auf der Schwelle der Thorwege;

sie schauten Anfangs stumm und erschrocken umher, versicherten sich der Abwesenheit der Dragoner, schlossen sich dann diesem Leichenzuge an, und wiederholten zuerst mit halber Stimme, dann laut, und endlich mit gewaltigem Geschrei das Wort: „Rache! Rache!“

Piton ging, die schwarze Mütze des Savoyarden in der Hand, hinter dem Pächter.

Sie kamen so, eine unheimliche, traurige Procession, auf den Platz des Palais-Royal, wo ein ganzes, vor Zorn trunkenes Volk berathschlagte und die Unterstützung der französischen Soldaten gegen die fremden forderte.

„Was für Menschen in Uniform sind das?“ fragte Billot, als er vor die Fronte einer Compagnie kam, welche, das Gewehr bei Fuß, den Platz des Palais-Royal vom großen Thore des Schlosses bis zur Rue de Chartres versperrt hielt.

„Es sind französische Garden,“ riefen mehrere Stimmen.

„Ah!“ sagte Billot, indem er näher auf sie zutrat, und den Soldaten den Körper des Savoyarden zeigte, der nur noch eine Leiche war. „Ah! Ihr seid Franzosen, und Ihr laßt uns durch Deutsche erwürgen!“

Die französischen Garden machten unwillkürlich eine Bewegung rückwärts.

„Todt!“ murmelten einige Stimmen in den Reihen.

„Ja, todt, ermordet, er und viele Andere.“

„Und durch wen?“

„Durch die Dragoner von Royal Allemand. Habt Ihr denn das Geschrei, die Schüsse, den Galopp der Pferde nicht gehört?“

„Doch! doch!“ riefen zwei bis dreihundert Stimmen; „man ermordete das Volk auf der Place Vendome.“

„Und Ihr seid vom Volk, tausend Götter!“ rief Billot den Soldaten zu. „Es ist also eine Feigheit von Euch, daß Ihr Eure Brüder ermorden laßt!“

„Eine Feigheit!“ murmelten einige drohende Stimmen in den Reihen.

„Ja . . . eine Feigheit! ich habe es gesagt, und wiederhole es. Ah!“ fuhr Billot fort, indem er drei Schritte gegen den Punkt machte, woher die Drohungen gekommen waren; „werdet Ihr mich nicht tödten, um zu beweisen, daß Ihr keine Feige seid?“

„Es ist gut . . . es ist gut,“ sagte Einer von den Soldaten; „Sie sind ein Braver, mein Freund; doch Sie sind Bürger und können thun, was Sie wollen; aber der Militär ist Soldat und hat einen Befehl.“

„Somit,“ rief Billot, „wenn Ihr den Befehl bekämet, auf uns, das heißt, auf Unbewaffnete, zu schießen, so würdet Ihr schießen, Ihr, die Nachfolger der Männer von Fontenoi!“

„Ich, ich weiß wohl, daß ich nicht feuern würde,“ rief eine Stimme in den Reihen.

„Ich auch nicht, ich auch nicht,“ wiederholten hundert Stimmen.

„So verhindert also die Andern, auf uns zu schießen. Uns durch die Deutschen ermorden lassen ist gerade, als ob Ihr uns selbst ermorden würdet.“

„Die Dragoner! die Dragoner!“ schrieen mehrere Stimmen, während zugleich die Menge, zurückgedrängt und durch die Rue Richelieu fliehend, auf den Platz auszuströmen anfing.

Und man hörte noch in der Ferne, aber näher kommend, den Galopp einer schweren Cavalerie auf dem Platze schallen.

„Zu den Waffen! zu den Waffen!“ schrieen die Flüchtigen.

„Tausend Götter!“ sagte Billot, während er den Körper des Savoyarden, den er bis jetzt noch nicht losgelassen, auf den Boden warf; „gebt uns wenigstens Eure Gewehre, wenn Ihr Euch derselben nicht bedienen wollt.“

„Doch, doch, tausend Donner! wir wollen uns der-

selben bedienen," sagte der Soldat, an den sich Billot gewendet, während er aus den Händen des Pächters sein Gewehr losmachte, das der Andere schon gepackt hatte. „Auf, auf, ergreift die Patrone, und wenn die Oesterreicher etwas zu diesen braven Leuten sagen, so werden wir sehen."

„Ja, ja, wir werden sehen," schrieen die Soldaten. Und sie griffen mit der Hand an die Patrontasche, zogen die Patrone heraus und führten sie an ihren Mund.

„Oh! Donner!" rief Billot, mit dem Fuße stampfend, „daß ich mein Jagdgewehr nicht mitgenommen habe! Doch es wird wohl Einer von diesen österreichischen Schuften getödtet werden, dem nehme ich seine Muskete."

„Mittlerweile," sagte eine Stimme, „nehmen Sie diese Büchse, sie ist geladen."

Und zugleich schob ein unbekannter Mann Billot eine reiche Büchse in die Hände.

Gerade in diesem Augenblicke mündeten die Dragoner, Alles, was sich vor ihnen fand, niederwerfend und niedersäbelnd, auf den Platz aus.

Der Officier, der die französischen Garden commandirte, machte vier Schritte vorwärts.

„Holla! meine Herren Dragoner, halt da, wenn's beliebt!" rief er.

Sei es nun, daß die Dragoner nicht hörten, sei es, daß sie nicht hören wollten, sei es, daß sie durch einen zu stürmischen Lauf fortgerissen wurden, um anzuhalten, sie schwenkten rechts auf den Platz ein und warfen eine Frau und einen Greis nieder, welche unter den Füßen der Pferde verschwanden.

„Feuer also, Feuer!" rief Billot.

Billot war ganz nahe bei dem Officier, und man konnte glauben, der Officier selbst rufe. Die französischen Garden schlugen an und machten ein Rottenfeuer, worauf die Dragoner rasch anhielten.

„Ei! meine Herren Garden," sagte ein deutscher

Officier, welcher vor die Fronte der in Unordnung gebrachten Schwadron ritt, „wissen Sie, daß Sie auf uns feuern?“

„Bei Gott! ob wir das wissen!“ rief Billot.

Und er schoß den Officier vom Pferde.

Da gaben die französischen Garden eine zweite Salve, und die Deutschen, als sie sahen, daß sie es diesmal nicht mit Bürgern, welche beim ersten Säbelhieb entflohen, sondern mit Soldaten zu thun hatten, die sie festen Fußes erwarteten, kehrten um und erreichten die Place Vendome wieder unter einem so furchtbaren Ausbruch von Bravos und Triumphgeschrei, daß viele Pferde durchgingen und sich die Hirnschale an den geschlossenen Fensterläden zerschmetterten.

„Es leben die französischen Garden!“ rief das Volk.

„Es leben die Soldaten des Vaterlandes!“ rief Billot.

„Wir danken,“ antworteten diese, „wir haben das Feuer gesehen und sind nun getauft.“

„Und ich habe das Feuer auch gesehen,“ sagte Pitou.

„Nun?“ fragte Billot.

„Nun! ich finde es nicht so erschrecklich, als ich es mir vorstellte.“

„Wem gehört nun das Gewehr?“ sagte Billot, der die Büchse zu untersuchen Zeit gehabt und in derselben eine Waffe von großem Werth erkannt hatte.

„Meinem Herrn,“ erwiederte dieselbe Stimme, welche schon einmal hinter ihm gesprochen. „Doch mein Herr findet, Sie bedienen sich desselben zu gut, um es von Ihnen zurückzunehmen.“

Billot wandte sich um und erblickte einen Piqueur in der Livree des Herzogs von Orleans.

„Und wo ist Dein Herr?“ fragte er.

Der Piqueur deutete auf eine halb geöffnete Jalousie, hinter der der Prinz Alles, was vorgefallen war, gesehen hatte.

„Er ist also mit uns, Dein Herr?“ fragte Billot.

„Mit Herz und Seele beim Volk,“ erwiederte der Piqueur.

„Dann noch einmal: Es lebe der Herzog von Orleans!“ rief Billot; „Freunde, der Herzog von Orleans ist für uns; es lebe der Herzog von Orleans!“

Und er deutete auf den Laden, hinter dem der Prinz stand.

Der Laden wurde ganz geöffnet, und der Herzog von Orleans verbeugte sich dreimal.

Dann schloß sich der Laden wieder.

So kurz die Erscheinung gewesen war, sie hatte die Begeisterung auf den höchsten Grad gesteigert.

„Es lebe der Herzog von Orleans!“ schrieen zwei bis drei tausend Stimmen.

„Brechen wir die Buden der Waffenschmiede auf,“ sagte eine Stimme in der Mitte.

„Laufen wir in's Invalidenhaus!“ riefen einige alte Soldaten. „Sombreuil hat zwanzig tausend Gewehre.“

„In's Invalidenhaus!“

„In's Stadthaus!“ riefen mehrere Stimmen; „der Stadtvogt Flesselles hat den Schlüssel zum Waffendepot der Garden, er wird sie uns geben.“

„In's Stadthaus!“ wiederholte ein Theil der Anwesenden.

Und alle Welt lief in den drei Richtungen weg, welche bezeichnet worden waren.

Mittlerweile hatten sich die Dragoner wieder um den Baron Bezenval und den Prinzen von Lambesq auf der Place Louis XV. gesammelt. Das wußten Billot und Pitou nicht; sie waren keinem von den drei Haufen gefolgt und befanden sich beinahe allein auf dem Platze des Palais-Royal.

„Nun, lieber Herr Billot, wohin gehen wir, wenn ich fragen darf?“ sagte Pitou.

„Ei! ich hätte große Lust, diesen braven Leuten zu folgen, nicht zu den Waffenschmieden, da ich eine

so schöne Büchse habe, sondern nach dem Stadthause oder in's Invalidenhaus. Insofern ich aber nach Paris gekommen bin, nicht um mich zu schlagen, sondern um die Adresse von Herrn Gilbert zu erfahren, so müßte ich, wie mir scheint, in das College Louis-le-Grand gehen, wo sein Sohn ist, mit dem Vorbehalt, wenn ich den Doctor gesehen habe, mich wieder in diesen ganzen Wirrwarr zu stürzen."

Und die Augen des Pächters schleuderten Blitze.

„Zuerst in das College Louis-le-Grand zu gehen, kommt mir logisch vor, da wir zu diesem Ende nach Paris gekommen sind," sprach Pitou pathetisch.

„Nimm also einen Musketon, einen Säbel, irgend eine Waffe von einem der Faullenzer, welche dort liegen," sagte Billot, auf einen der fünf bis sechs auf der Erde ausgestreckten Dragoner deutend, „und laß uns nach dem College Louis-le-Grand gehen."

„Aber diese Waffen," entgegnete Pitou zögernd, „sie gehören nicht mir."

„Wem gehören sie denn?" fragte Billot.

„Sie gehören dem König."

„Sie gehören dem Volk," sagte Billot.

Stark durch das Gutheißen des Pächters, den er als einen Mann kannte, der seinen Nachbar nicht um ein Hirsenkörnchen hätte benachtheiligen wollen, näherte sich Pitou mit allen Arten von Vorsichtsmaßregeln dem Dragoner, welcher ihm am nächsten lag, und nachdem er sich versichert hatte, daß er wirklich todt war, nahm er ihm seinen Säbel, seinen Musketon und seine Patrontasche.

Pitou hatte große Lust, ihm auch seinen Helm zu nehmen, nur wußte er nicht, ob das, was der Vater Billot von den Angriffswaffen gesagt hatte, sich auch auf die Vertheidigungswaffen erstreckte.

Doch während er sich bewaffnete, horchte Pitou nach der Place Vendome hin.

„Ho! ho!“ sagte er, „mir scheint, Royal Allemand kommt zurück.“

Man hörte in der That das Geräusch eines Reiterhaufens, der im Schritt zurückkehrte. Pitou neigte sich an die Ecke des Café de la Regence und erblickte wirklich auf der Höhe des Marché Saint-Honoré eine Dragoner-Patrouille, welche, den Musketon auf dem Schenkel, herbeitritt.

„Geschwinde, geschwinde, sie kommen zurück,“ sagte Pitou.

Billot schaute umher, um zu sehen, ob man Widerstand zu leisten im Stande wäre. Der Platz war beinahe leer.

„Gehen wir in's College Louis-le-Grand,“ sagte er.

Und er nahm den Weg nach der Rue de Chartres, gefolgt von Pitou, der, mit dem Gebrauche des Wehrgehängs nicht vertraut, seinen großen Säbel schleppte.

„Tausend Götter! Du siehst aus wie ein Alteisenhändler. Hänge Dir doch diese Latte an.“

„Wo?“ fragte Pitou.

„Ei! bei Gott! hier,“ antwortete Billot.

Und er befestigte den Säbel von Pitou an seinem Wehrgehänge, was ihm eine Schnelligkeit im Gehen gab, die er ohne dieses Mittel nicht erlangt hätte.

Der Marsch wurde ohne einen Unfall bis zur Place Louis XV. fortgesetzt; hier aber fanden Billot und Pitou die Colonne wieder, die sich nach dem Invalidenhause begeben wollte und plötzlich angehalten worden war.

„Nun!“ fragte Billot, „was gibt es denn?“

„Man passirt nicht auf dem Pont Louis XV.“

„Und auf den Quais?“

„Auch nicht.“

„Und durch die Champs Elisées?“

„Ebenso wenig.“

„So kehren wir um und gehen wir über die Brücke der Tuilerien.“

Der Vorschlag war ganz einfach, und die Menge

zeigte dadurch, daß sie Billot folgte, sie sei bereit, ihm beizutreten; doch es glänzten Säbel ungefähr auf der Hälfte des Wegs zum Garten der Tuilerien. Der Quai war durch eine Schwadron Dragoner abgeschnitten.

„Ah! diese verfluchten Dragoner sind also überall?“ murmelte der Pächter.

„Hören Sie, lieber Herr Billot,“ sagte Pitou, „ich glaube, wir sind gefangen.“

„Bah!“ erwiederte Billot, „man fängt nicht nur so fünf bis sechs tausend Menschen, und wir sind wenigstens zu fünf bis sechs tausend.“

Die Dragoner des Quai rückten allerdings langsam, im kurzen Schritt vor, doch sie rückten sichtbar vor.

„Es bleibt uns die Rue Royal,“ sagte Billot, „komm hier durch, komm, Pitou.“

Pitou folgte dem Pächter wie sein Schatten.

Doch eine Linie von Soldaten schloß die Straße auf der Höhe der Porte Saint-Honoré.

„Ah! ah!“ sagte Billot, „Du könntest wohl recht haben, Pitou, mein Freund.“

„So!“ begnügte sich Pitou zu erwiedern.

Doch dieses einzige Wort bezeichnete durch den Ausdruck, mit dem es Pitou gesprochen, wie sehr er es bedauerte, sich nicht getäuscht zu haben.

Die Menge bewies durch ihre Bewegungen und durch ihr Geschrei, daß sie nicht minder empfindlich für die Lage war, in der sie sich befand.

Durch ein geschicktes Manoeuvre hatte in der That der Prinz von Lambesq Neugierige und Aufrührer, fünf bis sechs tausend an der Zahl, umringt, und indem er den Pont Louis XV., die Quais, die Champs Elysées, die Rue Royale und die Feuillans absperrte, hielt er sie in einen großen eisernen Bogen eingeschlossen, dessen Sehne die schwer zu erkletternde Mauer des Gartens der Tuilerien und das beinahe nicht zu sprengende Gitter des Pont Tournant bildeten.

Billot erwog die Lage der Dinge: sie dünkte ihm

nicht gut. Da es aber ein ruhiger, kalter Mann, ein Mann voll von Mitteln in der Gefahr war, so schaute er umher und sagte, als er einen Haufen Zimmerstücke auf dem Ufer des Flusses erblickte, zu Pitou.

„Ich habe einen Gedanken, komm."

Pitou folgte dem Vater Billot, ohne ihn zu fragen, was sein Gedanke sei.

Billot ging auf die Zimmerstücke zu, faßte eines an und sagte einfach zu Pitou:

„Hilf mir."

Pitou half Billot ebenso einfach, ohne ihn zu fragen, wobei er ihm helfe; doch daran war ihm wenig gelegen. Er hatte zu dem Pächter ein solches Vertrauen, daß er mit ihm in die Hölle hinabgestiegen wäre, ohne ihm nur bemerklich zu machen, die Treppe komme ihm lang und der Keller tief vor.

Der Vater Billot hatte den Balken am einen Ende genommen, Pitou nahm ihn am andern.

Beide kehrten nach dem Quai zurück; sie trugen eine Last, welche fünf bis sechs Männer von gewöhnlicher Stärke kaum hätten aufheben können.

Die Stärke ist immer ein Gegenstand der Bewunderung für die Menge; so geschäftig sie auch war, sie trat vor Billot und vor Pitou auf die Seite.

Dann, da man begriff, daß das Manoeuvre, welches ohne Zweifel ausgeführt wurde, ein Manoeuvre von allgemeinem Interesse war, so gingen einige Menschen vor Billot her und riefen:

„Platz! Platz!"

„Sagen Sie, Vater Billot," fragte Pitou nach ungefähr dreißig Schritten, „gehen wir sehr weit so?"

„Wir gehen bis zum Gitter der Tuilerien."

„Ho! ho!" rief die Menge, welche begriff.

Und sie trat noch rascher, als zuvor, auf die Seite.

Pitou schaute und sah, daß er von dem Platz, wo

er war, bis zum Gitter nur noch ungefähr dreißig Schritte zu machen hatte.

„Ich werde gehen!“ sagte er mit der Kürze eines Pythagoräers.

Die Arbeit wurde indessen Pitou um so leichter, als fünf bis sechs Männer von den Stärksten am Tragen der Last Theil nahmen.

In fünf Minuten war man vor dem Gitter.

„Auf!“ sagte Billot, „Alle zugleich.“

„Gut,“ sprach Pitou, „ich verstehe, wir haben eine Kriegsmaschine gemacht. Die Römer nannten das einen Sturmbock.“

Sogleich in Bewegung gesetzt, zerschmetterte der Balken mit einem furchtbaren Stoß das Schloß des Gitters.

Die Soldaten, welche im Innern der Tuilerien die Wache bezogen, liefen herbei, um sich dem Einfall zu widersetzen. Doch beim dritten Stoß gab die Thüre nach, drehte sich ungestüm auf ihren Angeln, und die Menge stürzte in den gähnenden, düsteren Schlund.

Aus der hiebei stattfindenden Bewegung ersah der Prinz von Lambesq, daß ein Ausgang für diejenigen geöffnet war, welche er für seine Gefangenen hielt. Der Zorn bemächtigte sich seiner. Er ließ sein Pferd einen furchtbaren Sprung vorwärts machen, um die Lage besser beurtheilen zu können. Die hinter ihm aufgestellten Dragoner glaubten, es sei ihnen Befehl zum Angriff gegeben, und folgten ihm. Schon erhitzt, konnten die Pferde ihren Lauf nicht mäßigen; die Männer, welche eine Genugthuung für ihre Niederlage auf dem Platze des Palais-Royal zu nehmen hatten, versuchten es wahrscheinlich nicht, sie zurückzuhalten.

Der Prinz, als er sah, daß es ihm unmöglich war, die Bewegung zu mäßigen, ließ sich fortreißen, und ein von den Weibern und Kindern ausgestoßenes herzzerreißendes Geschrei stieg zum Himmel auf, um Rache von Gott zu verlangen.

Es ereignete sich in der Finsterniß eine gräßliche Scene. Diejenigen, welche man angriff, wurden wahnsinnig vor Schmerz, diejenigen, welche angriffen, wahnsinnig vor Zorn.

Da organisirte man eine Art von Vertheidigung von den Terrassen herab. Die Stühle flogen auf die Dragoner. An den Kopf getroffen, erwiederte der Prinz von Lambesq den Streich durch einen Säbelhieb, ohne zu bedenken, daß er einen Unschuldigen schlug, statt einen Schuldigen zu bestrafen, und ein siebzigjähriger Greis sank zu Boden.

Billot sah den Mann fallen und stieß einen Schrei aus.

In der Sekunde war seine Büchse an seiner Schulter, ein Feuerstreif durchzuckte die Finsterniß, und der Prinz wäre todt gewesen, hätte sich nicht in diesem Augenblick aus Zufall sein Pferd gebäumt.

Das Pferd erhielt die Kugel in den Hals und stürzte nieder.

Man hielt den Prinzen für getödtet. Da sprengten die Dragoner in die Tuilerien und verfolgten die Flüchtigen mit Pistolenschüssen.

Doch die Flüchtigen hatten nun einen großen Raum, sie zerstreuten sich unter den Bäumen.

Billot lud wieder ruhig seine Büchse.

„Bei meiner Treue, Du hattest Recht, Pitou, „ich glaube, wir sind zu guter Zeit angekommen.“

„Wenn ich tapfer würde,“ versetzte Pitou, seinen Musketon in das Dickste der Dragoner abfeuernd; „mir scheint, das ist nicht so schwer.“

„Ja,“ erwiederte Billot, „doch die unnütze Tapferkeit ist keine Tapferkeit. Komm hieher, Pitou, und nimm Dich in Acht, daß Du Dir die Beine nicht in Deinem Säbel verwickelst.“

„Warten Sie auf mich, lieber Herr Billot. Wenn ich Sie verlöre, wüßte ich nicht, wohin ich gehen

sollte. Ich kenne Paris nicht, wie Sie; ich bin nie hier gewesen."

„Komm, komm," sagte Billot, und er schlug den Weg über die Terrasse am Rande des Wassers ein, bis er die Linie der Truppen überschritten hatte, welche auf den Quais vorrückten, doch diesmal so rasch, als sie konnten, um, wenn es nöthig wäre, den Dragonern des Prinzen von Lambesq Verstärkung zu bringen.

Am Ende der Terrasse angelangt, setzte sich Billot auf die Brüstung und sprang auf den Quai hinab.

Pitou that dasselbe.

XII.

Was in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1789 vorfiel.

Als die zwei Landleute auf den Quais waren und auf der Brücke der Tuilerien die Waffen eines neuen Trupps glänzen sahen, der aller Wahrscheinlichkeit nach kein befreundeter war, schlichen sie bis an das Ende des Quai und stiegen sodann das steile Ufer der Seine hinab.

Die Glocke der Tuilerien schlug elf Uhr. Einmal unter den Bäumen angelangt, welche sich längs dem Flusse hin erstreckten . . . schöne Espen und lange Pappelbäume, deren Fuß das Wasser bespülte . . . einmal unter dem Dunkel ihres Blätterwerks verloren, legten sich der Pächter und Pitou auf dem Rasen nieder und eröffneten eine Berathung.

Es handelte sich darum, zu wissen, und die Frage wurde von dem Pächter gestellt, ob man bleiben sollte, wo man war, das heißt in Sicherheit, oder beinahe in Sicherheit, oder ob man sich wieder mitten in den Tumult werfen und an dem Kampf Antheil nehmen

sollte, der die größere Hälfte der Nacht hindurch dauern zu müssen schien.

Als diese Frage gestellt war, wartete Billot auf die Antwort von Pitou.

Pitou hatte sehr an Achtung im Geiste des Pächters zugenommen, einmal durch das Wissen, das er am vorhergehenden Tage geoffenbart, und dann durch den Muth, von dem er am Abend eine Probe abgelegt hatte. Pitou fühlte das instinctartig, doch statt deshalb stolzer zu sein, war er nur um so dankbarer gegen den guten Pächter. Pitou war von Natur bemüthig.

„Herr Billot," sagte er, „Sie sind offenbar tapferer, und ich bin minder feig, als ich glaubte. Horaz, der doch ein anderer Mann war, als wir, hinsichtlich der Poesie wenigstens, warf seine Waffen weg und entfloh beim ersten Angriff. Ich, ich habe meinen Musketon, meine Patrontäsche und meinen Säbel, was beweist, daß ich beherzter bin, als Horaz."

„Nun, worauf zielst Du ab?"

„Ich ziele darauf ab, daß der tapferste Mann von einer Kugel getroffen werden kann."

„Hernach?"

„Hernach, lieber Herr, hören Sie. Da Sie, als Sie den Pachthof verließen, äußerten, es sei Ihre Absicht, wegen eines wichtigen Gegenstandes nach Paris zu gehen . . ."

„Oh! tausend Götter! das ist wahr, wegen der Cassette."

„Sie sind also wegen der Cassette gekommen, ja oder nein?"

„Ich bin wegen der Cassette gekommen, tausend Donner! und aus keinem andern Grund."

„Wenn Sie sich durch eine Kugel tödten lassen, so wird sich die Angelegenheit, wegen der Sie gekommen sind, nicht machen."

„Wahrhaftig, Du hast zehnmal Recht, Pitou."

„Hören Sie von hier aus, wie man zerschmettert,

wie man schreit?“ fuhr Pitou ermuthigt fort. „Das Holz zerreißt wie Papier, das Eisen dreht sich wie Hanf.“

„Das Volk ist zornig, Pitou.“

„Aber,“ bemerkte Pitou, „mir scheint, der König ist auch nicht schlecht zornig.“

„Wie, der König?“

„Allerdings; die Oesterreicher, die Deutschen, die Kaiserlichen, wie Sie sie nennen, sind die Soldaten des Königs. Nun also, wenn sie das Volk angreifen, so ist es der König, der ihnen anzugreifen befiehlt, und um solche Befehle zu geben, muß der König auch zornig sein.“

„Du hast zugleich Recht und Unrecht, Pitou.“

„Das scheint mir nicht möglich, lieber Herr Billot, und ich darf Ihnen nicht sagen, wenn Sie die Logik studirt hätten, so würden Sie kein solches Paradoxon wagen.“

„Du hast Recht und Du hast Unrecht, Pitou, und Du wirst sogleich einsehen, warum.“

„Das soll mir sehr lieb sein, doch ich bezweifle...“

„Siehst Du, Pitou, es gibt zwei Parteien bei Hofe, die des Königs, der das Volk liebt, und die der Königin, welche die Oesterreicher liebt.“

„Das kommt davon her, daß der König Franzose und die Königin Oesterreicherin ist,“ erwiederte Pitou philosophisch.

„Warte! Mit dem König sind Herr Turgot, Herr Necker, mit der Königin Herr von Breteuil und die Polignac. Der König ist nicht der Herr, da er genöthigt gewesen ist, Herrn Turgot und Herrn Necker zu entlassen. Die Königin ist also Gebieterin, das heißt die Breteuil und die Polignac. Darum geht Alles schlecht!... Siehst Du, Pitou, das Uebel kommt von Madame Deficit; Madame Deficit ist erzürnt, und in ihrem Namen greifen die Truppen an; die Oesterreicher vertheidigen die Oesterreicherin: das ist ganz einfach.“

„Verzeihen Sie, Herr Billot," erwiederte Pitou, „deficit ist ein lateinisches Wort, welches bedeutet: es fehlt. Was fehlt denn?"

„Das Geld, tausend Götter! und weil das Geld fehlt, und weil die Günstlinge dieses Geld, das fehlt, verzehrt haben, nennt man die Königin Madame Deficit. Nicht der König also ist erzürnt, sondern die Königin. Der König ist ärgerlich, ärgerlich, weil Alles so schlecht geht."

„Ich begreife," sagte Pitou, „doch die Cassette?"

„Das ist wahr, Pitou; diese verteufelte Politik reißt mich immer weiter fort, als ich gehen will; ja die Cassette vor Allem. Du hast Recht, Pitou; wenn ich den Doctor Gilbert gesehen habe, nun, dann werden wir zur Politik zurückkehren. Das ist eine heilige Pflicht."

„Es gibt nichts Heiligeres, als die heiligen Pflichten," sprach Pitou.

„Laß uns also in das College Louis=le=Grand gehen, wo sich Sebastian Gilbert befindet," sagte Billot.

„Gehen wir," erwiederte Pitou seufzend, denn er mußte ein weiches Rasenbett verlassen, an das er sich gewöhnt hatte. Ueberdies stieg, trotz der übermäßigen Aufregung des Abends, der Schlaf, der beständige Gast reiner Gewissen und geräderter Lenden, mit all seinem Mohn auf den tugendhaften und auf den geräderten Pitou herab.

Billot war schon aufgestanden und Pitou erhob sich, als es halb zwölf Uhr schlug.

„Doch um halb zwölf Uhr wird das College Louis=le=Grand geschlossen sein, wie mir scheint," sagte Billot.

„Oh! ganz gewiß," erwiederte Pitou.

„Dann kann man bei Nacht in einen Hinterhalt gerathen; mir scheint, ich sehe Bivouacfeuer in der Nähe des Justizpalastes; man wird mich verhaften oder man wird mich tödten; Du hast Recht, Pitou, man darf mich nicht verhaften, man darf mich nicht tödten."

Das war das dritte Mal seit diesem Morgen, daß Billot in die Ohren von Pitou die drei für den Menschen so schmeichelhaften Worte: „Du hast Recht," klingen ließ.

Pitou fand, daß er nichts Besseres zu thun hatte, als die Worte von Billot zu wiederholen.

„Sie haben Recht," wiederholte er, während er sich auf den Rasen niederlegte. „Man darf Sie nicht tödten, lieber Herr Billot."

Und dieses Ende eines Satzes erlosch in der Kehle von Pitou. Vox faucibus haesit, hätte er sagen können, wenn er wach gewesen wäre, doch er schlief.

Billot bemerkte es nicht.

„Ein Gedanke," rief er.

„Ah!" schnarchte Pitou.

„Höre mich, ich habe einen Gedanken; trotz aller Vorsicht, mit der ich zu Werke gehe, kann ich getödtet werden, von nahe getödtet oder von fern getroffen, vielleicht auf den Tod getroffen werden und sogleich sterben; würde dies geschehen, so mußt Du wissen, was Du statt meiner dem Doctor Gilbert sagen sollst."

Pitou hörte nicht und antwortete folglich auch nicht.

„Wenn ich auf den Tod verwundet würde und meine Sendung nicht erfüllen könnte, so müßtest Du statt meiner den Doctor Gilbert aufsuchen und ihm sagen..., hörst Du mich wohl, Pitou?" sprach Billot, indem er sich gegen den jungen Mann hinabbückte, „und Du wirst ihm sagen... Doch er schnarcht, der Unglückliche."

Die ganze Exaltation von Billot fiel vor dem Schlafe von Pitou.

„Schlafen wir also," sagte er. Denn wie sehr auch der Pächter an Strapazen gewöhnt war, der Ritt am Tage und die Ereignisse des Abends waren für ihn nicht ohne einschläfernde Gewalt.

Und der Tag erschien nach drei Stunden ihres Schlummers oder vielmehr ihrer Erstarrung.

Als sie die Augen wieder öffneten, hatte Paris nichts von der wilden Physiognomie verloren, die sie am Tage zuvor an ihm wahrgenommen.

Nur mehr Soldaten und überall Volk.

Das Volk bewaffnete sich mit Piken, die man in der Eile fabricirt hatte, mit Schießgewehren, deren sich die Meisten nicht zu bedienen wußten, mit herrlichen Waffen aus einem andern Zeitalter, an denen die Träger ihre Verzierung von Gold, Elfenbein und Perlmutter bewunderten, ohne den Gebrauch und den Mechanismus davon zu verstehen.

Sogleich nach dem Rückzug der Soldaten hatte man das Garde-Meuble geplündert.

Und das Volk rollte zwei kleine Kanonen gegen das Stadthaus.

Die Sturmglocke erscholl in Notre Dame, im Stadthause, in allen Kirchen. Man sah, von wo? man wußte es nicht, unter den Pflastersteinen hervor Legionen von bleichen, magern, nackten Männern und Weibern kommen, welche am Tage zuvor: Brod! geschrieen hatten und heute: Waffen! schrieen.

Es läßt sich nichts Entsetzlicheres denken, als die Gespensterbanden, welche seit ein paar Monaten aus der Provinz eintrafen, stillschweigend durch die Barrieren zogen und sich in dem selbst ausgehungerten Paris einquartierten, wie die arabischen Goules*) auf einem Friedhof.

In Paris durch die Ausgehungerten jeder Provinz vertreten, rief ganz Frankreich an diesem Tag seinem König zu: Mache uns frei; und seinem Gott: Sättige uns!

Zuerst wach geworden, weckte Billot Pitou auf, und Beide wanderten nach dem College Louis-le-Grand,

---

*) Bei den Orientalen eine Art von Dämon, ein weiblicher Dämon, der die Friedhöfe heimsucht und sich mit Leichen füttert. D. Uebers.

wobei sie, erschreckt durch dieses blutige Elend, schauernd umherschauten.

Als sie näher zu dem Theil der Stadt kamen, den wir heute das Quartier Latin nennen, als sie sodann die Rue de la Harpe hinaufstiegen, als sie endlich gegen die Rue Saint-Jacques, das Ziel ihres Marsches, vordrangen, sahen sie, wie zur Zeit der Fronde, Barricaden sich erheben. Die Weiber und die Kinder schleppten in die oberen Stockwerke der Häuser Folianten, schwere Meubles, kostbare Marmorarbeiten, bestimmt, die fremden Soldaten niederzuschmettern, falls sie sich in die gegekrümmten, engen Straßen des alten Paris wagen würden.

Von Zeit zu Zeit bemerkte Billot ein paar französische Gardesoldaten im Mittelpunkte einer Versammlung, die sie organisirten und mit einer wunderbaren Schnelligkeit die Handhabung eines Schießgewehrs lehrten, eine Uebung, welche die Weiber und die Kinder mit Neugierde und beinahe mit dem Wunsche, sie selbst zu lernen, verfolgten.

Billot und Pitou fanden das College Louis-le-Grand im Aufruhr; die Schüler hatten sich erhoben und ihre Lehrer fortgejagt. In dem Augenblick, wo der Pächter und sein Gefährte vor das Gitter kamen, belagerten die Schüler dieses Gitter mit Drohungen, die der erschrockene Vorsteher durch Thränen erwiederte.

Der Pächter schaute einen Augenblick dieser Empörung im Innern zu und rief dann plötzlich mit einer Stentorstimme:

„Welcher von Euch heißt Sebastian Gilbert?"

„Ich," antwortete ein junger Mensch von einer beinahe weiblichen Schönheit, der mit Hülfe von drei bis vier seiner Kameraden eine Leiter brachte, um die Mauer zu erklettern, da er sah, daß er das Gitter nicht sprengen konnte.

„Kommen Sie näher hierher, mein Kind."

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?“ fragte der junge Sebastian den Pächter.

„Wollen Sie ihn mitnehmen?“ rief der Vorsteher, erschrocken bei dem Anblick der zwei bewaffneten Menschen, von denen der eine, derjenige, welcher das Wort an den jungen Gilbert gerichtet hatte, ganz mit Blut bedeckt war.

Der Knabe schaute seinerseits diese zwei Menschen mit Erstaunen an und suchte, jedoch vergebens, seinen, seitdem er ihn verlassen, übermäßig groß gewordenen und unter der kriegerischen Rüstung, die er angelegt, völlig veränderten Milchbruder Pitou wiederzuerkennen.

„Ihn mitnehmen!“ rief Billot; „den Sohn von Herrn Gilbert mitnehmen; ihn in dieses Gemenge führen; ihn der Gefahr aussetzen, einen schlimmen Schlag zu bekommen! Oh! bei meiner Treue, nein!“

„Sehen Sie, Sebastian,“ sagte der Vorsteher, „sehen Sie, Wüthender, sogar Ihre Freunde wollen nichts von Ihnen. Denn diese Herren scheinen Ihre Freunde zu sein. Höret, meine Herren, höret, junge Zöglinge, höret, meine Kinder,“ rief der arme Vorsteher, „gehorchet mir, gehorchet, ich befehle es; gehorchet, ich bitte Euch inständig.“

„Oro optestorque,“ sagte Pitou.

„Mein Herr,“ sprach der junge Gilbert mit einer für einen Knaben von seinem Alter außerordentlichen Festigkeit; „behalten Sie meine Kameraden zurück, wenn es Ihnen gutdünkt, aber ich, verstehen Sie wohl, ich will hinaus.“

Er machte eine Bewegung gegen das Gitter. Der Professor hielt ihn am Arm zurück.

Doch er schüttelte seine schönen kastanienbraunen Haare auf seine bleiche Stirne und rief:

„Mein Herr, geben Sie wohl Acht, was Sie thun. Ich bin nicht in der Lage der Andern; mein Vater ist

verhaftet, eingesperrt worden; mein Vater ist in der Gewalt der Tyrannen!"

„In der Gewalt der Tyrannen!" rief Billot; „sprich, mein Kind, was willst Du damit sagen?"

„Ja! ja!" riefen die Knaben, „Sebastian hat Recht; man hat seinen Vater verhaftet; und da das Volk die Gefängnisse geöffnet hat, so will er, daß man auch das Gefängniß seines Vaters öffne."

„Ho! ho!" sprach der Pächter, indem er mit seinem Herculesarm am Gitter rüttelte, „man hat den Doctor Gilbert verhaftet. Alle Wetter! die kleine Catherine hatte also Recht?"

„Ja, mein Herr," fuhr der junge Gilbert fort, „man hat meinen Vater verhaftet, und darum will ich fliehen, darum will ich ein Gewehr nehmen, darum will ich mich schlagen, bis ich meinen Vater befreit habe!"

Seine Worte wurden begleitet und unterstützt durch hundert wüthende Stimmen, welche riefen:

„Waffen! Waffen! man gebe uns Waffen!"

Auf diese Rufe stürzte die Menge, die sich, ebenfalls von heldenmüthigem Eifer beseelt, in der Straße zusammengeschaart hatte, nach den Gittern, um den jungen Leuten die Freiheit zu geben.

Der Vorsteher warf sich zwischen den Schülern und den Stürmenden auf die Kniee und streckte seine Arme flehend durch das Gitter.

„Oh! meine Freunde! meine Freunde!" rief er, „respectiren Sie diese Kinder!

„Ob wir sie respectiren!" sagte einer von der französischen Garde; „ich glaube wohl! Das sind hübsche Jungen, welche die Uebung wie die Engel machen werden."

„Meine Freunde! meine Freunde! Diese Kinder sind ein Gut, das ihre Eltern mir anvertraut haben; ich bin für sie verantwortlich; ihre Eltern rechnen auf mich; ich bin ihnen mein Leben schuldig; doch in des Himmels Namen, führt die Kinder nicht weg!"

Hohngelächter, das aus der Tiefe der Straße, das heißt, aus den letzten Reihen der Menge kam, war die Antwort auf diese schmerzlichen Bitten.

Billot stürzte vor, widersetzte sich den französischen Garden, der Menge, den Schülern selbst, und rief:

„Er hat Recht, das ist ein ihm anvertrautes heiliges Gut; die Männer sollen sich schlagen, sollen sich tödten lassen, tausend Götter! doch die Kinder sollen leben; man braucht Samen für die Zukunft."

Ein mißbilligendes Gemurre empfing diese Worte.

„Wer murrt hier?" rief Billot; „sicherlich ist es kein Vater. Mir, der ich mit Euch spreche, sind gestern zwei Menschen in meinen Armen getödtet worden; seht ihr Blut auf meinem Hemd; seht!"

Und er deutete auf seine geröthete Weste und sein blutiges Hemd mit einer Bewegung der Erhabenheit, welche die Versammlung electrisirte.

„Gestern," fuhr Billot fort, „gestern habe ich mich beim Palais-Royal und bei den Tuilerien geschlagen, und dieser Knabe hat sich auch geschlagen, doch dieser Knabe hat weder Vater, noch Mutter, und überdies ist er beinahe ein Mann."

Und er deutete auf Pitou, der sich in die Brust warf.

„Heute," fuhr Billot fort, „werde ich mich abermals schlagen; doch Niemand soll sagen: die Pariser waren nicht stark genug gegen die fremden Soldaten, und sie haben die Kinder zu Hülfe gerufen."

„Ja! ja!" schrieen von allen Seiten Stimmen von Weibern und Soldaten. „Er hat Recht. Kinder! geht hinein, geht hinein."

„Oh! meinen Dank! meinen Dank! lieber Herr," murmelte der Vorsteher, der die Hände von Billot durch das Gitter zu fassen suchte.

„Und unter Allen hüten Sie besonders Sebastian gut," sagte dieser.

„Mich, mich hüten? ich sage Ihnen, daß man mich nicht hüten wird," rief der junge Mensch, bleich vor Zorn, während er sich in den Händen der Diener des Hauses, die ihn wegführten, sträubte.

„Lassen Sie mich hinein," sprach Billot, „ich übernehme es, ihn zu beruhigen."

Die Menge trat auf die Seite. Der Pächter zog Ange Pitou nach sich und drang in den Hof des Collège ein.

Schon bewachten drei bis vier Soldaten und ein Dutzend andere Männer die Thüren und verschlossen jeden Ausgang für die aufrührerischen jungen Leute.

Billot ging gerade auf Sebastian zu, nahm in seine großen, schwieligen Hände die weißen, feinen Hände des Knaben, und sagte zu ihm:

„Sebastian, erkennen Sie mich nicht mehr?"

„Nein."

„Ich bin Billot, der Pächter Ihres Vaters."

„Ich kenne Sie, mein Herr."

„Und dieser Junge," fuhr er, auf seinen Gefährten deutend, fort, „kennst Du ihn?"

„Ange Pitou?" fragte der Knabe.

„Ja, Sebastian, ja, ich, ich."

Und Pitou fiel weinend vor Freude seinem Milchbruder und Studienkameraden um den Hals.

„Nun!" sagte der Knabe, ohne sich zu erheitern, „hernach?"

„Hernach? .... Wenn man Dir Deinen Vater genommen hat, so werde ich ihn Dir zurückgeben; ich, hörst Du wohl?"

„Sie?"

„Ja, ich! ich! und alle diejenigen, welche dort mit mir sind. Was Teufels! wir haben es gestern mit den Oesterreichern zu thun gehabt, und wir haben ihre Patrontaschen gesehen."

„Zum Beweise dient, daß ich eine besitze," sagte Pitou.

„Nicht wahr, wir werden seinen Vater befreien?" rief Billot, sich an die Menge wendend.

„Ja, ja!" brüllte die Menge, „wir werden ihn befreien."

Sebastian schüttelte den Kopf.

„Mein Vater ist in der Bastille," sprach er schwermüthig.

„Nun?" rief Billot.

„Nun, man nimmt die Bastille nicht," erwiederte der Knabe.

„Was wolltest Du dann thun, da Du diese Ueberzeugung hast?"

„Ich wollte auf den Platz gehen; man wird sich dort schlagen; mein Vater hätte mich vielleicht durch das Gitter eines Fensters bemerkt."

„Unmöglich."

„Unmöglich! und warum? Ich habe eines Tags, als ich mit meinen Mitschülern spazieren ging, den Kopf eines Gefangenen gesehen. Wenn ich meinen Vater gesehen hätte, wie ich diesen Gefangenen sah, so hätte ich ihn erkannt und ihm zugerufen: Sei ruhig, guter Vater, ich liebe Dich."

„Und wenn die Soldaten der Bastille Dich getödtet hätten?"

„Nun! so hätten sie mich unter den Augen meines Vaters getödtet!"

„Tod und alle Teufel! Du bist ein böser Knabe, Sebastian. Du willst Dich vor den Augen Deines Vaters tödten lassen! Du willst machen, daß er vor Schmerz in seinem Käfich stirbt, er, der nur Dich auf der Welt hat, der Dich so sehr liebt! Du bist offenbar ein schlimmes Herz, Sebastian!"

Und der Pächter stieß den Knaben zurück.

„Ja, ja, ein schlimmes Herz," rief Pitou, in Thränen zerfließend.

Sebastian antwortete nicht.

Und während er in einem düstern Stillschweigen

träumte, bewunderte Billot dieses edle, weiße, perlmutterartige Antlitz, das Feuerauge, den spöttischen, feinen Mund, die Adlernase und das kräftige Kinn, das zugleich Adel der Seele und Adel des Blutes verrieth.

„Du sagst, Dein Vater sei in der Bastille?“ fragte endlich der Pächter.

„Ja.“

„Und warum?“

„Weil mein Vater ein Freund von Lafayette und Washington ist; weil mein Vater mit dem Schwerte für die Unabhängigkeit Amerikas und mit der Feder für die Frankreichs gekämpft hat; weil mein Vater in beiden Welttheilen dafür bekannt ist, daß er die Tyrannei haßt; weil er die Bastille, wo die Andern leiden, verflucht hat.... Darum brachte man ihn dahin.“

„Wann dies?“

„Vor sechs Tagen.“

„Und wo hat man ihn verhaftet?“

„Im Havre, wo er gelandet.“

„Woher weißt Du das?“

„Ich habe einen Brief von ihm erhalten.“

„Datirt vom Havre?“

„Ja.“

„Und man hat ihn im Havre selbst verhaftet?“

„In Lillebonne.“

„Auf, Kind, schmolle nicht mit mir und gib mir alle Umstände an, die Du weißt. Ich schwöre Dir, daß ich meine Knochen auf dem Platze der Bastille lasse, oder Du siehst Deinen Vater wieder.“

Sebastian schaute den Pächter an; und als er wahrnahm, daß er aus dem Grunde des Herzens zu sprechen schien, besänftigte er sich.

„Nun,“ sagte er, „in Lillebonne hatte er Zeit gehabt, mit Bleistift folgende Worte in ein Buch zu schreiben:

„„Sebastian, man verhaftet mich, und führt mich in die Bastille.

„„Geduld. Hoffe und arbeite.

„„Lillebonne, den 7. Juli 1789.

„„N. S.

„„Man verhaftet mich der Freiheit wegen.

„„Ich habe einen Sohn im College Louis-le-Grand in Paris. Derjenige, welcher dieses Buch findet, wird gebeten, es im Namen der Menschenliebe meinem Sohn zukommen zu lassen; er heißt Sebastian Gilbert.““

„Und dieses Buch?“ fragte Billot, keuchend vor Aufregung.

„Er legte ein Goldstück hinein, umband es mit einer Schnur und warf es durch das Fenster.“

„Und? . . .“

„Und der Pfarrer fand es. Er wählte unter den Gemeindeangehörigen einen kräftigen jungen Mann und sagte zu ihm:

„„Laß zwölf Franken Deiner Familie, die kein Brod hat, und mit den andern zwölf trage dieses Buch nach Paris zu einem armen Knaben, dem man den Vater genommen, weil er das Volk zu sehr liebt.““

„Der junge Mann ist gestern Mittag hier angekommen und hat mir das Buch meines Vaters übergeben: daher weiß ich, daß mein Vater verhaftet ist.“

„Ah! ah!“ rief Billot, „das söhnt mich ein wenig mit den Pfarrern aus. Leider sind sie nicht alle, wie dieser; und der brave junge Mann, wo ist er?“

„Er ist gestern Abend wieder abgegangen; er hofft seiner Familie fünf Livres von den zwölf Livres, die er mitgenommen, zurückzubringen.“

„Schön! schön!“ sagte Billot, vor Freude weinend. „Oh! das Volk! es hat viel Gutes, Gilbert.“

„Nun wissen Sie Alles.“

„Ja.“

„Sie versprachen mir, wenn ich reden würde, mir meinen Vater zurückzugeben. Ich habe geredet, denken Sie an Ihr Versprechen.“

„Ich habe Dir gesagt, ich werde ihn retten, oder

mich tödten lassen. Zeige mir nun das Buch," sprach Billot.

„Hier ist es," erwiederte der Knabe, indem er aus seiner Tasche einen Band vom Contrat social zog.

„Und wo ist die Schrift Deines Vaters?"

„Sehen Sie," sagte der Knabe. Und er zeigte ihm die Schrift des Doctors.

Der Pächter küßte die Buchstaben.

„Nun sei ruhig," sprach er, „ich will Deinen Vater in der Bastille aufsuchen."

„Unglücklicher!" rief der Vorsteher, indem er Billot bei den Händen nahm, „wie werden Sie zu einem Staatsgefangenen gelangen."

„Dadurch, daß ich die Bastille nehme, tausend Götter!"

Einige Soldaten von der französischen Garde lachten. Nach einem Augenblick war das Gelächter allgemein.

„Sprecht," rief Billot, indem er einen vor Zorn funkelnden Blick um sich her laufen ließ, „was ist denn die Bastille, wenn's beliebt?"

„Steine," sagte ein Soldat.

„Und Eisen," sagte ein Anderer.

„Und Feuer," sprach ein Dritter. „Nehmen Sie sich in Acht, mein braver Mann, man verbrennt sich dort."

„Ja! ja! man verbrennt sich dort," wiederholte die Menge voll Schrecken.

„Ah! Pariser!" brüllte der Pächter, „ah! Ihr habt Hacken, und fürchtet die Steine, ah! Ihr habt Blei, und fürchtet das Eisen; ah! Ihr habt Pulver, und Ihr fürchtet das Feuer. Pariser, Prahler; Pariser, Feige; Pariser, Maschinen für die Sklaverei. Tausend Teufel! Wer ist der Mann von Herz, der mit mir und Piton die Bastille des Königs nehmen will? Ich heiße Billot, Pächter auf der Ile de France. Vorwärts!"

Billot hatte sich auf den höchsten Grad der Be-

geisterung emporgeschwungen. Die entflammte Menge bebte um ihn her und rief:

„Nach der Bastille! nach der Bastille!“

Sebastian wollte sich an Billot anklammern, doch dieser schob ihn sanft zurück und sagte:

„Kind, was ist das letzte Wort Deines Vaters?“

„Arbeite,“ antwortete Sebastian.

„Arbeite also hier; wir werden dort arbeiten. Nur heißt unsere Arbeit zerstören und tödten.“

Der junge Mann erwiederte nicht ein Wort; er verbarg sein Gesicht in seinen Händen, ohne nur Ange Pitou, der ihn umarmte, die Finger zu drücken, und fiel in so heftigen Convulsionen nieder, daß man genöthigt war, ihn in das Krankenzimmer der Anstalt zu tragen.

„Nach der Bastille!“ rief Billot.

„Nach der Bastille!“ schrie Pitou.

„Nach der Bastille!“ wiederholte die Menge.

Und man zog nach der Bastille.

XIII.

Der König ist so gut, die Königin ist so gut.

Unsere Leser mögen uns nun erlauben, sie mit den politischen Hauptereignissen vertraut zu machen, die seit der Epoche, wo wir in unserer letzten Veröffentlichung den französischen Hof verlassen haben, vorgefallen waren.

Diejenigen, welche die Geschichte dieser Zeit kennen, oder diejenigen, welche vor der reinen, einfachen Geschichte zurückschrecken, können dieses Kapitel überschlagen, da das folgende gerade mit dem vorangehenden

sich zusammenfügt, und da das, welches wir hier geben, nur für den Gebrauch der vielverlangenden Geister, die sich von Allem Rechenschaft geben wollen, bestimmt ist.

Etwas Unerhörtes, Unbekanntes, etwas, was von der Vergangenheit kam und auf die Zukunft zuging, toste und brummte seit ein paar Jahren in der Luft:

Das war die Revolution.

Voltaire hatte sich einen Augenblick in seinem Todeskampf erhoben, und, mit den Ellbogen auf sein Sterbebett gestützt, hatte er bis in der Nacht, wo er entschlummerte, diese blitzende Morgenröthe glänzen sehen.

Es sollte nämlich die Revolution, wie Christus, dessen Gedanke sie war, die Lebendigen und die Todten richten.

Als Anna von Oesterreich zur Regierung kam, sagt der Cardinal von Retz, gab es nur Ein Wort in aller Mund: Die Königin ist so gut!

Eines Tags sieht der Arzt von Frau von Pompadour, Quesnoy, Ludwig XV. eintreten: ein Gefühl, das nicht Respect war, beunruhigt ihn dergestalt, daß er zittert und erbleicht.

„Was haben Sie?" fragte ihn Frau von Hausset.

„Madame," erwiederte Quesnoy, „so oft ich den König sehe, sage ich mir: das ist ein Mann, der mir den Kopf kann abschlagen lassen!"

„Oh! es ist keine Gefahr," entgegnete Frau von Hausset: „der König ist so gut!"

Mit diesen zwei Sätzen:

Der König ist so gut!

Die Königin ist so gut! hat man die französische Revolution gemacht.

Als Ludwig XV. starb, athmete Frankreich. Man war zugleich wie vom König, so von den Pompadour, von den Dubarry, vom Hirschpark befreit.

Die Vergnügungen von Ludwig XV. kosteten die

Nation viel; sie kosteten allein über drei Millionen jährlich.*)

Zum Glück hatte man einen jungen, moralischen, philanthropischen, beinahe philosophischen König.

Einen König, der wie der Emil von Jean Jacques, ein Handwerk, oder vielmehr drei Handwerke gelernt hatte.

Er war Schlosser, Uhrmacher, Mechanicus.

Erschrocken über den Abgrund, über den er sich neigt, fängt der König damit an, daß er alle Gunstbezeugungen, die man von ihm verlangt, abschlägt. Die Höflinge beben. Zum Glück beruhigt sie Eines: nicht er schlägt sie ab, sondern Turgot. Die Königin ist vielleicht noch nicht Königin, und kann folglich an diesem Abend nicht den Einfluß haben, den sie morgen haben wird.

Im Jahr 1777 erlangt sie endlich den so sehr ersehnten Einfluß: die Königin wird Mutter; der König, der schon ein so guter König, ein so guter Gatte war, kann nun auch guter Vater werden.

Wird er derjenigen, welche der Krone einen Erben gegeben hat, etwas verweigern?

Und dann ist das noch nicht Alles: der König ist auch guter Bruder; man kennt die Anekdote von Beaumarchais, der dem Grafen von Provence geopfert wurde; und der König liebt nicht einmal den Grafen von Provence, weil er ein Pedant ist.

Dagegen liebt er sehr den Grafen d'Artois, diesen Typus von Geist, von Eleganz und französischem Adel.

Er liebt ihn so sehr, daß, wenn er zuweilen der Königin das, was sie fordert, abschlägt, der Graf

---

*) So heißt es im Original, aber entweder ist die Summe von drei Millionen ein Druckfehler, denn die Vergnügungen von Ludwig XV. kosteten bedeutend mehr, oder hätte es heißen sollen XVI. D. Uebers.

d'Artois sich nur mit der Königin zu verbinden braucht, und der König hat nicht mehr die Kraft, zu verweigern.

Es ist auch die Regierung der liebenswürdigen Männer. Herr von Calonne, einer der liebenswürdigsten Männer der Welt, ist Generalcontroleur; er hat zur Königin gesagt:

„Madame, wenn es möglich ist, so ist es geschehen; ist es unmöglich, so wird es sich machen.“

Von dem Tage an, wo diese reizende Antwort in den Salons von Paris und Versailles kreist, hat sich das rothe Buch, das man für geschlossen hielt, wieder geöffnet.

Die Königin kauft Saint-Cloud.

Der König kauft Rambouillet.

Der König hat nicht mehr Favoritinnen, sondern die Königin: die Damen Diane und Jules von Polignac kosten Frankreich so viel, als die Pompadour und die Dubarry.

Die Königin ist so gut!

Man schlägt eine Ersparniß an den großen Gehalten vor. Einige fügen sich darein. Doch ein Vertrauter des Hofes weigert sich hartnäckig, sich beschränken zu lassen: das ist Herr von Coigny. Der König entfliebt und sagt lachend am Abend:

„Wahrhaftig, ich glaube, wenn ich nicht nachgegeben hätte, Coigny würde mich geschlagen haben.“

Der König ist so gut!

Dann hängen die Geschicke eines Reiches von so Geringfügigem ab, vom Sporn eines Pagen zum Beispiel.

Ludwig XV. stirbt; wer wird der Nachfolger von Herrn von Aiguillon sein?

König Ludwig XVI. ist für Machaut. Machaut ist einer von den Ministern, die den schon wankenden Thron gestützt haben. Mesdames, das heißt, die Tanten des Königs, sind für Herrn von Maurepas, der so belustigend ist und so schöne Lieder macht. Er hat im Pontchartrain

drei Bände gemacht, die er seine Denkwürdigkeiten nennt.

Dies Alles ist eine Frage des Kirchthurmrennens. Wer wird zuerst ankommen? Der König und die Königin in Arnouville, oder Mesdames in Pontchartrain?

Der König hat die Gewalt in Händen, die Chanceen sind also für ihn.

Er schreibt in Eile:

Reisen Sie auf der Stelle nach Paris ab. Ich erwarte Sie.

Er steckt die Depesche in einen Umschlag und schreibt darauf:

An den Herrn Grafen von Machaut in Arnouville.

Ein Page vom großen Stall wird gerufen. Man übergibt ihm das königliche Schreiben und befiehlt ihm, mit verhängten Zügeln zu reiten.

Nun, da der Page abgegangen ist, kann der König Mesdames empfangen.

Mesdames, dieselben, die ihr Vater, wie wir in Balsamo gesehen, mit den drei außerordentlich aristokratischen Namen: Locque, Chiffe und Graille*) beehrt hatte; Mesdames warten vor der Thüre, der entgegengesetzt durch welche der Page abgeht, bis der Page abgegangen ist.

Sobald der Page abgegangen ist, können Mesdames eintreten.

Sie treten ein, und flehen den König zu Gunsten des Herrn Maurepas an, — dies Alles ist eine Zeitfrage — der König kann Mesdames nicht abweisen, der König ist so gut!

Er wird einwilligen, wenn der Page fern genug ist, daß man ihn nicht wieder erwischen kann.

Der König kämpft gegen Mesdames, die Augen auf die Pendeluhr gerichtet, — eine halbe Stunde

---

*) Loque, Fetzen, Chiffe ein dünner, schlechter Zeug, Graille, Krähe.

genügt ihm, — die Pendeluhr wird ihn nicht täuschen; es ist diejenige, welche er selbst richtet. Nach zwanzig Minuten gibt er nach.

„Man hole den Pagen zurück" sagte er, „und Alles wird abgemacht sein!"

Mesdames stürzten hinaus; man wird aufsitzen; man wird ein Pferd, zwei Pferde, zehn Pferde zu Tode reiten, aber den Pagen einholen.

Das ist unnütz, und man wird gar nichts zu Tode reiten.

Beim Hinabsteigen ist der Page an einer Stufe hängen geblieben und hat einen Sporn zerbrochen. Wie kann man mit verhängten Zügeln reiten, wenn man nur einen Sporen hat?

Uebrigens ist der Chevalier d'Abzac Chef des großen Stalles, und er, der die Aufsicht über die Couriere hat, ließe einen Courier nicht abgehen, wenn derselbe auf eine Weise abgehen müßte, welche dem königlichen Stall nicht Ehre machen würde.

Der Page wird also nur mit beiden Sporen abgehen.

Eine Folge hievon ist, daß man, statt den Pagen, mit verhängten Zügeln reitend, auf der Straße nach Arnouville einzuholen, ihn im Hofe des Stalles erwischen wird. Er saß nämlich im Sattel und war bereit, in tadellosem Anzug abzugehen.

Man nimmt ihm das Schreiben ab, man läßt den Text, der eben so gut für den Einen als für den Andern paßte. Nur, statt auf die Adresse zu schreiben: An Herrn von Machaut in Arnouville, schreiben Mesdames: An den Herrn Grafen von Maurepas in Pontchartrain.

Die Ehre des königlichen Stalls ist gerettet, doch die Monarchie ist verloren.

Mit Maurepas und Calonne geht Alles vortrefflich. Der Eine singt, der Andere bezahlt; dann, nach den Höflingen, kommen noch die Generalpächter, die ihren Dienst auch gut versehen.

Ludwig XIV. begann seine Regierung damit, daß er zwei Generalpächter auf den Rath von Colbert aufhängen ließ, wornach er Lavallière zur Geliebten nahm und Versailles baute. Lavallière kostete ihn nichts.

Doch Versailles, wo sie wohnen sollte, kostete ihn sehr viel.

Im Jahr 1685 sodann jagt man unter dem Vorwand, sie seien Protestanten, eine Million gewerbsfleißiger Menschen aus Frankreich.

1707, noch unter dem großen König, sagt auch Boisguilbert, von 1698 sprechend:

„Das ging noch in jener Zeit, in jener Zeit war noch Oel in der Lampe. Heute hat in Ermangelung von Stoff Alles ein Ende genommen.

Mein Gott, was wird man achtzig Jahre später sagen, wenn die Dubarry, die Polignac über dies Alles hingegangen sind? Nachdem man das Volk Wasser hat schwitzen lassen, wird man es Blut schwitzen lassen!

Und dies Alles mit so reizenden Formen.

Früher waren die Pächter hart, grob und kalt wie die Thüren der Gefängnisse, in welche sie ihre Opfer warfen.

Heute sind es Philanthropen. Mit einer Hand plündern sie allerdings das Volk, doch mit der andern bauen sie ihm Hospitäler.

Einer meiner Freunde, ein großer Finanzmann, hat mich versichert, von hundert und zwanzig Millionen, welche die Salzsteuer eintrug, haben die Pächter siebenzig für sich behalten.

In einer Versammlung, wo man die Ausgaben-Etats verlangte, sagte auch ein Rath, mit dem Wort spielend:

„Es sind nicht die besonderen Etats, was wir brauchen, sondern die General-Etats (Reichsstände)."

Der Funke fiel auf das Pulver, das Pulver entzündete sich und machte einen Brand.

Jeder wiederholte das Wort des Raths und die Reichsstände wurden mit großem Geschrei gerufen.

Der Hof bestimmte die Eröffnung der Reichsstände auf den 5. Mai 1789.

Am 24. August 1788 zog sich Herr von Brienne zurück. Das war auch Einer, der die Finanzen ziemlich leicht verwaltet hatte.

Doch bei seinem Rückzug gab er wenigstens einen ziemlich guten Rath: den, Necker zurückzurufen.

Necker trat wieder in das Ministerium ein, und man athmete voll Vertrauen.

Die große Frage der drei Ordnungen wurde indessen in ganz Frankreich verhandelt. Siéyès veröffentlichte seine bekannte Brochure über den dritten Stand.

Das Dauphiné, dessen Stände sich, trotz des Hofes, versammelten, entschied, daß die Vertretung des dritten Standes der der Geistlichkeit und des Adels gleich sein sollte.

Man bestimmte die Zusammenberufung der Notablen.

Diese Versammlung dauerte zwei und dreißig Tage, das heißt, vom 6. November bis 8. Dezember 1788.

Diesmal mischte sich Gott darein.

Wenn die Peitsche der Könige nicht genügt, so pfeift die Peitsche Gottes ihrerseits in der Luft und macht die Völker vorwärts schreiten.

Der Winter kam in Begleitung der Hungersnoth.

Der Hunger und die Kälte eröffneten die Thore des Jahres 1789.

Paris war voll von Truppen, die Straßen von Patrouillen.

Zwei oder dreimal wurden die Gewehre vor der Menge geladen, welche Hungers starb.

Waren die Gewehre geladen, und man sollte sich derselben bedienen, so geschah dies nicht.

Eines Morgens, am 26. April, fünf Tage vor der

Eröffnung der Reichsstände, ist ein Name in der Menge im Umlauf.

Dieser Name wird mit um so schwereren Flüchen begleitet, als es der eines reich gewordenen Arbeiters ist.

Reveillon, wie man versichert, Reveillon, der Director der berühmten Papierfabrik des Faubourg Saint-Antoine, Reveillon hat gesagt, man müsse die Taglöhne der Arbeiter um fünfzehn Sous erniedrigen.

Das war die Wahrheit.

Man fügte bei, der Hof wolle ihn mit dem schwarzen Bande, das heißt, mit dem Sanct-Michaelsorden decoriren.

Das war die Albernheit.

Es gibt immer ein albernes Gerücht bei den Aufständen. Und es ist merkwürdig, daß sie hauptsächlich durch dieses Gerücht sich rekrutiren, vergrößern, zur Revolution werden.

Das Volk macht einen Gliedermann, tauft ihn Reveillon, decorirt ihn mit dem schwarzen Bande, zündet ihn vor der Thüre von Reveillon selbst an, und verbrennt ihn vollends auf dem Platze des Stadthauses, vor den Augen der Municipalbehörden, die ihn brennen sehen.

Straflosigkeit macht die Menge kühn; sie verkündigt, nachdem sie an Reveillon im Bildniß Gerechtigkeit geübt habe, werde sie am andern Tag in Wirklichkeit Gerechtigkeit an ihm üben.

Das war ein Fehdebrief in allen Regeln an die Regierung gerichtet.

Man schickte dreißig Soldaten von der französischen Garde ab; aber es war nicht einmal die Regierung, die sie abschickte, sondern der Oberst, Herr von Biron. Die dreißig Soldaten waren Zeugen dieses großen Tumultes, den sie nicht verhindern konnten. Sie sahen zu, wie man die Fabrik plünderte, das Hausgeräthe zum Fenster hinauswarf, Alles zerbrach, Alles ver-

brannte. Mitten unter diesem Tumult wurden fünfhundert Louis d'or gestohlen.

Man trank den Wein der Keller, und als man keinen Wein mehr hatte, trank man die Farben der Fabrik, die man für Wein hielt.

Diese garstige Handlung nahm den ganzen Tag des 27. ein.

Man schickte den dreißig Mann einige Compagnien französische Garden zu Hülfe; sie schossen Anfangs blind und dann scharf. Mit den französischen Garden verbanden sich gegen Abend die Schweizer von Herrn von Bezenval.

Die Schweizer treiben keinen Scherz mit Revolutionen.

Die Schweizer vergaßen, daß sie Kugeln in ihren Patronen hatten, und da die Schweizer von Natur Schützen, und zwar gute Schützen sind, so blieben etliche und zwanzig Plünderer auf dem Platze.

Einige von ihnen hatten ihren Antheil an den erwähnten fünfhundert Louis d'or bei sich, welche aus dem Secretaire von Reveillon in die Tasche der Plünderer, und aus der Tasche der Plünderer in die der Schweizer übergingen.

Bezenval hatte Alles in seinem Namen gethan, unter seinen Hut genommen, wie man zu sagen pflegt.

Der König dankte ihm nicht und tadelte ihn nicht.

Wenn aber der König nicht dankt, so tadelt er.

Das Parlament eröffnete eine Untersuchung.

Der König schloß sie.

Der König war so gut!

Wer hatte das Volk so entzündet?

Niemand konnte es sagen.

Hat man nicht bisweilen bei großen Sommerhitzen Brände ohne Ursache entstehen sehen?

Man beschuldigte den Herzog von Orleans.

Die Beschuldigung war albern, sie fiel.

Am 29. war Paris vollkommen ruhig, oder schien es wenigstens zu sein.

Es kam der 1. Mai. Der König und die Königin begaben sich mit dem ganzen Hofstaate nach Notre Dame, um das Veni creator zu hören.

Man rief viel: „Es lebe der König!" und besonders: „Es lebe die Königin!"

Die Königin war so gut!

Das war der letzte Tag des Friedens.

Am andern Tag rief man etwas weniger: „Es lebe die Königin!" und etwas mehr: „Es lebe der Herzog von Orleans!"

Dieser Ruf verletzte sie ungemein, die arme Frau, welche den Herzog so sehr haßte, daß sie von ihm sagte, er sei ein Feiger.

Als ob es je einen Feigen unter den Orleans gegeben hätte, von Monsieur an, der die Schlacht bei Cassel gewann, bis zum Herzog von Chartres, der zum Gewinnen der Schlachten von Jemmapes und Valmy beitrug.

So viel ist gewiß, daß die arme Frau beinahe ohnmächtig geworden wäre; man unterstützte sie, als ihr Kopf sich neigte. Madame Campan erzählt die Sache in ihren Denkwürdigkeiten.

Doch dieser geneigte Kopf erhob sich wieder stolz und hoffärtig. Diejenigen, welche den Ausdruck dieses Kopfes sahen, waren auf immer davon geheilt, daß sie sagten: „Die Königin ist so gut!"

Es gibt drei Portraits von der Königin; das eine gemalt 1776, das andere 1784 und das dritte 1788.

Ich habe alle drei gesehen. Sehen Sie dieselben ebenfalls. Wenn sie je in einer Gallerie beisammen sind, so wird man die Geschichte von Marie Antoinette in diesen drei Portraits lesen. *)

---

*) Die drei Portraits sind in Versailles.

Die Vereinigung der drei Ordnungen, die eine Umarmung sein sollte, war eine Kriegserklärung.

„Drei Ordnungen!" sagte Siéyès, „nein, drei Nationen."

Am 3. Mai, am Tage vor der Messe des Heiligen-Geistes, empfing der König die Abgeordneten in Versailles.

Einige riethen ihm, die Herzlichkeit an die Stelle der Etiquette zu setzen.

Der König wollte nichts hören.

Er empfing die Geistlichkeit zuerst.

Den Adel sodann.

Und endlich den dritten Stand.

Der dritte Stand hatte lange gewartet.

Der dritte Stand murrte.

In den früheren Versammlungen sprach der dritte Stand auf den Knieen.

Es war nicht möglich, den Präsidenten des dritten Standes zum Knieen zu bewegen.

Man beschloß, der dritte Stand sollte keine Rede halten.

In der Sitzung vom 5. bedeckte sich der König.

Der Adel bedeckte sich.

Der dritte Stand wollte sich auch bedecken; doch der König entblößte sich wieder; er hielt lieber seinen Hut in der Hand, als daß er den dritten Stand vor sich bedeckt sah.

Am Mittwoch, den 10. Juni, trat Siéyès in die Versammlung. Er sah, daß sie beinahe gänzlich aus dem dritten Stande zusammengesetzt war.

Die Geistlichkeit und der Adel versammelten sich anderswo.

„Schneiden wir das Tau ab," sagte Siéyès, „es ist Zeit."

Und Siéyès schlug vor, den Adel und die Geistlichkeit zum Erscheinen in der unerstrecklichen Frist von einer Stunde aufzufordern.

Erscheinen sie nicht, so wird man die Abwesenden ausschließen.

Eine deutsche und eine Schweizer-Armee umgab Versailles. Eine Batterie schweres Geschütz war gegen die Versammlung aufgepflanzt.

Siéyès sieht nichts von Allem dem. Er sieht das Volk, das Hunger hat. Doch der dritte Stand, sagt man zu Siéyès, kann nicht allein die Stände bilden.

„Desto besser," erwiederte Siéyès, „er wird die National-Versammlung bilden.

Die Abwesenden erscheinen nicht; der Vorschlag des Abbé Siéyès wird angenommen; der dritte Stand nennt sich die **National-Versammlung** mit einer Majorität von vierhundert Stimmen.

Am 19. Juni besiehlt der König, daß der Saal, in dem die National-Versammlung ihre Sitzungen hält, geschlossen werden soll.

Doch um einen solchen Staatsstreich zu vollführen, bedarf der König eines Vorwandes.

Der Saal wird geschlossen, um darin die Vorbereitungen zu einer königlichen Sitzung zu treffen, welche am Montag stattfinden soll.

Am 29. Juni, um sieben Uhr Morgens, erfährt der Präsident der National-Versammlung, man werde an diesem Tag nicht zusammenkommen.

Um acht Uhr begibt er sich vor die Thüre des Saales mit einer großen Anzahl von Deputirten.

Die Thüren sind geschlossen, und es stehen Schildwachen davor.

Es regnet.

Man will die Thüren sprengen.

Die Wachen haben ihren Befehl und kreuzen die Bajonette.

Der Eine schlägt vor, sich auf der Place d'Armes zu versammeln.

Der Andere in Marly.

Guillotin schlägt das Ballhaus vor.

Guillotin!

Wie seltsam, daß es Guillotin ist, dessen Name mit Hinzufügung von einem e vier Jahre später so berühmt sein wird! Wie seltsam, daß es Guillotin ist, der das Ballhaus vorschlägt.

Das kahle, verwitterte, für alle vier Winde offene Ballhaus!

Das ist die Krippe der Schwester von Christus! Das ist die Wiege der Revolution.

Nur war Christus der Sohn einer Jungfrau.

Die Revolution war die Tochter einer geschändeten Nation.

Auf diese große Demonstration antwortete der König durch das königliche Wort: Veto!

Herr von Brézé wird zu den Rebellen abgeschickt, um ihnen zu befehlen, aus einander zu gehen. „Wir sind hier durch den Willen des Volks," spricht Mirabeau, „und wir werden nur mit dem Bajonett im Bauch weggehen."

Und nicht, wie man gesagt hat: „Nur durch die Gewalt der Bajonette." Warum ist immer hinter einem großen Mann ein kleiner Redekünstler, der die Worte verdirbt, unter dem Vorwand, sie zu ordnen.

Warum war dieser Redekünstler hinter Mirabeau im Ballhause?

Hinter Cambronne bei Waterloo?

Man überbrachte die Antwort dem König.

Er ging einige Zeit mit der Miene eines gelangweilten Menschen auf und ab.

„Sie wollen nicht gehen?" sagte er.

„Nein, Sire."

„Nun, dann lasse man sie."

Das Königthum beugte sich schon, wie man sieht, unter der Hand des Volks, und zwar sehr tief.

Vom 23. Juni bis zum 12. Juli schien Alles ziemlich ruhig, aber es war jene dumpfe, erstickende Ruhe, die dem Sturme vorhergeht.

Es war der böse Traum eines bösen Schlafes.

Am 11. faßt der König, durch die Königin, den Grafen d'Artois, die Polignac, die ganze Camarilla von Versailles angetrieben, einen Entschluß: er entläßt Necker. Am 12. gelangt die Nachricht nach Paris.

Man hat gesehen, welche Wirkung sie hervorbrachte. Am 13. Abends kam Billot an, um die Barrieren brennen zu sehen.

Am 13. Abends vertheidigte sich Paris; am 14. Morgens war Paris zum Angriff bereit.

Am 14. Morgens rief Billot: Nach der Bastille! — und drei tausend Menschen wiederholten nach Billot denselben Ruf, welcher der der ganzen Pariser Bevölkerung werden sollte.

Es gab nämlich ein Gebäude, das seit beinahe fünf Jahrhunderten auf der Brust Frankreichs lastete, wie der Stein der Hölle auf den Schultern von Sisyphus.

Nur hegte Frankreich weniger Vertrauen zu seinen Kräften, als der Titan, und hatte es nie versucht, die Last aufzuheben.

Dieses Gebäude, ein auf die Stirne von Paris gedrücktes Siegel der Feudalherrschaft, war die Bastille.

Der König war, wie Frau von Hausset sagte, zu gut, um einen Kopf abschlagen zu lassen.

Aber der König schickte in die Bastille.

Befand man sich einmal auf Befehl des Königs in der Bastille, so war ein Mensch vergessen, auf die Seite gebracht, begraben, vernichtet.

Er blieb hier, bis der König sich seiner erinnerte, und die Könige haben so viele neue Dinge, an die sie denken müssen, daß sie oft an die alten Dinge zu denken vergessen.

Ueberdies gab es in Frankreich nicht nur eine Bastille; es gab zwanzig Bastillen, die man das Fort-l'Evêque, Saint-Lazare, das Chatelet, die Conciergerie, Vincennes, das Schloß la Roche, das Schloß If, die Inseln Sainte-Marguerite, Pignerolles u. s. w. nannte.

Nur hieß die Festung der Porte Sainte-Antoine die **Bastille**, wie **Rom** die Stadt hieß.

Es war die vorzugsweise Bastille. Sie war für sich allein so viel werth als alle andern.

Beinahe ein Jahrhundert hindurch blieb das Gouvernement der Bastille in einer einzigen Familie.

Der Ahnherr dieser Auserwählten war Herr von Chateauneuf. Sein Sohn Lavrillière folgte ihm in seinem Posten. Seinem Sohne Lavrillière folgte sein Enkel Saint-Florentin. Die Dynastie erlosch im Jahre 1777.

Niemand kann sagen, welche Menge von geheimen Verhaftsbefehlen*) während dieser dreifachen Regierung, die zum großen Theil unter Ludwig XV. verlief, unterzeichnet wurde. Saint-Florentin allein unterzeichnete mehr als fünfzehn tausend.

Die Verhaftsbefehle warfen ein großes Einkommen ab.

Man verkaufte an Väter, die sich ihrer Söhne entledigen wollten.

Man verkaufte an Frauen, die sich ihrer Männer entledigen wollten.

Je schöner die Frauen waren, desto weniger kosteten die Verhaftsbefehle.

Das war dann zwischen ihnen und dem Minister nur ein Austausch von Artigkeiten.

Seit dem Ende der Regierung von Ludwig XIV. waren alle Staatsgefängnisse und besonders die Bastille in den Händen der Jesuiten. Man erinnert sich der Bedeutendsten unter den Gefangenen:

Die Eiserne Maske, Lauzun, Latude.

Die Jesuiten waren Beichtväter: zu größerer Sicherheit hörten sie die Beichte der Gefangenen.

Abermals zu größerer Sicherheit wurden die Ge-

---

*) Lettres de cachet.

fangenen, wenn sie starben, unter falschen Namen beerdigt.

Die Eiserne Maske beerdigte man, wie man sich erinnert, unter dem Namen Marchiali.

Sie war 45 Jahre im Gefängniß geblieben.

Lauzun blieb 14 Jahre darin.

Latude 30 Jahre.

Aber die Eiserne Maske und Lauzun hatten wenigstens große Verbrechen begangen.

Die Eiserne Maske, ein Bruder oder nicht von Ludwig XIV., glich, wie man versichert, dem König Ludwig XIV. zum Täuschen.

Es ist sehr unklug, es zu wagen, einem König zu gleichen.

Lauzun hätte beinahe oder hatte sogar wirklich die Groß-Mademoiselle geheirathet.

Es ist sehr unklug, es zu wagen, die Nichte von Ludwig XIII., die Enkelin von König Heinrich IV., zu heirathen.

Doch Latude, der arme Teufel, was hatte er gethan?

Er hatte es gewagt, sich in Mlle. Poisson, Dame von Pompadour, die Maitresse des Königs, zu verlieben.

Er hatte es gewagt, ihr ein Billet zu schreiben, und dieses Billet, das eine biedere Frau demjenigen, welcher es geschrieben, zurückgeschickt haben würde, wird von Frau von Pompadour an Herrn von Sartines geschickt.

Und verhaftet, flüchtig, gefangen und abermals gefangen, bleibt Latude dreißig Jahre unter Schloß und Riegel der Bastille, von Vincennes und Bicêtre.

Nicht umsonst war also die Bastille gehaßt.

Das Volk haßte sie als eine lebendige Sache, es hatte daraus eine von jenen riesigen Tarasquen*) eines

*) Tarasque oder Terasque, der Name, den man in Tarascon der Darstellung eines Ungeheuers gibt, das die heilige Martha mit ihrem

von den Thieren des Gevaudan gemacht, welche unbarmherzig die Menschen verschlingen.

Man begreift auch den Schmerz des armen Sebastian Gilbert, als er erfuhr, sein Vater sei in der Bastille.

Man begreift die Ueberzeugung von Billot, der Doctor würde nicht mehr aus dem Gefängniß kommen, wenn man ihn nicht mit Gewalt daraus befreite.

Man begreift die wüthende Begeisterung des Volkes, als Billot rief: Nach der Bastille!

Nur war es, wie die Soldaten gesagt hatten, etwas Wahnsinniges, diese Idee, man könnte die Bastille nehmen.

Die Bastille hatte Proviant, eine Garnison, Artillerie.

Die Bastille hatte Mauern von funfzehn Fuß an ihrer Firste, von vierzig an ihrer Base.

Die Bastille hatte einen Gouverneur, der Herr de Launay hieß, der dreihundert Centner Pulver in die Keller hatte bringen lassen, der versprochen hatte, im Falle eines Handstreichs die Bastille und mit ihr die Hälfte des Faubourg Saint Antoine in die Luft zu sprengen.

XIV.

Die drei Gewalten Frankreichs.

Billot zog immer weiter, doch er war es nicht mehr, der schrie. Von seinem martialischen Gesicht eingenommen, erkannte die Menge in diesem Mann einen der Ihrigen; die Menge, die seine Worte und

---

Strumpfband erwürgt haben soll, und das in Procession in dieser Stadt umhergetragen wird.

Der Uebersetzer.

seine Handlung auslegte, folgte ihm immer mehr anwachsend, wie die Wellen der steigenden Fluth.

Hinter Billot, als er auf den Quai Saint-Michel gelangte, waren mehr als dreitausend mit Säbeln, Aexten, Piken und Schießgewehren bewaffnete Männer.

Alle Welt schrie: Nach der Bastille! nach der Bastille!

Billot zog sich in sich selbst zurück. Die Betrachtungen, die wir am Ende des vorhergehenden Kapitels angestellt haben, er machte sie ebenfalls, und allmälig fiel der ganze Dunst seiner fieberhaften Exaltation.

Da sah er klar in seinem Geiste.

Das Unternehmen war groß, erhaben, aber unsinnig. Das war leicht zu begreifen nach den bestürzten und ironischen Physiognomien, auf denen sich der Eindruck des Rufes: Nach der Bastille, wiederspiegelte.

Doch sein Entschluß stand um so fester.

Nur begriff er, daß er Müttern, Frauen, Kindern für das Leben aller dieser Männer verantwortlich war, die ihm folgten, und er wollte daher alle mögliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen.

Billot fing also damit an, daß er seine Leute nach dem Platz vor dem Stadthause führte.

Hier ernannte er einen Lieutenant und Officiere, Hunde, um die Herde zusammenzuhalten.

Ah! dachte Billot, „es gibt eine Gewalt in Frankreich, es gibt zwei, es gibt sogar drei.

„Berathen wir uns."

Er trat nun in das Stadthaus ein und fragte, wer der Vorstand der Municipalität sei.

Man antwortete ihm, es sei der Stadtvogt, Herr von Flesselles.

„Ah! ah!" sagte er mit einer durchaus nicht zufriedenen Miene, „Herr von Flesselles, ein Adeliger, das heißt, ein Feind des Volks."

„Nein," erwiederte man ihm, „ein Mann von Geist."

Billot stieg die Treppe des Stadthauses hinauf.

Im Vorzimmer traf er einen Rathsdiener.

„Ich will Herrn von Flesselles sprechen,“ sagte Billot, als er bemerkte, daß der Rathsdiener auf ihn zutrat, um ihn zu fragen, was er wünsche.

„Unmöglich,“ antwortete der Rathsdiener; „er ist damit beschäftigt, daß er die Cadres einer Bürgermiliz vervollständigt, welche die Stadt in diesem Augenblicke organisirt.“

„Das kommt vortrefflich; ich organisire auch eine Miliz, und da ich schon dreitausend eingereihte Leute habe, so bin ich so viel werth, als Herr von Flesselles, der keinen Mann auf den Beinen hat. Lassen Sie mich also mit Herrn von Flesselles sprechen, und zwar auf der Stelle. Oh! schauen Sie zum Fenster hinaus, wenn Sie wollen.“

Der Rathsdiener warf in der That einen raschen Blick auf die Quais und gewahrte die Leute von Billot. Er beeilte sich daher, dem Stadtvogt Meldung zu machen und ihm gleichsam als Nachschrift zu seiner Botschaft die fraglichen dreitausend Mann zu zeigen.

Dies flößte dem Stadtvogt eine Art von Achtung für denjenigen ein, der mit ihm sprechen wollte; er verließ den Rath, kam in das Vorzimmer und suchte mit den Augen. Bald erblickte er Billot, errieth ihn und lächelte.

„Sie verlangen nach mir?“ sagte er.

„Sie sind Herr von Flesselles, der Stadtvogt?“ erwiederte Billot.

„Ja, mein Herr. Was steht zu Ihren Diensten? Beeilen Sie sich nur, denn mein Kopf ist sehr in Anspruch genommen.“

„Herr Stadtvogt, wie viel gibt es Gewalten in Frankreich?“

„Ei! je nachdem Sie das verstehen, mein lieber Herr,“ antwortete von Flesselles.

„Sagen Sie, wie Sie es selbst verstehen.“

„Wenn Sie Herrn Bailly fragen, so wird er Ihnen sagen, es gebe nur eine, die Nationalversammlung; wenn Sie Herrn von Dreux=Brézé fragen, so wird er Ihnen sagen, es gebe nur eine, den König."

„Und Sie, Herr Stadtvogt, welches ist unter diesen zwei Meinungen die Ihrige?"

„Meine Meinung ist auch, daß es in diesem Augenblicke nur eine gibt."

„Die Nationalversammlung oder der König?" fragte Billot.

„Weder die eine, noch der andere; die Nation," erwiederte Herr von Flesselles, sein Jabot zerknitternd.

„Ah! ah! die Nation!" rief der Pächter.

„Ja, nämlich diese Herren, welche unten auf dem Platze mit Messern und Spießen warten; die Nation, das heißt für mich alle Welt."

„Sie könnten wohl Recht haben, Herr von Flesselles," sprach Billot, „und nicht mit Unrecht hat man mir gesagt, Sie seien ein Mann von Geist."

Herr von Flesselles verbeugte sich.

„An welche von diesen drei Gewalten gedenken Sie zu appelliren, mein Herr?" fragte Flesselles.

„Bei meiner Treue," erwiederte Billot, „ich glaube, das Einfachste, wenn man etwas Wichtiges zu verlangen hat, ist, daß man sich an den guten Gott wendet, und nicht an seine Heiligen."

„Damit wollen Sie sagen, daß Sie sich an den König wenden wollen?"

„Ich habe große Lust."

„Wäre es unbescheiden, zu fragen, was Sie von dem König zu verlangen gedenken?"

„Die Freiheit des Doctor Gilbert, der in der Bastille ist."

„Des Doctor Gilbert?" fragte Flesselles hochmüthig, „ist das nicht ein Brochurenmacher?"

„Sagen Sie ein Philosoph, mein Herr."

„Das ist ganz das Gleiche, mein lieber Herr. Ich

glaube, daß Sie wenig Aussichten haben, eine solche Sache vom König zu erlangen."

„Und warum?"

„Einmal, weil der König, wenn er den Doctor Gilbert in die Bastille stecken ließ, seine Gründe hiefür haben mußte!"

„Gut! er wird mir seine Gründe angeben, und ich werde ihm die meinigen angeben."

„Mein lieber Herr Billot, der König ist sehr beschäftigt und wird Sie nicht einmal empfangen."

„Oh! wenn er mich nicht empfängt, so werde ich wohl Mittel finden, ohne seine Erlaubniß hineinzukommen."

„Sind Sie einmal innen, so werden Sie Herrn von Dreux-Brézé treffen, der Sie vor die Thür werfen läßt."

„Der mich vor die Thür werfen läßt?"

„Ja, er hat dies mit der Nationalversammlung in Masse thun wollen; allerdings ist es ihm nicht gelungen; doch das ist ein Grund mehr, daß er wüthet und seine Genugthuung an Ihnen nimmt."

„Gut, dann wende ich mich an die Nationalversammlung."

„Der Weg nach Versailles ist abgeschnitten."

„Ich werde mit meinen dreitausend Mann gehen."

„Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Herr. Sie finden auf der Straße vier bis fünftausend Schweizer und zwei bis dreitausend Oesterreicher, die nur einen Mund voll aus Ihnen und Ihren dreitausend Leuten machen, und in einem Augenblicke sind Sie verschlungen."

„Ah! Teufel, was soll ich dann machen!"

„Machen Sie, was Sie wollen; thun Sie mir aber den Gefallen, Ihre dreitausend Mann wegzuführen, welche mit ihren Hellebarden auf das Pflaster stoßen und rauchen. Es sind siebenzig bis achtzig Centner Pulver in unseren Kellern, und ein Funke kann uns in die Luft sprengen."

„Wenn es so ist, so werde ich mich weder an den König, noch an die Nationalversammlung, sondern an die Nation wenden, und wir nehmen die Bastille.“

„Womit?“

„Mit den achtzig Centnern Pulver, die Sie mir geben werden, Herr Stadtvogt.“

„Ah! wahrhaftig?“ sagte Flesselles mit spöttischem Tone.

„Es ist so, mein Herr. Die Schlüssel zu den Gewölben, wenn ich bitten darf.“

„Wie! scherzen Sie?“ sagte der Stadtvogt.

„Nein, mein Herr, ich scherze nicht,“ sprach Billot.

Und er packte Flesselles mit beiden Händen an seinem Rockkragen und fügte bei:

„Die Schlüssel, oder ich rufe meine Leute.“

Flesselles wurde bleich wie der Tod. Seine Lippen und seine Zähne preßten sich krampfhaft zusammen; doch ohne daß die Stimme die geringste Veränderung erlitt, ohne daß er einen Augenblick von dem spöttischen Ton abließ, den er angenommen hatte, erwiederte er:

„Mein Herr, Sie leisten mir im Ganzen einen Dienst, wenn Sie mich von diesem Pulver befreien. Ich werde Ihnen also die Schlüssel nach Ihrem Wunsche zustellen lassen. Nur vergessen Sie nicht, daß ich Ihre erste Obrigkeit bin, und daß Sie, wenn Sie das Unglück hätten, mir vor der Welt das zu thun, was Sie mir unter vier Augen gethan haben, eine Stunde nachher von den Wachen der Stadt gehängt wären. Sie beharren also dabei, daß Sie dieses Pulver haben wollen?“

„Ich beharre dabei,“ sprach Billot.

„Und Sie werden es selbst austheilen?“

„Ich selbst.“

„Wann dies?“

„Auf der Stelle.“

„Verzeihen Sie, verständigen wir uns; ich habe hier noch ungefähr eine Viertelstunde zu thun, und es

wäre mir, wenn es Ihnen gleichgültig ist, lieber, wenn die Vertheilung erst anfinge, nachdem ich weggegangen bin. Man hat mir prophezeit, ich werde eines gewaltsamen Todes sterben; ich gestehe aber, ich habe einen Widerwillen dagegen, daß ich in die Luft gesprengt werde."

„Gut, in einer Viertelstunde also. Doch nun eine Bitte von meiner Seite."

„Welche?"

„Treten wir Beide an dieses Fenster."

„Wozu?"

„Ich will Sie beim Volke beliebt machen."

„Großen Dank; und auf welche Art?"

„Sie werden es sehen."

Billot führte den Stadtvogt an's Fenster.

„Freunde," sprach er, „nicht wahr, Ihr wollt die Bastille immer noch nehmen?"

„Ja! ja! ja!" riefen drei- bis viertausend Stimmen.

„Aber nicht wahr, es fehlt Euch an Pulver?"

„Ja! Pulver! Pulver!"

„Seht, hier ist der Herr Stadtvogt, der die Güte haben will, uns das zu geben, welches in den Gewölben des Stadthauses ist. Dankt ihm, meine Freunde!"

„Es lebe der Herr Stadtvogt! Es lebe Herr von Flesselles!" brüllte die Menge.

„Ich danke! ich danke für mich, ich danke für ihn!" rief Billot.

Dann wandte er sich gegen den Stadtvogt um und sprach:

„Mein Herr, nun brauche ich Sie weder mehr unter vier Augen, noch vor aller Welt am Kragen zu nehmen, denn wenn Sie mir das Pulver nicht geben, so wird Sie die Nation, wie Sie das nennen, in Stücke zerhauen."

„Hier sind die Schlüssel, mein Herr," sagte der

Stadtvogt, „Sie haben eine Art, zu bitten, welche keine Weigerung zuläßt."

„In diesem Fall ermuthigen Sie mich," erwiederte Billot, der in seinem Innern einen Plan zur Reife zu bringen schien.

„Ah! Teufel! sollten Sie noch etwas von mir zu verlangen haben?"

„Ja. Kennen Sie den Gouverneur der Bastille?"

„Herrn de Launay?"

„Ich weiß nicht, wie er heißt."

„Er heißt Herr de Launay?"

„Gut. Kennen Sie Herrn de Launay?"

„Es ist einer meiner Freunde."

„Dann müssen Sie wünschen, daß ihm kein Unglück widerfahre."

„Ich wünsche es in der That."

„Nun denn, ein Mittel, daß ihm kein Unglück widerfahre, ist, daß er mir die Bastille, oder wenigstens den Doctor übergibt."

„Nicht wahr, Sie hoffen nicht, ich werde den Einfluß haben, ihn zu bewegen, Ihnen seinen Gefangenen oder die Festung zu übergeben?"

„Das ist meine Sache; ich bitte Sie nur um meine Einführung bei ihm."

„Mein lieber Herr Billot, ich sage Ihnen zum Voraus, daß Sie, wenn Sie in die Bastille hineinkommen, nur allein hineinkommen werden."

„Sehr gut."

„Ich sage Ihnen ferner, daß Sie, wenn Sie in die Bastille hineinkommen, vielleicht nicht mehr herauskommen werden."

„Vortrefflich."

„Ich will Ihnen einen Einlaßschein für die Bastille geben, doch nur unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Daß Sie nicht morgen bei mir erscheinen und von mir einen Einlaßschein für den Mond verlangen.

Ich sage Ihnen, daß ich in jener Welt Niemand kenne."

„Flesselles! Flesselles!" sprach eine dumpfe, mürrische Stimme hinter dem Stadtvogt. „Wenn Du fortfährst, zwei Gesichter zu haben, eines, das den Aristokraten, ein anderes, das dem Volke zulächelt, so wird vielleicht zwischen jetzt und morgen ein Passirschein für jene Welt, aus der Niemand mehr zurückkommt, für Dich unterzeichnet sein."

Der Stadtvogt wandte sich bebend um.

„Wer spricht so?" sagte er.

„Ich, Marat."

„Marat, der Philosoph, Marat, der Arzt!" rief Billot.

„Ja," antwortete dieselbe Stimme.

„Ja, Marat, der Philosoph, Marat, der Arzt," sagte Flesselles, „welcher in letzter Eigenschaft bemüht sein müßte, die Narren zu heilen, was für ihn ein Mittel wäre, heute eine große Anzahl von Kunden zu haben."

„Herr von Flesselles," erwiederte der finstere Redner, „dieser brave Mann verlangt von Ihnen einen Einlaßschein für Herrn de Launay. Ich bemerke Ihnen, daß nicht nur er auf Sie wartet, sondern daß auch dreitausend Menschen auf ihn warten."

„Es ist gut, mein Herr, er soll ihn haben."

Flesselles trat an seinen Tisch, fuhr mit einer Hand über seine Stirne, ergriff mit der andern eine Feder und schrieb rasch ein paar Zeilen.

„Hier ist Ihr Einlaßschein," sprach er, Billot das Papier reichend.

„Lesen Sie," sagte Marat.

„Ich kann nicht lesen."

„Nun, so geben Sie, ich werde lesen."

Billot reichte das Papier Marat.

Der Einlaßschein war in folgenden Worten abgefaßt:

„Herr Gouverneur,

„Wir, der Vogt der Stadt Paris, schicken Ihnen Herrn Billot, um sich mit Ihnen über die Interessen genannter Stadt zu bereden.

14. Juli 1789.

Von Flesselles."

„Gut," sagte Billot, „geben Sie."

„Sie finden diesen Einlaßschein gut so?" fragte Marat.

„Allerdings."

„Warten Sie; der Herr Stadtvogt wird eine Nachschrift beifügen, die ihn noch besser machen soll.

Und er näherte sich Herrn von Flesseles, der, die Faust auf den Tisch gestützt, stehen geblieben war und mit einer hochmüthigen Miene sowohl die zwei Männer, mit denen er es hauptsächlich zu thun hatte, als einen dritten halbnackten betrachtete, welcher, auf einen Musketon gelehnt, bei der Thüre erschien.

Dieser Dritte war Pitou; er war seinem Herrn gefolgt und hielt sich bereit, den Befehlen des Pächters zu gehorchen, welche es auch sein möchten.

„Mein Herr," sagte Marat zu Flesselles, „die Nachschrift, die Sie beifügen werden und die den Einlaßschein besser machen soll, ist folgende."

„Sprechen Sie, Herr Marat."

Marat legte das Papier auf den Tisch, bezeichnete mit dem Finger den Platz, wohin der Stadtvogt die verlangte Nachschrift setzen sollte, und sagte:

„Da der Bürger Billot den Charakter eines Parlamentärs hat, so anvertraue ich sein Leben Ihrer Ehre."

Flesselles schaute Marat wie ein Mensch an, der mehr Lust hatte, dieses platte Gesicht mit einem Faustschlag zu zermalmen, als zu thun, was es forderte.

„Sollten Sie zögern, mein Herr?" fragte Marat.

„Nein," erwiederte Flesselles; „denn im Ganzen verlangen Sie nur etwas Gerechtes von mir."

Und er schrieb die verlangte Nachschrift.

„Doch, meine Herren," sagte er, „merken Sie wohl: ich stehe nicht für die Sicherheit von Herrn Billot."

„Und ich, ich stehe dafür," sprach Marat, indem er ihm das Papier aus den Händen zog, „denn Ihre Freiheit ist da, um für die seinige zu haften, Ihr Kopf, um für seinen Kopf zu haften. Braver Billot, hier haben Sie Ihren Einlaßschein."

„Labrie!" rief Herr von Flesselles, „Labrie!"

Ein Lackei in großer Livree trat ein.

„Meinen Wagen!" sprach er.

„Er erwartet den Herrn Stadtvogt im Hofe."

„Gehen wir hinab!" sagte der Stadtvogt. „Sie wünschen nichts Anderes, meine Herren?"

„Nein!" antworteten gleichzeitig Billot und Marat.

„Soll ich ihn durchlassen?" fragte Piton.

„Mein Freund," sprach Flesselles, „ich muß Ihnen bemerken, daß Sie ein wenig zu unanständig gekleidet sind, um die Wache vor der Thüre meines Zimmers zu beziehen. Wenn Sie durchaus hier bleiben wollen, so drehen Sie wenigstens Ihre Patrontasche nach vorne und lehnen Sie das Hintertheil an die Wand an."

„Soll ich ihn durchlassen?" wiederholte Pitou, indem er Herrn von Flesselles mit einer Miene anschaute, welche besagte, er finde nur wenig Geschmack an dem Scherz, dessen Gegenstand er gewesen.

„Ja," antwortete Billot.

Pitou trat auf die Seite.

„Sie haben vielleicht Unrecht gehabt, diesen Mann gehen zu lassen," sprach Marat; „das war ein vortrefflicher Geißel zum Behalten; doch in jedem Fall, wo immer er auch sein mag, seien Sie unbesorgt, ich werde ihn wiederfinden."

„Labrie!" sagte der Stadtvogt, während er in seinen Wagen stieg, „man wird sogleich hier Pulver austheilen. Sollte das Stadthaus in die Luft springen,

so möchte ich nicht gern Spritzer bekommen. „Aus dem Bereiche, Labrie, aus dem Bereiche!“

Der Wagen rollte unter das Gewölbe und erschien auf dem Platz, wo vier- bis fünftausend Menschen murrten und tobten.

Flesselles befürchtete, man würde seinen Abgang, der ebenso wohl auch eine Flucht sein konnte, übel deuten. Er legte sich mit dem halben Leib über den Wagenschlag hinaus und rief dem Kutscher zu:

„Zur Nationalversammlung!“

Was ihm von Seiten der Menge eine colossale Salve von Beifallsgeschrei eintrug.

Marat und Billot waren auf dem Balcon und hatten die letzten Worte von Flesselles gehört.

„Meinen Kopf gegen den seinigen, er geht nicht in die Nationalversammlung, sondern zum König,“ sagte Marat.

„Soll ich ihn verhaften lassen?“ fragte Billot.

„Nein,“ erwiederte Marat mit seinem häßlichen Lächeln. „Seien Sie unbesorgt, so schnell er auch gehen mag, wir werden noch schneller gehen, als er. Nun zum Pulver!“

„Ja, zum Pulver!“ sagte Billot.

Hierauf gingen Beide, gefolgt von Pitou, hinab.

XV.

Herr de Launay, Gouverneur der Bastille.

Es waren, wie Herr von Flesselles gesagt hatte, achtzig Centner Pulver in den Gewölben des Stadthauses.

Marat und Billot traten in das erste Gewölbe mit einer Laterne ein, die sie an der Decke aufhingen. Pitou bezog die Wache vor der Thüre. Das

Pulver war in Fäßchen, von denen jedes ungefähr fünfundzwanzig Pfund enthielt. Man stellte Leute auf der Treppe auf. Diese Leute bildeten eine Kette, und man begann den Transport der Fäßchen.

Es fand einen Augenblick eine Verwirrung statt. Man wußte nicht, ob Pulver für alles Volk da war, und Jeder stürzte hinzu, um seinen Theil zu nehmen. Den von Billot ernannten Chefs gelang es jedoch, sich Gehör zu verschaffen, und die Vertheilung nahm ihren Fortgang mit einer gewissen Ordnung.

Jeder Bürger bekam ein halbes Pfund Pulver, ungefähr also hinreichend für dreißig bis vierzig Schüsse.

Als Jeder das Pulver hatte, bemerkte man, daß die Flinten fehlten: kaum fünfhundert Mann waren bewaffnet.

Während die Austheilung fortgesetzt wurde, ging ein Haufen von dieser wüthenden Bevölkerung in das Zimmer hinauf, wo die Wähler ihre Sitzungen hielten. Sie waren beschäftigt, die Nationalgarde zu organisiren, von der der Rathsdiener ein Wort zu Billot gesagt hatte. Man hatte decretirt, diese Miliz sollte achtundvierzigtausend Mann stark werden. Diese Miliz bestand bis jetzt nur im Decret, und schon stritt man sich über die Ernennung des Generals.

Mitten unter dieser Verhandlung bestürmte das Volk das Stadthaus. Es hatte sich ganz allein organisirt. Es verlangte zu marschiren, und es fehlte ihm nur an Waffen.

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch eines Wagens, der hereinfuhr. Es war der Stadtvogt, welchen man, obgleich er den Befehl des Königs, der ihn nach Versailles berief, vorgezeigt, nicht hatte wollen passiren lassen und mit Gewalt nach dem Stadthause zurückbrachte.

„Waffen! Waffen!“ rief man von allen Seiten, als man ihn erblickte.

„Waffen,“ sagte er, „ich habe keine, doch im Arsenal muß es geben.“

„Nach dem Arsenal! nach dem Arsenal!“ rief die Menge.

Und fünf= bis sechstausend Menschen stürzten nach dem Quai de la Grève. Das Arsenal war leer. Sie kehrten um und brüllten:

„Nach dem Stadthaus!“

Der Stadtvogt besaß keine Waffen oder wollte vielmehr keine geben. Durch das Volk bedrängt, hatte er den Gedanken, sie zu den Chartreux zu schicken.

Die Chartreux öffneten ihre Thore; man suchte überall, fand aber keine Taschenpistole.

Während dieser Zeit machte Flesselles, als er erfuhr, Billot und Marat seien noch in den Gewölben des Stadthauses und theilen das Pulver aus, den Vorschlag, eine Deputation von Wählern an Herrn de Launay zu schicken und bei ihm darauf anzutragen, daß er seine Kanonen verschwinden lasse.

Was am Tage zuvor die Menge am Grausamsten brüllen gemacht hatte, waren die Kanonen, welche ihren Hals durch die Zinnen hervorstreckten. Flesselles hoffte, wenn man sie verschwinden lasse, so werde sich das Volk mit dieser Einräumung begnügen und sich zufrieden zurückziehen.

Die Deputation war eben abgegangen, als das Volk wüthend zurückkehrte.

Als Billot und Marat die Schreie vernahmen, die es ausstieß, gingen sie in den Hof hinauf.

Flesselles suchte von einem inneren Balcon herab das Volk zu beschwichtigen. Er schlug ein Decret vor, das die Districte ermächtigen sollte, fünfzigtausend Piken schmieden zu lassen.

Das Volk war bereit, dies anzunehmen.

„Dieser Mensch verräth offenbar,“ sagte Marat.

Dann wandte er sich gegen Billot und sprach:

„Thun Sie in der Bastille, was Sie dort zu thun

haben. In einer Stunde schicke ich Ihnen dahin zwanzigtausend Mann, jeden mit einem Gewehr."

Billot hatte mit dem ersten Blick großes Zutrauen zu diesem Manne gefaßt, dessen Name schon so populär war, daß er bis zu ihm gedrungen. Er fragte ihn nicht einmal, wie er sich dieselben zu verschaffen gedenke. Ein Abbé war da, der die allgemeine Begeisterung theilte und wie alle Welt: Nach der Bastille! schrie. Billot liebte die Abbés nicht; doch dieser gefiel ihm. Er beauftragte ihn, die Austheilung fortzusetzen; der wackere Abbé willigte ein.

Da stellte sich Marat auf einen Weichstein. Es fand ein entsetzlicher Tumult statt.

„Stille," sagte er, „ich bin Marat und will sprechen.

Jeder schwieg wie durch einen Zauber, und Aller Augen wandten sich nach dem Redner.

„Wollt Ihr Waffen?" sagte er.

„Ja! ja!" antworteten Tausende von Stimmen.

„Um die Bastille zu nehmen?"

„Ja! ja! ja!"

„Wohl! so kommt mit mir, und Ihr sollt haben."

„Wo dies?"

„Im Invalidenhause sind zwanzigtausend Flinten. Zu den Invaliden!"

„Zu den Invaliden! zu den Invaliden!" riefen alle Stimmen.

„Nun, werden Sie nach der Bastille gehen?" sagte Marat zu Billot, der Pitou gerufen hatte.

„Ja."

„Warten Sie. Sie können vor der Ankunft meiner Leute der Hülfe bedürfen."

„In der That, das ist möglich," erwiederte Billot.

Marat riß ein Blatt aus einer kleinen Brieftasche und schrieb mit Bleistift die zwei Worte:

Von Marat.

Dann fügte er auf dem Papier ein Zeichen bei.

„Nun!“ fragte Billot, „was soll ich mit diesem Zettel machen, da weder der Name, noch die Adresse desjenigen, welchem ich es übergeben soll, darauf steht?“

„Was die Adresse betrifft, so hat der, an welchen ich Sie empfehle, keine; was seinen Namen betrifft . . . er ist wohlbekannt. Fragen Sie den ersten, den besten Arbeiter, dem Sie begegnen, nach Gonchon, dem Mirabeau des Volkes.“

„Gonchon, Du wirst Dich dieses Namens erinnern, Pitou.“

„Goncho oder Gonchonius,“ sagte Pitou, „ich werde mich erinnern.“

„Zu den Invaliden! zu den Invaliden!“ brüllten die Stimmen mit wachsender Wildheit.

„Vorwärts!“ sprach Marat zu Billot, „und der Genius der Freiheit gehe Dir voran.“

„Zu den Invaliden!“ rief nun Marat selbst.

Und er zog, von mehr als zwanzigtausend Menschen gefolgt, den Quai de Gèvres hinab.

Billot nahm in seinem Gefolge fünf bis sechshundert mit. Das waren diejenigen, welche Gewehre hatten.

In dem Augenblick, wo der Eine am Fluß abwärts zog, während der Andere gegen das Boulevard hinaufstieg, stellte sich der Stadtvogt an ein Fenster und sprach:

„Meine Freunde, warum sehe ich an Euren Hüten die grüne Cocarde?“

Das war das Lindenblatt von Camille Desmoulins, das Viele aufgesteckt hatten, weil sie es Andere aufstecken sahen, doch ohne nur zu wissen, was sie thaten.

„Hoffnung! Hoffnung!“ riefen einige Stimmen.

„Ja; doch die Farbe der Hoffnung ist zugleich die des Grafen d'Artois. Wollt Ihr das Aussehen haben, als träget Ihr die Livree eines Prinzen?“

„Nein, nein,“ riefen im Chor alle Stimmen und von Billot über allen.

„Nun denn! so wechselt diese Cocarde, und wenn Ihr eine Livree tragen wollt, so sei es wenigstens die der Stadt Paris, der Mutter von uns Allen — Blau und Roth, Freunde, Blau und Roth." *)

„Ja, ja," riefen alle Stimmen, „Blau und Roth."

Bei diesen Worten tritt jeder seine grüne Cocarde mit den Füßen, Jeder verlangt Bänder; da öffnen sich wie durch einen Zauber die Fenster, und es regnet rothe und blaue Bänder in Strömen.

Die Schürzen, die seidenen Kleider, die Halstücher, die Vorhänge werden zerstückt und in Fetzen zerrissen; ihre Fragmente bilden sich zu Knoten, zu Rosetten, zu Schärpen. Jeder nimmt seinen Theil davon.

Wonach das kleine Heer von Billot sich wieder in Marsch setzte.

Unter Weges rekrutirte es sich: alle Arterien des Faubourg Saint-Antoine schickten ihm, als es vorüber marschirte, zu, was sie Heißestes und Lebhaftestes an Volksblut hatten.

Man gelangte in ziemlich guter Ordnung zur Höhe der Rue Lesdiguières, wo schon eine Masse von Neugierigen, die Einen schüchtern, die Andern ruhig, wieder Andere übermüthig, die von einer glühenden Sonne verzehrten Thürme der Bastille anschauten.

Die Ankunft der Trommler des Volks vom Faubourg Saint-Antoine her;

Die Ankunft von hundert französischen Garden vom Boulevard;

Die Ankunft von Billot und seinem Haufen, der

*) Später machte Lafayette die Bemerkung, Blau und Roth seien auch die Farbe des Hauses Orleans, und fügte die weiße Farbe bei, indem er zu denen, welche sie annahmen, sagte: „Ich gebe Euch eine Cocarde, welche die Reise um die Welt machen wird."

„Nun!“ fragte Billot, „was soll ich mit diesem Zettel machen, da weder der Name, noch die Adresse desjenigen, welchem ich es übergeben soll, darauf steht?“

„Was die Adresse betrifft, so hat der, an welchen ich Sie empfehle, keine; was seinen Namen betrifft... er ist wohlbekannt. Fragen Sie den ersten, den besten Arbeiter, dem Sie begegnen, nach Gonchon, dem Mirabeau des Volkes.“

„Gonchon, Du wirst Dich dieses Namens erinnern, Pitou.“

„Goncho oder Gonchonius,“ sagte Pitou, „ich werde mich erinnern.“

„Zu den Invaliden! zu den Invaliden!“ brüllten die Stimmen mit wachsender Wildheit.

„Vorwärts!“ sprach Marat zu Billot, „und der Genius der Freiheit gehe Dir voran.“

„Zu den Invaliden!“ rief nun Marat selbst.

Und er zog, von mehr als zwanzigtausend Menschen gefolgt, den Quai de Gèvres hinab.

Billot nahm in seinem Gefolge fünf bis sechshundert mit. Das waren diejenigen, welche Gewehre hatten.

In dem Augenblick, wo der Eine am Fluß abwärts zog, während der Andere gegen das Boulevard hinaufstieg, stellte sich der Stadtvogt an ein Fenster und sprach:

„Meine Freunde, warum sehe ich an Euren Hüten die grüne Cocarde?“

Das war das Lindenblatt von Camille Desmoulins, das Viele aufgesteckt hatten, weil sie es Andere aufstecken sahen, doch ohne nur zu wissen, was sie thaten.

„Hoffnung! Hoffnung!“ riefen einige Stimmen.

„Ja; doch die Farbe der Hoffnung ist zugleich die des Grafen d'Artois. Wollt Ihr das Aussehen haben, als träget Ihr die Livree eines Prinzen?“

„Nein, nein,“ riefen im Chor alle Stimmen und die von Billot über allen.

„Nun denn! so wechselt diese Cocarde, und wenn Ihr eine Livree tragen wollt, so sei es wenigstens die der Stadt Paris, der Mutter von uns Allen — Blau und Roth, Freunde, Blau und Roth." *)

„Ja, ja," riefen alle Stimmen, „Blau und Roth."

Bei diesen Worten tritt jeder seine grüne Cocarde mit den Füßen, Jeder verlangt Bänder; da öffnen sich wie durch einen Zauber die Fenster, und es regnet rothe und blaue Bänder in Strömen.

Die Schürzen, die seidenen Kleider, die Halstücher, die Vorhänge werden zerstückt und in Fetzen zerrissen; ihre Fragmente bilden sich zu Knoten, zu Rosetten, zu Schärpen. Jeder nimmt seinen Theil davon.

Wonach das kleine Heer von Billot sich wieder in Marsch setzte.

Unter Weges rekrutirte es sich: alle Arterien des Faubourg Saint-Antoine schickten ihm, als es vorüber marschirte, zu, was sie Heißestes und Lebhaftestes an Volksblut hatten.

Man gelangte in ziemlich guter Ordnung zur Höhe der Rue Lesdiguières, wo schon eine Masse von Neugierigen, die Einen schüchtern, die Andern ruhig, wieder Andere übermüthig, die von einer glühenden Sonne verzehrten Thürme der Bastille anschauten.

Die Ankunft der Trommler des Volks vom Faubourg Saint-Antoine her;

Die Ankunft von hundert französischen Garden vom Boulevard;

Die Ankunft von Billot und seinem Haufen, der

*) Später machte Lafayette die Bemerkung, Blau und Roth seien auch die Farbe des Hauses Orleans, und fügte die weiße Farbe bei, indem er zu denen, welche sie annahmen, sagte: „Ich gebe Euch eine Cocarde, welche die Reise um die Welt machen wird."

nun aus tausend bis zwölfhundert Mann bestehen mochte, veränderten sogleich den Charakter und den Anblick der Menge: die Schüchternen faßten ein Herz, die Ruhigen begeisterten sich, die Uebermüthigen fingen an zu drohen.

„Nieder mit den Kanonen! nieder mit den Kanonen!" schrieen zwanzigtausend Stimmen, mit der Faust die schweren Geschütze bedrohend, welche ihre ehernen Hälse durch die Schießscharten der Plattformen streckten.

Gerade in diesem Augenblick, und als ob der Gouverneur der Festung den Aufforderungen der Menge gehorchte, traten die Artilleristen zu den Kanonen, und diese wichen zurück, bis sie völlig verschwunden waren.

Die Menge klatschte in die Hände, sie war also eine Macht, da man ihren Drohungen nachgab.

Die Schildwachen gingen jedoch fortwährend auf den Plattformen auf und ab. Ein Invalide kreuzte einen Schweizer.

Nachdem man gerufen hatte: „Nieder mit den Kanonen!" rief man: „Nieder mit den Schweizern!" Das war die Fortsetzung des Rufes vom vorhergehenden Tag: „Nieder mit den Deutschen!"

Doch die Schweizer kreuzten nichtsbestoweniger die Invaliden.

Einer von denjenigen, welche: Nieder mit den Schweizern! riefen, wurde ungeduldig; er hatte eine Flinte in der Hand, legte auf die Schildwache an und feuerte.

Die Kugel schlug an die graue Mauer der Bastille, einen Fuß unter dem Kranze des Thurmes, gerade vor der Stelle, wo die Schildwache vorüberging. Der Ort, wo die Kugel eingeschlagen hatte, erschien wie ein weißer Punkt, doch die Schildwache blieb nicht stehen, wandte nicht einmal den Kopf um.

Ein großer Tumult entstand um den Mann, der das Signal zu einem unerhörten, wahnsinnigen An-

griff gegeben hatte. Es waltete mehr Schrecken, als Wuth bei diesem Tumulte ob.

Viele begriffen nicht, daß es nicht ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen war, einen Schuß nach der Bastille zu thun.

Billot betrachtete diese grünliche, jenen fabelhaften Ungeheuern, die das Alterthum uns mit Schuppen bedeckt zeigt, ähnliche Masse. Er zählte die Schießscharten, wo die Kanonen jeden Augenblick wieder ihre Plätze einnehmen konnten; er zählte die Wallbüchsen, die ihr finsteres Auge aufthaten, um durch die Oeffnungen hinauszuschauen.

Und Billot schüttelte, sich der Worte von Flesselles erinnernd, den Kopf.

„Wir werden nie dazu gelangen," murmelte er.

„Und warum werden wir nie dazu gelangen?" sagte eine Stimme hinter ihm.

Billot sah einen in Lumpen gekleideten Mann mit grimmiger Miene, der seine Augen wie zwei Sterne funkeln ließ.

„Weil es mir unmöglich scheint, eine solche Masse mit Gewalt zu nehmen."

„Die Einnahme der Bastille ist keine Kriegsthat, es ist ein Act des Vertrauens; glaube, und Du wirst siegen."

„Geduld," sagte Billot, während er seinen Einlaßschein in seiner Tasche suchte, „Geduld!"

Der Unbekannte täuschte sich in seiner Absicht.

„Geduld!" erwiederte er. „Ja, ich verstehe, Du bist fett; Du hast das Aussehen eines Pächters."

„Ich bin in der That einer."

„Dann begreife ich, daß Du sagst, Geduld. Du bist immer gut genährt gewesen; doch betrachte ein wenig hinter Dir alle diese Gespenster, die uns umgeben; sieh ihre vertrockneten Adern; zähle ihre Knochen durch die Löcher ihrer Kleider und frage sie, ob sie das Wort Geduld begreifen."

„Das ist Einer, der sehr gut spricht, doch er macht mir bange," sagte Pitou.

„Mir macht er nicht bange," erwiederte Billot.

Und er wandte sich an den Unbekannten und sprach zu ihm:

„Ja, Geduld, doch nur noch eine Viertelstunde."

„Ah! ah!" rief der Mann lächelnd; „eine Viertelstunde! das ist in der That nicht zu viel! und was wirst Du bis in einer Viertelstunde thun?"

„Ich werde die Bastille besucht haben; ich werde die Stärke der Garnison kennen, ich werde die Absichten des Gouverneur kennen. Ich werde endlich wissen, wo man hinein kommt."

„Ja, wenn Du weißt, wo man heraus kommt."

„Nun! wenn ich nicht herauskomme, so wird mich ein Mann herausbringen."

„Und wer ist dieser Mann?"

„Gonchon, der Mirabeau des Volks."

Der Unbekannte bebte; seine Augen schleuderten zwei Flammen.

„Kennst Du ihn?" fragte er.

„Nein."

„Nun?"

„Ich werde ihn kennen lernen; denn man hat mir gesagt, die erste Person, an die ich mich auf dem Platze der Bastille wende, werde mich zu ihm führen. Du bist auf dem Platze der Bastille, führe mich zu ihm."

„Was willst Du von ihm?"

„Ihm dieses Papier übergeben."

„Von wem ist es?"

„Von Marat, dem Arzte."

„Von Marat! Du kennst Marat?" rief der Mann.

„Ich habe ihn so eben verlassen."

„Wo?"

„Im Stadthause."

„Was macht er?"

„Er ist nach dem Invalidenhause gezogen, um zwanzigtausend Menschen zu bewaffnen."

„Dann gib mir dieses Papier. Ich bin Gonchon."

Billot wich einen Schritt zurück.

„Du bist Gonchon?" fragte er.

„Freunde," sprach der Mann in Lumpen, „hier ist Einer, der mich nicht kennt und mich fragt, ob ich wirklich Gonchon sei."

Die Menge schlug ein Gelächter auf; allen diesen Menschen dünkte es unmöglich, daß man ihren Lieblingsredner nicht kenne.

„Es lebe Gonchon!" riefen zwei bis dreitausend Stimmen.

„Hier," sagte Billot, indem er ihm das Papier reichte.

„Freunde," sprach Gonchon, nachdem er gelesen, und er klopfte Billot auf die Schulter, „das ist ein Bruder; Marat empfiehlt ihn mir. Man kann also auf ihn rechnen. Wie heißest Du?"

„Ich heiße Billot."

„Und ich," sagte Gonchon, „ich heiße Hache, und wir Beide werden hoffentlich etwas machen."

Die Menge lächelte bei dem blutigen Wortspiel.*)

„Ja, ja, wir werden etwas machen!" sagte sie.

„Nun! was werden wir machen?" fragten einige Stimmen.

„Ei! bei Gott, wir werden die Bastille nehmen," antwortete Gonchon.

„Gut, gut!" rief Billot, „das heiße ich sprechen. Höre, braver Gonchon, über wie viel Leute verfügst Du?"

„Ungefähr über dreißigtausend."

„Dreißigtausend, über die Du verfügst, zwanzigtausend, die vom Invalidenhause zu uns kommen werden, und zehntausend, die schon hier sind, das ist mehr, als wir brauchen, um zu siegen, oder wir siegen nie."

*) Billot, Block; Hache, Beil.

„Ich glaube es. Wohl denn! sammle Deine dreißigtausend Mann; ich gehe zum Gouverneur hinein und fordere ihn auf, sich zu ergeben; ergibt er sich desto besser, wir werden Blut ersparen; ergibt er sich nicht, so wird das vergossene Blut auf ihn fallen, und in den gegenwärtigen Zeitläuften bringt das für eine ungerechte Sache vergossene Blut Unglück. Fragt das die Deutschen!"

„Wie lange wirst Du beim Gouverneur bleiben?"

„So lange, als ich kann, bis die Bastille gänzlich eingeschlossen ist; wenn das möglich ist, so wird der Angriff beginnen, sobald ich herauskomme."

„Abgemacht."

„Du mißtraust mir nicht?" fragte Billot Gonchon, indem er ihm die Hand reichte.

„Ich?" erwiederte Gonchon mit einem verächtlichen Lächeln, indem er die Hand, die ihm der robuste Pächter reichte, mit einer Stärke drückte, welche man bei einem so abgezehrten, fleischlosen Körper zu finden nicht erwartet hätte. „Ich Dir mißtrauen? Und warum? Wenn ich will, lasse ich Dich auf ein Wort, auf ein Zeichen von mir wie Glas zerstoßen, und wärest Du unter dem schützenden Obdach dieser Thürme, welche morgen nicht mehr existiren werden; wärest Du durch diese Soldaten beschützt, welche heute Abend für uns sein oder zu leben aufgehört haben werden. Gehe also und rechne auf Gonchon, wie er auf Billot rechnet."

Billot war überzeugt und schritt auf den Eingang der Bastille zu, während der Andere unter dem tausendmal wiederholten Rufe: Es lebe Gonchon! es lebe der Mirabeau des Volks! in die Tiefe des Faubourg eilte.

„Ich weiß nicht, wie der Mirabeau der Adeligen ist," sagte Pitou zum Vater Billot, „doch den unseren finde ich sehr häßlich."

XVI.

Die Bastille und ihr Gouverneur.

Wir beschreiben die Bastille nicht; das wäre etwas Unnützes.

Sie lebt wie ein ewiges Bild zugleich im Gedächtniß der Greise und der Kinder.

Wir erinnern nur daran, daß sie, vom Boulevard aus gesehen, dem Platze der Bastille zwei Zwillingsthürme bot, während die zwei Seiten parallel mit den zwei Ufern des Kanals von heute liefen.

Der Eingang der Bastille war beschützt einmal durch eine Hauptwache, sodann durch zwei Linien von Schildwachen, und endlich durch zwei Zugbrücken.

Nachdem man sich durch die verschiedenen Hindernisse durchgearbeitet hatte, kam man in den Hof des Gouvernement, wo der Gouverneur wohnte.

Von diesem Hofe führte eine Gallerie zu den Gräben der Bastille.

Bei diesem andern Eingang, der auch an die Gräben gränzte, fanden sich eine Zugbrücke, eine Hauptwache und eine eiserne Barriere.

Beim ersten Eingang will man Billot anhalten; Billot zeigt aber seinen Einlaßschein von Flesselles, und man läßt ihn passiren.

Billot bemerkt nun, daß ihm Pitou folgt. Pitou hatte keine Initiative, doch auf den Fersen des Pächters wäre er bis in die Hölle hinab oder bis in den Mond hinauf gestiegen.

„Bleibe außen,“ sagte Billot, „komme ich nicht heraus, so ist es gut, wenn Einer da ist, der das Volk daran erinnert, daß ich eingetreten bin.“

„Das ist richtig,“ erwiederte Pitou; „nach wie viel Zeit soll ich es daran erinnern?“

„Nach einer Stunde.“

„Und die Cassette?“ fragte Pitou.

„Ach! ja. Nun denn! wenn ich nicht herauskäme, wenn Gonchon die Bastille nicht nimmt, oder wenn man mich, nachdem er sie genommen, nicht wiederfindet, so ist dem Doctor, den man vielleicht finden wird, zu sagen, Leute, welche von Paris gekommen, haben mir die Cassette gestohlen, die er mir vor fünf Jahren anvertraut; ich sei sogleich von Hause aufgebrochen, um ihn davon in Kenntniß zu setzen; bei meiner Ankunft in Paris habe ich erfahren, er sei in der Bastille; ich habe die Bastille nehmen wollen, und hiebei habe ich meine Haut gelassen, die ganz zu seinen Diensten gewesen.“

„Gut, Vater Billot,“ sagte Pitou; „nur ist das sehr lang, und ich befürchte, es zu vergessen.“

„Was ich sage?“

„Ja.“

„Ich will es Dir wiederholen.“

„Nein,“ sprach eine Stimme in der Nähe von Billot, „schreiben ist besser.“

„Ich kann nicht schreiben,“ entgegnete Billot.

„Ich kann das, ich bin Huissier.“

„Ah! Sie sind Huissier?“

„Stanislas Maillard, Huissier des Chatelet.“

Und er zog aus seiner Tasche ein langes, hornenes Tintenfaß, in welchem eine Feder, Papier, Tinte, kurz Alles war, was man zum Schreiben braucht.

Es war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, lang, hager, ernst, ganz schwarz gekleidet, wie es sich für sein Gewerbe geziemte.

„Das ist Einer, der teufelmäßig einem Leichenträger gleicht,“ murmelte Pitou.

„Sie sagen,“ fragte der Huissier theilnahmlos, „Leute, welche von Paris gekommen, haben Ihnen eine Cassette gestohlen, die Ihnen der Doctor Gilbert anvertraut?“

„Ja."

„Das ist ein Vergehen."

„Diese Leute gehörten zur Polizei von Paris."

„Schändliche Diebe!" murmelte Maillard.

Dann gab er das Papier Pitou und sprach:

„Nun, junger Mann, hier ist die verlangte Note; und wenn er getödtet wird," — er deutete auf Billot, — „wenn Du getödtet wirst, so darf man doch hoffen, daß ich nicht getödtet werde."

„Und wenn Sie nicht getödtet werden, was werden Sie thun?" fragte Pitou.

„Ich werde thun, was Du hättest thun sollen."

„Ich danke," sprach Billot.

Und er reichte dem Huissier die Hand.

Der Huissier drückte sie mit einer Kraft, die man in diesem langen, magern Körper nicht zu treffen geglaubt hätte.

„Ich kann also auf Sie rechnen?" fragte Billot.

„Wie auf Marat, wie auf Gonchon."

„Gut," sagte Pitou, „das ist eine Dreieinigkeit, die ich sicherlich im Paradies nicht wiederfinde."

Dann wandte er sich an Billot:

„Ah! Papa Billot, nicht wahr, Klugheit?"

„Pitou," sprach der Pächter mit einer Beredtsamkeit, welche bei dieser bäuerischen Natur zu finden man oft staunen mußte, „vergiß Eines nicht: daß das Klügste, was es in Frankreich gibt, der Muth ist."

Und er durchschritt die erste Linie der Schildwachen, während Pitou wieder nach dem Platze hinaufging.

Bei der Zugbrücke mußte man abermals parlamentiren.

Billot zeigte seinen Einlaßschein; die Zugbrücke wurde niedergelassen; das Gitter öffnete sich.

Hinter dem Gitter war der Gouverneur.

Dieser innere Hof, in welchem der Gouverneur Billot erwartete, war der Hof, der den Gefangenen

als Spazierraum diente. Er wurde von seinen acht Thürmen, das heißt, von acht Riesen bewacht. Kein Fenster ging darauf. Nie drang die Sonne bis zu seinem feuchten, beinahe schlammigen Pflaster; man hätte glauben sollen, es sei der Boden eines tiefen Brunnens.

Eine von gefesselten Gefangenen getragene Uhr maß in diesem Hofe die Stunde und ließ das langsame, abgemessene Geräusch ihrer Minuten fallen, wie ein Kerker auf die Platte, die er zerfrißt, den Wassertropfen, der durch seine Decke sickert, fallen läßt.

Von der Tiefe des Brunnens betrachtete der Gefangene, in einem steinernen Abgrunde verloren, einen Augenblick die unerbittliche Nacktheit der Steine und verlangte bald, in sein Gefängniß zurückzukehren.

Hinter dem Gitter, das in diesen Hof ging, stand, wie gesagt, Herr de Launay.

Herr de Launay war ein Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren; an diesem Tag trug er einen flachsblüthfarbenen Rock, das rothe Band vom Kreuze des heiligen Ludwig, und er hielt in der Hand einen Degenstock.

Es war ein schlimmer Mann, dieser Herr de Launay. Die Denkwürdigkeiten von Lingues hatten ihn mit einer traurigen Berühmtheit beleuchtet; er war beinahe eben so verhaßt, als das Gefängniß.

Die de Launay, wie die Chateauneuf, die Lavallière und die Saint-Florentin, welche die Verhaftbriefe vom Vater auf den Sohn erbten, übertrugen sich in der That auch vom Vater auf den Sohn die Bastille.

Denn bekanntlich war es nicht der Kriegsminister, der die Officianten des Gefängnisses ernannte. In der Bastille wurden alle Plätze gekauft, von dem des Gouverneur bis zu dem des Küchenjungen. Der Gouverneur der Bastille war ein Hausmeister im Großen, ein Garkoch mit Epauletten, der seinen 60,000 Franken

Gehalt 60,000 Franken Raub und Erpressungen beifügte.

Man mußte doch wieder zum Kapital und den Interessen des ausgelegten Geldes kommen.

Herr de Launay hatte im Punkte des Geizes alle seine Vorgänger übertroffen. Vielleicht hatte er den Platz theurer bezahlt und sah vorher, er würde ihn weniger lang behalten.

Er nährte sein Haus auf Kosten der Gefangenen, hatte die Heizung beschränkt und den Preis von jedem Stück ihres Mobiliars verdoppelt.

Er war berechtigt, hundert Stückfaß Wein octroifrei in Paris einzuführen. Dieses Recht verkaufte er an einen Schenkwirth, der so vortreffliche Weine einführte. Dann kaufte er mit dem zehnten Theil dieses Rechtes den Essig, den er seine Gefangenen trinken ließ.

Ein einziger Trost blieb den in der Bastille eingeschlossenen Unglücklichen: das war ein auf einer Bastei angelegtes Gärtchen. Hier gingen sie spazieren; hier fanden sie auf einen Augenblick die Luft, die Blumen, das Licht, die Natur.

Dieses Gärtchen hatte er an einen Gärtner verpachtet, und so für fünfzig Livres jährlich, die er davon einnahm, den Gefangenen diesen letzten Genuß geraubt.

Allerdings gab es für die reichen Gefangenen außerordentliche Gefälligkeiten; er führte den Einen von ihnen zu seiner Geliebten, welche bei den Meubles betheiligt war und so unterhalten wurde, ohne daß sie ihn, de Launay, etwas kostete.

Man lese die entschleierte Bastille, und man wird diese Thatsache und noch viele andere finden.

Dabei war dieser Mann muthig.

Seit dem vorhergehenden Tage tobte der Sturm um ihn her. Seit dem vorhergehenden Tage fühlte er die Woge des Aufruhrs, immer mehr steigend, an den Fuß seiner Mauern schlagen.

es an das Licht, um zu ergründen, ob es nicht einige zwischen die Zeilen geschriebene Zeilen verberge.

„Und das ist Alles, was er mir sagt?“ fragte er.

„Alles.“

„Sie sind dessen sicher?“

„Vollkommen sicher.“

„Nichts Mündliches?“

„Nichts.“

„Das ist seltsam!“ sprach de Launay, während er durch eine der Schießscharten seinen Blick auf den Platz der Bastille senkte.

„Aber was soll er Ihnen denn sagen?“ fragte Billot.

De Launay machte eine Bewegung.

„Im Ganzen nichts, gar nichts. Sagen Sie, was Sie wollen, doch beeilen Sie sich, denn ich habe wenig Zeit.“

„Ich will, daß Sie die Bastille übergeben.“

„Wie beliebt?“ rief de Launay, indem er sich rasch umwandte, als ob er schlecht gehört hätte. „Sie sagen? ...“

„Ich sage, ich komme im Namen des Volkes, um Sie aufzufordern, die Bastille zu übergeben.“

De Launay zuckte die Achseln.

„Das Volk ist in der That ein sonderbares Thier,“ sprach er.

„Wie?“ versetzte Billot.

„Und was will es mit der Bastille machen?“

„Es will sie zerstören.“

„Ei! was Teufels thut denn die Bastille diesem Volke? Ist denn je ein Mensch aus dem Volke in die Bastille gesteckt worden? Das Volk müßte im Gegentheil jeden Stein der Bastille segnen. Wen steckt man in die Bastille? Die Philosophen, die Gelehrten, die Aristokraten, die Minister, die Prinzen, das heißt, die Feinde des Volks.“

„Nun! das beweist, daß das Volk nicht selbstsüchtig ist.“

„Mein Freund,“ sprach de Launay mit einer Art von Mitleid, „es ist leicht zu sehen, daß Sie nicht Soldat sind.“

„Sie haben Recht, ich bin Pächter.“

„Daß Sie nicht von Paris sind.“

„Ich bin in der That aus der Provinz.“

„Daß Sie die Bastille nicht aus dem Grunde kennen.“

„Sie haben Recht, ich kenne nur das, was ich davon gesehen habe, nämlich die äußeren Mauern.“

„So kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zeigen, was die Bastille ist.“

„Ho! ho!“ dachte Billot, „er will mich über eine Oubliette gehen lassen, die sich plötzlich unter meinen Füßen öffnen wird, und dann gute Nacht, Vater Billot.“

Doch der unerschrockene Pächter verzog keine Miene und schickte sich an, dem Gouverneur der Bastille zu folgen.

„Zuerst,“ sagte de Launay, „zuerst erfahren Sie, daß ich in meinen Gewölben Pulver genug habe, um die Bastille, und mit der Bastille die Hälfte des Faubourg Saint-Antoine in die Luft zu sprengen.“

„Ich weiß das,“ erwiederte Billot ruhig.

„Gut. Sehen Sie einmal diese vier Kanonen an.“

„Ich sehe sie.“

„Sie bestreichen diese ganze Gallerie, wie Sie auch sehen, und diese Gallerie wird beschirmt, einmal durch eine Hauptwache, sodann durch zwei Gräben, über die man nur mit Hülfe von zwei Zugbrücken kommen kann; endlich durch ein Gitter.“

„Oh! ich sage nicht, die Bastille sei schlecht vertheidigt,“ erwiederte Billot ruhig, „ich sage nur, sie werde gut angegriffen werden.“

„Fahren wir fort,“ sprach de Launay.

Billot nickte beipflichtend mit dem Kopf.

„Hier ist ein Schlupfthor, das auf die Gräben geht," sagte der Gouverneur, „sehen Sie, wie dick die Mauern sind."

„Ungefähr vierzig Fuß."

„Ja, vierzig Fuß unten und fünfzehn oben. Sie sehen, daß das Volk seine Nägel, so gut sie auch sein mögen, sich auf diesem Stein umdrehen wird."

„Ich habe nicht gesagt," entgegnete Billot, „das Volk werde die Bastille zerstören, ehe sie dieselbe genommen. Ich habe gesagt, es werde sie nach ihrer Einnahme zerstören."

„Gehen wir hinauf," sprach de Launay.

„Gehen wir hinauf."

Sie stiegen ungefähr dreißig Stufen hinauf.

Der Gouverneur blieb stehen.

„Sehen Sie," sagte er, „hier ist abermals eine Schießscharte, welche auf den Durchgang geht, durch den Sie herein wollen; diese wird nur durch eine Wallbüchse vertheidigt; doch sie hat einen gewissen Ruf. Sie kennen das Lied:

O mein zarter Dudelsack,
Dudelsack, ich liebe dich."

„Gewiß kenne ich es," erwiederte Billot, „doch ich glaube nicht, daß es die Stunde ist, es zu singen."

„Warten Sie doch. Der Marschall von Sachsen nannte diese kleine Kanone seinen Dudelsack, weil sie es war, die am richtigsten die Melodie sang, welche er am meisten liebte. Das ist ein geschichtliches Detail."

„Ho!" machte Billot."

„Gehen wir weiter hinauf."

Man kam auf die Plattform des Thurmes der Comté.

„Ah! ah!" rief Billot.

„Was?" fragte de Launay.

„Sie haben die Kanonen nicht hinab bringen lassen?"

„Ich habe sie nur zurückschieben lassen."

„Sie wissen, daß ich dem Volke sagen werde, die Kanonen seien noch da."

„Sagen Sie es!"

„Sie wollen Sie nicht hinunterschaffen!"

„Nein."

„Entschieden?"

„Die Kanonen des Königs sind da auf einen Befehl des Königs, mein Herr. Sie werden nur auf einen Befehl des Königs hinabkommen."

„Herr de Launay," sprach Billot, der sein Wort in sich zur Höhe der Lage der Dinge anwachsen und steigen sah, „Herr de Launay, der wahre König, dem zu gehorchen ich Ihnen rathe, ist da."

Und er zeigte dem Gouverneur die graue, an gewissen Stellen durch den Kampf am vorhergehenden Tage mit Blut besudelte Menge, welche vor den Gräben wogte und die Waffen in der Sonne glänzen ließ.

„Mein Herr," sprach de Launay, indem er den Kopf mit hoffärtiger Miene zurückwarf, „es ist möglich, daß Sie zwei Könige kennen; doch ich, der Gouverneur der Bastille, kenne nur einen: das ist Ludwig, der sechszehnte seines Namens, der seine Unterschrift unten an ein Patent gesetzt hat, kraft dessen ich hier über Menschen und Dinge gebiete."

„Sie sind also nicht Bürger?" rief Billot zornig.

„Ich bin französischer Edelmann," erwiederte der Gouverneur.

„Ah! es ist wahr, Sie sind Soldat und Sie sprechen als Soldat."

„Sie haben das rechte Wort gesagt, mein Herr," erwiederte de Launay sich verbeugend, „ich bin ein Soldat und vollziehe meinen Befehl."

„Und ich, mein Herr, ich bin Bürger, und da meine Bürgerpflicht im Widerspruch steht mit Ihrem Soldatenbefehl, so wird einer von uns sterben, entweder derjenige, welcher seinen Befehl befolgt, oder derjenige, welcher seine Pflicht erfüllt."

„Das ist wahrscheinlich, mein Herr."

„Sie sind also entschlossen, auf das Volk zu schießen?"

„Nein, so lange es nicht auf mich schießt. Ich habe den Abgesandten von Herrn von Flesselles mein Wort verpfändet. Sie sehen, daß die Kanonen zurückgezogen sind. Doch beim ersten Schuß vom Platze aus nach meinem Schloß ...."

„Nun! beim ersten Schuß?"

„Nähere ich mich einer von den Kanonen, dieser zum Beispiel. Ich schiebe sie selbst bis zur Schießscharte, ich richte sie selbst, und gebe selbst mit dieser Lunte hier Feuer."

„Sie?"

„Ich."

„Oh! wenn ich das glaubte," sagte Billot. „Ehe Sie ein solches Verbrechen begehen würden ..."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, ich sei Soldat, und ich kenne meinen Befehl."

„Wohl denn! schauen Sie," sprach Billot, indem er de Launay bis an eine Schießscharte zog und nach einander mit dem Finger zwei verschiedene Punkte, den Faubourg Saint-Antoine und das Boulevard bezeichnete, „dort ist dasjenige, was Ihnen fortan Ihren Befehl geben wird."

Und er zeigte de Launay zwei schwarze, dichte, brüllende Massen, welche, genöthigt, sich nach den Formen der Boulevards zu fügen, wogten wie eine ungeheure Schlange, von der man den Kopf und den Leib sah, während ihre letzten Ringe sich in den Krümmungen des Terrain, auf dem sie kroch, verloren.

Und Alles, was man von dem riesigen Reptil sah, blinkte von leuchtenden Schuppen.

Es war der doppelte, einerseits von Marat, anderntheils von Gonchon geführte Haufen, mit dem sich Billot auf dem Platze der Bastille zusammenbeschieden hatte.

Von beiden Seiten rückte er, seine Waffen schwingend und furchtbares Geschrei ausstoßend, heran.

De Launay erbleichte bei diesem Anblick; er hob seinen Stock in die Höhe und rief:

„Zu Euren Kanonen!"

Dann trat er mit einer Geberde der Drohung auf Billot zu und sagte:

„Und Sie, Unglücklicher, Sie, der Sie unter dem Vorwande, zu parlamentiren, hierher kommen, während die Andern angreifen, wissen Sie, daß Sie den Tod verdienen?"

Und er zog halb den Degen aus dem Stock, der ihn verbarg.

Billot sah die Bewegung, packte schnell wie der Blitz de Launay beim Kragen und beim Gürtel und rief ihm, während er ihn von der Erde aufhob, zu:

„Und Sie, Sie würden verdienen, daß ich Sie über die Brüstung in die Tiefe der Gräben schleuderte . . . Doch, Gott sei Dank, ich werde Sie auf eine andere Weise bekämpfen."

In diesem Augenblick durchzog, von unten emporsteigend, ein ungeheures, allgemeines Geschrei die Luft wie ein Orkan, und zugleich erschien Herr von Losme, der Major der Bastille, auf der Plattform.

„Mein Herr," rief er, sich an Billot wendend, „ich bitte, haben Sie die Güte, sich zu zeigen; „all dieses Volk glaubt, es sei Ihnen ein Unglück widerfahren, und verlangt nach Ihnen."

Der Name Billot wurde in der That, von Pitou in der Menge verbreitet, unter dem Geschrei hörbar.

Billot ließ Herrn de Launay los, und dieser stieß seinen Degen wieder in die Scheide.

Dann trat ein Augenblick des Zögerns unter diesen drei Männern ein, während sich Schreie der Drohung und der Rache vernehmen ließen.

„Zeigen Sie sich doch, mein Herr," sagte de Launay,

nicht als ob dieses Geschrei mich einschüchterte, sondern damit man wisse, ich sei ein redlicher Mann."

Billot streckte nun den Kopf durch eine Schießscharte und winkte mit der Hand.

Bei diesem Anblick brach das Volk in einen Beifallssturm aus. Das war gewisser Maßen die Revolution, welche sich auf den Zinnen der Bastille in der Person dieses Mannes aus dem Volke erhob, der zuerst auf ihre Plattform als Herrscher trat.

„Es ist gut," sagte de Launay, „Alles ist nun zwischen uns beendigt. Sie haben nichts mehr hier zu thun. Man verlangt Sie unten; gehen Sie hinab."

Billot begriff diese Mäßigung von Seiten eines Mannes, in dessen Gewalt er sich befand; er stieg dieselbe Treppe hinab, auf der er heraufgekommen war; der Gouverneur folgte ihm.

Der Major aber blieb. Der Gouverneur hatte ihm leise einige Befehle gegeben.

Herr de Launay hatte offenbar nur noch einen Wunsch: daß sein Parlamentär so schnell als möglich sein Feind würde.

Billot durchschritt den Hof, ohne ein Wort zu sagen. Er sah die Kanoniere bei ihren Stücken. Die Lunte rauchte am Ende der Stange.

Billot blieb vor ihnen stehen.

„Freunde!" sprach er zu ihnen, „erinnert Euch, daß ich gekommen bin, um Euren Chef aufzufordern, das Blutvergießen zu vermeiden, und daß er es verweigert hat."

„Mein Herr, im Namen des Königs!" rief Herr de Launay mit dem Fuße stampfend, „gehen Sie von hier weg."

„Nehmen Sie sich in Acht," entgegnete Billot, „wenn Sie mich im Namen des Königs weggehen heißen, so werde ich im Namen des Volkes zurückkehren."

Dann wandte er sich gegen die Hauptwache der Schweizer und sagte:

„Sprecht, für wen seid Ihr?“

Die Schweizer schwiegen.

De Launay deutete mit dem Finger auf die eiserne Thüre.

Billot wollte einen letzten Versuch wagen.

„Mein Herr,“ sprach er zu de Launay, „im Namen der Nation! im Namen Ihrer Brüder!“

„Meiner Brüder? Sie nennen meine Brüder diejenigen, welche schreien: Nieder mit der Bastille! Tod ihrem Gouverneur! Das sind vielleicht Ihre Brüder, mein Herr, aber sicherlich sind es nicht die meinigen.“

„Im Namen der Menschheit also.“

„Im Namen der Menschheit! die Euch antreibt, zu hunderttausend hundert in diesen Mauern eingeschlossene unglückliche Soldaten zu erwürgen.“

„Gerade, indem Sie dem Volke die Bastille übergeben, retten Sie ihnen das Leben.“

„Und ich verliere meine Ehre.“

Billot schwieg, diese Logik des Soldaten vernichtete ihn; doch er wandte sich noch einmal an die Schweizer und an die Invaliden und rief:

„Ergebt Euch, meine Freunde, es ist noch Zeit. In zehn Minuten wird es zu spät sein.“

„Wenn Sie nicht auf der Stelle von hier weggehen, mein Herr,“ rief de Launay, „so lasse ich Sie niederschießen, so wahr ich ein Edelmann bin.“

Billot blieb einen Augenblick stehen, kreuzte seine Arme herausfordernd, stieß mit seinem Blick zum letzten Mal an den von Launay und ging weg.

XVII.

Die Bastille.

Die Menge wartete, durch die glühende Julisonne verbrannt, bebend, berauscht. Die Leute von Gonchon hatten ihre Verbindung mit denen von Marat bewerkstelligt. Der Faubourg Saint-Antoine erkannte und grüßte seinen Bruder, den Faubourg Saint-Martin.

Gonchon stand an der Spitze seiner Patrioten. Marat war verschwunden.

Der Platz bot einen erschrecklichen Anblick.

Als man Billot gewahrte, verdoppelte sich das Geschrei.

„Nun?“ fragte Gonchon, indem er auf ihn zuging.

„Dieser Mann ist brav,“ erwiederte Billot.

„Was wollen Sie mit dem Wort: „„Dieser Mann ist brav,““ sagen?“

„Ich will damit sagen, daß er fest beharrt.“

„Er will die Bastille nicht übergeben?“

„Nein.“

„Er beharrt dabei, daß er die Belagerung aushalten will?“

„Ja.“

„Und Sie glauben, er werde sie lange aushalten?“

„Bis zum Tod.“

„Es sei; er wird den Tod haben.“

„Doch wie viel Menschen werden wir tödten lassen?“ sagte Billot, der wohl bezweifelte, daß ihm Gott das Recht gegeben, welches sich die Generale, die Könige, die Kaiser anmaßen, diese Herren, welche Blut zu vergießen privilegirt sind.

„Bah!“ versetzte Gonchon, „es sind zu viel Menschen vorhanden, da es nicht Brod genug für die Hälfte der Bevölkerung gibt. Nicht wahr, meine Freunde?“ fuhr Gonchon, sich an die Menge wendend, fort.

„Ja! ja!" rief die Menge mit einer erhabenen Selbstverleugnung.

„Aber der Graben?" fragte Billot.

„Er braucht nur an einer einzigen Stelle ausgefüllt zu werden," antwortete Gonchon, „und ich habe berechnet, daß man mit der Hälfte unserer Leiber den Graben ganz ausfüllen würde; nicht wahr, meine Freunde?"

„Ja! ja!" wiederholte die Menge mit nicht weniger Begeisterung, als das erste Mal.

„Wohl! es sei," sprach Billot überwunden.

In diesem Augenblick erschien de Launay auf einer Terrasse, gefolgt vom Major von Losme und zwei bis drei Officieren.

„Fange an!" rief Gonchon dem Gouverneur zu.

Dieser drehte den Rücken, ohne zu antworten.

Gonchon, der vielleicht die Drohung ertragen hätte, ertrug die Verachtung nicht; er legte rasch seine Büchse an seine Schulter, und ein Mann im Gefolge des Gouverneur fiel.

Hundert, tausend Flintenschüsse gingen zugleich los, als ob sie nur auf dieses Signal gewartet hätten, und besprenkelten mit weißen Stellen die grauen Thürme der Bastille.

Ein Stillschweigen von einigen Secunden folgte auf diese Salve, als wäre die Menge selbst über das, was sie gethan, erschrocken gewesen.

Dann bekränzte ein Flammenstrahl, der sich in einer Rauchwolke verlor, den Kamm eines Thurmes; Schmerzensschreie machten sich in der gedrängten Menge hörbar; der erste Kanonenschuß war von der Bastille gefeuert worden; das erste Blut war vergossen; die Schlacht hatte sich entsponnen.

Was diese, einen Augenblick zuvor noch so drohende, Menge empfand, glich dem Schrecken. Die Bastille, welche sich durch diese einzige Handlung zur Wehr stellte, erschien in ihrer furchtbaren Unüber-

windlichkeit. Das Volk hatte ohne Zweifel gehofft, in dieser Zeit der Einräumungen, die man ihm machte, werde auch diese ohne Blutvergießen in Erfüllung gehen.

Das Volk täuschte sich. Der auf dasselbe abgefeuerte Kanonenschuß gab ihm das Maß von dem Titanenwerk, das es unternommen hatte.

Ein wohl gerichtetes Musketenfeuer, von der Plattform der Bastille herab, folgte ihm unmittelbar.

Dann entstand ein neues Stillschweigen, unterbrochen durch einige Schreie, durch einiges Stöhnen, durch einige da und dort ausgestoßene Klagen.

Da konnte man ein gewaltiges Beben in dieser Menge sehen: das Volk hob seine Todten und seine Verwundeten auf.

Doch das Volk dachte an keine Flucht, oder wenn es daran dachte, schämte es sich, indem es sich zählte.

In der That, die Boulevards, die Rue Saint-Antoine, der Faubourg Saint-Antoine waren nur ein weites Menschenmeer; jede Welle hatte einen Kopf, jeder Kopf zwei flammende Augen, einen drohenden Mund.

In einem Augenblick waren alle Fenster des Quartiers mit Plänklern besetzt, selbst diejenigen, welche sich außer dem Bereiche befanden.

Erschien auf den Terrassen oder in den Schießscharten ein Invalide oder ein kleiner Schweizer, so wurden hundert Gewehre auf ihn angelegt, und der Hagel der Kugeln stieß die Ecken des Steins ab, hinter dem sich der Soldat schirmte.

Doch man wird bald müde, auf unempfindliche Mauern zu schießen. Nach Fleisch zielten die Schüsse, Blut wollte man unter dem Blei hervorspringen sehen, und nicht Staub.

Jeder gab seinen Rath mitten unter der Menge und dem Geschrei.

Man bildete einen Kreis um den Redner, und

wenn man bemerkte, daß der Vorschlag unsinnig war, so entfernte man sich.

Ein Stellmacher schlug vor, eine Katapulte nach dem Muster der alten römischen Maschinen zu bauen und die Bastille Bresche zu schießen.

Die Pompiers machten einen Vorschlag, nach dem sie mit ihren Feuerspritzen das Zündkraut der Kanonen und die Lunten der Artilleristen auslöschen wollten; ohne zu bemerken, daß die stärkste von ihren Spritzen das Wasser nicht bis zu zwei Dritteln von der Höhe der Mauern der Bastille schleudern würde.

Ein Brauer, der den Faubourg Saint-Antoine befehligte, und dessen Name seitdem eine unselige Berühmtheit erlangt hat, schlug vor, die Festung dadurch in Brand zu stecken, daß man Mohnsamenöl und Spieköl, welches man am Tage vorher weggenommen, hineinwerfen und mit Phosphor anzünden würde.

Billot hörte diese Vorschläge einen nach dem andern an. Beim letzten nimmt er eine Axt aus den Händen eines Zimmermanns, schreitet unter einem Hagel von Kugeln, der um ihn her die dicht geschaarten Menschen trifft und wie die Aehren auf einem Kornfelde niederwirft, vor, erreicht ein kleines Wachhaus in der Nähe einer ersten Zugbrücke und haut unter Kartätschengeschoß, das auf dem Dache pfeift und prasselt, die Ketten ab und macht die Brücke fallen.

Während einer Viertelstunde, die dieses beinahe wahnsinnige Unternehmen dauerte, blieb die Menge keuchend. Bei jedem Schuß glaubte man den kühnen Arbeiter niederstürzen zu sehen. Die Menge vergaß die Gefahr, der sie selbst preisgegeben war, um nur an die Gefahr zu denken, welche dieser Mann lief. Als die Brücke fiel, ertönte ein gewaltiges Geschrei und man stürzte in den ersten Hof.

Die Bewegung war so rasch, so ungestüm, so unwiderstehlich, daß man es nicht versuchte, den Hof zu vertheidigen.

Die wüthenden Freudenschreie verkündigten de Launay, daß das Volk diesen ersten Vortheil errungen hatte.

Man gab nicht einmal darauf Acht, daß ein Mensch unter der Holzmasse zermalmt worden war.

Da brechen, wie in der Tiefe einer Höhle, die sie beleuchten, die vier Kanonen, welche der Gouverneur Billot gezeigt hat, auf einmal mit einem gräßlichen Lärmen los und fegen diesen ganzen ersten Hof.

Der eiserne Orkan hat in der Menge einen langen Blutstreifen gezogen; zehn bis zwölf Todte, fünfzehn bis zwanzig Verwundete sind auf dem Wege der Kartätschen geblieben.

Billot ist von seinem Dach auf den Boden geglitten; doch auf dem Boden hat er Pitou gefunden, der, er weiß nicht wie, hierher gekommen ist. Pitou hat ein rasches Auge; das ist eine Gewohnheit des Wilddiebes. Er hat die Artilleristen die Lunte dem Zündloche nähern sehen; er hat Billot beim Flügel seines Rockes genommen und rasch rückwärts gezogen. Eine Mauerecke hat Beide vor dieser ersten Salve geschützt.

Von diesem Augenblick an ist die Sache ernst; der Tumult wird gräßlich, das Gemenge tödtlich; gleichzeitig gehen um die Bastille her zehntausend Flintenschüsse los, welche noch gefährlicher für die Belagernden, als für die Belagerten. Endlich mischt eine Kanone, von Soldaten der französischen Garde bedient, ihren Donner mit dem Gekrache des Musketenfeuers.

Es ist ein entsetzlicher Lärmen, bei dem sich die Menge berauscht, und dieser Lärmen fängt an die Belagerten zu erschrecken, die sich zählen und einsehen, sie werden nie einen Lärmen, dem ähnlich, welcher sie betäubt, machen können.

Die Officiere der Bastille fühlen instinctartig, daß ihre Soldaten schwach werden; sie nehmen selbst Gewehre und schießen.

In diesem Augenblick, mitten unter dem Geräusch von schwerem Geschütz und Kleingewehrfeuer, unter dem

Gebrülle der Menge, als das Volk abermals vorstürzte, um die Todten aufzuheben und sich eine Waffe aus diesen Leichnamen zu machen, welche durch den Mund ihrer Wunden um Rache schreien werden, erscheint am Eingang des ersten Hofes ein kleiner Haufen von ruhigen Bürgern ohne Waffen; sie durchschneiden die Menge und schreiten vor, bereit, ihr Leben zu opfern, das nur durch die weiße Fahne, die ihnen vorangeht und Parlamentäre bezeichnet, geschützt wird.

Das ist eine Deputation des Stadthauses; die Wähler wissen, daß sich die Feindseligkeiten entsponnen haben; sie wollen dem Blutvergießen Einhalt thun, und man zwingt Flesselles, dem Gouverneur neue Vorschläge zu machen.

Diese Deputirten kommen im Namen der Stadt, um Herrn de Launay aufzufordern, das Feuer einzustellen und, um zugleich das Leben der Bürger, das seinige und das der Garnison zu schirmen, hundert Mann Bürgergarde im Innern der Festung aufzunehmen.

Das ist es, was die Deputirten auf ihrem Wege verbreiten. Selbst erschrocken über die Unternehmung, die es begonnen, ist das Volk, das die Verwundeten und die Todten auf Bahren vorübertragen sieht, bereit, diesen Vorschlag zu unterstützen; de Launay nehme eine halbe Niederlage an, und es wird sich mit einem halben Siege begnügen.

Bei ihrem Anblick hört das Feuer des zweiten Hofes auf; man bedeutet ihnen durch ein Zeichen, daß sie näher kommen können, und sie nähern sich in der That, im Blute ausgleitend, über die Leichname steigend, den Verwundeten die Hand reichend.

Das Volk gruppirt sich zu ihrem Schutze. Leichname und Verwundete werden weggetragen; mit großen purpurrothen Flecken das Pflaster der Höfe besprenkelnd, bleibt das Blut allein.

Von Seiten der Festung hat das Feuer aufgehört.

Billot geht hinaus, um es zu versuchen, auch das Feuer der Belagernden aufhören zu machen. Vor dem Thore trifft er Gonchon, Gonchon ohne Waffen, der Gefahr trotzend wie ein Inspirirter, ruhig, als ob er unverwundbar wäre.

„Nun!“ fragte er Billot, „was ist aus der Deputation geworden?“

„Sie ist in die Bastille eingetreten,“ erwiederte Billot; „lassen Sie das Feuer einstellen.“

„Es ist unnöthig,“ entgegnete Gonchon mit derselben Sicherheit, als ob ihm Gott die Fähigkeit, in der Zukunft zu lesen, gegeben hätte.

„Gleichviel, respectiren wir die Kriegsgewohnheiten, da wir uns zu Soldaten gemacht haben.“

„Es sei,“ sagte Gonchon.

Dann wandte er sich an zwei Männer aus dem Volk, welche unter ihm diese ganze Masse zu befehligen schienen, und sprach:

„Geht, Elie, geht, Hullin, und es falle kein Schuß mehr.“

Auf die Stimme ihres Führers eilten die zwei Adjutanten, die Wogen des Volkes durchschneidend, fort, und bald nahm das Geräusch des Musketenfeuers allmälig ab, dann erlosch es gänzlich.

Es trat ein Augenblick der Ruhe ein. Man benützte ihn, um für die Verwundeten, deren Zahl sich schon auf fünfunddreißig bis vierzig belief, Sorge zu tragen.

Während dieses Augenblicks der Ruhe hört man zwei Uhr schlagen. Der Angriff hat um Mittag begonnen. Man kämpft also schon zwei Stunden.

Billot ist an seinen Posten zurückgekehrt, und Gonchon ist ihm nun gefolgt.

Sein Auge wendet sich unruhig nach dem Gitter; seine Ungeduld ist sichtbar.

„Was haben Sie?“ fragte ihn Billot.

„Ist die Bastille nicht in zwei Stunden genommen so ist Alles verloren," antwortete Gonchon.

„Und warum dies?"

„Der Hof wird erfahren, mit welcher Arbeit wir beschäftigt sind, und uns die Schweizer von Bezenval und die Dragoner von Lambesq schicken, und dann werden wir zwischen drei Feuer genommen."

Billot war genöthigt, zu gestehen, es sei Wahres an dem, was Gonchon sagte.

Endlich erschienen die Deputirten wieder. Aus ihrer düsteren Miene ersah man, daß sie nichts erlangt hatten.

„Nun!" rief Gonchon strahlend vor Freude, „was sagte ich? Die prophezeiten Dinge werden in Erfüllung gehen; die verfluchte Festung ist verurtheilt."

Ohne nur die Deputation zu fragen, stürzte er sodann aus dem ersten Hof und schrie:

„Zu den Waffen! Kinder, zu den Waffen! Der Commandant verweigert!"

Der Commandant hatte in der That kaum den Brief von Flesselles gelesen, als sein Gesicht sich aufklärte, und statt den Vorschlägen, die man ihm machte, nachzugeben, rief er:

„Meine Herren Pariser, Sie haben den Kampf gewollt; nun ist es zu spät."

Die Parlamentäre drangen in ihn und stellten ihm all das Unglück vor, das seine Vertheidigung herbeiführen könne. Doch er wollte nichts hören und sagte am Ende zu den Parlamentären, was er zwei Stunden zuvor schon zu Billot gesagt hatte:

„Geht, oder ich lasse Euch erschießen."

Und die Parlamentäre entfernten sich.

Diesmal ist es Herr de Launay, der die Offensive ergriffen hat. Er scheint trunken vor Ungeduld. Ehe die Deputirten die Schwelle des Hofes überschritten haben, hat der Dudelsack des Herzogs von Sachsen ein Lied gespielt. Drei Personen sind gefallen; die eine ist todt, die zwei andern sind verwundet.

Diese zwei Verwundeten sind der eine ein Soldat von der französischen Garde, der andere ein Parlamentär.

Beim Anblick dieses Mannes, den sein Charakter heilig machte, und den man mit Blut bedeckt wegträgt, exaltirt sich die Menge abermals.

Die zwei Adjutanten von Gonchon sind zurückgekehrt und haben wieder ihren Platz an seiner Seite eingenommen; doch Jeder von ihnen hat Zeit gehabt, nach Hause zu gehen und seine Kleider zu wechseln.

Allerdings wohnt der eine beim Arsenal und der andere in der Rue de Charonne.

Hullin, Anfangs Uhrmacher in Genf, sodann Jäger beim Marquis von Conflans, kommt mit seiner Livree zurück, die der Tracht eines ungarischen Officiers gleicht.

Elie, Exofficier im Regiment der Königin, hat seine Uniform wieder angezogen, die dadurch, daß sie glauben machen wird, das Heer sei für dasselbe und mit demselben, dem Volke mehr Vertrauen geben muß.

Das Feuer beginnt mit größerer Erbitterung und Heftigkeit, als je.

In diesem Augenblick näherte sich Herr von Losme, der Major der Bastille, dem Gouverneur.

Das war ein braver und tapferer Soldat; aber es war etwas vom Bürger in ihm geblieben, und er sah zu seinem Schmerz, was vorging, und besonders, was vorgehen sollte.

„Herr Gouverneur," sagte er, „wir haben keine Lebensmittel, wie Sie wissen."

„Ich weiß es," erwiederte de Launay.

„Sie wissen auch, daß wir keinen Befehl haben."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr von Losme, ich habe den Befehl, die Bastille zu schließen, darum gibt man mir die Schlüssel."

„Herr Gouverneur, die Schlüssel dienen ebenso gut dazu, die Thüren zu öffnen, als sie zu schließen. Hüten Sie sich, die ganze Garnison niedermetzeln zu lassen, ohne das Schloß zu retten. Zwei Triumphe für den-

selben Tag! Betrachten Sie die Menschen, die wir tödten, sie wachsen aus dem Pflaster hervor. Diesen Morgen waren sie zu fünfhundert, vor zwei Stunden waren es zehntausend, nun sind es mehr als sechzigtausend; morgen werden es hunderttausend sein. Wenn unsere Kanonen schweigen, und das müssen sie am Ende thun, werden sie stark genug sein, die Bastille mit ihren Händen zu zerstören."

„Sie sprechen nicht wie ein Militär, Herr von Losme."

„Ich spreche wie ein Franzose, mein Herr. Ich sage, da Seine Majestät uns keinen Befehl gegeben... ich sage, da uns der Stadtvogt einen sehr annehmbaren Vorschlag hat zukommen lassen, den Vorschlag, hundert Mann Bürgergarde in das Schloß aufzunehmen, so können Sie, um das Unglück, das ich vorhersehe, zu vermeiden, dem Vorschlag von Herrn von Flesselles beitreten."

„Ihrer Ansicht nach, Herr von Losme, ist also die Gewalt, welche die Stadt Paris vertritt, eine Autorität, der wir gehorchen müssen?"

„In Abwesenheit der unmittelbaren Autorität Seiner Majestät, ja, Herr Gouverneur, das ist meine Ansicht."

„Wohl denn," sprach Herr de Launay, indem er den Major in eine Ecke des Hofes zog, „lesen Sie, Herr von Losme."

Und er reichte ihm ein Blättchen Papier.

Der Major las.

„Halten Sie fest; ich belustige die Pariser mit Cocarden und Versprechungen. Vor dem Ende des Tages wird Ihnen Herr von Bezenval Verstärkung schicken.

„Von Flesselles."

„Wie, dieser Zettel ist Ihnen zugekommen, Herr Gouverneur?" fragte der Major.

„In dem Brief, den mir die Herren Parlamentäre übergeben haben. Sie glaubten, mir den Befehl zur

Uebergabe der Festung zuzustellen und brachten mir den Befehl, sie zu vertheidigen."

Der Major neigte das Haupt.

„Gehen Sie an Ihren Posten, mein Herr," sagte de Launay, „und verlassen Sie ihn nur, wenn ich Sie rufe."

Herr von Losme gehorchte.

Herr de Launay legte kalt das Papier zusammen, steckte es in seine Tasche, kehrte zu seinen Kanonieren zurück und befahl ihnen, tief und richtig zu zielen.

Die Kanoniere gehorchten, wie Herr von Losme gehorcht hatte.

Doch das Geschick der Festung war bestimmt, keine menschliche Macht konnte die Erfüllung verzögern.

Auf jeden Kanonenschuß antwortete das Volk: Wir wollen die Bastille.

Und während die Stimmen verlangten, handelten die Arme.

Unter der Zahl der Stimmen, welche am Energischsten verlangten, unter der Zahl der Arme, welche am Wirksamsten handelten, waren die Stimmen und die Arme von Billot und Pitou.

Nur ging Jeder nach seiner Natur zu Werke.

Billot hatte sich muthig und vertrauensvoll, nach Art der Bulldogs, Kugeln und Kartätschen trotzend, mit einem Schlag vorwärts geworfen.

Klug und umsichtig wie der Fuchs, im höchsten Grade mit dem Instincte der Erhaltung begabt, benützte Pitou alle seine Fähigkeiten, um die Gefahr zu überwachen und zu vermeiden.

Seine Augen kannten die mörderischsten Schießscharten, sie unterschieden die unmerkliche Bewegung des Erzes, das zu schießen im Begriff ist. Er hatte endlich genau den Moment errathen, wo die Batterie der Wallbüchse über die Zugbrücke spielen würde.

Hatten dann seine Augen ihren Dienst gethan, so war die Reihe an seinen Gliedern, für ihren Eigenthümer zu arbeiten.

Die Schultern verschwanden, die Brust zog sich ein, sein Körper bot keine beträchtlichere Oberfläche, als ein Brett von der Seite gesehen.

In solchen Augenblicken blieb von Pitou, vom fleischigen Pitou, denn Pitou war nur an den Beinen mager, eine Kante der geometrischen Linie ähnlich, weder Breite, noch Dicke.

Er hatte einen Winkel in dem Gang von der ersten Zugbrücke zur zweiten gewählt, eine Art von senkrechter Brüstung gebildet durch Steinvorsprünge; sein Kopf war geschützt durch einen von diesen Steinen, sein Bauch durch einen andern, seine Kniee durch einen dritten, und Pitou wünschte sich Glück, daß die Natur und die Befestigungskunst sich so angenehm verbunden hatten, daß ihm ein Stein gegeben war, um jede von den Stellen zu schirmen, wo eine Wunde tödtlich sein konnte.

Von seiner Ecke aus, in die er geduckt war, wie ein Hase in seinem Lager, that er dahin und dorthin einen Flintenschuß zur Befreiung seines Gewissens, denn er hatte vor sich nur Mauern und Holzstücke, doch das machte offenbar dem Vater Billot Vergnügen, da er ihm beständig zurief:

„Schieße doch, Träger, schieße."

Dagegen rief er dem Vater Billot, um seinen Eifer zu dämpfen, statt aufzuregen, von Zeit zu Zeit zu:

„Entblößen Sie sich doch nicht so, Vater Billot."

Oder auch:

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Billot, treten Sie zurück; die Kanone schießt auf Sie, der Hahn des Dudelsacks kracht."

Und kaum hatte er diese Worte voll Vorsicht gesprochen, als der Kanonendonner oder das Kleingewehrfeuer losbrach und die Kartätsche den Gang fegte.

Trotz aller dieser Ermahnungen verrichtete Billot Wunder der Stärke und der Bewegung, Alles jedoch vergeblich. Da er sein Blut nicht aufwenden konnte,

und das war sicherlich nicht seine Schuld, so vergeudete er seinen Schweiß in großen Tropfen.

Zehnmal faßte ihn Pitou beim Schoß seines Rockes und zog ihn gegen seinen Willen gerade in dem Augenblick zu Boden, wo ihn ein Schuß niedergeschmettert hätte.

Doch Billot erhob sich immer wieder, nicht nur wie Anteus stärker, als zuvor, sondern mit einer neuen Idee.

Bald bestand diese Idee darin, daß er auf dem Holze der Zugklappe der Brücke selbst die Balken zusammenhieb, welche die Ketten festhielten, wie er es schon gethan hatte.

Dann stieß Pitou ein Gebrülle aus, um den Pächter zurückzubringen; wenn er aber sah, daß dieses Gebrülle vergeblich war, so stürzte er aus seinem Schlupfwinkel hervor und sagte:

„Herr Billot, lieber Herr Billot, Frau Billot wird eine Witwe sein, wenn Sie getödtet werden."

Und man sah die Schweizer ihre Gewehrläufe schräge durch die Schießscharte strecken, um den Kühnen zu treffen, der es versuchte, ihre Brücke in Späne zu verwandeln.

Bald rief Billot die Kanone herbei, um die Zugklappe zu durchschießen; da spielte aber der Dudelsack, die Artilleristen wichen zurück, und Billot blieb allein, um die Kanone zu bedienen, was Pitou abermals aus seinem Winkel zog.

„Herr Billot," rief er; „Herr Billot! ich beschwöre Sie im Namen von Mlle. Catherine; bedenken Sie doch, wenn Sie sich tödten lassen, wird Mlle. Catherine eine Waise sein."

Billot fügte sich in diesen Grund, der mächtiger auf seinen Geist zu wirken schien, als der erste.

Endlich ersann die fruchtbare Einbildungskraft des Pächters eine letzte Idee.

Er lief nach dem Platze und schrie:

„Einen Karren! einen Karren!"

Pitou dachte, was gut sei, müsse, wenn es sich verdopple, vortrefflich sein. Er folgte Billot und rief: „Zwei Karren! zwei Karren!"

Man brachte auf der Stelle zehn Karren.

„Stroh und trockenes Heu!" rief Billot.

„Stroh und trockenes Heu!" wiederholte Pitou.

Und sogleich schleppten zweihundert Menschen jeder seinen Bund Heu oder Stroh herbei.

Andere häuften getrockneten Mist auf Tragbahren.

Man war genöthigt, zu rufen, man habe zehnmal mehr, als man brauche. In einer Stunde hätte man einen Haufen Fourage gehabt, der an Höhe der Bastille gleichgekommen wäre.

Billot stellte sich zwischen die Gabel eines mit Stroh beladenen Karrens und schob ihn vorwärts, statt ihn zu ziehen.

Pitou that dasselbe, ohne zu wissen, was er that, doch er dachte, es sei gut, dem Pächter nachzuahmen.

Elie und Hullin erriethen, was Billot vorbereitete; sie ergriffen jeder einen Karren und schoben ihn in den Hof.

Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als ein Kartätschenfeuer sie empfing. Man hörte die Kugeln und das Geschoß der Wallmuskete mit einem scharfen Geräusch in das Stroh oder in das Holz der Räder und der Karrenleitern eindringen. Doch keiner von den Angreifenden wurde berührt.

Sobald diese Salve vorüber war, stürzten zwei bis dreihundert Füsiliere hinter die Karrenführer, und, sich ein Obdach aus diesem Wall bildend, stellten sie sich unter die Zugklappe selbst.

Hier zog Billot aus seiner Tasche einen Feuerstahl und Zunder, legte ein Pfötchen voll Pulver mitten in ein Papier und steckte das Pulver an.

Das Pulver zündete das Papier an, das Papier zündete das Stroh an.

Jeder theilte sich einen Brand mit, und die vier Karren entzündeten sich gleichzeitig.

Um das Feuer auszulöschen, mußte man herauskommen; kam man heraus, so gab man sich einem sichern Tode preis.

Die Flamme erreichte die Zugklappe, biß mit ihren scharfen Zähnen in das Holz und schlängelte sich die Balken entlang.

Ein Freudenschrei, der vom Hofe ausging, wurde von der ganzen Place Saint-Antoine wiederholt. Man sah den Rauch über die Thürme empor steigen und vermuthete, etwas für die Belagerten Verhängnißvolles gehe in Erfüllung.

Die gerötheten Ketten machten sich in der That von den Bohlen los; die Brücke fiel, halb zerbrochen, halb verbrannt, rauchend und knisternd.

Die Pompiers liefen mit ihren Spritzen herbei. Der Gouverneur befahl, zu feuern, doch die Invaliden weigerten sich.

Die Schweizer allein gehorchten. Doch die Schweizer waren keine Artilleristen, und man mußte die Kanonen verlassen.

Die französischen Garden dagegen, als sie das Feuer der Artillerie erloschen sahen, pflanzten ihr Geschütz auf; ihr dritter Schuß zerschmetterte das Gitter.

Der Gouvorneur war auf die Plattform des Schlosses gestiegen, um zu sehen, ob die versprochene Hülfe käme, als er sich plötzlich von Rauch umhüllt sah. Da ging er hastig hinab und befahl den Artilleristen, zu feuern.

Die Weigerung der Invaliden brachte ihn außer sich. Als das Gitter in Stücke ging, begriff er, daß Alles verloren war.

Herr de Launay fühlte sich gehaßt. Er errieth, daß es keine Rettung mehr für ihn gab. Während der ganzen Zeit, die der Kampf gedauert, hatte er den

Gedanken genährt, sich unter den Trümmern der Bastille zu begraben.

In dem Augenblick, wo er fühlt, daß jede Vertheidigung unnütz ist, reißt er eine Lunte aus den Händen eines Artilleristen und springt nach dem Gewölbe, wo die Munition ist.

„Das Pulver!" riefen zwanzig erschrockene Stimmen, „das Pulver! das Pulver!"

Man hat die Lunte in den Händen des Gouverneur glänzen sehen. Man erräth seine Absicht. Zwei Soldaten stürzen vor und kreuzen das Bajonett auf seiner Brust in dem Augenblick, wo er die Thüre öffnet.

„Ihr könnt mich tödten," sagte Herr de Launay; „doch Ihr werdet mich nicht so schnell tödten, daß ich nicht Zeit habe, diese Lunte unter die Pulverfässer zu werfen, und dann springt Ihr Alle, Belagernde und Belagerte."

Die Soldaten stehen still. Die Bajonette bleiben auf der Brust von de Launay gekreuzt; doch es ist immer noch de Launay, der befiehlt, denn man fühlt, daß er das Leben von Jedermann in seinen Händen hat. Seine Handlung hat Alle an ihren Platz gefesselt. Die Angreifenden bemerken, daß etwas Außerordentliches vorgeht. Sie tauchen ihre Blicke in das Innere des Hofes und sehen den Gouverneur drohend und bedroht.

„Höret mich," sprach de Launay; „so wahr ich Eurer Aller Tod in der Hand halte, wenn Einer von Euch einen Schritt macht, um in diesen Hof zu dringen, so stecke ich das Pulver in Brand."

Diejenigen, welche diese Worte hörten, glaubten den Boden unter ihren Füßen zittern zu fühlen.

„Was wollen Sie? was verlangen Sie?" riefen mehrere Stimmen mit dem Ausdruck des Schreckens.

„Ich will eine Capitulation, und zwar eine ehrenhafte Capitulation."

Die Angreifenden berücksichtigen die Worte von

de Launay nicht; sie glauben nicht an diesen Act der Verzweiflung und wollen eindringen. Billot ist an ihrer Spitze. Plötzlich zittert, erbleicht Billot: er hat an den Doctor Gilbert gedacht.

So lange Billot nur an sich selbst dachte, war ihm wenig daran gelegen, ob die Bastille und er mit ihr in die Luft sprang; aber der Doctor Gilbert muß um jeden Preis leben.

„Haltet ein," rief Billot, indem er sich vor Elie und Hullin warf; „haltet ein, im Namen der Gefangenen!"

Und diese Männer, welche den Tod für sich nicht fürchteten, wichen ebenfalls blaß und zitternd zurück.

„Was wollen Sie?" sagten sie, an den Gouverneur die Frage wiederholend, die schon von der Garnison an ihn gemacht worden war.

„Ich will, daß Alle sich entfernen," erwiederte Herr de Launay. „Ich werde keine Vorschläge annehmen, so lange ein Fremder in den Höfen der Bastille ist."

„Werden Sie aber nicht unsere Abwesenheit benützen, um Alles wieder in Stand zu setzen?" entgegnete Billot.

„Wird die Capitulation verweigert, so finden Sie alle Dinge, wie sie sind, Sie an jenem Thore, ich an diesem."

„Sie geben uns Ihr Wort darauf?"

„Bei meinem adeligen Ehrenwort."

Einige schüttelten den Kopf.

„Bei meinem adeligen Ehrenwort!" wiederholte de Launay. „Ist Einer hier, der zweifelt, wenn ein Edelmann bei seinem Worte geschworen hat?"

„Nein, nein, Niemand," wiederholten fünfhundert Stimmen.

„Man bringe mir hierher Papier, eine Feder und Tinte."

Die Befehle des Gouverneur wurden auf der Stelle vollzogen.

„Es ist gut,“ sagte de Launay.

Dann wandte er sich gegen die Angreifenden um und rief ihnen zu:

„Und nun, Ihr Leute, zieht Euch zurück.“

Billot, Hullin und Elie gaben das Beispiel und zogen sich zuerst zurück.

Alle Andere folgten ihnen.

De Launay legte die Lunte auf die Seite und fing an die Capitulation auf seinem Knie zu schreiben.

Die Invaliden und die Schweizer begriffen, daß es sich um ihre Rettung handelte, und sahen ihm stillschweigend und mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Grauen zu.

De Launay wandte sich um, ehe er die Feder auf das Papier setzte. Die Höfe waren frei.

In einem Augenblick erfuhr man außen Alles, was innen vor sich ging.

Die Bevölkerung kam, wie Herr von Losme gesagt hatte, unter dem Pflaster hervor. Hundert tausend Menschen umgaben die Bastille.

Es waren nicht allein Arbeiter, es waren Bürger von allen Classen. Es waren nicht nur Männer, es waren Kinder, es waren Greise.

Und Alle hatten eine Waffe, Alle stießen einen Schrei aus.

Da und dort sah man mitten unter den Gruppen eine in Thränen zerfließende Frau mit zerzausten Haaren, die Hände ringend und den steinernen Riesen mit einer verzweifelten Geberde verfluchend.

Es war eine Mutter, deren Sohn die Bastille niedergeschmettert, es war eine Tochter, der die Bastille den Vater niedergeschmettert, es war ein Weib, dem die Bastille den Mann niedergeschmettert hatte.

Doch seit einem Augenblick hatte die Bastille keinen Lärmen, keine Flamme, keinen Rauch mehr. Die Bastille war erloschen. Die Bastille war stumm wie ein Grab.

Vergebens hätte man es versucht, alle die Flecken von Kugeln zu zählen, welche ihre Oberfläche besprenkelten. Jeder hatte seinen Schuß diesem Granitungeheuer, dem sichtbaren Symbol der Tyrannei, zusenden wollen.

Als man erfuhr, die furchtbare Bastille sei zu capituliren im Begriff, der Gouverneur habe sie zu übergeben versprochen, wollte es auch Niemand glauben.

Unter dem allgemeinen Zweifel, als man es noch nicht wagte, sich Glück zu wünschen, als man noch stillschweigend wartete, sah man durch eine Schießscharte einen an die Spitze eines Degens gesteckten Brief hervorkommen.

Nur war zwischen dem Brief und den Belagernden der breite, tiefe, mit Wasser gefüllte Graben.

Billot verlangt ein Brett: drei werden gebracht und versucht, ohne daß sie, da sie zu kurz sind, das Ziel erreichen können. Ein viertes berührt die zwei Ränder des Grabens.

Billot befestigt sie, so gut er es vermag, und wagt sich, ohne zu zögern, auf die zitternde Brücke.

Die ganze Menge bleibt stumm. Aller Augen sind auf den Mann gerichtet, der über dem Graben, dessen stehendes Wasser dem des Cocytus ähnlich ist, zu schweben scheint. Zitternd setzt sich Pitou auf die Rückseite der Böschung und verbirgt seinen Kopf zwischen seinen Beinen.

Das Herz bricht ihm, er weint.

Plötzlich, in dem Augenblick, wo Billot die zwei Drittel des Ueberganges erreicht hat, schwankt das Brett. Billot streckt die Arme aus, fällt und verschwindet im Graben.

Pitou stürzt ihm brüllend nach, wie ein Neufundländer Hund seinem Herrn.

Da nähert sich ein Mensch dem Brett, von dem Billot herabgefallen war.

Ohne Zögern schlägt er denselben Weg ein. Dieser

Mensch ist Stanislas Maillard, der Huissier im Chatelet.

An der Stelle angelangt, wo Billot und Pitou im Schlamme zappeln, schaut er einen Augenblick unter sich, und da er sieht, daß sie den Rand des Grabens unversehrt erreichen werden, schreitet er vorwärts.

Eine halbe Minute nachher ist er auf der andern Seite des Grabens und hat das Billet, das man ihm an der Degenspitze reicht.

Mit derselben Ruhe, mit derselben Festigkeit des Ganges kehrt er über das Brett zurück.

Doch in dem Augenblick, wo alle Welt sich um ihn drängt, um zu lesen, stürmt ein Hagel von Kugeln von den Zinnen herab, während man zugleich einen entsetzlichen Donner des Geschützes vernimmt.

Ein einziger Schrei, doch einer von den Schreien, welche die Rache des Volkes verkündigen, bringt aus der Brust Aller hervor.

„Traut den Tyrannen!“ ruft Gonchon.

Und ohne sich mehr mit der Capitulation zu beschäftigen, ohne sich um das Pulver zu bekümmern, ohne an sich, ohne an die Gefangenen zu denken, ohne etwas Anderes, als die Rache zu träumen, zu wünschen, zu verlangen, stürzt sich das Volk in die Höfe, nicht mehr zu Hunderten, sondern zu Tausenden.

Was das Volk einzubringen verhindert, ist nicht das Musketenfeuer: es sind die zu engen Thore.

Bei diesem Donner des Geschützes werfen sich die zwei Soldaten, die ihn nicht verlassen haben, auf Herrn de Launay, ein dritter bemächtigt sich der Lunte und zertritt sie unter seinem Fuß.

De Launay zieht seinen in seinem Stocke verborgenen Degen und will sich damit erstechen; man zerbricht den Degen zwischen seinen Händen.

Er begreift nun, daß er nichts Anderes mehr zu thun hat, als zu warten, und er wartet.

Das Volk rückt heran, die Garnison reicht ihm

die Hände, und die Bastille ist im Sturm, mit Gewalt, ohne Capitulation genommen.

Seit hundert Jahren ist es nicht mehr die träge Materie, die man in die königliche Veste einschließt, es ist der Geist. Der Geist hat die Bastille gesprengt, und das Volk ist durch die Bresche eingedrungen.

Was das Schießen mitten unter dem allgemeinen Schweigen, während des Waffenstillstandes, betrifft, was diesen unvorhergesehenen, unpolitischen, tödtlichen Angriff betrifft, Niemand hat je erfahren, wer den Befehl dazu gegeben, wer ihn angeregt, vollbracht.

Es gibt Augenblicke, wo die Zukunft einer ganzen Nation in der Wage des Schicksals gewogen wird. Eine von den Schalen gewinnt die Oberhand. Schon glaubt Jeder das vorgesetzte Ziel erreicht zu haben. Plötzlich läßt eine unsichtbare Hand die Klinge eines Dolches oder die Kugel einer Pistole in die andere Schale fallen. Da verändert sich Alles, und man hört nur noch einen einzigen Schrei: Wehe dem Besiegten!

XVIII.

Der Doctor Gilbert.

Während das Volk, brüllend zugleich vor Freude und vor Wuth, in die Höfe der Bastille stürmt, plätschern zwei Menschen im schlammigen Wasser der Gräben.

Diese zwei Menschen sind Billot und Pitou.

Pitou unterstützt Billot; keine Kugel hat ihn getroffen, kein Schuß hat ihn erreicht; doch sein Sturz hat den guten Pächter ein wenig betäubt.

Man wirft ihnen Stricke zu, man reicht ihnen Stangen.

Pitou erwischt eine Stange, Billot einen Strick.

Nach fünf Minuten werden sie im Triumph umhergetragen und umarmt, so kothig sie sind.

Der Eine gibt Billot einen Schluck Branntwein, der Andere stopft Pitou mit Wurst und gießt Wein darauf.

Ein Dritter reibt sie ab und führt sie in die Sonne.

Plötzlich durchzuckt ein Gedanke, oder vielmehr eine Erinnerung den Geist von Billot; er entreißt sich der geschäftigen Sorge der Theilnehmenden und eilt gegen die Bastille zu.

„Zu den Gefangenen!" ruft er im Laufe, „zu den Gefangenen!"

„Ja, zu den Gefangenen!" ruft Pitou, dem Pächter nacheilend.

Die Menge, welche bis dahin nur an die Henker gedacht hatte, bebt im Gedanken an die Opfer.

Sie wiederholt mit einem Schrei: „Ja, ja, zu den Gefangenen!"

Und ein neuer Strom von Angreifenden durchbricht die Dämme und scheint die Seiten der Festung zu erweitern, um die Freiheit hineinzutragen.

Ein entsetzliches Schauspiel bot sich nun den Augen von Billot und Pitou. Trunken, wüthend, rasend, war die Menge in die Höfe gestürzt. Den ersten Soldaten, der ihr in die Hände gefallen, hatte sie in Stücke gehauen.

Gonchon ließ sie gewähren. Ohne Zweifel dachte er, der Zorn des Volkes sei wie der Strom der großen Flüsse, er richte mehr Unheil an, wenn man ihn aufzuhalten suche, als wenn man ihn ruhig sich verlaufen lasse.

Elie und Hullin dagegen hatten sich den Schlächtern entgegengeworfen: sie baten, sie flehten, sie sagten, — eine erhabene Lüge — sie haben der Garnison die Erhaltung ihres Lebens versprochen.

Die Ankunft von Billot und Pitou war eine Verstärkung für sie.

Billot, den man rächte, Billot lebte; Billot war nicht einmal verwundet, es hatte sich nur das Brett unter seinem Fuße gedreht. Er hatte nur ein Schlammbad genommen, und nichts Anderes.

Auf die Schweizer war man hauptsächlich erbost, doch man fand keine Schweizer mehr. Sie hatten Zeit gehabt, Kittel von grauer Leinwand anzuziehen, und man hielt sie für Knechte oder für Gefangene. Die Menge zerschmetterte mit Steinwürfen die zwei Gefesselten der Uhrtafel. Die Menge eilte auf die Höhe der Thürme, um die Kanonen zu beschimpfen, die den Tod gespieen hatten. Die Menge packte die Steine an und machte sich die Hände blutig, indem sie dieselben ausreißen wollte.

Als man die ersten Sieger auf der Plattform erscheinen sah, ließ Alles, was außen war, das heißt, hunderttausend Menschen, ein ungeheures Geschrei vernehmen.

Dieses Geschrei erhob sich über Paris und schwang sich wie ein Adler mit raschen Flügeln über Frankreich hin:

„Die Bastille ist genommen!“

Bei diesem Ruf zerschmolzen die Herzen, befeuchteten sich die Augen, öffneten sich die Arme; es gab keine entgegengesetzte Parteien, keine feindliche Kasten mehr; alle Pariser fühlten, daß sie Brüder, alle Menschen begriffen, daß sie frei waren.

Eine Million Menschen hielt sich in gegenseitiger Umarmung.

Billot und Pitou waren im Gefolge der Einen und den Andern voranschreitend eingedrungen; sie wollten nicht ihren Antheil am Triumph, sondern die Freiheit der Gefangenen.

Als sie durch den Hof des Gouvernement kamen, gingen sie an einem Mann in grauem Rock vorüber,

der ruhig und die Hand auf einen Stock mit goldenem Knopf gestützt da stand. Dieser Mann war der Gouverneur. Er wartete unbeweglich, bis entweder seine Freunde ihn retten, oder seine Feinde ihn schlagen würden.

Billot, als er ihn erblickte, erkannte ihn sogleich, gab einen Schrei von sich und ging gerade auf ihn zu.

De Launay erkannte den Pächter auch. Er kreuzte die Arme und wartete, Billot anschauend, als wollte er zu ihm sagen:

„Bist Du es, der mir den ersten Streich versetzen wird?"

Billot begriff und blieb stehen.

„Wenn ich mit ihm spreche," sagte er zu sich selbst, „so mache ich, daß man ihn erkennt; wird er erkannt, so ist er todt."

Doch wie den Doctor Gilbert inmitten dieses Chaos finden? Wie der Bastille das in seinen Eingeweiden verschlossene Geheimniß entreißen?

Dieses ganze Zögern, dieses ganze heldenmüthige Bedenken begriff de Launay ebenfalls.

„Was wollen Sie?" fragte halblaut de Launay.

„Nichts," erwiederte Billot, indem er mit dem Finger auf das Thor deutete, um ihm zu bezeichnen, die Flucht sei noch möglich. „Nichts. Ich werde den Doctor Gilbert wohl finden können."

„Dritte Bertaudière," antwortete de Launay mit weicher, beinahe gerührter Stimme.

Und er blieb auf derselben Stelle.

Plötzlich sprach eine Stimme hinter Billot:

„Ah! hier ist der Gouverneur."

Die Stimme war ruhig, als ob sie nicht dieser Welt angehört hätte, und dennoch fühlte man, daß jedes Wort, das sie gesprochen, ein scharfer, gegen die Brust von de Launay gerichteter Dolch war.

Gonchon hatte so gesprochen.

Bei seinen Worten, wie beim Schalle einer Sturmglocke, bebten alle diese rachetrunkenen Menschen; sie schauten mit flammenden Augen umher, erblickten de Launay und stürzten auf ihn los.

„Retten Sie ihn, oder er ist verloren," sagte Billot, an Elie und Hullin vorübergehend.

„Helfen Sie uns," erwiederten die zwei Männer.

„Ich muß hier bleiben, ich habe auch Einen zu retten."

In einem Augenblick war de Launay von tausend Händen gepackt, emporgehoben, fortgeschleppt.

Elie und Hullin eilten ihm nach und riefen:

„Haltet ein, wir haben ihm Schonung seines Lebens zugesagt."

Das war nicht wahr, doch die erhabene Lüge drang gleichzeitig aus diesen zwei edlen Herzen hervor.

In einer Secunde verschwand de Launay, gefolgt von Elie und Hullin, durch den Gang, der aus der Bastille hinausführte, unter dem Geschrei: Nach dem Stadthaus! nach dem Stadthaus!

De Launay, eine lebendige Beute, war für gewisse Sieger so viel werth, als die besiegte Beute der Bastille.

Sie bot übrigens ein seltsames Schauspiel, die traurige, schweigsame Feste, seit vier Jahrhunderten nur durch Wachen, Kerkermeister und einen düstern Gouverneur besucht, nun aber die Beute des Volks geworden, das in den Höfen umherlief, die Treppen auf und abstieg, wie ein Bienenschwarm summte und den Granitkorb mit Bewegung und Geräusch füllte.

Billot schaute de Launay einen Augenblick nach; dieser wurde mehr fortgetragen, als geführt, und schien über der Menge zu schweben.

Doch in einer Sekunde war er verschwunden. Billot seufzte, sah umher, erblickte Pitou, eilte nach einem Thurme und rief: „Dritte Bertaudière!"

Ein zitternder Gefangenwärter fand sich auf seinem Wege.

„Dritte Bertaudière," sagte Billot.

„Dorthin, mein Herr," erwiederte der Gefangenwärter, „doch ich habe die Schlüssel nicht."

„Wo sind sie denn?"

„Man hat mir sie genommen."

„Bürger, leihe mir Deine Axt," sprach Billot zu einem Vorstädter.

„Ich gebe sie Dir," antwortete dieser, „ich brauche sie nicht mehr, da die Bastille genommen ist."

Billot ergriff die Axt und eilte, von dem Gefangenwärter geführt, eine Treppe hinauf.

Der Gefangenwärter blieb vor einer Thüre stehen.

„Dritte Bertaudière?" fragte er.

„Ja."

„Das ist hier."

„Der Gefangene, der in diesem Zimmer eingeschlossen ist, heißt Doctor Gilbert?"

„Ich weiß es nicht."

„Seit fünf bis sechs Tagen erst angekommen."

„Ich weiß es nicht."

„Nun," sagte Billot, „ich werde es erfahren."

Und er griff die Thüre mit gewaltigen Axtstreichen an.

Sie war von Eichenholz; doch unter den Streichen des kräftigen Pächters zersprang das Holz in Splitter.

Nach einigen Sekunden konnte der Blick in die Zelle dringen.

Billot hielt sein Auge an die Oeffnung. Durch die Oeffnung tauchte sein Blick in das Gefängniß.

In der Linie des Lichtstrahls, der in den Kerker durch das vergitterte Fenster des Thurms eindrang, stand, ein wenig zurückgebogen, in der Hand ein aus seinem Bett gerissenes Querholz haltend, ein Mann in vertheidigender Stellung.

Dieser Mann hielt sich offenbar bereit, den Ersten, der eintreten würde, niederzuschlagen.

Trotz seines langen Bartes, trotz seines bleichen Gesichtes, trotz seiner kurz geschnittenen Haare erkannte ihn Billot. Es war der Doctor Gilbert.

„Doctor! Doctor! sind Sie es?"

„Wer ruft mich?" fragte der Gefangene.

„Ich, ich, Billot, Ihr Freund."

„Sie, Billot?"

„Ja! ja! er! er! wir! wir!" riefen zwanzig Stimmen, die bei den furchtbaren Streichen, welche Billot that, auf dem Ruheplatz stehen geblieben waren.

„Wer, Ihr?"

„Wir, die Sieger der Bastille! Die Bastille ist genommen, Sie sind frei!"

„Die Bastille ist genommen! ich bin frei!" rief der Doctor.

Und er streckte seine beiden Hände durch die Oeffnung und rüttelte so gewaltig an der Thüre, daß die Angeln und das Schloß sich losreißen zu wollen schienen, und daß ein schon durch Billot erschütterter eichener Flügel krachte, zerbrach und in den Händen des Gefangenen blieb.

„Warten Sie, warten Sie," sagte Billot, denn er begriff, eine zweite der ersten ähnliche Anstrengung würde seine einen Augenblick überreizten Kräfte erschöpfen, „warten Sie."

Und er verdoppelte seine Streiche.

Durch die Oeffnung, die sich immer mehr vergrößerte, konnte er in der That den Gefangenen sehen. Dieser war wieder auf seinen Stuhl gesunken, bleich wie ein Gespenst und unfähig, das Querholz aufzuheben, welches bei ihm lag, der, einem Simson ähnlich, beinahe die Bastille erschüttert hätte.

„Billot! Billot!" murmelte er.

„Ja! ja! und ich auch, Pitou, Herr Doctor; Sie erinnern sich wohl des armen Pitou, den Sie bei Tante Angélique in die Kost gebracht haben; Pitou, der kommt, um Sie zu befreien."

„Aber ich kann durch diese Oeffnung schlüpfen," sagte der Doctor.

„Nein! nein!" antworteten alle Stimmen; „warten Sie!"

Alle Anwesende vereinigten ihre Kräfte in einer gemeinschaftlichen Anstrengung. Die Einen schoben ein Brecheisen zwischen die Mauer und die Thüre, Andere ließen einen Hebel am Schloß spielen; wieder Andere drückten und stießen mit ihren angestemmten Schultern und ihren krampfhaft zusammengezogenen Händen; das Eichenholz ließ ein letztes Krachen hören, die Wand schieferte sich, und Alle stürzten mit einander durch die zerbrochene Thür, durch die abgestoßene Mauer wie ein Strom in das Innere des Gefängnisses. Gilbert befand sich in den Armen von Pitou und von Billot.

Gilbert, der kleine Bauer vom Schlosse Taverney, Gilbert, den wir in seinem Blute gebadet in einer Grotte der Azoren gelassen haben, war nun ein Mann von vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahren, von bleicher, aber nicht krankhafter Gesichtsfarbe, mit festen, eigenwilligen Augen; nie verlor sich sein Blick umherirrend im Raume; heftete er sich nicht auf einen äußeren Gegenstand, der ihn zu fesseln würdig war, so heftete er sich auf seinen eigenen Gedanken und wurde darum nur um so düsterer und tiefer; seine Nase war gerade und stand mit seiner Stirne durch eine directe Linie in Verbindung; sie überragte eine stolze Oberlippe, welche durch einen leichten Zwischenraum, der sie von ihrer Unterlippe trennte, den blendenden Schmelz seiner Zähne sehen ließ. In gewöhnlichen Zeiten war sein Anzug einfach und streng, wie der eines Quäkers. Doch diese Strenge gränzte durch die außerordentliche Reinlichkeit an die Eleganz. Sein etwas mehr als mittlerer Wuchs war schön geformt; was seine ganz nervöse Stärke betrifft, so haben wir so eben gesehen, wie weit sie in einer ersten Bewegung der Gereiztheit gehen konnte, mochte diese Gereiztheit

nun den Zorn oder den Enthusiasmus zur Ursache haben.

Obschon seit fünf bis sechs Tagen im Kerker, hatte doch der Gefangene dieselbe Sorge auf sich verwendet: sein mehrere Linien langer Bart hob noch mehr das Matte seiner Gesichtshaut hervor und bezeichnete allein eine Vernachlässigung, an welcher nicht der Gefangene, sondern der Umstand Schuld war, daß man ihm ein Rasirmesser zu geben oder ihn zu barbieren sich geweigert hatte.

Nachdem er Pitou und Billot in seine Arme geschlossen, wandte er sich gegen die in sein Gefängniß eingedrungene Menge.

Dann, als ob ein Augenblick genügt hätte, um ihm die ganze Herrschaft über sich selbst wieder zu verleihen, sprach er:

„Der Tag, den ich vorhergesehen, ist gekommen. Dank Euch, meine Freunde, Dank dem ewigen Geiste, der über der Freiheit der Völker wacht."

Und er reichte seine beiden Hände der Menge, welche, an der Höhe seines Blickes, an der Würde seiner Stimme einen erhabenen Mann erkennend, dieselben kaum zu berühren wagte.

Dann verließ er seine Zelle und ging allen diesen Menschen, gestützt auf die Schulter von Billot und gefolgt von Pitou und seinen Befreiern, voran.

Der erste Augenblick war von Gilbert der Freundschaft und der Dankbarkeit geschenkt worden, der zweite hatte die Entfernung festgestellt, welche zwischen dem gelehrten Doctor und dem unwissenden Pächter, dem guten Pitou und dieser ganzen Menge, die ihn befreit, stattfand.

Bei der Thüre angelangt, blieb Gilbert vor dem Lichte des Himmels, das ihn überströmte, stehen. Er blieb stehen, kreuzte die Arme auf seiner Brust, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

„Gegrüßet seist du, schöne Freiheit; ich habe deiner

Geburt auf einer andern Welt beigewohnt, und wir sind alte Freunde. Gegrüßet seist du, schöne Freiheit!"

Und das Lächeln des Doctors besagte in der That, es sei für ihn nichts Neues, dieses Geschrei, das er von einem ganzen unabhängigkeitstrunkenen Volke hörte.

Nachdem er sich sodann einige Secunden gesammelt hatte, fragte er:

„Billot, das Volk hat also den Despotismus besiegt?"

„Ja, Herr."

„Und Sie haben sich geschlagen?"

„Ich bin gekommen, um Sie zu befreien."

„Sie wußten von meiner Verhaftung?"

„Ihr Sohn hat mich diesen Morgen davon unterrichtet."

„Armer Emil, haben Sie ihn gesehen?"

„Ich habe ihn gesehen."

„Er ist ruhig in seiner Kostschule geblieben?"

„Ich habe ihn, sich sträubend, in den Händen von vier Krankenwärtern gelassen."

„Ist er krank, hat er das Delirium?"

„Er wollte mit uns ziehen, um sich zu schlagen."

„Ah!" rief der Doctor, und ein Lächeln des Triumphes umspielte seine Lippen. Sein Sohn entsprach seiner Hoffnung.

„Sie haben also gesagt?" fragte er Billot.

„Ich habe gesagt, da der Doctor Gilbert in der Bastille ist, so nehmen wir die Bastille. Nun ist die Bastille genommen. Das ist noch nicht Alles."

„Was gibt es noch?"

„Die Cassette ist gestohlen."

„Die Cassette, die ich Ihnen anvertraute?"

„Ja."

„Und durch wen gestohlen?"

„Durch Leute, die sich unter dem Vorwand, Ihre Brochure in Beschlag zu nehmen, bei mir eingeschlichen, mich verhaftet, in den Keller eingeschlossen, das Haus durchsucht, die Cassette gefunden und fortgenommen haben."

„An welchem Tage?“

„Gestern.“

„Ho! ho! es findet offenbar ein Zusammenhang zwischen meiner Verhaftung und dem Diebstahl statt. Dieselbe Person, die mich festnehmen ließ, hat zu gleicher Zeit auch die Cassette stehlen lassen. Erfahre ich den Urheber der Verhaftung, so kenne ich auch den Urheber des Diebstahls. Wo sind die Archive?“ fragte der Doctor den Gefangenwärter.

„Im Hofe des Gouvernement, mein Herr,“ antwortete dieser.

„Zu den Archiven also, Freunde, zu den Archiven!“ rief der Doctor.

„Mein Herr,“ sagte der Gefangenwärter, der ihn einen Augenblick zurückhielt, „lassen Sie mich Ihnen folgen, oder empfehlen Sie mich diesen wackern Leuten, damit mir kein Unglück widerfährt.“

„Es sei,“ sprach Gilbert.

Dann wandte er sich an die Menge, die ihn mit einer Mischung von Neugierde und Ehrfurcht umgab, und sagte:

„Freunde, ich empfehle Euch diesen braven Mann; er trieb sein Handwerk, indem er die Thüren öffnete und schloß; doch er war mild gegen die Gefangenen, und es werde ihm kein Leid angethan.“

„Nein! nein!“ rief man von allen Seiten; „nein, er fürchte sich nicht, er braucht nicht bange zu haben, er komme.“

„Ich danke, mein Herr,“ sagte der Gefangenwärter; „doch wenn Sie in die Archive wollen, beeilen Sie sich; ich glaube, man verbrennt die Papiere.“

„Oh! dann ist kein Augenblick zu verlieren!“ rief Gilbert; „in die Archive!“

Und er eilte nach dem Hofe des Gouvernement; die Menge, an deren Spitze beständig Billot und Piton marschirten, folgte ihm auf den Fersen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Dritte Abtheilung.

Ange Pitou.

Fünftes bis achtes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.



XIX.

Das Dreieck.

Vor der Thüre des Saales der Archive brannte wirklich ein ungeheures Feuer von Papieren.

Leider ist eines der ersten Bedürfnisse des Volks nach dem Siege die Zerstörung.

Man hatte sich der Archive der Bastille bemächtigt. Es war ein weiter, mit Registern und Plänen gefüllter Saal; die Acten von allen seit hundert Jahren in der Bastille eingeschlossenen Gefangenen lagen hier in Verwirrung aufgehäuft.

Das Volk zerriß diese Papiere voll Wuth; ohne Zweifel dünkte es ihm, wenn es alle die Gefängnißregister zerreiße, gebe es auf eine gesetzliche Weise den Gefangenen die Freiheit.

Gilbert trat ein; unterstützt von Pitou, durchsuchte er die Register, welche noch aufrecht in den Fächern standen; die Register des laufenden Jahres fanden sich nicht.

Der Doctor, ein ruhiger, kalter Mann, stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

In diesem Augenblicke gewahrte Pitou einen von den heldenmüthigen Straßenjungen, wie es immer noch bei den Volkssiegen gibt; er lief nach dem Feuer und trug auf seinem Kopf einen Band, der seiner ganzen Form nach dem, welchen der Doctor Gilbert durchblätterte, ähnlich war.

Pitou eilte ihm nach und hatte ihn mit seinen langen Beinen bald eingeholt.

Es war das Register vom Jahre 1789.

Die Unterhandlung dauerte nicht lange. Pitou gab sich als Sieger zu erkennen, erklärte, ein Gefangener bedürfe des Registers, und der Straßenjunge trat es ihm ab und tröstete sich mit den Worten:

„Bah! ich werde ein anderes verbrennen."

Pitou öffnete das Register, suchte, blätterte, las, und fand, bei der letzten Seite angelangt, die Worte:

„Heute, am 9. Juni 1789, ist der Herr G., Philosoph und sehr gefährlicher Publicist, eingetreten; in den engsten Gewahrsam zu bringen."

Er brachte das Register dem Doctor.

„Herr Gilbert, ist das nicht das, was Sie suchen?"

„Oh!" rief der Doctor, das Register ergreifend, „ja, das ist es."

Und er las die von uns erwähnten Worte.

„Wir wollen sehen, von wem der Befehl kommt." Und er suchte am Rande.

„Necker!" rief er, „der Befehl, mich zu verhaften, von Necker, meinem Freunde, unterzeichnet. Oh! hier waltet sicherlich ein Irrthum ob."

„Necker ist Ihr Freund?" rief die Menge voll Achtung, denn man erinnert sich, welchen Einfluß dieser Name auf das Volk übte.

„Ja, ja, mein Freund, ich behaupte es." sagte der Doctor, „und Necker, davon bin ich fest überzeugt, wußte nicht, daß ich im Gefängniß war. Doch ich will ihn aufsuchen und ..."

„Wo aufsuchen?" fragte Billot.

„In Versailles."

„Herr Necker ist nicht in Versailles; Herr Necker ist in der Verbannung."

„Wo dies?"

„In Brüssel."

„Aber seine Tochter?"

„Ah! ich weiß es nicht."

„Die Tochter wohnt auf dem Gute Saint-Ouen," sprach eine Stimme in der Menge.

„Ich danke," sagte Gilbert, ohne nur zu wissen, an wen er seinen Dank richtete.

Dann wandte er sich gegen die Brenner und sprach:

„Freunde, im Namen der Geschichte, welche in diesen Archiven die Verurtheilung der Tyrannen finden wird, genug der Verwüstung, ich flehe Euch an; zerstört die Bastille Stein um Stein, daß keine Spur davon übrig bleibt, aber verschont die Papiere, verschont die Register, das Licht der Zukunft liegt darin."

Kaum hatte die Menge diese Worte gehört, als sie dieselben mit ihrem erhabenen Verstande erwog.

„Der Doctor hat Recht," riefen hundert Stimmen, „keine Verwüstung! Nach dem Stadthause alle Papiere!"

Ein Pompier, der mit fünf bis sechs von seinen Kameraden, eine Feuerspritze schleppend, in den Hof gekommen war, richtete die Röhre seines Werkzeugs nach dem Herd, der, dem von Alexandria ähnlich, eine Welt zu verzehren im Begriffe war, und löschte ihn aus.

„Und auf wessen Verlangen sind Sie verhaftet worden?" fragte Billot.

„Ah! das ist es gerade, was ich suche und nicht herausbringen kann, der Name ist nicht beigeschrieben," antwortete der Doctor.

Und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, fügte er hinzu:

„Doch ich werde es erfahren."

Und er riß das Blatt, das ihn betraf, heraus, legte es zusammen und steckte es in seine Tasche. Dann sprach er zu Billot und Pitou:

„Freunde, laßt uns gehen, wir haben nichts mehr hier zu thun."

„Gehen wir," erwiederte Billot; „nur ist das leichter zu sagen, als auszuführen."

In das Innere der Höfe durch die Neugierde gedrängt, strömte in der That die Menge gegen den Eingang der Bastille, deren Thore sie versperrte. Am Eingang der Bastille waren die andern Gefangenen.

Acht Gefangene, Gilbert mitgezählt, hatte man befreit.

Sie hießen: Jean Bechade, Bernard Laroche, Jean Lacaurège, Antoine Pujade, von White, der Graf von Solage und Tavernier.

Die vier Ersten flößten nur ein secundäres Interesse ein. Sie waren beschuldigt, einen Wechsel verfälscht zu haben, ohne daß sich je ein Beweis gegen sie erhoben hatte, was auf den Glauben führen sollte, die Anklage sei falsch gewesen; sie befanden sich erst seit zwei Jahren in der Bastille.

Die Anderen waren der Graf von Solage, von White und Tavernier.

Der Graf von Solage war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, voll freudigen Ergusses; er umarmte seine Befreier, pries ihren Sieg und erzählte ihnen seine Gefangenschaft. Im Jahr 1782 verhaftet und in Vincennes in Folge eines von seinem Vater erlangten Geheimbriefes eingesperrt, war er von Vincennes nach der Bastille gebracht worden, wo er fünf Jahre geblieben, ohne daß er einen Richter gesehen, ohne daß man ihn ein einziges Mal verhört hatte; seit zwei Jahren war sein Vater todt und Niemand hatte an ihn gedacht; wäre die Bastille nicht genommen worden, so hätte wahrscheinlich nie Jemand an ihn gedacht.

Von White war ein Greis von sechzig Jahren; er sprach mit einem fremden Accent unzusammenhängende Worte. Auf die Fragen, die sich kreuzten, antwortete er, er wisse nicht, seit wie langer Zeit er verhaftet sei und aus welchem Grunde man ihn verhaftet habe. Er erinnerte sich nur, daß Herr von Sartines ein Vetter von ihm war, mehr nicht. Ein Schließer, Namens

Guyon, hatte in der That einmal gesehen, wie Herr von Sartines in den Kerker von White eingetreten war und ihn hatte eine Vollmacht unterzeichnen lassen. Doch der Gefangene hatte diese Umstände völlig vergessen.

Tavernier war der älteste von Allen. Er zählte zehn Jahre Gefangenschaft auf den Sainte-Marguerite-Inseln und dreißig in der Bastille; es war ein Greis von neunzig Jahren, mit weißen Haaren und weißem Bart; seine Augen hatten sich in der Dunkelheit abgestumpft, und er sah nur noch durch eine Wolke. Als man in sein Gefängniß eintrat, begriff er nicht, was man hier wollte; da man ihm von Freiheit sprach, schüttelte er den Kopf, und endlich, als man ihm bemerkte, die Bastille sei genommen, rief er:

„Ho! ho! was werden König Ludwig XV., Frau von Pompadour und der Herzog von La Baillière dazu sagen?“

Tavernier war nicht einmal Narr; er war nur, wie White, Idiot.

Die Freude dieser Menschen war gräßlich anzuschauen, denn sie schrie nach Rache, so sehr glich sie der Angst und dem Schrecken. Zwei oder drei schienen nahe daran, unter diesem, aus einem hunderttausendfachen Geschrei bestehenden, Tumult zu verscheiden, sie, die nie die Stimme von zwei zugleich sprechenden Menschen seit ihrem Eintritt in die Bastille gehört hatten; sie, die nur noch an das langsame, geheimnißvolle Geräusch des Holzes, das in der Feuchtigkeit spielt, der Spinne, die ihr Gewebe unbemerkt mit einem Schlagen ähnlich dem einer unsichtbaren Pendeluhr verfertigt, oder der Ratte, welche kratzt und weiter läuft, gewöhnt waren.

In dem Augenblick, wo Gilbert erschien, machten die Enthusiasten den Vorschlag, die Gefangenen im Triumphe umherzutragen, welcher Vorschlag einstimmig angenommen wurde.

Gilbert hätte sehr gewünscht, dieser Huldigung zu

entgehen, aber es war nicht möglich; er war schon, sowie Billot und Pitou erkannt.

Das Geschrei: „Nach dem Stadthaus! nach dem Stadthaus!" erscholl abermals, und Gilbert sah sich auf die Schultern von zwanzig Personen zugleich empor gehoben.

Vergebens wollte der Doctor widerstehen, vergebens theilten Billot und Pitou ihre kräftigsten Faustschläge an ihre Waffenbrüder aus: die Freude und die Begeisterung hatten die Oberhaut des Volkes abgehärtet. Faustschläge, Schläge mit Pikenschäften, mit Flintenkolben kamen den Siegern wie Liebkosungen vor und verdoppelten nur ihre Berauschung.

Gilbert war also genöthigt, sich auf den Schild erheben zu lassen.

Der Schild war ein Tisch, in dessen Mitte man eine Lanze aufgepflanzt hatte, welche dem Triumphator als Stützpunkt dienen sollte.

Der Doctor Gilbert beherrschte so diesen Ocean von der Bastille nach der Arcade Saint-Jean wogender Köpfe, ein Meer voller Stürme, dessen Wellen mitten unter Piken, Bajonetten und Waffen von allen Arten, von allen Formen und Epochen die triumphirenden Gefangenen forttrugen.

Doch zu gleicher Zeit wälzte der erschreckliche, unwiderstehliche Ocean eine andere Gruppe fort, welche so fest zusammengedrängt war, daß sie eine Insel zu sein schien. Diese Gruppe führte de Launay als Gefangenen weg. Um dieselbe machten sich nicht minder geräuschvolle, nicht minder enthusiastische Schreie hörbar, doch das waren keine Siegesrufe, sondern Todesdrohungen.

Von dem erhabenen Punkte aus, wo er sich befand, verlor Gilbert nicht den kleinsten Umstand von dem furchtbaren Schauspiel.

Allein unter allen den Gefangenen, denen man die Freiheit wiedergegeben, war er im vollen Besitze seiner

Fähigkeiten. Fünf Tage Gefangenschaft bildeten nur einen dunkeln Punkt in seinem Leben. Sein Auge hatte nicht die Zeit gehabt, in der Finsterniß der Bastille zu erlöschen oder schwach zu werden.

Der Kampf macht gewöhnlich die Kämpfenden nur, so lange er dauert, unbarmherzig. Im Allgemeinen sind die Menschen, welche aus dem Feuer kommen, wo sie ihr eigenes Leben preisgegeben, voll Milde gegen ihre Feinde. Die Majestät der Schlacht verleiht dem Einen Achtung vor dem Andern.

Doch bei den großen Volksemeuten, wie Frankreich so viele seit der Jacquerie bis auf unsere Tage gesehen hat, suchen die Massen, welche die Furcht fern vom Kampfe gehalten, die der Lärmen gereizt hat, zugleich wild und feig, nach dem Siege irgend einen Antheil an dem Kampfe zu nehmen, dem sie nicht in's Gesicht Trotz zu bieten gewagt haben.

Sie nehmen ihren Antheil an der Rache.

Seit seinem Abgang aus der Bastille war der Marsch des Gouverneur der Anfang seiner Hinrichtung.

Elie, der das Leben von Herrn de Launay unter seine Verantwortlichkeit genommen hatte, ging an der Spitze, beschützt durch seine Uniform und die Bewunderung des Volks, das ihn zuerst hatte in's Feuer marschiren sehen. Er hielt in der Hand, an der Spitze seines Degens, das Billet, welches Herr de Launay durch eine der Schießscharten der Bastille dem Volke hatte zukommen lassen, und das ihm von Maillard übergeben worden war.

Nach ihm kam der Aufseher der königlichen Steuern, die Schlüssel der Festung in der Hand haltend; dann Maillard mit der Fahne; dann ein junger Mann, der Aller Augen, von seinem Bajonett durchlöchert, das Reglement der Bastille zeigte, ein verhaßtes Rescript, kraft dessen so viele Thränen geflossen waren.

Endlich kam der Gouverneur, beschützt durch Hullin und zwei bis drei Andere, welche aber unter den dro-

henden Fäusten, unter den geschwungenen Säbeln und den bebenden Lanzen verschwanden.

Neben dieser Gruppe und beinahe parallel mit ihr in der großen Arterie der Rue Saint-Antoine, welche die Verbindung von den Boulevards zum Flusse bildet, sich fortwälzend, war die Gruppe, die den Major von Losme schleppte, den wir einen Augenblick haben erscheinen sehen, um den Willen des Gouverneur zu bekämpfen, wonach er unter dem von diesem gefaßten Entschluß, sich zu vertheidigen, den Kopf gebeugt hatte.

Der Major von Losme war ein guter, braver, vortrefflicher Mann. Viele Schmerzen hatten ihm, seitdem er in der Bastille war, eine Linderung zu verdanken gehabt. Doch das Volk wußte das nicht, das Volk hatte ihn mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Das Volk hielt ihn nach seiner glänzenden Uniform für den Gouverneur, während der Gouverneur in seinem grauen Rock, ohne irgend eine Stickerei, und von dem er das Band vom Orden des heiligen Ludwig abgerissen, sich in einen gewissen beschützenden Zweifel flüchtete, den nur diejenigen, welche ihn kannten, aufzuklären vermochten.

So war das Schauspiel, das der düstere Blick von Gilbert beherrschte, dieser immer beobachtende und ruhige Blick, selbst unter Gefahren, welche seiner mächtigen Organisation persönlich waren.

Als Hullin aus der Bastille trat, rief er seine sichersten und ergebensten Freunde, die muthigsten, an diesem Tag volksthümlichen Soldaten zu sich; vier bis fünf antworteten auf seinen Ruf und suchten seine edelmüthige Absicht durch Beschirmung des Gouverneur zu unterstützen. Es waren drei Männer, deren Andenken die unparteiische Geschichte geheiligt hat; sie hießen: Arnet, Chollat und Lépine.

Diese Männer, denen, wie gesagt, Hullin und Maillard voranschritten, suchten also das Leben eines

Mannes zu vertheidigen, dessen Tod hunderttausend Stimmen forderten.

Um sie gruppirten sich einige Grenadiere von den französischen Garden, deren Uniform, seit drei Tagen populärer geworden, ein Gegenstand der Verehrung für das Volk war.

Herr de Launay entging den Streichen, so lange die Arme seiner edelmüthigen Vertheidiger die Streiche pariren konnten; aber er vermochte den Schmähreden und Drohungen nicht zu entgehen.

An der Ecke der Rue de Jouy war von den fünf Grenadieren der französischen Garden, die sich dem Zuge beim Abgange aus der Bastille angeschlossen hatten, nicht einer mehr übrig. Sie waren einer nach dem andern unter Weges durch die Begeisterung der Menge und vielleicht auch durch die Berechnung der Mörder entführt worden, und Gilbert hatte sie, einen nach dem andern, verschwinden sehen, wie die Kügelchen eines Rosenkranzes, den man abkörnt.

Von da an sah er vorher, der Sieg würde sich durch Blut trüben; er wollte sich von dem Tische losreißen, der ihm als Schild diente, doch es hielten ihn eiserne Arme darauf fest. In seiner Ohnmacht forderte er Billot und Pitou zu Vertheidigung des Gouverneur auf; Beide gehorchten seinem Befehle und strengten alle ihre Kräfte an, um diese menschlichen Wogen zu durchschneiden und bis zu ihm zu gelangen.

Die Gruppe der Vertheidiger bedurfte in der That der Unterstützung. Chollat, der seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen, war aus Erschöpfung ohnmächtig geworden; nur mit großer Mühe hatte man ihn aufgehoben und es verhindert, daß die Menge nicht mit den Füßen auf ihn getreten.

Doch das war eine Bresche an der Mauer, ein Durchbruch am Damm.

Ein Mann stürzte durch diese Bresche, schwang

seine Flinte am Lauf und führte einen furchtbaren Schlag nach dem bloßen Kopf des Gouverneur.

Doch Lépine sah die Keule sich senken, er hatte Zeit, sich mit ausgestreckten Armen zwischen den Gouverneur und sie zu werfen, und erhielt auf die Stirne den Schlag, der für den Gouverneur bestimmt war.

Durch den Streich betäubt, durch das Blut geblendet, fuhr er schwankend mit den Händen nach seinem Gesicht, und als er sehen konnte, war er schon zwanzig Schritte vom Gouverneur.

In diesem Augenblick kam Billot, Pitou im Schlepptau nachziehend, zu ihm.

Er bemerkte, das Zeichen, an dem man de Launay hauptsächlich erkannte, sei, daß der Gouverneur allein barhäuptig war.

Billot nahm seinen Hut, streckte den Arm aus und setzte ihn dem Gouverneur auf den Kopf.

De Launay wandte sich um und erkannte Billot.

„Ich danke," sagte er, „doch was Sie auch machen mögen, Sie werden mich nicht retten."

„Lassen Sie uns nur das Stadthaus erreichen, und ich stehe für Alles," versetzte Hullin.

„Ja," erwiederte de Launay, „doch werden wir es erreichen?"

„Mit Gottes Hülfe werden wir es wenigstens versuchen," erwiederte Hullin.

Man konnte es in der That hoffen, denn man fing an auf den Platz vor dem Stadthause auszumünden; doch dieser Platz war überströmt von Menschen mit nackten Armen, welche Säbel und Piken schwangen. Das in den Straßen umherlaufende Gerücht hatte ihnen verkündigt, man bringe den Gouverneur und den Major der Bastille, und sie warteten wie eine Meute, die man lange, die Nase im Winde, die Zähne fletschend, zurückgehalten hat.

Sobald sie den Zug erscheinen sahen, stürzten sie auf ihn los.

Hullin bemerkte, daß hier die äußerste Gefahr war, der letzte Kampf stattfinden sollte; konnte er es dahin bringen, daß de Launay die Stufen der Freitreppe hinaufzusteigen vermochte, konnte er ihn bis zu den inneren Stiegen fortreißen, so war der Gouverneur gerettet.

„Herbei, Elie; herbei, Maillard; herbei, Ihr Männer von Herz!“ rief er, „es handelt sich um die Ehre von uns Allen.“

Elie und Maillard hörten den Ruf; sie machten einen Seitensprung mitten unter das Volk, doch das Volk unterstützte sie nur zu gut: es öffnete sich vor ihnen und schloß sich hinter ihnen.

Elie und Maillard fanden sich von der Hauptgruppe getrennt, die sie nicht mehr erreichen konnten.

Die Menge sah, was sie gewonnen hatte, und machte eine wüthende Anstrengung. Wie eine Riesenschlange rollte sie ihre Ringe um die Gruppe. Billot wurde aufgehoben, fortgeschleppt; Pitou, der sich in Allem Billot anschloß, überließ sich demselben Wirbel; Hullin stolperte auf den ersten Stufen des Stadthauses und fiel. Einmal erhob er sich wieder, doch nur, um beinahe in demselben Augenblick abermals zu fallen, und diesmal folgte ihm de Launay in seinem Sturze.

Der Gouverneur blieb, wie er war; bis zum letzten Augenblicke gab er keine Klage von sich, bat er nicht um Gnade; er schrie nur mit scharfer Stimme:

„Ihr Tiger, die Ihr seid, laßt mich wenigstens nicht verschmachten.“

Nie wurde ein Befehl mit größerer Pünktlichkeit vollzogen, als diese Bitte; in einem Nu neigten sich um den gefallenen de Launay die Köpfe drohend, erhoben sich die Arme bewaffnet. Man sah einen Augenblick nur noch krampfhaft zusammengezogene Hände, niedertauchende Eisen; dann kam ein Kopf, vom Rumpfe gelöst, zum Vorschein und wurde am Ende einer Pike

vom Blut triefend emporgehoben; er bewahrte noch sein bleiches, verächtliches Lächeln.

Das war der Erste.

Gilbert hatte auch diese ganze Scene erschaut, und auch diesmal hatte er herabspringen wollen, um dem Unglücklichen beizustehen, doch er war von zweihundert Armen zurückgehalten worden.

Er wandte sich ab und seufzte.

Der Kopf mit den offenen Augen erhob sich gerade und als wollte er ihn mit einem letzten Blick begrüßen, dem Fenster gegenüber, wo Flesselles stand, umgeben und beschützt von den Wählern.

Es wäre schwierig gewesen, zu sagen, wer bleicher ausgesehen, der Lebendige oder der Todte.

Plötzlich erhob sich ein ungeheurer Tumult bei der Stelle, wo der Leichnam von de Launay lag. Man hatte ihn durchsucht und in seiner Westentasche das vom Stadtvogt an ihn gerichtete Billet, welches er Losme gezeigt, vorgefunden.

Dieses Billet war, wie man sich erinnert, in folgenden Worten aufgefaßt:

„Halten Sie fest: ich belustige die Pariser mit Kokarden und Versprechungen. Am Ende des Tages wird Ihnen Herr von Bezenval Verstärkung schicken.

„Von Flesselles."

Ein gräßlicher Fluch stieg vom Pflaster der Straße zum Fenster des Stadthauses auf, wo sich Flesselles befand.

Ohne die Ursache davon zu errathen, begriff er doch die Drohung und warf sich rückwärts.

Doch er war schon gesehen worden, man wußte, daß er anwesend; man stürzte nach den Treppen, und zwar diesmal mit einer so allgemeinen Bewegung, daß die Männer, welche Gilbert trugen, diesen verließen, um der unter dem Hauche des Zornes steigenden Fluth zu folgen.

Gilbert wollte auch in das Stadthaus hinein, doch

nicht um zu drohen, sondern um Flesselles zu beschützen. Er hatte schon die ersten drei bis vier Stufen der Freitreppe überschritten, als er sich heftig nach rückwärts gezogen fühlte; er wandte sich um, in der Absicht, sich von diesem neuen Zwang loszumachen, aber diesmal erkannte er Billot und Pitou.

„Oh!" rief Gilbert, der von dem hohen Punkte aus, auf dem er stand, den ganzen Platz überschaute, „was geht denn dort vor?"

Und er bezeichnete mit der Hand die Rue de la Tixeranderie.

„Kommen Sie, Doctor, kommen Sie," sagten gleichzeitig Billot und Pitou.

„Oh! die Mörder!" rief der Doctor, „die Mörder!..."

In diesem Augenblick fiel in der That der Major von Losme von einem Axthieb getroffen; das Volk vermengte in seinem Zorn den selbstsüchtigen, barbarischen Gouverneur, der der Verfolger der unglücklichen Gefangenen gewesen war, und den edelmüthigen Mann, der sie beständig unterstützt hatte.

„Oh! ja, ja," sagte Gilbert, „gehen wir, denn ich fange an mich zu schämen, daß ich von solchen Menschen befreit worden bin."

„Doctor," sprach Billot, „seien Sie unbesorgt, nicht diejenigen, welche dort gekämpft haben, schlachten hier."

Doch in demselben Augenblick, wo der Doctor die Stufen hinabstieg, die er hinaufgestiegen war, um Flesselles zu Hülfe zu eilen, wurde die Woge, welche sich bis zum Stocken unter dem Gewölbe zusammengedrängt hatte, von diesem wieder ausgespieen. Unter dem ganzen Menschenstrom sträubte sich ein Mann, den man fortriß.

„Nach dem Palais Royal! nach dem Palais Royal!" schrie die Menge.

„Ja, meine Freunde, ja, meine guten Freunde, nach dem Palais Royal!“ wiederholte dieser Mann.

Und er rollte gegen den Fluß, als ob die menschliche Ueberschwemmung ihn nicht nach dem Palais Royal führen, sondern in die Seine hätte fortziehen wollen.

„Oh!“ rief Gilbert, „hier ist abermals Einer, den sie erwürgen wollen! Versuchen wir es, wenigstens ihn zu retten.“

Doch kaum waren diese Worte gesprochen, als man einen Pistolenschuß vernahm, und Flesselles im Rauche verschwand.

Gilbert bedeckte in einer Bewegung erhabenen Zornes seine Augen mit seinen beiden Händen; er verfluchte dieses Volk, das, während es so groß war, nicht die Stärke, rein zu bleiben, besaß und seinen Sieg durch einen dreifachen Mord befleckte.

Dann, als er seine Hände wieder von seinen Augen entfernte, sah er drei Köpfe an der Spitze von drei Piken.

Der erste war der von Flesselles, der zweite der von Losme, der dritte der von de Launay.

Der eine erhob sich auf den Stufen des Stadthauses, der andere in der Mitte der Rue de la Tixeranderie, der dritte auf dem Quai Pelletier.

Durch ihre Stellung bildeten sie ein Dreieck.

„Oh! Balsamo! Balsamo!“ murmelte der Doctor mit einem Seufzer, „symbolisirt man mit einem solchen Dreieck die Freiheit?“

Und er entfloh, Billot und Pitou nach sich ziehend, durch die Rue de la Vannerie.

XX.

Sebastian Gilbert.

An der Ecke der Rue Blanche-Mibray traf der Doctor einen Fiacre; er winkte ihm, zu halten, und stieg ein.

Billot und Pitou nahmen bei ihm Platz.

„Nach dem College Louis-le-Grand," sagte Gilbert. Und er warf sich in den Hintergrund des Wagens und versank in eine tiefe Träumerei, in der ihn Billot und Pitou nicht störten.

Man fuhr über den Pont-au-Change, schlug den Weg durch die Rue de la Cité und die Rue Saint-Jacques ein und gelangte zum College Louis-le-Grand.

Paris schauerte ganz. Die Kunde hatte sich nach allen Seiten verbreitet, die Gerüchte von den Ermordungen auf der Grève vermischten sich mit den glorreichen Erzählungen von der Einnahme der Bastille; man sah auf den Gesichtern die verschiedenen Eindrücke, welche die Geister ergriffen, sich wiederspiegeln.... Blitze der Seele, die sich nach außen verriethen.

Gilbert hatte den Kopf nicht an den Wagenschlag gehalten. Gilbert hatte kein Wort gesprochen. Es ist immer eine lächerliche Seite an den Huldigungen des Volks, und Gilbert sah seinen Triumph von dieser Seite an. Dann kam es ihm vor, als ob, was er auch gethan, um sein Fließen zu verhindern, einige Tropfen von dem vergossenen Blut auf ihn zurückspritzten.

Der Doctor stieg vor der Thüre des College aus, und hieß Billot durch ein Zeichen ihm folgen.

Pitou blieb bescheiden im Fiacre.

Sebastian war noch im Krankenzimmer; bei der Meldung der Ankunft des Doctor Gilbert führte ihn der Vorsteher persönlich ein.

Billot, der, so wenig er Beobachter war, den

Charakter des Vaters und des Sohnes kannte, Billot betrachtete aufmerksam die Scene, welche unter seinen Augen vorging.

So sehr der Knabe sich schwach, reizbar in der Verzweiflung gezeigt hatte, ebenso ruhig und zurückhaltend zeigte er sich in der Freude.

Als er seinen Vater sah, erbleichte er, und es fehlte ihm die Sprache. Ein kleiner Schauer lief über seine Lippen.

Dann warf er sich Gilbert mit einem einzigen Freudenschrei, der einem Schmerzensschrei glich, um den Hals und hielt ihn stillschweigend in seinen Armen.

Der Doctor erwiederte mit demselben Schweigen dieses stille Umfangen. Nur, nachdem er seinen Sohn umarmt hatte, schaute er ihn lange mit einem mehr traurigen, als freudigen Lächeln an.

Ein geschickterer Beobachter als Billot würde sich gesagt haben, es walte ein Unglück oder ein Verbrechen zwischen diesem Knaben und diesem Manne ob.

Der Knabe war weniger zurückhaltend gegen Billot. Sobald er etwas Anderes sehen konnte, als seinen Vater, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, lief er auf den guten Pächter zu, umschlang dessen Hals mit seinen Armen und sagte:

„Sie sind ein braver Mann, Herr Billot, Sie haben mir Wort gehalten, und ich danke Ihnen."

„Ho! ho!" rief Billot, „das ist nicht ohne Mühe abgegangen, Herr Sebastian; Ihr Vater war hübsch eingesperrt, und man mußte nicht wenig Schaden anrichten, ehe man ihn herausbringen konnte."

„Sebastian," fragte der Doctor mit einer gewissen Besorgniß, „Du bist gesund?"

„Ja, mein Vater," antwortete der junge Mensch, „obgleich Sie mich im Krankenzimmer finden."

Gilbert lächelte.

„Ich weiß, warum Du hier bist," sagte er.

Der Knabe lächelte ebenfalls.

„Es fehlt Dir an Nichts hier?" fuhr der Doctor fort.

„An Nichts, durch Ihre Fürsorge."

„Mein lieber Freund, ich will Dir also immer dieselbe, dieselbe und einzige Ermahnung geben: arbeite."

„Ja, mein Vater."

„Ich weiß, daß dieses Wort für Dich kein leerer, monotoner Schall ist; wenn ich das glaubte, so würde ich es Dir nicht mehr sagen."

„Mein Vater, es ist nicht an mir, Ihnen hierauf zu antworten," erwiederte Sebastian. „Es ist an Herrn Berardier, unserem vortrefflichen Vorsteher."

Der Doctor wandte sich gegen Herrn Berardier um, und dieser bedeutete ihm durch ein Zeichen, er habe ein paar Worte mit ihm zu sprechen.

„Warte, Sebastian," sagte der Doctor.

Und er ging auf den Vorsteher zu.

„Mein Herr," fragte Sebastian theilnehmend den Pächter, „sollte Pitou ein Unglück widerfahren sein? Der arme Junge ist nicht bei Ihnen."

„Er ist vor der Thüre in einem Fiacre."

„Mein Vater," sagte Sebastian, „wollen Sie erlauben, daß Herr Billot Pitou hieher bringt? es würde mich sehr freuen, ihn zu sehen."

Gilbert nickte mit dem Kopfe; Billot ging hinaus.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte Gilbert den Abbé Berardier.

„Ich wollte Ihnen sagen, mein Herr, daß es nicht die Arbeit ist, was Sie diesem Knaben empfehlen müßten, sondern vielmehr die Zerstreuung."

„Wie so, Herr Abbé?"

„Ja, es ist ein vortrefflicher junger Mensch, den Jeder hier liebt wie einen Sohn oder einen Bruder, doch ...."

Der Abbé hielt inne.

„Doch, was?" fragte der Vater besorgt.

„Doch wenn man nicht darauf Acht gibt, so wird ihn etwas tödten."

„Was denn?" rief Gilbert.

„Die Arbeit, zu der Sie ihn ermahnen."

„Die Arbeit?"

„Ja, mein Herr, die Arbeit. Würden Sie ihn an seinem Pulte sehen, die Arme gekreuzt, die Nase im Wörterbuch, das Auge starr ..."

„Arbeitend oder träumend?" fragte Gilbert.

„Arbeitend; den guten Ausdruck, die antike Wendung, die griechische oder lateinische Form ganze Stunden lang suchend; und sehen Sie, gerade in diesem Augenblick ..."

Der junge Mensch, obgleich sein Vater sich kaum seit fünf Minuten von ihm entfernt, obgleich Billot kaum die Thüre hinter sich zugemacht hatte, war in eine Art von Träumerei versunken, welche der Extase glich.

„Ist er oft so?" fragte Gilbert mit Besorgniß.

„Mein Herr, ich könnte beinahe sagen, das sei sein gewöhnlicher Zustand. Sehen Sie, wie er sucht."

„Sie haben Recht, Herr Abbé, und wenn Sie ihn so suchen sehen, müßten Sie ihn zerstreuen."

„Das wäre Schade, denn es gehen aus seiner Arbeit Compositionen hervor, welche unserer Anstalt die größte Ehre machen werden. Ich prophezeie, daß dieser Knabe in drei Jahren alle Preise beim Concurs davon trägt."

„Geben Sie wohl Acht," sagte der Doctor, „diese Art von Absorption des Geistes, in welche Sie Sebastian versunken sehen, ist eher ein Beweis von Schwäche, als von Stärke, ein Symptom von Krankheit, als von Gesundheit. Sie hatten Recht, Herr Abbé, man darf dem Knaben die Arbeit nicht zu sehr empfehlen, oder man muß wenigstens die Arbeit von der Träumerei zu unterscheiden wissen."

„Mein Herr, ich versichere Sie, daß er arbeitet."

„Wenn er so ist?“

„Ja; und zum Beweise dient, daß seine Aufgabe immer vor der der Andern gemacht ist. Sehen Sie seine Lippen sich bewegen? Er wiederholt seine Lectionen.“

„Wohl denn! wenn er seine Lectionen so wiederholt, Herr Berardier, zerstreuen Sie ihn; er wird darum seine Lectionen nicht schlechter wissen und sich dabei besser befinden.“

„Sie glauben?“

„Ich bin fest davon überzeugt.“

„Ah!“ sprach der gute Abbé, „Sie müssen sich darauf verstehen, Sie, den die Herren von Condorcet und Cabanis für einen der gelehrtesten Männer, welche existiren, erklärt haben.“

„Nur,“ sagte der Doctor, „nur, wenn Sie ihn solchen Träumereien entziehen werden, gehen Sie mit Vorsicht zu Werke.“

„Und warum?“

„Um ihn stufenweise zu dieser Welt, die er verlassen hat, zurückzuführen.“

Der Abbé schaute den Doctor ganz erstaunt an. Es fehlte wenig, daß er ihn für einen Narren gehalten hätte.

„Herr Abbé,“ sprach der Doctor, „Sie sollen sogleich den Beweis von dem, was ich Ihnen sage, gewahr werden.“

Billot und Pitou kehrten in diesem Augenblick zurück. Mit drei Sprüngen war Pitou bei Sebastian.

„Du hast nach mir verlangt, Sebastian?“ sagte Pitou, während er den Knaben beim Arm faßte. „Du bist sehr artig, ich danke Dir.“

Und er näherte seinen großen Kopf der matten Stirne des Knaben.

„Schauen Sie,“ sprach Gilbert, den Arm des Abbé ergreifend.

Plötzlich durch die herzliche Berührung von Pitou

aus seiner Träumerei aufgeweckt, wankte Sebastian in der That, sein Gesicht ging vom Matten zur Blässe über, sein Kopf neigte sich, als ob sein Hals nicht mehr die Kraft gehabt hätte, ihn zu tragen. Ein schmerzlicher Seufzer drang aus seiner Brust hervor, dann färbte eine lebhafte Röthe seine Wangen.

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ah! Du bist es, Pitou," sagte er. „Ja es ist wahr, ich habe nach Dir verlangt.

Und er schaute ihn an und rief:

„Du hast Dich also geschlagen?"

„Ja, und als ein braver Junge," sprach Billot.

„Warum haben Sie mich nicht mitgenommen?" versetzte der Knabe mit einem Ton des Vorwurfs; „ich hätte mich auch geschlagen, und würde wenigstens etwas für meinen Vater gethan haben."

„Sebastian," sprach Gilbert, indem er sich seinem Sohne näherte und seinen Kopf an sein Herz drückte, „Du kannst viel mehr für Deinen Vater thun, als Dich für ihn schlagen; Du kannst seine Rathschläge anhören, sie befolgen, und ein ausgezeichneter, berühmter Mann werden."

„Wie Sie, nicht wahr?" sagte der Knabe mit Stolz. „Oh! das ist es, wonach ich trachte."

„Sebastian," sprach der Doctor, „willst Du, nachdem Du Billot und Pitou umarmt und diesen unsern guten Freunden gedankt hast, mit mir im Garten einen Augenblick plaudern?"

„Das wird mich glücklich machen, mein Vater. Zwei oder dreimal in meinem Leben konnte ich ganz allein mit Ihnen sein, und diese Augenblicke sind in allen ihren einzelnen Umständen meinem Gedächtniß gegenwärtig."

„Herr Abbé, Sie erlauben?" fragte Gilbert.

„Gewiß."

„Billot, Pitou, es ist vielleicht für Euch Bedürfniß, etwas zu Euch zu nehmen."

„Bei meiner Treue, ja," antwortete Billot, „ich habe seit dem Morgen nichts gegessen, und Pitou ist, denke ich, so nüchtern als ich."

„Verzeihen Sie," entgegnete Pitou, „ich habe so etwas wie einen Laib Brod und ein paar Fleischwürste einen Augenblick, ehe ich Sie aus dem Wasser gezogen, verzehrt; doch das Bad macht Hunger."

„Nun, so kommen Sie in den Speisesaal," sagte der Abbé Berardier, „man soll Ihnen Mittagsbrod vorsetzen."

„Ho! ho!" rief Pitou.

„Sie fürchten die Kost der Anstalt?" versetzte der Abbé. „Beruhigen Sie sich, man wird Sie als Eingeladenen behandeln. Uebrigens scheint mir," fuhr der Abbé fort, „es ist bei Ihnen nicht nur der Magen im Verfall, mein lieber Herr Pitou."

Pitou warf einen Blick voll Scham auf sich selbst.

„Und wenn man Ihnen zugleich mit dem Mittagsbrode Hosen anböte ..."

„Ich würde es in der That annehmen, Herr Abbé!" antwortete Pitou.

„Kommen Sie also, die Hosen und das Mittagsbrod sind zu Ihren Diensten."

Und er führte Billot und Pitou auf der einen Seite weg, während, ihnen mit der Hand winkend, Gilbert und Sebastian sich auf der andern entfernten.

Beide durchschritten den für die Erholungen bestimmten Hof und erreichten ein den Lehrern vorbehaltenes Gärtchen, einen frischen, schattigen Winkel, in welchem der ehrwürdige Abbé Berardier seinen Tacitus und seinen Juvenal zu lesen pflegte.

Gilbert setzte sich auf eine von Rebwinden beschattete Bank, zog Sebastian zu sich, strich mit der Hand seine langen Haare, welche auf seine Stirne herabfielen, aus einander und sprach:

„Nun, mein Kind, nun sind wir wiedervereinigt."

aus seiner Träumerei aufgeweckt, wankte Sebastian in der That, sein Gesicht ging vom Matten zur Bläſſe über, sein Kopf neigte sich, als ob sein Hals nicht mehr die Kraft gehabt hätte, ihn zu tragen. Ein schmerzlicher Seufzer drang aus seiner Brust hervor, dann färbte eine lebhafte Röthe seine Wangen.

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ah! Du bist es, Pitou," sagte er. „Ja es ist wahr, ich habe nach Dir verlangt.

Und er schaute ihn an und rief:

„Du hast Dich also geschlagen?"

„Ja, und als ein braver Junge," sprach Billot.

„Warum haben Sie mich nicht mitgenommen?" versetzte der Knabe mit einem Ton des Vorwurfs; „ich hätte mich auch geschlagen, und würde wenigstens etwas für meinen Vater gethan haben."

„Sebastian," sprach Gilbert, indem er sich seinem Sohne näherte und seinen Kopf an sein Herz drückte, „Du kannst viel mehr für Deinen Vater thun, als Dich für ihn schlagen; Du kannst seine Rathschläge anhören, sie befolgen, und ein ausgezeichneter, berühmter Mann werden."

„Wie Sie, nicht wahr?" sagte der Knabe mit Stolz. „Oh! das ist es, wonach ich trachte."

„Sebastian," sprach der Doctor, „willst Du, nachdem Du Billot und Pitou umarmt und diesen unsern guten Freunden gedankt hast, mit mir im Garten einen Augenblick plaudern?"

„Das wird mich glücklich machen, mein Vater. Zwei oder dreimal in meinem Leben konnte ich ganz allein mit Ihnen sein, und diese Augenblicke sind in allen ihren einzelnen Umständen meinem Gedächtniß gegenwärtig."

„Herr Abbé, Sie erlauben?" fragte Gilbert.

„Gewiß."

„Billot, Pitou, es ist vielleicht für Euch Bedürfniß, etwas zu Euch zu nehmen."

„Bei meiner Treue, ja," antwortete Billot, „ich habe seit dem Morgen nichts gegessen, und Pitou ist, denke ich, so nüchtern als ich."

„Verzeihen Sie," entgegnete Pitou, „ich habe so etwas wie einen Laib Brod und ein paar Fleischwürste einen Augenblick, ehe ich Sie aus dem Wasser gezogen, verzehrt; doch das Bad macht Hunger."

„Nun, so kommen Sie in den Speisesaal," sagte der Abbé Berardier, „man soll Ihnen Mittagsbrod vorsetzen."

„Ho! ho!" rief Pitou.

„Sie fürchten die Kost der Anstalt?" versetzte der Abbé. „Beruhigen Sie sich, man wird Sie als Eingeladenen behandeln. Uebrigens scheint mir," fuhr der Abbé fort, „es ist bei Ihnen nicht nur der Magen im Verfall, mein lieber Herr Pitou."

Pitou warf einen Blick voll Scham auf sich selbst.

„Und wenn man Ihnen zugleich mit dem Mittagsbrode Hosen anböte ..."

„Ich würde es in der That annehmen, Herr Abbé!" antwortete Pitou.

„Kommen Sie also, die Hosen und das Mittagsbrod sind zu Ihren Diensten."

Und er führte Billot und Pitou auf der einen Seite weg, während, ihnen mit der Hand winkend, Gilbert und Sebastian sich auf der andern entfernten.

Beide durchschritten den für die Erholungen bestimmten Hof und erreichten ein den Lehrern vorbehaltenes Gärtchen, einen frischen, schattigen Winkel, in welchem der ehrwürdige Abbé Berardier seinen Tacitus und seinen Juvenal zu lesen pflegte.

Gilbert setzte sich auf eine von Rebwinden beschattete Bank, zog Sebastian zu sich, strich mit der Hand seine langen Haare, welche auf seine Stirne herabfielen, aus einander und sprach:

„Nun, mein Kind, nun sind wir wiedervereinigt."

Sebastian schlug die Augen zum Himmel auf.

„Durch ein Wunder Gottes, ja, mein Vater."

Gilbert lächelte.

„Wenn es ein Wunder gibt," sagte Gilbert, „so hat es das brave Volk von Paris verrichtet."

„Mein Vater," entgegnete der Knabe, „trennen Sie nicht Gott von dem, was vorgefallen ist, denn ich, als ich Sie sah, dankte instinctartig Gott."

„Und Billot?"

„Billot kam nach Gott."

Gilbert dachte nach.

„Du hast Recht, mein Kind," sprach er. „Gott ist im Grunde von allen Dingen. Doch kommen wir auf Dich zurück, und laß uns ein wenig mit einander reden, ehe wir uns wieder trennen."

„Werden wir uns abermals trennen, mein Vater?"

„Nicht für lange Zeit, denke ich. Doch es ist eine kostbare Papiere enthaltene Cassette zu gleicher Zeit, als man mich in die Bastille einsperrte, verschwunden. Ich muß wissen, wer mich hat einsperren lassen, wer die Cassette gestohlen."

„Es ist gut, mein Vater, ich werde, um Sie wiederzusehen, warten, bis Ihre Nachforschungen beendigt sind," sagte der Knabe.

Und er seufzte.

„Du bist traurig, Sebastian?" fragte der Doctor.

„Ja."

„Und warum bist Du traurig?"

„Ich weiß es nicht; mir scheint, das Leben ist nicht für mich gemacht, wie für die andern Kinder."

„Was sagst Du da, Sebastian?"

„Die Wahrheit."

„Erkläre Dich."

„Alle haben Zerstreuungen, Vergnügen; ich, ich habe keine."

„Du hast keine Zerstreuungen, Vergnügen?"

„Mein Vater, damit will ich sagen, ich finde keine Unterhaltung bei den Spielen meines Alters."

„Nimm Dich in Acht, Sebastian; ich würde es bedauern, wenn Du einen solchen Charakter hättest. Sebastian, die Geister, welche eine glorreiche Zukunft versprechen, sind wie die guten Früchte während ihres Wachsthums: sie haben ihre Bitterkeit, ihre Säure, ihre Herbe, ehe sie den Gaumen durch ihre wohlschmeckende Reife erquicken. Glaube mir, mein Kind, es ist gut, jung gewesen zu sein."

„Wenn ich es nicht bin, ist es nicht meine Schuld," antwortete der junge Mensch mit einem schwermüthigen Lächeln.

Gilbert drückte fortwährend die Hände seines Sohnes in den seinigen, heftete seine Augen auf die von Sebastian und sprach:

„Dein Alter, mein Sohn, ist das der Saat, nichts darf noch von dem, was das Studium in Dich gelegt hat, außen zum Vorschein kommen. Mit vierzehn Jahren, Sebastian, ist der Ernst Hochmuth oder Krankheit. Ich habe Dich gefragt, ob Deine Gesundheit gut sei, Du hast mir geantwortet: ja. Ich will Dich nun fragen, ob Du hochmüthig seist, suche mir mit nein zu antworten."

„Mein Vater," erwiederte der Knabe, „beruhigen Sie sich, was mich traurig macht, ist weder Krankheit, noch Hochmuth; nein, es ist ein Kummer."

„Ein Kummer, armes Kind! mein Gott! welchen Kummer kannst Du in Deinem Alter haben? Sprich, sprich."

„Nein, mein Vater, nein, später. Sie sagten, Sie haben Eile. Sie können mir nur eine Viertelstunde schenken. Sprechen wir von etwas Anderem, als von meinen Tollheiten."

„Nein, Sebastian, ich würde Dich unruhig verlassen. Sage mir, woher dieser Kummer rührt."

„Wahrhaftig, ich wage es nicht, mein Vater."

„Was befürchtest Du?"

„Ich befürchte, in Ihren Augen für einen Geisterseher zu gelten, oder mit Ihnen von Dingen zu reden, die Sie betrüben würden."

„Du betrübst mich noch viel mehr, wenn Du Dein Geheimniß bewahrst, liebes Kind."

„Sie wissen wohl, daß ich kein Geheimniß für Sie habe."

„So sprich."

„In der That, ich wage es nicht."

„Sebastian, Du, der Du ein Mann zu sein Dir einbildest?"

„Gerade deshalb."

„Auf, fasse Muth."

„Wohl denn, mein Vater, es ist ein Traum!"

„Ein Traum, der Dich erschreckt?"

„Ja und nein; denn wenn ich diesen Traum mache, bin ich nicht erschrocken, sondern wie in eine andere Welt versetzt."

„Erkläre Dich."

„Schon als kleines Kind hatte ich solche Visionen. Sie wissen, zwei oder dreimal bin ich in den großen Wäldern verirrt, die das Dorf umgeben, wo ich aufgezogen wurde."

„Ja, man hat es mir gesagt."

„Wohl! ich folgte etwas wie einem Gespenst."

„Du sagst? . . ." fragte Gilbert, indem er seinen Sohn mit einem Erstaunen anschaute, das dem Schrecken glich.

„Hören Sie, mein Vater, was geschah: ich spielte wie die anderen Kinder im Dorfe, und so lange ich im Dorfe war, so lange andere Kinder mit mir oder bei mir waren, sah ich nichts; wenn ich mich aber von ihnen trennte, wenn ich die letzten Gärten überschritt, so fühlte ich in meiner Nähe etwas wie das Rauschen eines Kleides; ich streckte die Arme aus, um es zu fassen, und ich umfing nur die Luft; doch wie sich dieses

Rauschen mehr entfernte, wurde das Gespenst sichtbar. Anfangs war es ein Dunst, durchsichtig wie eine Wolke, dann verdichtete sich der Dunst und nahm eine menschliche Form an. Diese Form war die einer Frau, welche mehr glitt, als ging, und um so sichtbarer wurde, je mehr sie sich in die dunkelsten Stellen des Waldes vertiefte.

„Dann zog mich eine unbekannte, fremde, unwiderstehliche Gewalt auf den Schritten dieser Frau fort. Ich verfolgte sie mit ausgestreckten Armen, stumm wie sie: denn oft habe ich es versucht, sie anzurufen, und nie konnte meine Stimme einen Ton bilden; und ich verfolgte sie so, ohne daß sie anhielt, ohne daß ich sie zu erreichen vermochte, bis mir das Wunder, das mir ihre Gegenwart verkündigt hatte, ihren Abgang bezeichnete. Diese Frau verschwand allmälig; die Materie wurde Dunst, der Dunst verflüchtigte sich, und Alles war vorbei. Und ich fiel, erschöpft von der Anstrengung, an der Stelle nieder, wo sie verschwunden war. Hier fand mich Pitou zuweilen an demselben Tag, zuweilen erst am andern."

Gilbert schaute den Knaben unabläßig mit einer wachsenden Unruhe an. Seine Finger hatten sich auf den Puls von Sebastian gelegt.

Dieser begriff das Gefühl, das den Doctor bewegte, und sprach:

„Oh! seien Sie unbesorgt, mein Vater, ich weiß, daß nichts Wirkliches an dem Allem ist; ich weiß, daß es eine Vision ist, und nicht mehr."

„Und diese Frau," fragte der Doctor, „welches Aussehen hat sie?"

„Oh! ein majestätisches wie eine Königin."

„Und ihr Gesicht, hast Du es bisweilen gesehen, mein Kind?"

„Ja."

„Seit wann?" fragte der Doctor bebend.

„Erst seitdem ich hier bin;" antwortete der junge Mann.

„Aber in Paris hast Du den Wald von Villers-Cotterets nicht, wo die Bäume ein düsteres, geheimnißvolles grünes Gewölbe bilden? In Paris hast Du nicht die Stille, die Einsamkeit, dieses Element der Gespenster?"

„Doch, mein Vater, ich habe dies Alles."

„Wo denn?"

„Hier."

„Wie, hier? Ist dieser Garten nicht den Lehrern vorbehalten?"

„Allerdings, mein Vater. Doch zwei oder dreimal kam es mir vor, als sähe ich diese Frau vom Hof in den Garten gleiten. Jedes Mal wollte ich ihr folgen, immer hielt mich die geschlossene Thüre zurück. Als mich dann eines Tags der Abbé Berardier, der mit meiner Composition sehr zufrieden war, fragte, was ich wünsche, bat ich ihn, zuweilen im Garten mit ihm spazieren gehen zu dürfen. Er erlaubte es mir. Ich benützte diese Erlaubniß, und hier, hier, mein Vater, ist die Vision wieder erschienen."

Gilbert schauerte.

„Eine seltsame Hallucination," sagte er, „jedoch möglich bei einer nervösen Natur, wie die Deinige; und Du hast ihr Gesicht gesehen?"

„Ja, mein Vater."

„Du erinnerst Dich desselben?"

Der Knabe lächelte.

„Hast Du es je versucht, Dich ihr zu nähern?"

„Ja."

„Ihr die Hand zu reichen?"

„Dann verschwand sie."

„Und wer ist diese Frau Deiner Ansicht nach, Sebastian?"

„Mir scheint, es ist meine Mutter."

„Deine Mutter!" rief Gilbert erbleichend.

Und er drückte seine Hand auf sein Herz, als wollte er das Blut einer schmerzlichen Wunde stillen.

„Das ist ein Traum, und ich bin beinahe so verrückt als Du," sprach er.

Der Knabe schwieg und schaute mit nachdenkendem Auge seinen Vater an.

„Nun?" fragte dieser.

„Nun! es kann möglicher Weise ein Irrthum sein. Doch die Wirklichkeit meines Traumes existirt."

„Was sagst Du?"

„Während der letzten Pfingsten führte man uns im Walde von Satory bei Versailles spazieren, und dort, während ich beiseit träumte ..."

„Ist Dir dieselbe Vision erschienen?"

„Ja; doch diesmal in einem mit vier prächtigen Pferden bespannten Wagen ... doch diesmal sehr reell, sehr lebend. Ich wäre beinahe in Ohnmacht gefallen."

„Warum dies?"

„Ich weiß es nicht."

„Und welcher Eindruck ist Dir von dieser neuen Erscheinung geblieben?"

„Daß es nicht meine Mutter war, die ich im Traume erscheinen sah, denn diese Frau war dieselbe wie die meiner Erscheinung, und meine Mutter ist todt."

Gilbert stand auf und fuhr mit seiner Hand über seine Stirne. Eine seltsame Blendung hatte sich seiner bemächtigt.

Der Knabe bemerkte seine Unruhe und erschrak über seine Bläſſe.

„Ah!" sagte er, „sehen Sie, daß ich Unrecht gehabt habe, Ihnen alle diese Tollheiten zu erzählen."

„Nein, mein Kind, nein; im Gegentheil, sprich mir oft hievon, sprich davon, so oft Du mich siehst, und wir werden Dich zu heilen suchen."

Sebastian schüttelte den Kopf.

„Mich heilen ... und warum?" sagte er. „Ich habe mich an diesen Traum gewöhnt; er ist ein Theil

meines Lebens geworden; ich liebe die Vision, obgleich sie mich flieht, obgleich es mir manchmal vorkommt, als stieße sie mich zurück. Heilen Sie mich nicht, mein Vater. Sie können abermals mich verlassen, abermals reisen, nach Amerika zurückkehren. Mit dieser Vision bin ich nicht ganz allein."

„Wohl denn!" murmelte der Doctor.

Und er drückte Sebastian an seine Brust und sprach:

„Auf Wiedersehen, mein Kind; ich hoffe, daß wir uns nicht verlassen werden; denn wenn ich reise, nun! so werde ich es diesmal so einrichten, daß Du mit mir kommst."

„War meine Mutter schön?" fragte der Knabe.

„Oh! ja, sehr schön," antwortete der Doctor mit erstickter Stimme.

„Und sie liebte Sie eben so sehr, als ich Sie liebe?"

„Sebastian! Sebastian! sprich nie von Deiner Mutter," rief der Doctor.

Und er drückte seine Lippen zum letzten Mal auf die Stirne des Knaben, und eilte dann aus dem Garten weg.

Statt ihm zu folgen, sank der Knabe düster und niedergeschlagen auf seine Bank zurück.

Im Hofe fand Gilbert Billot und Pitou wieder, die sich vollkommen gestärkt hatten und dem Abbé Berardier die einzelnen Umstände von der Einnahme der Bastille erzählten.

Nachdem er dem Vorsteher auf's Neue Sorgfalt in der Behandlung von Gilbert empfohlen, stieg er mit seinen zwei Gefährten wieder in den Fiacre.

XXI.

Frau von Staël.

Als Gilbert im Fiacre seinen Platz wieder neben Billot und Pitou gegenüber einnahm, war er bleich, und ein Schweißtropfen perlte an der Wurzel von jedem seiner Haare.

Doch es lag nicht in dem Charakter dieses Mannes, unter der Macht irgend einer Gemüthsbewegung gebeugt zu bleiben. Er warf sich in die Ecke des Wagens zurück, drückte seine beiden Hände an seine Stirne, als hätte er die Gedanken darin zusammenpressen wollen, ließ, nachdem er einen Augenblick unbeweglich gewesen, die Hände wieder fallen und zeigte, statt eines verstörten Gesichtes, eine vollkommen ruhige Physiognomie.

„Sie sagten also," sprach er dann, „Sie sagten, mein lieber Herr Billot, der König habe dem Herrn Baron von Necker seinen Abschied gegeben?"

„Ja, Herr Doctor."

„Und die Unruhen in Paris rühren ein wenig von dieser Ungnade her?"

„Viel."

„Sie fügten bei, Herr von Necker habe sogleich Paris verlassen."

„Er hat das Schreiben während seiner Mittagsmahlzeit erhalten; eine Stunde nachher war er unter Weges nach Brüssel.

„Nach Brüssel?"

„Wo er jetzt ist."

„Wo er sein soll . . . Hörten Sie nicht sagen, er habe unter Weges angehalten?"

„Doch, in Saint-Ouen, um von seiner Tochter, Frau von Staël, Abschied zu nehmen."

„Ist Frau von Staël mit ihm abgereist?"

„Ich habe sagen hören, er sei allein mit seiner Frau abgereist."

„Kutscher," rief Gilbert, „halten Sie bei dem ersten dem besten Schneider an."

„Wollen Sie die Kleider wechseln?" fragte Billot.

„Ja wohl. Dieser Rock hat sich ein wenig zu stark an den Mauern der Bastille abgerieben, und man besucht nicht so gekleidet die Tochter eines in Ungnade gefallenen Ministers. Suchen Sie in Ihren Taschen und sehen Sie, ob Sie nicht ein paar Louis d'or darin finden."

„Ho! ho!" sagte der Pächter, „es scheint, Sie haben Ihre Börse in der Bastille gelassen."

„Das war nach dem Reglement," erwiederte Gilbert lächelnd; „jeder Gegenstand von Werth wird in der Kanzlei niedergelegt."

„Und bleibt dort," sprach der Pächter.

Und er öffnete seine große Hand, welche etwa zwanzig Louis d'or enthielt, und setzte hinzu:

„Nehmen Sie, Doctor."

Gilbert nahm zehn Louis d'or. Einige Minuten nachher hielt der Fiacre vor dem Laden eines Trödlers an.

Das war damals noch der Gebrauch.

Gilbert vertauschte seinen durch die Mauern der Bastille abgeriebenen Rock gegen einen sehr reinlichen schwarzen Rock, wie ihn die Herren vom dritten Stande in der Nationalversammlung trugen.

Ein Friseur in seiner Bude, ein Savoyard auf seinem Stühlchen vollendeten die Toilette des Doctors.

Der Kutscher führte Gilbert über die äußeren Boulevards nach Saint-Ouen, und er stieg vor dem Hause von Herrn von Necker in dem Augenblick ab, da es sieben Uhr auf der Dagoberts-Kathedrale schlug.

Um dieses Haus, wo es kurz zuvor noch von eifrigen Besuchen wimmelte, herrschte eine tiefe Stille, welche nur die Ankunft des Fiacre von Gilbert unter-

brach, und dennoch war es nicht jene Melancholie der verlassenen Schlösser, jene grämliche Traurigkeit der von der Ungnade getroffenen Häuser.

Die geschlossenen Gitter, die verödeten Blumenbeete verkündigten den Abgang der Gebieter; doch keine Spur von Schmerz oder allzu großer Eile.

Ueberdies hatte ein ganzer Theil d[illegible] Schlosses, der östliche Flügel, die Sommerläden offen behalten, und als Gilbert sich nach dieser Seite wandte, kam ein Lackei in der Livree von Herrn von Necker dem Besuche entgegen.

Da fand durch das Gitter folgendes Gespräch statt:

„Herr von Necker ist nicht mehr im Schlosse, mein Freund?"

„Nein, der Herr Baron ist vergangenen Sonnabend nach Brüssel abgereist."

„Und die Frau Baronin?"

„Mit dem Herrn abgereist."

„Aber Frau von Staël?"

„Madame ist hier geblieben. Doch ich weiß nicht, ob Madame empfangen kann; es ist die Stunde, zu der sie spazieren zu gehen pflegt."

„Ich bitte, erkundigen Sie sich, wo sie ist, und melden Sie ihr den Doctor Gilbert."

„Ich will mich erkundigen, ob Madame in ihren Zimmern ist. Ohne Zweifel wird sie den Herrn empfangen. Geht sie aber spazieren, so habe ich Befehl, sie nicht in ihrer Promenade zu stören."

„Sehr gut, ich bitte, gehen Sie."

Der Lackei öffnete das Gitter; Gilbert trat ein.

Während der Lackei das Gitter wieder schloß, warf er einen forschenden Blick auf den Wagen, der den Doctor gebracht hatte, und auf die seltsamen Gestalten seiner zwei Reisegefährten.

Dann entfernte er sich, den Kopf schüttelnd wie ein Mensch, bei dem der Verstand nicht ausreicht, der aber jeden andern Verstand da klar zu sehen, wo der

seinige in der Finsterniß geblieben ist, herauszufordern scheint.

Gilbert blieb zurück und wartete allein.

Nach fünf Minuten kam der Lackei wieder.

„Die Frau Baronin geht spazieren," sagte er.

Und er verbeugte sich, um Gilbert den Abschied zu geben.

Der Doctor aber hielt sich nicht für geschlagen und erwiederte:

„Mein Freund, ich bitte, wollen Sie Ihr Verbot ein wenig übertreten, mich der Frau Baronin melden und ihr sagen, ich sei der Freund des Herrn Marquis von Lafayette."

Ein in die Hand des Lackei gedrückter Louis d'or besiegte vollends die Bedenklichkeiten, welche der vom Doctor ausgesprochene Name schon halb gehoben hatte.

„Treten Sie ein, mein Herr," sagte der Lackei.

Gilbert folgte ihm. Doch statt ihn in das Haus eintreten zu lassen, führte er den Doctor in den Park.

„Hier ist die Lieblingsseite der Frau Baronin," sagte der Lackei, Gilbert den Eingang zu einer Art von Labyrinth bezeichnend. „Wollen Sie einen Augenblick hier warten."

Zehn Minuten nachher vernahm man ein Geräusch im Blätterwerk, und eine große Frau von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, von mehr edlen, als anmuthigen Formen, erschien vor den Augen von Gilbert.

Sie schien erstaunt, als sie einen noch jungen Mann da sah, wo sie ohne Zweifel einen Menschen von schon ziemlich reifem Alter zu finden erwartete.

Gilbert war in seinem Aeußeren in der That merkwürdig genug, um beim ersten Anblick auf eine Beobachterin von der Stärke von Frau von Staël Eindruck zu machen.

Wenige Männer besaßen ein aus so reinen Linien gebildetes Gesicht, und diese Linien hatten durch die

Uebung eines allmächtigen Willens einen Charakter außerordentlicher Unbeugsamkeit angenommen. Seine schönen schwarzen, immer so empfindungsreichen Augen hatten sich verschleiert und befestigt durch die Arbeit und das Leiden, und indem sie sich verschleiert und befestigt, jene Unruhe verloren, welche eine von den Reizen der Jugend ist.

Eine tiefe und zugleich anmuthige Falte höhlte am Winkel seiner Lippen jene geheimnißvolle Vertiefung aus, in welche die Physiognomiker den Sitz der Bedachtsamkeit legen. Es schien, daß die Zeit und ein frühzeitiges Alter allein Gilbert diese Eigenschaft gegeben hatten, welche ihm zu verleihen der Natur nicht eingefallen war.

Seine breite, wohlgerundete Stirne mit einer leichten Flucht, die seine schönen schwarzen Haare dämmten, welche der Puder zu weißen längst aufgehört hatte, enthielt zugleich die Wissenschaft und den Geist, das Studium und die Einbildungskraft; bei Gilbert, wie bei seinem Lehrer Rousseau, warf das Vorstehen der Augenbrauen einen dichten Schatten auf die Augen, und aus diesem Schatten sprang der leuchtende Punkt hervor, der das Leben offenbarte.

Trotz seines bescheidenen Anzugs, erschien also Gilbert vor den Augen der zukünftigen Verfasserin von Corinna unter einem merkwürdig schönen und ausgezeichneten Anblick, dessen Gesammtwesen sich noch durch seine langen, weißen Hände und durch seine schmalen, an ein feines, nerviges Bein sich wohl anschließenden Füße vervollständigte.

Frau von Staël verlor einige Augenblicke damit, daß sie Gilbert prüfend betrachtete.

Diese Zeit verwendete Gilbert seinerseits zu einem steifen Gruß, der einiger Maßen an die bescheidene Höflichkeit der Quäker in Amerika erinnerte, welche der Frau nur die brüderliche Höflichkeit, statt des lächelnden Respectes, zugestehen.

Dann analysirte er mit einem raschen Blick die ganze Person der schon berühmten jungen Frau, deren verständigen und ausdrucksvollen Zügen es durchaus an Reizen gebrach; denn es war eher der Kopf eines unbedeutenden und trivialen jungen Mannes, als ein Frauenkopf auf einem Leibe voll wollüstiger Ueppigkeit.

Sie hielt in der Hand einen Zweig von einem Granatbaum, dessen Blüthen sie in der Zerstreuung aß.

„Mein Herr, Sie sind der Doctor Gilbert?“ fragte die Baronin.

„Ich bin es, ja, Madame.“

„So jung; Sie haben sich schon einen sehr großen Ruf erworben, oder sollte vielmehr dieser Ruf Ihrem Vater, oder irgend einem älteren Verwandten von Ihnen gehören?“

„Ich kenne keinen Gilbert außer mir, Madame, und wenn wirklich, wie Sie sagen, ein wenig Ruf mit meinem Namen verknüpft ist, so habe ich alles Recht, denselben in Anspruch zu nehmen.“

„Sie haben sich des Namens des Marquis von Lafayette bedient, um zu mir zu gelangen, mein Herr, und der Marquis hat uns in der That von Ihrer unerschöpflichen Wissenschaft gesprochen.“

Gilbert verbeugte sich.

„Eine Wissenschaft, welche um so merkwürdiger, um so mehr voll Interesse,“ fuhr die Baronin fort, „als Sie, wie es scheint, kein gewöhnlicher Chemiker, kein Praktiker, wie die Andern, sind und alle Geheimnisse der Wissenschaft des Lebens ergründet haben.“

„Ich sehe wohl, Madame,“ erwiederte Gilbert lächelnd, „der Herr Marquis von Lafayette wird Ihnen gesagt haben, ich sei ein wenig Zauberer, und wenn er es Ihnen gesagt hat, so weiß ich, daß er Geist genug besitzt, um Ihnen den Beweis hiefür gegeben zu haben, wenn er dies wollte.“

„In der That, mein Herr, er hat uns von wunderbaren Kuren gesprochen, die Sie, sei es auf dem

Schlachtfelde, sei es in den amerikanischen Hospitälern an verzweifelten Subjecten machten; Sie versenkten dieselben, wie uns der General gesagt hat, in einen scheinbaren Tod, der dem wirklichen so ähnlich war, daß dieser selbst sich darin täuschte."

„Dieser scheinbare Tod, Madame, ist das Resultat einer beinahe unbekannten, heute nur den Händen von einigen Adepten anvertrauten Wissenschaft, welche am Ende allgemein werden wird."

„Mesmerismus, nicht wahr?" fragte Frau von Staël lächelnd.

„Mesmerismus, ja, so ist es."

„Sollten Sie Lectionen bei dem Meister selbst genommen haben?"

„Ach! Madame, Mesmer selbst war nur der Schüler. Der Mesmerismus oder vielmehr der Magnetismus war eine den Aegyptern und Griechen bekannte Wissenschaft. Sie verlor sich im Ocean des Mittelalters. Shakespeare erräth sie im Macbeth. Urbain Grandier findet sie wieder auf und stirbt dafür, daß er sie aufgefunden hat. Doch der Großmeister, mein Meister, ist der Graf von Cagliostro."

„Dieser Charlatan?" rief Frau von Staël.

„Madame! Madame! hüten Sie sich davor, daß Sie urtheilen wie die Zeitgenossen, und nicht wie die Nachwelt. Diesem Charlatan verdanke ich mein Wissen, und die Welt wird ihm vielleicht die Freiheit zu verdanken haben."

„Es mag sein," versetzte lächelnd Frau von Staël. „Ich spreche, ohne die Sache zu kennen, und Sie sprechen mit Kenntniß derselben. Es ist wahrscheinlich, daß Sie Recht haben und daß ich Unrecht habe ... Doch kommen wir auf Sie zurück. Warum haben Sie sich so lange von Frankreich entfernt gehalten? Warum sind Sie nicht zurückgekehrt, um Ihren Platz unter den Lavoisier, den Cabanis, den Condorcet, den Bailly und den Louis einzunehmen?"

Bei diesem letzten Namen erröthete Gilbert unmerklich.

„Madame, ich habe zu viel zu studiren gehabt, um mich sogleich unter die Meister einzureihen."

„Nun sind Sie endlich hier, doch in einem für uns schlimmen Augenblick; mein Vater, der sich, ich bin es fest überzeugt, glücklich geschätzt hätte, Ihnen nützlich sein zu können, ist in Ungnade gefallen und vor drei Tagen abgereist."

Gilbert lächelte.

„Frau Baronin," sprach er, leicht sich verbeugend, „vor sechs Tagen bin ich auf Befehl des Herrn Baron von Necker in die Bastille gesteckt worden."

Frau von Staël erröthete ebenfalls.

„Wahrhaftig, mein Herr, Sie sagen mir da etwas, was mich ungemein in Erstaunen setzt. Sie in der Bastille?"

„Ich selbst, Madame."

„Was hatten Sie denn gethan?"

„Diejenigen, welche mich haben einsperren lassen, könnten es mir allein sagen."

„Aber Sie sind wieder herausgekommen?"

„Weil es keine Bastille mehr gibt, ja, Madame."

„Wie, keine Bastille mehr?" rief Frau von Staël mit scheinbarem Erstaunen.

„Haben Sie die Kanonen nicht gehört?"

„Ja, doch Kanonen, das sind nur Kanonen."

„Oh! erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: es ist unmöglich, daß Frau von Staël, die Tochter von Herrn von Necker, zu dieser Stunde nicht weiß, daß die Bastille vom Volke genommen worden ist."

„Ich versichere Sie, mein Herr," erwiederte verlegen die Baronin, „allen Ereignissen seit dem Abgange meines Vaters fremd, beschäftige ich mich nur damit, daß ich über seine Abwesenheit weine."

„Madame! Madame!" versetzte Gilbert, den Kopf schüttelnd, „die Staatscouriere sind zu sehr an den Weg gewöhnt, der nach dem Schlosse Saint-Onen führt, als

daß nicht wenigstens Einer in den vier Stunden, seitdem die Bastille capitulirt hat, gekommen sein sollte."

Die Baronin sah, daß es ihr unmöglich war, zu antworten, ohne entschieden zu lügen. Die Lüge widerstrebte ihr, und sie veränderte das Gespräch.

„Und welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?" fragte sie.

„Ich wünschte die Ehre zu haben, Herrn von Necker zu sprechen, Madame."

„Aber Sie wissen, daß er nicht mehr in Frankreich ist?"

„Madame, es schien mir so außerordentlich, daß Herr von Necker sich entfernt haben, so unpolitisch, daß er die Ereignisse nicht überwacht haben sollte . . ."

„Daß?"

„Daß ich, ich gestehe es, darauf zählte, Sie würden mir den Ort angeben, wo ich ihn finden könnte."

„Sie werden ihn in Brüssel finden, mein Herr."

Gilbert heftete seinen forschenden Blick auf die Baronin.

„Ich danke, Madame," sagte er, sich verbeugend, „ich werde also nach Brüssel abreisen, da ich ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu sagen habe."

Frau von Staël machte eine Bewegung des Zögerns, dann erwiederte sie:

„Zum Glück kenne ich Sie, mein Herr, und ich weiß, daß Sie ein ernster Mann sind, denn diese so wichtigen Dinge könnten wohl an ihrem Werthe verlieren, wenn sie durch einen andern Mund gingen... Was kann es Wichtiges für meinen Vater geben nach der Ungnade, nach dem Vorgefallenen?"

„Es gibt die Zukunft, Madame, und ich soll vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf die Zukunft sein. Doch dies Alles ist unnütz. Wissen Sie, was zwanzig Stunden in Revolutionszeiten sind, und wie viele Dinge in zwanzig Stunden vorfallen können? Oh! welche Unklugheit hat Herr von Necker begangen, daß er

zwanzig Stunden zwischen sich und die Ereignisse, zwischen die Hand und das Ziel gelegt."

„Wahrhaftig, mein Herr, Sie erschrecken mich," sagte Frau von Staël, „und ich fange in der That an zu glauben, daß mein Vater eine Unklugheit begangen hat."

„Was wollen Sie, Madame, nicht wahr, die Dinge sind nun einmal so? Ich habe mich nur noch auf das Demüthigste der Störung wegen, die ich Ihnen verursacht, zu entschuldigen. Leben Sie wohl, Madame."

Doch die Baronin hielt ihn zurück und sprach:

„Ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie mich erschrecken, Sie sind mir eine Erklärung über dies Alles, etwas, was mich beruhigt, schuldig."

„Ah! Madame, ich habe in diesem Augenblick so viele persönliche Interessen zu überwachen, daß es mir durchaus unmöglich ist, an die der Anderen zu denken; es handelt sich um mein Leben und um meine Ehre, wie es sich um das Leben und die Ehre von Herrn von Necker handeln würde, wenn er sogleich hätte die Worte hören können, die ich ihm in zwanzig Stunden sagen werde."

„Mein Herr, erlauben Sie mir, mich eines Umstandes zu erinnern, den ich zu lange vergessen habe: daß nämlich solche Fragen nicht unter dem freien Himmel, in einem Parke, im Bereiche der Ohren Aller verhandelt werden sollen."

„Madame, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu erwiedern, daß ich bei Ihnen bin, und daß Sie folglich den Ort gewählt haben, wo wir sind. Was wollen Sie? Ich bin zu Ihren Befehlen."

„Sie sollen mir den Gefallen thun, dieses Gespräch in meinem Cabinet zu beendigen."

„Ah! ah!" sagte Gilbert zu sich selbst, „wenn ich sie nicht in Verlegenheit zu bringen befürchtete, würde ich sie fragen, ob ihr Cabinet in Brüssel sei."

Doch er fragte nichts und beschränkte sich darauf,

daß er der Baronin folgte, welche nun sehr rasch auf das Schloß zuging.

Man fand vor der Façade denselben Lackei, welcher Gilbert empfangen hatte. Frau von Staël machte ihm ein Zeichen, öffnete selbst die Thüren und führte Gilbert in ihr Cabinet, einen reizenden, mehr männlichen, als weiblichen Winkel, dessen zweite Thüre und zwei Fenster auf ein nicht nur für fremde Personen, sondern auch für fremde Ohren unzugängliches Gärtchen gingen.

Hier angelangt, schloß Frau von Staël die Thüre wieder, wandte sich gegen Gilbert um und sagte:

„Mein Herr, im Namen der Menschlichkeit fordere ich Sie auf, mir zu sagen, was das meinem Vater nützliche Geheimniß ist, welches Sie nach Saint-Ouen führt."

„Madame," erwiederte Gilbert, „wenn Ihr Herr Vater mich hier hören könnte, wenn er wissen könnte, daß ich der Mann bin, der dem König die geheime Denkschrift betitelt: Ueber die Lage der Ideen und des Fortschrittes, überschickt hat, ich bin fest überzeugt, der Herr Baron von Necker würde auf der Stelle erscheinen und zu mir sagen: „„Doctor Gilbert, was wollen Sie von mir? sprechen Sie, ich höre Sie.""

Gilbert hatte diese Worte noch nicht vollendet, als eine in einer Füllung, von Vanloo gemalt, verborgene Thüre sich geräuschlos öffnete und der Baron von Necker lächelnd auf der Schwelle einer kleinen Wendeltreppe erschien, von deren Höhe herab man das Licht einer Lampe fallen sah.

Da grüßte die Baronin von Staël Gilbert, küßte ihren Vater auf die Stirne, nahm den Weg, auf dem er gekommen war, stieg die Treppe hinauf, schloß die Füllung und verschwand.

Necker war auf Gilbert zugegangen; er reichte ihm die Hand und sprach:

„Hier bin ich, Herr Gilbert; was wollen Sie von mir? Ich höre Sie."

Beide nahmen Stühle.

„Herr Baron," sagte Gilbert, „Sie haben ein Geheimniß vernommen, das Ihnen alle meine Ideen offenbart. Ich bin es, der vor vier Jahren dem Könige eine Denkschrift über die allgemeine Lage Europas hat zukommen lassen; ich bin es, der ihm seit dieser Zeit aus den Vereinigten Staaten die verschiedenen Denkschriften, die er empfangen, über alle Fragen innerer Vereinbarung und Verwaltung, die sich in Frankreich erhoben, überschickt hat."

„Denkschriften, von denen Seine Majestät mit mir nie ohne eine tiefe Bewunderung und einen ebenso tiefen Schrecken sprach."

„Ja, weil sie die Wahrheit sagten. Weil die Wahrheit damals furchtbar zu hören war, weil sie heute eine Thatsache geworden, ist sie noch viel furchtbarer zu sehen, nicht so?"

„Das ist unbestreitbar, mein Herr," erwiederte Necker.

„Diese Denkschriften," fragte Gilbert, „hat sie Ihnen der König mitgetheilt?"

„Nicht alle, mein Herr, nur zwei: eine über die Finanzen, und Sie waren meiner Ansicht, abgesehen von einigen Verschiedenheiten, doch ich fühlte mich darum dennoch sehr geehrt."

„Das ist nicht Alles, es war eine dabei, in der ich ihm alle die materiellen Ereignisse, die in Erfüllung gegangen sind, verkündigte."

„Ah!"

„Ja."

„Ich bitte, welche, mein Herr?"

„Zwei unter anderen: das eine, daß er sich genöthigt sehen würde, Sie im Angesicht von ihm eingegangener Verbindlichkeiten zu entlassen."

„Sie haben ihm meine Entlassung vorhergesagt?"

„Vollkommen."

„Das ist das erste Ereigniß; welches war das zweite?"

„Die Einnahme der Bastille."

„Sie haben die Einnahme der Bastille vorhergesagt?"

„Herr Baron, die Bastille war mehr als das Gefängniß des Königthums, sie war das Symbol der Tyrannei. Die Freiheit hat damit angefangen, daß sie das Symbol zerstörte; die Revolution wird das Uebrige thun."

„Haben Sie das Gewicht der Worte, die Sie mir sagen, berechnet, mein Herr?"

„Allerdings."

„Haben Sie keine Furcht, indem Sie eine solche Theorie ganz laut aussprechen?"

„Furcht, wovor?"

„Daß Ihnen Unglück widerfahre."

„Herr von Necker," erwiederte Gilbert lächelnd, „wenn man aus der Bastille kommt, hat man vor nichts Furcht."

„Sie kommen aus der Bastille?"

„Heute erst."

„Und warum waren Sie in der Bastille?"

„Das frage ich Sie."

„Mich?"

„Allerdings Sie."

„Und warum mich?"

„Weil Sie mich haben hineinbringen lassen."

„Ich habe Sie in die Bastille bringen lassen?"

„Vor sechs Tagen; das Datum ist, wie Sie sehen, nicht sehr alt, und Sie müßten sich erinnern."

„Das ist unmöglich."

„Erkennen Sie Ihre Unterschrift?" sprach Gilbert.

Und er zeigte dem Exminister das Gefangenenregister der Bastille und den geheimen Verhaftsbefehl, der sich demselben beigefügt fand.

„Ja, allerdings," sagte Necker, „hier ist der Ver-

haftsbefehl. Sie wissen, daß ich so wenig als möglich unterzeichnete, und dieses möglichst Wenige belief sich noch auf viertausend jährlich. Ueberdies habe ich im Augenblick meiner Abreise bemerkt, daß man mich einige, bei denen der Platz für den Namen noch weiß war, hatte unterzeichnen lassen. Der Ihrige, mein Herr, wird zu meinem großen Bedauern einer von diesen gewesen sein."

„Damit sagen Sie mir, mein Herr, daß ich in keiner Weise meine Einkerkerung Ihnen zuzuschreiben habe?"

„Nein, gewiß nicht."

„Aber, Herr Baron," versetzte Gilbert lächelnd, „Sie begreifen meine Neugierde; ich muß wissen, wem ich für meine Gefangenschaft zu Dank verpflichtet bin. Haben Sie also die Güte, es mir zu sagen."

„Oh! nichts kann leichter sein. Ich habe aus Vorsicht meine Briefe nie im Ministerium gelassen, sondern sie jeden Abend hieher gebracht. Die von diesem Monat sind in der Schublade B. dieses Schrankes. Suchen wir in dem Bunde den Buchstaben G."

Necker öffnete die Schublade und durchblätterte einen ungeheuren Bund, der fünf bis sechs hundert Briefe enthalten konnte.

„Ich behalte nur die Briefe, welche ihrer Natur nach meine Verantwortlichkeit zu sichern im Stande sind. Eine Verhaftung, die ich vornehmen lasse, ist ein Feind, den ich mir mache. Ich muß also den Streich parirt haben. Das Gegentheil würde mich sehr in Erstaunen setzen. Sehen wir G . . . G . . . das ist es. Ja, Gilbert. Das kommt Ihnen vom Hause der Königin zu, mein lieber Herr."

„Ah! ah! vom Hause der Königin!"

„Ja, Begehren eines Verhaftsbefehls gegen Einen Namens Gilbert. Kein Gewerbe. Schwarze Haare, schwarze Augen. Folgt das Signalement. Begibt sich

vom Havre nach Paris, das ist das Ganze. Dieser Gilbert waren also Sie."

„Das war ich. Können Sie mir den Brief anvertrauen?"

„Nein, doch ich kann Ihnen sagen, von wem er unterzeichnet ist."

„Sagen Sie es."

„Gräfin von Charny."

„Gräfin von Charny?" wiederholte Gilbert; „ich kenne sie nicht, ich habe ihr nichts gethan."

Und er erhob sachte den Kopf, als wollte er in seinen Erinnerungen suchen.

„Dabei findet sich eine kleine Randbemerkung, welche nicht unterzeichnet ist, aber von einer mir bekannten Handschrift. Sehen Sie."

Gilbert neigte sich und las am Rande des Briefes:

„Ohne Verzug thun, was die Gräfin von Charny verlangt."

„Das ist seltsam," sagte Gilbert, „die Königin, das begreife ich noch, es war von ihr und den Polignac in meiner Denkschrift die Rede. Doch diese Frau von Charny . . ."

„Sie kennen sie nicht?"

„Das muß ein Name sein, den man nur hiezu hergegeben hat. Uebrigens darf man sich nicht darüber wundern, daß mir die Notabilitäten von Versailles unbekannt sind. Seit fünfzehn Jahren bin ich von Frankreich abwesend; ich habe es nur zweimal wieder gesehen, und das zweite Mal vor bald vier Jahren verlassen. Wer ist diese Gräfin von Charny, wenn ich fragen darf?"

„Die Freundin, die Vertraute der Königin; die sehr angebetete Frau des Grafen von Charny, eine Schönheit und eine Tugend zugleich, kurz ein Wunder."

„Nun, ich kenne dieses Wunder nicht."

„Wenn dem so ist, mein lieber Doctor, so bleiben Sie dabei stehen, daß Sie das Spielzeug einer politi-

schen Intrigue sind. Sie haben vom Grafen Cagliostro gesprochen?"

„Ja."

„Sie haben ihn gekannt?"

„Er ist mein Freund gewesen; mehr als mein Freund, mein Lehrer; mehr als mein Lehrer, mein Retter."

„Wohl! Oesterreich oder der heilige Stuhl werden Ihre Einkerkerung verlangt haben. Sie haben Brochuren geschrieben?"

„Ach! ja."

„Alle diese kleinen Rachgieren wenden sich der Königin zu, wie die Nadel dem Pol, wie das Eisen dem Magnet. Man hat gegen Sie complottirt; man hat Ihnen Leute folgen lassen. Die Königin hat Frau von Charny beauftragt, den Brief zu unterzeichnen, um den Verdacht zu entfernen, und damit ist das Geheimniß aufgeklärt."

Gilbert dachte einen Augenblick nach.

Dieser Augenblick des Nachdenkens rief in sein Gedächtniß die bei Billot in Pisseleux gestohlene Cassette zurück, in der weder die Königin, noch Oesterreich, noch der heilige Stuhl etwas zu thun hatten, und diese Erinnerung brachte ihn wieder auf den rechten Weg.

„Nein," sagte er, „das ist es nicht, das kann es nicht sein; doch gleichviel, gehen wir zu etwas Anderem über."

„Zu was?"

„Zu Ihnen!"

„Zu mir? was haben Sie mir von mir zu sagen?"

„Was Sie so gut wissen, als irgend Jemand: daß Sie binnen drei Tagen wieder in Ihre Functionen eingesetzt sind, und daß Sie dann Frankreich so despotisch regieren werden, als Sie wollen."

„Sie glauben?" versetzte Necker lächelnd.

„Und Sie auch, da Sie nicht in Brüssel sind."

„Nun wohl! das Resultat? denn zum Resultat müssen wir kommen.“

„Vernehmen Sie es. Sie sind bei den Franzosen beliebt. Sie werden von ihnen angebetet sein. Die Königin war es schon lange müde, Sie geliebt zu sehen; der König wird es müde werden, Sie angebetet zu sehen; Beide werden Popularität auf Ihre Kosten treiben, und Sie werden es nicht leiden. Dann werden Sie beim Volke unbeliebt. Das Volk, mein lieber Herr Necker, ist ein hungeriger Löwe, der nur die fütternde Hand liebt, welche Hand dies auch sein mag.“

„Hernach?“

„Hernach fallen Sie wieder in die Vergessenheit zurück.“

„Ich, in die Vergessenheit?“

„Ach! ja.“

„Und was würde mich vergessen machen?“

„Die Ereignisse.“

„Bei meinem Ehrenwort, Sie sprechen als Prophet.“

„Ich habe das Unglück, es ein wenig zu sein.“

„Lassen Sie hören, was wird geschehen?“

„Oh! was geschehen wird, ist nicht schwer vorherzusagen, denn was geschehen wird, ist im Keime in der Nationalversammlung. Eine Partei wird sich erheben, welche in diesem Augenblick schläft; ich irre mich, welche wacht, aber sich verbirgt. Diese Partei hat zum Haupte ein Princip, zur Waffe eine Idee.“

„Ich begreife. Sie sprechen von der orleanistischen Partei?“

„Nein. Von dieser hätte ich gesagt, sie habe zum Haupte einen Mann, zur Waffe die Volksbeliebtheit. Ich spreche von einer Partei, deren Name nicht einmal genannt worden ist, von der republikanischen Partei.“

„Von der republikanischen Partei? Ah! was denken Sie!“

„Sie glauben nicht daran?“

„Chimäre.“

„Ja, Chimäre mit dem feurigen Rachen, der Euch Alle verschlingen wird.“

„Wohl! ich werde Republikaner, ich bin es schon.“

„Republikaner von Genf, ganz richtig.“

„Mir scheint, ein Republikaner ist ein Republikaner.“

„Das ist der Irrthum, Herr Baron; unsere Republikaner werden durchaus nicht den Republikanern anderer Länder gleichen: unsere Republikaner werden zuerst die Vorrechte, dann den Adel, dann das Königthum verschlingen; unsere Republikaner, Ihr Anderen werdet mit ihnen abgehen, aber sie werden ohne Euch ankommen, denn Ihr werdet nicht dahin gehen wollen, wohin sie gehen. Nein, Herr Baron von Necker, Sie täuschen sich, Sie sind kein Republikaner.“

„Oh! wenn Sie es so verstehen, nein; ich liebe den König.“

„Und ich auch, und alle Welt liebt ihn in diesem Augenblick, wie wir. Wenn ich das, was ich sage, einem Geiste, der minder erhaben, als der Ihrige, sagte, so würde man mich auszischen und ausschelten; doch, glauben Sie an das, was ich Ihnen sage, Herr von Necker.“

„Das würde ich in der That gern thun, wenn die Sache Wahrscheinlichkeit hätte; aber . . . .“

„Kennen Sie die geheimen Gesellschaften?“

„Ich habe viel davon sprechen hören.“

„Glauben Sie daran?“

„Ich glaube an ihre Existenz; ich glaube nicht an ihre Allgemeinheit.“

„Sind Sie Mitglied von einer?“

„Nein.“

„Sind Sie einfach von einer Maurerloge?“

„Nein.“

„Wohl, Herr Minister, i ch bin es.“

„Mitglied?“

„Ja, und von allen. Herr Minister, geben Sie

wohl Acht, das ist ein ungeheures Netz, das alle Throne umschlingt. Es ist ein unsichtbarer Dolch, der alle Monarchieen bedroht. Wir sind ungefähr drei Millionen Brüder, in allen Ländern verbreitet, in allen Classen der Gesellschaft zerstreut. Wir haben Freunde im Volke, im Bürgerstand, im Adel, bei den Prinzen, unter den regierenden Fürsten sogar. Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Necker, der Prinz, vor dem Sie sich erzürnen würden, ist vielleicht ein Affilirter, nehmen Sie sich in Acht. Der Bediente, der sich vor Ihnen verbeugt, ist vielleicht ein Affilirter. Ihr Leben gehört nicht Ihnen, Ihr Vermögen gehört nicht Ihnen, sogar Ihre Ehre gehört nicht Ihnen. Dies Alles gehört einer unsichtbaren Macht, gegen die Sie nicht zu kämpfen im Stande sind, denn Sie kennen sie nicht, während dieselbe Sie zu verderben vermag, denn sie kennt Sie. Wohl denn! diese drei Millionen Menschen, sehen Sie, welche schon die amerikanische Republik gemacht haben, sind im Begriffe, es zu versuchen, eine französische Republik zu machen; dann werden sie danach trachten, eine europäische zu machen."

„Aber Ihre Republik der Vereinigten Staaten erschreckt mich nicht zu sehr, und gern nehme ich dieses Programm an."

„Ja, doch von Amerika zu uns ist eine Kluft. Amerika, ein neues Land, ohne Vorurtheile, ohne Privilegien, ohne Königthum, ein nährender Boden, fruchtbare Ländereien, jungfräuliche Wälder, Amerika zwischen dem Meere, das ein Ausweg für seinen Handel, und der Einöde liegend, welche eine Hülfsquelle für seine Bevölkerung ist, während Frankreich! .... sehen Sie doch, was man in Frankreich zu zerstören hat, ehe Frankreich Amerika gleicht."

„Oh! wohin wollen Sie denn kommen?"

„Ich will dahin kommen, wohin wir unglücklicher Weise gehen. Doch ich will danach trachten, daß wir

passiren, so lassen Sie uns, glauben Sie mir, das der vornehmen Herren wählen. Ich liebe die Gleichheit, welche erhebt, und nicht die, welche erniedrigt."

„Und Sie stehen uns für Lafayette?"

„So lange man nur Ehre, Muth, Aufopferung von ihm verlangen wird, ja."

„Nun, so reden Sie also, was wünschen Sie?"

„Einen Einführungsbrief für Seine Majestät, den König Ludwig XVI."

„Ein Mann von Ihrem Verdienst bedarf keines Einführungsbriefes; er stellt sich selbst vor."

„Nein, es sagt mir zu, Ihr Geschöpf zu sein; es entspricht meinen Plänen, von Ihnen vorgestellt zu werden."

„Und wonach trachten Sie?"

„Einer der Quartal-Aerzte des Königs zu werden."

„Oh! nichts kann leichter sein. Doch die Königin?"

„Bin ich einmal beim König, so ist das meine Sache."

„Doch wenn sie Sie verfolgt?"

„Dann werde ich machen, daß der König einen Willen hat."

„Einen Willen der König? Sie werden mehr als ein Mensch sein, wenn Sie das machen."

„Derjenige, welcher den Leib lenkt, ist ein großer Tropf, gelingt es ihm nicht eines Tags, den Geist zu lenken."

„Glauben Sie aber nicht, es sei ein schlechter Vorgang, um Arzt des Königs zu werden, daß man in die Bastille eingesperrt gewesen ist?"

„Bin ich nicht Ihrer Ansicht nach wegen des Verbrechens der Philosophie verfolgt worden?"

„Das befürchte ich."

„Dann stellt der König seine Ehre wieder her, der König macht sich beim Volke beliebt, indem er zum Arzte einen Zögling von Rousseau, einen Partei-

gänger der neuen Lehren, einen Gefangenen nimmt, der gerade aus der Bastille kommt. Das erste Mal, wo Sie den König sehen werden, machen Sie dies bei ihm geltend."

„Sie haben immer Recht; doch kann ich auf Sie zählen, sind Sie einmal beim König?"

„Ganz und gar, so lange Sie in der politischen Linie bleiben, die wir annehmen werden."

„Was versprechen Sie mir?"

„Sie genau von der Stunde zu unterrichten, wann Sie sich zurückzuziehen haben."

Necker schaute einen Augenblick Gilbert an; dann sprach er mit verdüstertem Tone:

„In der That, das ist der größte Dienst, den ein ergebener Freund einem Minister leisten kann, denn es ist der letzte."

Und er setzte sich an den Tisch, um an den König zu schreiben.

Mittlerweile las Gilbert den Brief noch einmal und sagte zu sich selbst:

„Gräfin von Charny, wer kann denn das sein?"

„Hier, mein Herr," sprach Necker nach ein paar Minuten, indem er Gilbert das reichte, was er geschrieben hatte.

Gilbert nahm den Brief und las.

Er enthielt, was folgt:

„Sire,

„Eure Majestät muß eines sicheren Mannes bedürfen, mit dem sie von ihren Angelegenheiten sprechen kann. Mein letztes Geschenk, mein letzter Dienst, indem ich den König verlasse, ist das Geschenk, das ich ihm mit dem Doctor Gilbert mache. Ich sage Eurer Majestät genug, wenn ich ihr bemerke, daß der Doctor Gilbert nicht nur einer der ausgezeichnetsten Aerzte ist, welche in der Welt existiren, sondern auch der Verfasser der Denkschriften über Administration und Politik, die

einen so lebhaften Eindruck auf den König hervorgebracht haben.

„Zu den Füßen Eurer Majestät,

„Baron von Necker.

Necker datirte seinen Brief nicht und übergab ihn dem Doctor nur einfach gesiegelt.

„Und nun," fügte er bei, „nun bin ich in Brüssel, nicht wahr?"

„Ja, gewiß, und mehr als je. Morgen früh werden Sie indessen Nachricht von mir erhalten."

Der Baron klopfte auf eine gewisse Weise an die Füllung, Frau von Staël erschien wieder; nur hielt sie diesmal außer ihrem Granatzweige die Brochure des Doctor Gilbert in der Hand. Sie zeigte ihm den Titel davon mit einer Art von schmeichelhafter Coquetterie.

Gilbert nahm Abschied von Herrn von Necker und küßte der Baronin, die ihn bis zum Ausgang des Cabinets begleitete, die Hand.

Und er kehrte zu dem Fiacre zurück, wo Billot und Pitou auf dem Vordersitze schliefen, wo der Kutscher auf seinem Bocke schlief, und wo die Pferde auf ihren wankenden Beinen schliefen.

XXII.

König Ludwig XVI.

Das Zusammensein von Gilbert, Frau von Staël und Herrn von Necker hatte ungefähr anderthalb Stunden gedauert. Gilbert kam ein Viertel nach neun Uhr nach Paris zurück, ließ sich unmittelbar nach der Post führen, nahm Pferde, einen Wagen, und während Billot und Pitou in einem kleinen Gasthause der Rue Thiroux, wo Billot, wenn er nach Paris kam, abzu-

steigen pflegte, von ihren Strapazen ausruhten, fuhr Gilbert im Galopp nach Versailles.

Es war spät, doch daran lag Gilbert wenig. Bei den Männern von seinem Schlage ist die Thätigkeit ein Bedürfniß. Seine Fahrt würde vielleicht unnütz sein, doch eine unnütze Fahrt war ihm lieber, als auf der Stelle zu bleiben. Bei den nervösen Organisationen ist die Ungewißheit eine schlimmere Folter, als die erschrecklichste Wirklichkeit.

Er kam nach Versailles um halb eilf Uhr; in gewöhnlicher Zeit wäre alle Welt zu Bette gegangen und in den tiefsten Schlaf versunken gewesen. Doch an diesem Abend schlief Niemand in Versailles. Man hatte hier den Gegenschlag der Erschütterung empfangen, unter der Paris noch zitterte.

Die französischen Garden, die Gardes-du-corps, die Schweizer, unterhielten sich, rottenweise aufgestellt, an allen Ausgängen der Hauptstraßen gruppirt, unter sich oder mit den Bürgern, deren royalistische Gesinnung ihnen Vertrauen einflößte.

Denn Versailles ist zu jeder Zeit eine royalistische Stadt gewesen. Diese religiöse Verehrung der Monarchie, wenn nicht des Monarchen, ist den Herzen seiner Bewohner incrustirt, wie eine der Eigenschaften des Bodens. Da sie bei den Königen und durch die Könige gelebt, da sie immer den berauschenden Wohlgeruch der Lilien eingeathmet, da sie das Gold der Kleider und das Lächeln der erhabenen Personen gesehen, so fühlen sich die Bewohner von Versailles, denen die Könige eine Stadt von Marmor und Porphyr gemacht haben, selbst ein wenig Könige, und heute, heute noch, wo zwischen den Marmorn das Moos erscheint und zwischen den Platten Gras wächst, heute, wo das Gold vom Täfelwerk zu verschwinden im Begriff ist, wo der Schatten der Parke einsamer ist, als der der Gräber, würde Versailles entweder gegen seinen Ursprung lügen, oder es muß sich als ein Bruch-

stück vom gefallenen Königthum betrachten und, da es nicht mehr den Stolz der Macht und des Reichthums hat, wenigstens die Poesie des Beklagens und den erhabenen Reiz der Schwermuth bewahren.

Ganz Versailles trieb sich also, wie gesagt, in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789, verworren und vermengt umher, um zu erfahren, wie der König von Frankreich die seiner Krone zugefügte Beleidigung, die seiner Macht versetzte Quetschung aufnehmen werde.

Durch die Antwort, welche er Herrn von Dreux-Brezé gegeben, hatte Mirabeau das Königthum in's Gesicht geschlagen. Durch die Einnahme der Bastille hatte es das Volk im Herzen getroffen.

Für die beschränkten Köpfe, für die Kurzsichtigen war indessen die Frage rasch gelöst. In den Augen der Militäre besonders, welche, im Resultat der Ereignisse nur den Sieg oder die Niederlage der rohen Gewalt zu sehen gewohnt waren, handelte es sich ganz einfach um einen Marsch nach Paris. Dreißigtausend Mann und zwanzig Kanonen würden bald diesen Stolz und diese Siegeswuth der Pariser zu nichte machen.

Nie hatte das Königthum so viel Räthe gehabt; Jeder gab seine Ansicht ganz laut und öffentlich zum Besten.

Die Mäßigsten sagten:

„Das ist ganz einfach.“ Diese Redeform wird man in Frankreich beinahe immer auf die schwierigsten Lagen angewendet finden. „Das ist ganz einfach,“ sagten sie. „Man erwirke zuerst von der Nationalversammlung eine Sanction, die sie nicht verweigern wird; ihre Haltung ist seit einiger Zeit beruhigend für Jedermann, sie will eben so wenig von Unten ausgehende Gewaltthätigkeiten, als von Oben herab kommende Mißbräuche.

„Die Nationalversammlung wird ganz unumwunden erklären, der Aufruhr sei ein Verbrechen; Bürger, welche Abgeordnete haben, um ihre Beschwerden dem [König] auseinanderzusetzen, und einen König, um

ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, begehen ein Unrecht, wenn sie ihre Zuflucht zu den Waffen nehmen und Blut vergießen.

„Mit dieser Erklärung ausgerüstet, die man sicherlich von der Nationalversammlung erlangen wird, kann der König nicht umhin, Paris als guter Vater, das heißt streng, zu züchtigen.

„Und dann entfernt sich der Sturm, das Königthum tritt in das erste von seinen Rechten wieder ein. Die Völker kehren zu ihrer Pflicht zurück, welche der Gehorsam ist, und Alles verfolgt seinen gewohnten Weg.“

So ordnete man im Allgemeinen die Angelegenheiten auf dem Cours*) und auf den Boulevards.

Doch vor dem Paradeplatz und in der Umgegend der Kasernen führte man eine andere Sprache.

Hier sah man der Oertlichkeit unbekannte Menschen, Menschen mit verständigem Gesicht und verschleiertem Auge, bei jedem Anlaß geheimnißvolle Rathschläge austheilen, die schon sehr ernsten Nachrichten übertreiben und beinahe öffentlich Propaganda mit den meuterischen Ideen treiben, welche seit zwei Monaten Paris in Bewegung setzten und die Vorstädte aufwiegelten.

Um diese Menschen bildeten sich düstere, feindselige, belebte Gruppen, die man an ihr Elend, an ihre Leiden, an die brutale Verachtung des Königthums erinnerte.

„Was hat das Volk in den acht Jahrhunderten, die es kämpft, erlangt? Nichts. Keine socialen Rechte; keine politischen Rechte: das der Kuh des Pächters, der man ihr Kalb nimmt, um es auf die Schlachtbank zu bringen; ihre Milch, um sie auf dem Markt zu verkaufen. ihr Fleisch, um es in die Metzig zu führen, ihre Haut, um sie in der Gerberei zu trocknen. Durch die Noth gedrängt, hat die Monarchie endlich nach-

*) Cours, Corso, ein Spazierplatz in Versailles.

gegeben und einen Aufruf an die Reichsstände ergehen lassen; heute aber, da die Stände versammelt sind, was thut die Monarchie? seit dem Tage ihrer Zusammenberufung lastet sie auf ihnen. Hat sich die Nationalversammlung gebildet, so ist es gegen den Willen der Regierung geschehen. Nun denn! da unsere Brüder in Paris uns einen so furchtbaren Handstreich gegeben haben, treiben wir die Nationalversammlung vorwärts. Jeder Schritt, den sie auf dem politischen Boden thut, wo sich der Kampf entsponnen hat, ist ein Sieg für uns: es ist die Vergrößerung unseres Feldes, es ist die Vermehrung unseres Vermögens, es ist die Einweihung unserer Rechte. Vorwärts! vorwärts! Bürger. Die Bastille ist nur das Vorwerk der Tyrannei! Die Bastille ist genommen, es bleibt noch die Festung selbst."

An den dunkelsten Orten bildeten sich andere Versammlungen, wurden andere Worte ausgesprochen. Diejenigen, welche sie aussprachen, waren Männer, die offenbar einer höhern Klasse angehörten und von der Volkstracht eine Verkleidung gefordert hatten, die ihre weißen Hände und ihr ausgezeichneter Accent Lügen straften.

„Volk!" sagten diese Männer, „man beirrt Dich in der That von zwei Seiten; die einen fordern Dich auf, zurückzukehren, die Andern treiben Dich vorwärts. Man spricht Dir von politischen Rechten, von socialen Rechten; bist Du glücklicher, seitdem man Dir erlaubt hat, durch das Organ Deiner Abgeordneten zu stimmen? Bist Du reicher, seitdem Du vertreten wirst? Hast Du weniger Hunger, seitdem die Nationalversammlung Decrete macht? nein, nein, laß die Politik und ihre Theorien den Leuten, welche zu lesen verstehen. Es ist nicht eine Phrase oder eine geschriebene Maxime, was Du brauchst.

„Es ist Brod, und dann wieder Brod; es ist der Wohlstand Deiner Kinder, die süße Ruhe Deiner Frau. Wer wird Dir dies Alles geben? Ein König von festem

Charakter, von jugendlichem Geist, von edlem Herzen. Dieser König ist nicht Ludwig XVI., Ludwig XVI., der unter seiner Frau regiert, unter der Oesterreicherin mit dem ehernen Herzen; es ist … suche wohl um den Thron; suche dort denjenigen, welcher Frankreich wieder glücklich machen kann, und den die Königin mit Recht haßt, weil er Schatten auf das Gemälde wirft, weil er die Franzosen liebt und von ihnen geliebt wird."

So gab sich die Meinung in Versailles kund, so braute man überall den Bürgerkrieg.

Gilbert zog bei einigen von diesen Gruppen Erkundigungen ein; als er sodann den Zustand der Geister erkannt hatte, ging er gerade auf das Schloß zu, das zahlreiche Posten bewachten. Gegen wen? man wußte es nicht.

Trotz aller dieser Posten durchschritt Gilbert ohne alle Schwierigkeit die ersten Höfe und gelangte bis zu den Vestibules, ohne daß irgend Jemand ihn fragte.

Als er in den Saal des Oeil-de-Boeuf kam, hielt ihn ein Garde-du-corps an. Gilbert zog aus seiner Tasche den Brief von Herrn von Necker und zeigte die Unterschrift. Der Edelmann warf einen Blick darauf. Das Verbot war streng, und da die strengsten Verbote gerade diejenigen sind, welche am meisten der Erläuterung bedürfen, so sagte der Garde-du-corps zu Gilbert:

„Mein Herr, der Befehl, Niemand zum König einzulassen, ist förmlich, da man aber offenbar für den Fall eines Abgesandten von Herrn von Necker nicht vorhergesehen hat, da Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Seiner Majestät einen wichtigen Rath bringen, so gehen Sie hinein, ich nehme die Uebertretung auf mich."

Gilbert trat ein.

Der König war nicht in seinen Gemächern, sondern im Berathungssaal; er empfing hier eine Deputation der Nationalgarde, welche von ihm die Entfer-

nung der Truppen, die Bildung einer Bürgergarde, und seine Gegenwart in Paris verlangt hatte.

Ludwig hatte kalt angehört, und dann geantwortet, die Lage der Dinge bedürfe der Erleuchtung, und er werde diese Lage mit seinem Rathe in Ueberlegung ziehen.

Er berathschlagte auch.

Während dieser Zeit warteten die Abgeordneten in der Gallerie und sahen durch die mattgeschliffenen Gläser der Thüren das Spiel der wachsenden Schatten der königlichen Räthe und ihre drohenden Bewegungen.

Durch das Studium dieser Art von Phantasmagorie konnten sie errathen, die Antwort werde schlecht sein.

Der König beschränkte sich in der That darauf, daß er antwortete, er werde die Chefs für die Bürgermiliz ernennen und den Truppen vom Marsfelde Befehl geben, sich zurückzuziehen.

Was seine Gegenwart in Paris betraf, so wollte er der aufrührerischen Stadt diese Gunst nicht eher gewähren, als bis sie sich völlig unterworfen hätte.

Die Deputation bat, flehte, beschwor. Der König erwiederte, sein Herz sei zerrissen, aber er vermöge nicht mehr.

Und zufrieden mit diesem augenblicklichen Triumphe, mit dieser Kundgebung einer Gewalt, die er schon nicht mehr besaß, kehrte der König in seine Gemächer zurück.

Er fand hier Gilbert. Der Garde-du-corps war bei ihm.

„Was will man von mir?“ fragte der König.

Der Garde-du-corps näherte sich ihm, und während er sich bei Ludwig XVI. entschuldigte, daß er gegen das Verbot gefehlt, betrachtete Gilbert, der seit langen Jahren den König nicht mehr gesehen, stillschweigend diesen Mann, den Gott zum Lootsen Frankreich im

Augenblick des heftigsten Sturmes gegeben, welchen Frankreich noch erlitten.

Dieser dicke und kurze Leib, ohne Federkraft und ohne Majestät, dieser in seinen Formen weiche und im Ausdruck unfruchtbare Kopf, diese mit einem frühzeitigen Alter streitende Jugend, dieser ungleiche Kampf einer mächtigen Materie gegen eine mittelmäßige Intelligenz, der der Rangstolz allein einen zeitweisen Werth gab, dies Alles bedeutete für den Physiognomiker, der mit Lavater studirt, für den Magnetiseur, der mit Balsamo in der Zukunft gelesen, für den Philosophen, der mit Jean-Jacques geträumt, für den Reisenden, der alle menschliche Racen an sich hatte vorübergehen lassen, dies Alles bedeutete: Ausartung, Verschlechterung, Ohnmacht, Untergang.

Gilbert war also wie betäubt, nicht durch die Ehrfurcht, sondern durch den Schmerz, indem er dieses traurige Schauspiel betrachtete.

Der König ging auf ihn zu und sagte:

„Sie sind es, der mir einen Brief von Herrn von Necker bringt?“

„Ja, Sire.“

„Ah!“ rief er, als ob er gezweifelt hätte, „kommen Sie geschwinde.“

Und er sprach diese Worte mit dem Tone eines Menschen, der, dem Ertrinken nahe, ausruft:

„Ein Tau!“

Gilbert reichte den Brief dem König. Ludwig bemächtigte sich desselben sogleich, las ihn hastig und sagte dann zu dem Garde-du-corps mit einer Geberde, der es nicht ganz an einem gewissen Adel des Befehlens gebrach:

„Lassen Sie uns allein, Herr von Varicourt.“

Gilbert blieb mit dem König allein.

Das Zimmer war nur durch eine einzige Lampe erleuchtet; man hätte glauben sollen, der König habe das Licht gemäßigt, damit man auf seiner mehr ver-

nung der Truppen, die Bildung einer Bürgergarde, und seine Gegenwart in Paris verlangt hatte.

Ludwig hatte kalt angehört, und dann geantwortet, die Lage der Dinge bedürfe der Erleuchtung, und er werde diese Lage mit seinem Rathe in Ueberlegung ziehen.

Er berathschlagte auch.

Während dieser Zeit warteten die Abgeordneten in der Gallerie und sahen durch die mattgeschliffenen Gläser der Thüren das Spiel der wachsenden Schatten der königlichen Räthe und ihre drohenden Bewegungen.

Durch das Studium dieser Art von Phantasmagorie konnten sie errathen, die Antwort werde schlecht sein.

Der König beschränkte sich in der That darauf, daß er antwortete, er werde die Chefs für die Bürgermiliz ernennen und den Truppen vom Marsfelde Befehl geben, sich zurückzuziehen.

Was seine Gegenwart in Paris betraf, so wollte er der aufrührerischen Stadt diese Gunst nicht eher gewähren, als bis sie sich völlig unterworfen hätte.

Die Deputation bat, flehte, beschwor. Der König erwiederte, sein Herz sei zerrissen, aber er vermöge nicht mehr.

Und zufrieden mit diesem augenblicklichen Triumphe, mit dieser Kundgebung einer Gewalt, die er schon nicht mehr besaß, kehrte der König in seine Gemächer zurück.

Er fand hier Gilbert. Der Garde-du-corps war bei ihm.

„Was will man von mir?“ fragte der König.

Der Garde-du-corps näherte sich ihm, und während er sich bei Ludwig XVI. entschuldigte, daß er gegen das Verbot gefehlt, betrachtete Gilbert, der seit langen Jahren den König nicht mehr gesehen, stillschweigend diesen Mann, den Gott zum Lootsen Frankreich im

Augenblick des heftigsten Sturmes gegeben, welchen Frankreich noch erlitten.

Dieser dicke und kurze Leib, ohne Federkraft und ohne Majestät, dieser in seinen Formen weiche und im Ausdruck unfruchtbare Kopf, diese mit einem frühzeitigen Alter streitende Jugend, dieser ungleiche Kampf einer mächtigen Materie gegen eine mittelmäßige Intelligenz, der der Rangstolz allein einen zeitweisen Werth gab, dies Alles bedeutete für den Physiognomiker, der mit Lavater studirt, für den Magnesiteur, der mit Balsamo in der Zukunft gelesen, für den Philosophen, der mit Jean-Jacques geträumt, für den Reisenden, der alle menschliche Racen an sich hatte vorübergehen lassen, dies Alles bedeutete: Ausartung, Verschlechterung, Ohnmacht, Untergang.

Gilbert war also wie betäubt, nicht durch die Ehrfurcht, sondern durch den Schmerz, indem er dieses traurige Schauspiel betrachtete.

Der König ging auf ihn zu und sagte:

„Sie sind es, der mir einen Brief von Herrn von Necker bringt?"

„Ja, Sire."

„Ah!" rief er, als ob er gezweifelt hätte, „kommen Sie geschwinde."

Und er sprach diese Worte mit dem Tone eines Menschen, der, dem Ertrinken nahe, ausruft:

„Ein Tau!"

Gilbert reichte den Brief dem König. Ludwig bemächtigte sich desselben sogleich, las ihn hastig und sagte dann zu dem Garde-du-corps mit einer Geberde, der es nicht ganz an einem gewissen Adel des Befehlens gebrach:

„Lassen Sie uns allein, Herr von Varicourt."

Gilbert blieb mit dem König allein.

Das Zimmer war nur durch eine einzige Lampe erleuchtet; man hätte glauben sollen, der König habe das Licht gemäßigt, damit man auf seiner mehr ver-

drießlichen, als sorgenvollen Stirne alle die Gedanken, die sich in ihm drängten, nicht lesen könne.

„Mein Herr," sagte er, auf Gilbert einen Blick heftend, der klarer und beobachtender, als sich dieser wohl gedacht hatte, „mein Herr, ist es wahr, daß Sie der Verfasser der Denkschriften sind, die mich so sehr in Erstaunen gesetzt haben?"

„Ja, Sire."

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiunddreißig Jahre, Sire; doch das Studium und das Unglück verdoppeln das Alter. Behandeln Sie mich als einen Greis."

„Warum haben Sie so lange gewartet, um vor mir zu erscheinen?"

„Sire, weil ich kein Bedürfniß hatte, Eurer Majestät das mündlich zu sagen, was ich freier und leichter schrieb."

Ludwig XVI. dachte nach.

„Sie haben keine andere Gründe?" sagte er argwöhnisch.

„Nein, Sire.

„Aber wenn ich mich nicht täusche, müssen Sie gewisse Umstände von meiner wohlwollenden Gesinnung für Sie unterrichtet haben."

„Eure Majestät meint jene Art von Rendezvous, das ich dem König zu geben die Verwegenheit hatte, als ich ihn nach meiner ersten Denkschrift vor fünf Jahren bat, ein Licht Abends um acht Uhr an sein Fenster zu stellen, um mir zu bezeichnen, er habe meine Arbeit gelesen."

„Und . . ." sagte der König befriedigt.

„Und am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde wurde das Licht in der That dahin gestellt, wohin es zu stellen ich Sie ersucht hatte, Sire."

„Hernach?"

„Hernach sah ich es dreimal sich erheben und wieder senken."

„Sodann?“

„Sodann las ich folgende Worte in der Gazette.

„„Derjenige, welchen das Licht dreimal gerufen, kann sich bei demjenigen einfinden, welcher es dreimal emporgehoben hat, er wird belohnt werden.““

„Das sind in der That die eigenen Worte der Anzeige,“ sagte der König.

„Und hier ist die Anzeige selbst,“ sprach Gilbert, indem er aus seiner Tasche die Zeitung zog, in welche fünf Jahre vorher die Anzeige, an die er erinnert hatte, eingerückt worden war.

„Gut, sehr gut,“ sprach der König, „ich habe lange auf Sie gehofft. Sie erscheinen in dem Augenblick, wo ich Sie zu erwarten aufgehört hatte. Seien Sie willkommen, denn Sie erscheinen wie die guten Soldaten, im Augenblick des Kampfes.“

Dann schaute er Gilbert noch aufmerksamer an und fügte bei:

„Wissen Sie, mein Herr, daß es für einen König nichts Gewöhnliches ist, die Abwesenheit eines Menschen, zu dem man gesagt hat: kommen Sie, um eine Belohnung in Empfang zu nehmen, und der nicht kommt?“

Gilbert lächelte.

„Lassen Sie hören,“ sprach Ludwig XVI., „warum sind Sie nicht gekommen?“

„Weil ich keine Belohnung verdiente, Sire.“

„Wie so?“

„Ein geborener Franzose, mein Vaterland liebend, eifersüchtig auf seine Wohlfahrt, meine Individualität mit der von dreißig Millionen Menschen, meinen Mitbürgern, verschmelzend, arbeitete ich für mich, indem ich für sie arbeitete. Sire, man ist nicht immer einer Belohnung würdig, weil man selbstsüchtig ist.“

„Paradox, mein Herr; Sie hatten einen andern Grund.“

Gilbert erwiederte nichts.

„Sprechen Sie, mein Herr, ich wünsche es.“

„Sie haben vielleicht richtig errathen, Sire.“

„Ist es nicht dieser?“ fragte der König ängstlich. „Sie fanden die Lage ernst, und behielten sich vor . . .“

„Für eine noch viel ernstere; ja, Sire, Eure Majestät hat richtig errathen.“

„Ich liebe die Offenherzigkeit,“ sagte der König, der seine Unruhe nicht verbergen konnte, denn er war von einer schüchternen Natur und erröthete leicht.

Ludwig XVI. fuhr fort:

„Sie sagten dem König den Ruin vorher, und haben zu nahe bei den Trümmern gestellt zu sein befürchtet.“

„Nein, Sire, denn ich komme gerade in dem Augenblick, wo der Ruin bald bevorsteht, um mich der Gefahr zu nähern.“

„Ja, ja, Sie verlassen so eben Necker und sprechen wie er. Die Gefahr, allerdings; es ist in diesem Augenblick gefährlich, sich mir zu nähern. Und wo ist Necker?“

„Ich glaube, ganz bereit, sich den Befehlen Eurer Majestät zu fügen.“

„Desto besser, ich werde seiner bedürfen,“ sprach der König mit einem Seufzer. „In der Politik soll man nicht halsstarrig sein. Man glaubt gut zu thun, und thut schlecht; man thut sogar gut, und das launenhafte Ereigniß stört die Resultate; die Pläne waren nichtsdestoweniger gut, und doch gilt man dafür, daß man sich getäuscht habe.“

Der König seufzte abermals; Gilbert kam ihm zu Hülfe.

„Sire,“ sagte er, „Eure Majestät urtheilt und schließt bewunderungswürdig; was aber zu dieser Stunde zu thun sich geziemt, ist, daß man klarer in der Zukunft zu sehen sucht, als man dies bis jetzt gethan hat.“

Der König erhob das Haupt, und man konnte seine ausdruckslose Stirne sich leicht falten sehen.

„Sire, verzeihen Sie mir,“ sagte Gilbert, „ich bin Arzt. Ist das Uebel groß, so bin ich kurz.“

„Sie legen also ein großes Gewicht auf den heutigen Aufstand?“

„Sire, das ist kein Aufstand, das ist eine Revolution.“

„Und Sie wollen, daß ich mich mit diesen Rebellen, mit diesen Mördern vertrage? Denn sie haben die Bastille mit Gewalt genommen: das ist ein Act des Aufruhrs; sie haben Herrn de Launay, Herrn von Losme und Herrn von Flesselles getödtet: das ist Mord.“

„Ich will, daß Sie die Einen von den Andern trennen, Sire; diejenigen, welche die Bastille genommen, sind Helden; diejenigen, welche die Herren von Flesselles, von Losme und de Launay getödtet haben, sind Mörder.“

Der König erröthete leicht; doch beinahe in demselben Augenblick verschwand diese Röthe wieder, seine Lippen erbleichten und ein paar Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne.

„Sie haben Recht, mein Herr. Sie sind Arzt, oder vielmehr Wundarzt, denn Sie schneiden in das lebendige Fleisch ein. Doch kommen wir auf Sie zurück. Sie heißen Doctor Gilbert, nicht wahr? oder es sind wenigstens mit diesem Namen Ihre Denkschriften unterzeichnet.“

„Sire, es ist eine große Ehre für mich, daß Eure Majestät sich so gut erinnert, obschon ich im Ganzen Unrecht habe, so stolz zu sein.“

„Warum?“

„Mein Name mußte in der That vor kurzer Zeit vor Eurer Majestät ausgesprochen werden.“

„Ich begreife nicht ...“

„Vor sechs Tagen bin ich verhaftet und in die Bastille gebracht worden. Ich habe aber sagen hören, es finde keine Verhaftung von einiger Wichtigkeit statt, ohne daß es der König wisse.“

„Sie in der Bastille?“ rief der König, die Augen weit aufreißend.

„Hier ist mein Gefängnißschein, Sire. Vor sechs Tagen, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe, auf Befehl des Königs in die Bastille gebracht, bin ich heute um drei Uhr durch die Gnade des Volks daraus befreit worden.“

„Heute?“

„Ja, Sire, hat Eure Majestät den Kanonendonner nicht gehört?“

„Allerdings.“

„Nun wohl! das Feuer der Kanonen öffnete mir die Pforten.“

„Ah!“ murmelte der König, „ich möchte gern sagen, ich freue mich darüber, hätte man mit den Kanonen heute Morgen nicht auf die Bastille und auf das Königthum zugleich gefeuert.“

„Oh! Sire, machen Sie nicht aus einem Gefängniß das Symbol eines Princips. Sagen Sie im Gegentheil, Sire, Sie seien glücklich, daß die Bastille genommen worden ist, denn man wird nicht mehr im Namen des Königs, der nichts davon weiß, eine Ungerechtigkeit wie die begehen, deren Opfer ich gewesen bin.“

„Aber Ihre Verhaftung hat doch eine Ursache, mein Herr?“

„Keine, die ich wüßte, Sire; man hat mich bei meiner Rückkehr nach Frankreich verhaftet und eingekerkert, das ist das Ganze.“

„In der That, mein Herr,“ sagte Ludwig mit sanftem Tone, „ist es nicht einiger Maßen Egoismus von Ihrer Seite, daß Sie mir von Ihnen sprechen, während ich es bedarf, daß man mir von mir spricht?“

„Sire, es ist für mich nothwendig, daß mir Eure Majestät eine einzige Frage beantwortet.“

„Welche?“

„Ja oder nein, hat Eure Majestät einen Antheil an meiner Verhaftung?"

„Ich wußte nichts von Ihrer Rückkehr nach Frankreich."

„Diese Antwort beglückt mich, Sire; ich kann nun laut erklären, Eure Majestät werde in dem, was Sie Uebles thut, beinahe immer mißbraucht, und denjenigen, welche zweifeln sollten, mich als Beispiel anführen."

Der König lächelte.

„Als Arzt," sagte er, „gießen Sie den Balsam in die Wunde."

„Oh! Sire, ich werde ihn mit vollen Händen eingießen, und, wenn Sie wollen, diese Wunde heilen, dafür stehe ich Ihnen."

„Ob ich es will! gewiß."

„Aber Sie müssen es sehr fest wollen, Sire."

„Ich werde es fest wollen."

„Ehe Sie sich weiter verbindlich machen, Sire, lesen Sie diese an den Rand meines Gefängnißregisters geschriebene Zeile."

„Welche Zeile?" fragte der König unruhig.

„Sehen Sie."

Gilbert reichte das Blatt dem König. Ludwig las:

„Auf das Verlangen der Königin."

Er faltete die Stirne.

„Der Königin!" sagte er; „sollten Sie sich die Ungnade der Königin zugezogen haben?"

„Sire, ich bin fest überzeugt, daß mich Ihre Majestät noch weniger kennt, als Eure Majestät mich kannte."

„Aber Sie hatten sich irgend einen Fehler zu Schulden kommen lassen, denn man geht nicht umsonst in die Bastille."

„Es scheint doch, da ich daraus komme."

„Herr von Necker schickt Sie mir, und der geheime Verhaftsbrief war von ihm unterzeichnet."

„Allerdings."

„Dann erklären Sie sich besser. Durchgehen Sie Ihr Leben und sehen Sie, ob Sie nicht irgend einen Umstand darin finden, den Sie vergessen haben.“

„Mein Leben durchgehen! Ja, Sire, ich werde es thun, und zwar laut; seien Sie unbesorgt, es wird nicht lange dauern. Ich habe seit dem Alter von sechszehn Jahren ohne Unterlaß gearbeitet; ein Zögling von Jean=Jacques, ein Gefährte von Balsamo, ein Freund von Lafayette und Washington, habe ich mir seit dem Tag, wo ich Frankreich verlassen, nie einen Fehler oder auch nur ein Unrecht vorzuwerfen gehabt. Als die erlangte Wissenschaft mir die Verwundeten oder Kranken zu behandeln erlaubte, dachte ich immer, ich sei Gott Rechenschaft von jeder meiner Ideen, von jeder meiner Geberden schuldig. Da mir Gott Geschöpfe übertragen hatte, so vergoß ich als Wundarzt das Blut aus Menschlichkeit, bereit, das meinige hinzugeben, um meinem Kranken Linderung zu verschaffen oder ihn zu retten; als Arzt war ich immer Tröster, zuweilen Wohlthäter. So sind fünfzehn Jahre vergangen. Gott hat meine Mühewaltungen gesegnet: Ich habe die Mehrzahl der Leidenden zum Leben zurückkehren sehen; sie küßten mir die Hände. Diejenigen, welche gestorben sind, hatte Gott verurtheilt. Nein, ich sage Ihnen, Sire, seit dem Tage, wo ich Frankreich verlassen, und das sind fünfzehn Jahre her, habe ich mir nichts vorzuwerfen.“

„Sie pflogen in Amerika Umgang mit den Neuerern, und durch Ihre Schriften sind die Grundsätze derselben verbreitet worden.“

„Ja, Sire, und ich vergaß dieses Recht, das ich mir auf die Dankbarkeit der Könige und der Menschen erworben habe.“

Der König schwieg.

„Sire,“ fuhr Gilbert fort, „nun ist Ihnen mein Leben bekannt; ich habe Niemand beleidigt oder verwundet, eben so wenig einen Bettler, als eine Königin,

und ich frage Euer Majestät, warum man mich bestraft hat."

„Ich werde mit der Königin sprechen, Herr Gilbert; doch glauben Sie, daß der Geheimtrief unmittelbar von der Königin kommt?"

„Ich sage das nicht, Sire; ich glaube sogar, daß die Königin nur die Randbemerkung gemacht hat."

„Ah! Sie sehen wohl," rief der König ganz freudig.

„Ja; doch Sie wissen, Sire, daß eine Königin befiehlt, wenn sie eine Randbemerkung macht."

„Und von wem ist der Brief mit der Randbemerkung? Lassen Sie sehen!"

„Ja, Sire, sehen Sie," sagte Gilbert.

Und er reichte ihm das Blatt aus dem Gefängnißregister.

„Gräfin von Charny!" rief der König; „wie, sie hat Sie verhaften lassen! aber was haben Sie denn dieser armen Charny gethan?"

„Ich kannte heute Morgen diese Dame nicht einmal dem Namen nach, Sire."

Ludwig fuhr mit der Hand über seine Stirne.

„Charny," murmelte er, „Charny, die Sanftmuth, die Tugend, die Keuschheit selbst."

„Sie werden sehen, Sire," sprach Gilbert lachend, „ich bin auf Verlangen von drei göttlichen Tugenden in die Bastille gesteckt worden."

„Oh! ich muß hierüber im Klaren sein," sagte der König.

Und er zog an einer Klingelschnur.

Ein Huissier trat ein.

„Man sehe nach, ob die Gräfin von Charny bei der Königin ist," befahl Ludwig.

„Sire," antwortete der Huissier, „ich habe die Gräfin so eben durch die Gallerie gehen sehen; sie ist im Begriff, in den Wagen zu steigen."

„Laufen Sie ihr nach und bitten Sie sie, in einer wichtigen Angelegenheit in mein Cabinet zu kommen."

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und fragte: „Ist es das, was Sie wünschten, mein Herr?“

„Ja, Sire,“ antwortete Gilbert, „und ich danke Eurer Majestät tausendmal.“

XXIII.

Die Gräfin von Charny.

Bei dem Befehl, die Gräfin von Charny kommen zu lassen, zog sich Gilbert in eine Fenstervertiefung zurück.

Der König ging in dem Saal des Oeil-de-Boeuf auf und ab, in seinem Innern bald mit den öffentlichen Angelegenheiten, bald mit dem Zudrängen von Gilbert beschäftigt, dessen seltsamem Einfluß er in diesem Augenblick unterlag, wo ihn außer den Nachrichten von Paris nichts hätte interessiren sollen.

Plötzlich wurde die Thüre des Cabinets geöffnet; der Huissier meldete die Frau Gräfin von Charny, und Gilbert konnte durch die nahe zusammengezogenen Vorhänge eine Frau erschauen, deren weite seidene Gewänder den Thürflügel streiften.

Diese Frau trug nach der Mode der Zeit ein Nachtkleid von grauer Seide, einen ähnlichen Rock, eine Art von Shawl, der, auf dem Magen sich kreuzend, hinter der Taille zusammengeknüpft war und ganz außerordentlich die Vorzüge einer reichen, schön gestellten Brust in's Licht setzte.

Ein kleiner, zierlich auf dem Ende einer hohen Frisur befestigter Hut, Pantoffeln mit hohen Absätzen, welche die Feinheit eines bewunderungswürdigen Knöchels hervorhoben, ein an den Spitzen der Finger einer feinen, langen, vollkommen aristokratischen Hand spielendes Stöckchen, das war die von Gilbert so lebhaft erwartete Person, welche bei Ludwig XVI. eintrat.

Der Fürst machte einen Schritt ihr entgegen.

„Sie waren im Begriff, wegzufahren, Gräfin, wie man mir gesagt hat?“

„In der That, Sire, ich wollte eben in den Wagen steigen, als mir der Befehl Eurer Majestät zukam.“

Bei dieser Stimme mit dem festen Klang füllten sich die Ohren von Gilbert mit einem gräßlichen Geräusch. Das Blut floß plötzlich nach seinen Schläfen, tausend Schauer durchliefen seinen ganzen Leib.

Unwillkürlich machte er einen Schritt aus dem Obdach der Vorhänge, hinter denen er verborgen war.

„Sie,“ murmelte er, ... „sie ... Andrée.“

„Madame,“ fuhr der König fort, der eben so wenig als die Gräfin etwas von der Bewegung des im Schatten verborgenen Gilbert wahrgenommen hatte, „ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, um eine Auskunft zu erlangen.“

„Ich bin bereit, Eurer Majestät zu entsprechen.“

Der König neigte sich auf die Seite von Gilbert, als wollte er ihm einen Wink geben.

Dieser begriff, der Augenblick, sich zu zeigen, sei noch nicht gekommen, und zog sich allmälig wieder unter seinen Vorhang zurück.

„Madame,“ sagte der König, „es ist vor ungefähr acht bis zehn Tagen das Gesuch um einen geheimen Verhaftsbefehl Herrn von Necker zugestellt worden.“

Gilbert heftete durch die beinahe unbemerkbare Oeffnung der Vorhänge seinen Blick auf Andrée. Die junge Frau war bleich, fieberhaft, unruhig und wie gebeugt unter der Last einer geheimen Bedrückung.

„Sie hören mich, nicht wahr, Gräfin?“ fragte Ludwig XVI., als er sah, daß Frau von Charny zu antworten zögerte.

„Ja, Sire.“

„Nun wohl! wissen Sie, was ich sagen will, und können Sie auf meine Frage antworten?“

„Ich suche mich zu erinnern,“ erwiederte Andrée.

„Erlauben Sie mir, Ihr Gedächtniß zu unterstützen. Der Verhaftsbefehl ist von Ihnen verlangt worden, und das Gesuch war mit einer Randbemerkung der Königin begleitet."

Statt zu antworten, überließ sich die Gräfin immer mehr der fieberhaften Zerstreuung, die sie aus den Grenzen des wirklichen Lebens hinauszuziehen schien.

„Antworten Sie mir doch, Madame!" sagte der König, der ungeduldig zu werden anfing.

„Es ist wahr," erwiederte sie bebend, „es ist wahr, ich habe den Brief geschrieben, und Ihre Majestät hat auf dem Rande etwas beigesetzt."

„So nennen Sie mir das Verbrechen, das derjenige begangen, gegen welchen man diese Maßregeln forderte?" fragte Ludwig XVI.

„Sire," sprach Andrée, „ich kann nicht sagen, welches Verbrechen er begangen hatte, das aber kann ich Ihnen sagen, daß das Verbrechen groß war."

„Ah! Sie können mir das nicht sagen?"

„Nein, Sire."

„Dem König?"

„Nein ... Eure Majestät entschuldige mich, doch ich kann nicht."

„So werden Sie es ihm selbst sagen, Madame," sprach der König; „denn was Sie dem König Ludwig XVI. abschlagen, können Sie dem Doctor Gilbert nicht abschlagen."

„Dem Doctor Gilbert!" rief Andrée, „großer Gott! wo ist er denn?"

Der König trat auf die Seite, um den Platz Gilbert zu überlassen; die Vorhänge öffneten sich, und der Doctor erschien, beinahe eben so bleich als Andrée.

„Hier ist er, Madame," sagte der König.

Als sie Gilbert erblickte, wankte die Gräfin. Ihre Beine zitterten unter ihr. Sie warf sich rückwärts, wie eine Frau, die in Ohnmacht sinkt, und blieb nur stehen mit Hülfe eines Lehnstuhls, auf den sie sich in

der düstern, unempfindlichen, beinahe verstandlosen Haltung von Eurydice in dem Augenblick, wo das Gift der Schlange ihr Herz erreicht, stützte.

„Madame," sagte Gilbert, indem er sich mit demüthiger Höflichkeit verbeugte, „erlauben Sie mir, die Frage zu wiederholen, welche Seine Majestät an Sie gerichtet hat?"

Die Lippen von Andrée bewegten sich, doch kein Ton kam aus ihrem Munde.

„Was habe ich Ihnen gethan, Madame, daß man mich auf einen von Ihnen herrührenden Befehl in ein abscheuliches Gefängniß geworfen hat?"

Bei dieser Stimme fuhr Andrée auf, als ob sie die Gewebe ihres Herzens sich zerreißen gefühlt hätte.

Dann senkte sie plötzlich auf Gilbert einen Blick so eisig wie der der Schlange und sprach:

„Mein Herr, ich kenne Sie nicht."

Doch während sie diese Worte sprach, hatte sie Gilbert seinerseits mit einer solchen Hartnäckigkeit angeschaut, er hatte den Blitz seiner Augen mit so viel unbesiegbarer Kühnheit geladen, daß die Gräfin ihre Augen völlig niederschlug und ihren Blick unter dem seinigen auslöschte.

„Gräfin," sagte der König mit einem sanften Vorwurf, „sehen Sie, wohin dieser Mißbrauch der Unterschriften führt? Es steht hier dieser Herr, den Sie nicht kennen, — Sie gestehen es selbst, — dieser Herr, der ein großer Praktiker ist, ein gelehrter Arzt, ein Mann, dem Sie nichts vorzuwerfen haben . . ."

Andrée erhob das Haupt, um Gilbert mit einer königlichen Verachtung niederzuschmettern.

Er blieb ruhig und stolz.

„Ich sage also," fuhr der König fort: „da Sie nichts gegen Herrn Gilbert haben, da Sie einen Andern als ihn verfolgten, so ist die Strafe auf den Unschuldigen gefallen. Gräfin, das ist schlimm."

„Sire . . ." versetzte Andrée.

„Oh!" unterbrach sie der König, der schon der Günstlingin seiner Frau unverbindlich zu begegnen bange hatte, „ich weiß wohl, daß Ihr Herz nicht schlecht ist, und daß, wenn Sie Jemand mit Ihrem Hasse verfolgten, dieser Jemand es verdient hat; doch Sie begreifen, in Zukunft müßte ein solcher Mißgriff sich nicht erneuern."

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und sprach:

„Was wollen Sie, Doctor, das ist mehr der Fehler der Zeiten, als der der Menschen. Wir sind in der Verderbniß geboren, und wir werden darin sterben; doch wir wollen wenigstens darnach trachten, die Zukunft für die Nachwelt zu verbessern, und Sie werden mich, wie ich hoffe, Doctor Gilbert, bei diesem Werke unterstützen."

Nach diesen Worten hielt Ludwig inne; er glaubte genug gesagt zu haben, um beide Parteien zu befriedigen.

Der arme König! hätte er eine solche Phrase in der Nationalversammlung ausgesprochen, diese würde ihm nicht nur Beifall geklatscht haben, sondern er hätte sie auch am andern Tage in allen Zeitungen des Hofes wiederholt gefunden.

Doch das Auditorium von zwei erbitterten Feinden fand wenig Geschmack an seiner versöhnenden Philosophie.

„Mit der Erlaubniß Eurer Majestät," sprach Gilbert, „werde ich Madame bitten, zu wiederholen, was sie schon gesagt hat, nämlich, daß sie mich nicht kenne."

„Gräfin," sagte der König," wollen Sie thun, was der Doctor verlangt?"

„Ich kenne den Doctor Gilbert nicht," wiederholte Andrée mit fester Stimme.

„Aber Sie kennen einen andern Gilbert, meinen Gleichnamigen, den, dessen Verbrechen auf mir lastet?"

„Ja," erwiederte Andrée, „ich kenne ihn und halte diesen für einen Schändlichen."

„Sire, es ist nicht an mir, die Gräfin zu befragen," sagte Gilbert; „doch wollen Sie die Gnade haben,

sie zu fragen, was dieser schändliche Mensch gethan hat."

„Gräfin, Sie können einem so gerechten Verlangen keine Weigerung entgegensetzen."

„Was er gethan hat?" versetzte Andrée. „Ohne Zweifel wußte es die Königin, da sie eigenhändig den Brief, in welchem ich die Verhaftung verlangte, gutgeheißen hat."

„Aber es ist durchaus nicht genug, daß die Königin überzeugt ist, es wäre gut, wenn ich auch überzeugt würde. Die Königin ist die Königin, doch ich, ich bin der König."

„Wohl, Sire, der Gilbert des Verhaftsbefehles ist ein Mensch, der vor sechszehn Jahren ein gräßliches Verbrechen begangen hat."

„Eure Majestät wolle die Frau Gräfin fragen, welches Alter heute dieser Mensch hat."

Der König wiederholte die Frage.

„Dreißig bis zwei und dreißig Jahre," erwiederte Andrée.

„Sire," sprach Gilbert, „wenn das Verbrechen vor sechszehn Jahren begangen worden ist, so ist es nicht von einem Mann, sondern von einem Kinde begangen worden, und wenn seit sechszehn Jahren der Mann das Verbrechen des Kindes beweint hat, würde dieser Mann nicht einige Nachsicht verdienen?"

„Aber, mein Herr," fragte der König, „Sie kennen also den Gilbert, von dem die Rede ist."

„Ich kenne ihn, Sire," erwiederte Gilbert.

„Er hat keinen andern Fehler begangen, als den seiner Jugend?"

„Ich wüßte nicht, daß er seit dem Tag, wo er, ich sage nicht diesen Fehler, Sire, denn ich bin weniger nachsichtig als Sie, sondern dieses Verbrechen begangen hat, irgend Jemand in der Welt ihm etwas vorwerfen könnte."

„Nein, wenn nicht, daß er seine Feder in Gift

getaucht und sehr ärgerliche Schmähschriften verfaßt hat."

„Sire," sprach Gilbert, „fragen Sie die Frau Gräfin, ob die wahre Ursache der Verhaftung von diesem Gilbert nicht die war, daß man seinen Feinden, oder vielmehr seiner Feindin jede Leichtigkeit geben wollte, sich einer gewissen Cassette zu bemächtigen, welche gewisse Papiere enthielt, die eine vornehme Dame, eine Dame von Hofe gefährden können."

Andrée schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

„Mein Herr," murmelte sie.

„Gräfin, wie ist es mit dieser Cassette?" fragte der König, dem die Blässe und das Zittern der Gräfin nicht entgehen konnten.

„Oh! Madame!" rief Gilbert, welcher fühlte, daß er die Lage beherrschte, „keine Ausflüchte, keine Umschweife . . . genug der Lügen von der einen und der andern Seite. Ich bin der Gilbert des Verbrechens; ich bin der Gilbert der Schmähschriften; ich bin der Gilbert der Cassette. Sie, Sie sind die vornehme Dame, die Dame von Hofe. Ich wähle den König zum Richter, nehmen Sie ihn an, und wir wollen diesem Richter, dem König, Gott, Alles sagen, was zwischen uns vorgefallen ist, und der König wird mittlerweile entscheiden, bis Gott entscheidet."

„Sagen Sie, was Sie wollen, mein Herr," erwiederte die Gräfin, „doch ich kann nichts sagen, denn ich kenne Sie nicht."

„Und Sie kennen diese Cassette auch nicht?"

Die Gräfin zog die Fäuste krampfhaft zusammen und biß sich bis auf's Blut in ihre Lippen.

„Nein, ebenso wenig," sagte sie.

Doch die Anstrengung, die sie machte, um diese Worte auszusprechen, war so groß, daß sie auf ihren Beinen schwankte, wie es bei einem Erdbeben eine Bildsäule auf ihrer Base thut.

„Madame," rief Gilbert, „nehmen Sie sich in Acht,

ich bin, wie Sie nicht vergessen haben, der Schüler eines Mannes, den man Joseph Balsamo nannte; die Macht, die er über Sie besaß, hat er mir übertragen; zum letzten Mal also, wollen Sie auf die Frage, die ich an Sie richte, antworten? Meine Cassette?"

„Nein," erwiederte die Gräfin, von einer unbeschreiblichen Verwirrung ergriffen, indem sie eine Bewegung machte, um aus dem Zimmer zu stürzen. „Nein, nein, nein."

„Nun denn!" sprach Gilbert, ebenfalls erbleichend und seinen mit Drohungen beladenen Arm erhebend, „nun denn! stählerne Natur, ehernes Herz, biege Dich, zerspringe unter dem unwiderstehlichen Druck meines Willens. Du willst nicht sprechen, Andrée?"

„Nein, nein!" rief die Gräfin ganz betäubt. „Zu Hülfe, Sire, zu Hülfe!"

„Du wirst sprechen," sagte Gilbert, „und Niemand, wäre es der König, wäre es Gott, wird Dich meiner Macht entziehen; Du wirst sprechen, Du wirst Deine ganze Seele dem erhabenen Zeugen dieser Scene öffnen, und Alles, was in den Falten Deines Gewissens ist, Alles, was Gott allein in der Finsterniß tiefer Seelen lesen kann, Sire, werden Sie durch diese hier erfahren, welche sich weigert, es zu offenbaren. Schlafen Sie, Frau Gräfin von Charny, schlafen Sie und sprechen Sie, ich will es."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Gräfin mitten in einem angefangenen Schrei plötzlich inne hielt, die Arme ausstreckte, einen Stützpunkt für ihre wankenden Beine suchte und wie in einen Zufluchtsort zwischen die Arme des Königs fiel, der, selbst zitternd, sie in einen Lehnstuhl setzte.

„Oh!" sagte Ludwig XVI., „ich habe hievon sprechen hören, doch nie habe ich etwas dergleichen gesehen. Nicht wahr, mein Herr, sie hat dem magnetischen Schlaf nachgegeben?"

„Ja, Sire; nehmen Sie die Hand der Gräfin und fragen Sie sie, warum sie mich habe verhaften lassen."

antwortete Gilbert, als ob ihm allein das Recht des Befehlens zukäme.

Ganz betäubt von dieser wunderbaren Scene, machte Ludwig XVI. zwei Schritte rückwärts, um sich zu überzeugen, daß er nicht selbst schlafe, und daß das, was unter seinen Augen vorging, nicht ein Traum sei; interessirt wie ein Mathematiker bei der Entdeckung einer neuen Lösung, näherte er sich sodann der Gräfin, nahm ihre Hand und sagte:

„Sprechen Sie, Gräfin, Sie haben also den Doctor Gilbert verhaften lassen?“

Doch obgleich eingeschlafen, machte die Gräfin einen letzten Versuch, riß ihre Hand aus der Hand des Königs, raffte alle ihre Kräfte zusammen und erwiederte:

„Nein, ich werde nicht sprechen.“

Der König schaute Gilbert an, als wollte er ihn fragen, wer von beiden, sein Wille oder der von Andrée, den Sieg davon tragen werde.

Gilbert lächelte.

„Sie werden nicht sprechen?“ sagte er.

Und die Augen auf die eingeschlafene Andrée gerichtet, machte er einen Schritt gegen den Lehnstuhl.

Andrée bebte.

„Sie werden nicht sprechen?“ fügte er bei, indem er einen zweiten Schritt machte, der den Zwischenraum, welcher ihn von der Marquise trennte, noch mehr verminderte.

Andrée stemmte ihren ganzen Körper in einer äußersten Gegenstrebung an.

„Ah! Sie werden nicht sprechen!“ sagte er. Und er machte einen dritten Schritt und stand nun unmittelbar neben Andrée, über deren Haupt er seine Hand ausgestreckt hielt; „ah! Sie werden nicht sprechen.“

Andrée krümmte sich in heftigen Convulsionen.

„Nehmen Sie sich in Acht!“ rief Ludwig XVI., „nehmen Sie sich in Acht, Sie werden sie tödten!“

„Seien Sie unbesorgt, Sire, es ist die Seele,

mit der ich es zu thun habe; die Seele kämpft, doch sie wird nachgeben."

Dann senkte er die Hand und wiederholte:

„Sprechen Sie."

Andrée streckte die Arme aus und machte eine Bewegung, um zu athmen, als wäre sie unter dem Drucke einer Luftpumpe gewesen.

„Sprechen Sie," wiederholte Gilbert, abermals seine Hand senkend.

Alle Muskeln der jungen Frau schienen dem Zerreißen nahe. Eine Schaumfranse trat auf ihre Lippen und ein Anfang von Epilepsie erschütterte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Doctor, Doctor," wiederholte der König, „nehmen Sie sich in Acht."

Doch ohne auf ihn zu hören, senkte Gilbert zum dritten Mal die Hand, berührte mit ihrer Fläche oben den Kopf der Marquise und sagte:

„Sprechen Sie, ich will es."

Andrée stieß bei der Berührung dieser Hand einen Seufzer aus, ihre Arme fielen an ihrer Seite herab; ihr zurückgeworfener Kopf senkte sich sachte vorwärts auf ihre Brust, und reichliche Thränen sickerten durch ihre geschlossenen Augenlider.

„Mein Gott, mein Gott, mein Gott," murmelte sie.

„Rufen Sie Gott an, gut; derjenige, welcher im Namen Gottes wirkt, fürchtet Gott nicht."

„Oh," sagte die Gräfin, „wie hasse ich Sie!"

„Hassen Sie mich, gut, doch sprechen Sie."

„Sire, Sire," rief Andrée, „sagen Sie ihm, er versenge mich, er verzehre mich, er tödte mich."

„Sprechen Sie," sagte Gilbert.

Dann bedeutete er dem König durch ein Zeichen, er könne sie nun befragen.

„Gräfin," sagte der König, „derjenige, welchen Sie verhaften lassen wollten und verhaften ließen, ist also wirklich der Doctor?"

„Ja."

„Und es waltete kein Irrthum, kein Mißgriff ob?"

„Nein."

„Und diese Cassette?"

„Nun!" versetzte dumpf die Gräfin, „sollte ich denn diese Cassette in seinen Händen lassen?"

Gilbert und der König wechselten einen Blick.

„Und Sie haben sie genommen?" fragte Ludwig XVI.

„Ich habe sie nehmen lassen."

„Ho! ho! erzählen Sie mir das, Gräfin," rief der König, indem er, alle Würde vergessend, vor Andrée niederkniete; „Sie haben sie nehmen lassen?"

„Ja."

„Wo und wie?"

„Ich erfuhr, dieser Gilbert, welcher seit sechszehn Jahren schon zwei Reisen nach Frankreich gemacht hatte, werde eine dritte machen, und diesmal, um sich hier niederzulassen."

„Aber die Cassette?" fragte der König.

„Ich habe durch den Polizeilieutenant, Herrn von Crosne, erfahren, daß er während einer von diesen Reisen Güter in der Gegend von Villers-Cotterets gekauft; daß der Pächter, der ihm diese Güter verwalte, sein ganzes Vertrauen genieße, und so vermuthete ich, die Cassette sei bei diesem."

„Wie haben Sie das vermuthet."

„Ich bin bei Mesmer gewesen, habe mich einschläfern lassen und sie gesehen."

„Sie war? . . ."

„In einem großen Schranke im Erdgeschoß, unter Weißzeug verborgen."

„Das ist wunderbar!" sagte der König. „Weiter, weiter!"

„Ich kehrte zu Herrn von Crosne zurück, und dieser gab mir auf Empfehlung der Königin einen seiner gewandtesten Agenten."

„Der Name dieses Agenten?“ frog'e Gilbert.

Andrée bebte, als hätte sie ein glühendes Eisen berührt.

„Ich frage Sie nach seinem Namen,“ wiederholte Gilbert.

Andrée versuchte es zu widerstehen.

„Seinen Namen, ich will ihn wissen,“ sagte der Doctor.

„Pas-de-Loup,“ antwortete sie.

„Hernach?“ fragte der König.

„Gestern Morgen hat sich dieser Mann der Cassette bemächtigt. Das ist das Ganze.“

„Nein, das ist nicht das Ganze,“ entgegnete Gilbert; „es handelt sich nun darum, dem König zu sagen, wo die Cassette ist.“

„Oh!“ versetzte Ludwig XVI., „Sie fragen zu viel.“

„Nein, Sire.“

„Aber durch diesen Pas-de-Loup, durch Herrn von Crosne könnte man erfahren . . .“

„Oh! man wird Alles viel besser und viel schneller durch die Gräfin erfahren.

Mit einer krampfhaften Bewegung, deren Zweck es ohne Zweifel war, die Worte zu verhindern, aus ihren Lippen zu kommen, preßte Andrée die Zähne zum Zerbrechen an einander.

Der König machte den Doctor auf diese nervöse Convulsion aufmerksam.

Gilbert lächelte.

Er berührte mit dem Daumen und dem Zeigefinger den untern Theil des Gesichtes von Andrée, und ihre Muskeln spannten sich in demselben Augenblicke ab.

„Madame, sagen Sie vor Allem dem König, daß diese Cassette dem Doctor Gilbert gehörte.“

„Ja, ja, sie gehörte ihm,“ erwiederte die Schläferin voll Wuth.

„Und wo befindet sie sich in diesem Augenblick?“

fragte Gilbert; „geschwinde, beeilen Sie sich, der König hat keine Zeit, zu warten."

Andrée zögerte einen Augenblick.

Gilbert entging dieses Zögern nicht, so unmerklich es war.

„Sie lügen!" rief er, „oder vielmehr, Sie versuchen es, zu lügen. Wo ist die Cassette? Ich will es wissen."

„Bei mir in Versailles," antwortete Andrée, in Thränen zerfließend und mit einem nervösen Zittern, das ihren ganzen Körper schüttelte. „Bei mir, wo Pas-de-Loup, wie dies verabredet war, mich heute Abend um elf Uhr erwartet."

Es schlug Mitternacht.

„Und er wartet noch?"

„Ja."

„In welchem Zimmer ist er?"

„Man hat ihn in den Salon eintreten lassen.""

„Welchen Platz nimmt er in dem Salon ein?"

„Er steht an den Kamin angelehnt."

„Und die Cassette?"

„Auf einem Tisch vor ihm. Oh!"

„Was?"

„Beeilen wir uns, ihn herausgehen zu lassen. Herr von Charny, der erst morgen zurückkommen sollte, wird heute Nacht kommen . . . wegen der Ereignisse. Ich sehe es, er ist in Sèvres . . . Lassen Sie ihn weggehen, daß ihn der Graf nicht im Hause findet."

„Eure Majestät hört es. Wo wohnt in Versailles Frau von Charny?"

„Wo wohnen Sie, Gräfin?"

„Auf dem Boulevard de la Reine, Sire."

„Gut."

„Sire, Eure Majestät hat es gehört, diese Cassette gehört mir. Befiehlt der König, daß sie mir zurückgegeben werden soll?"

„Auf der Stelle, mein Herr."

Der König zog vor Frau von Charny einen Windschirm, damit man sie nicht sehen konnte, rief den Officier vom Dienste und gab ihm leise einen Befehl.

XXIV.

Königliche Philosophie.

Diese seltsame Beschäftigung eines Königs, dem seine Unterthanen den Thron untergruben! diese Neugierde des Gelehrten, auf eine physische Erscheinung angewendet, während sich in ihrem ganzen Ernste die wichtigste politische Erscheinung entwickelte, welche je in Frankreich stattgefunden hatte, nämlich die Verwandlung einer Monarchie in eine Demokratie, — dieses Schauspiel, sagen wir, eines Königs, der sich unter den heftigsten Stürmen selbst vergaß, hätte sicherlich die großen Geister der Zeit, die seit drei Monaten über der Lösung ihres Problems brüteten, lächeln gemacht.

Während der Aufruhr außen tobte, concentrirte sich Ludwig, die furchtbaren Ereignisse des Tages, die Einnahme der Bastille, die Ermordung von Flesselles, de Launay und Losme, die Nationalversammlung, welche sich gegen ihren König zu empören geneigt war, vergessend, concentrirte sich Ludwig, sagen wir, in dieser völligen Privatbeobachtung, und die Enthüllung dieser unbekannten Scene nahm ihn ebenso sehr in Anspruch, als die tiefen Interessen seiner Regierung.

Sobald er seinem Kapitän der Garden den von uns erwähnten Befehl gegeben, kehrte er auch zu Gilbert zurück, der nun von der Gräfin den Ueberschuß des Fluidum, mit dem er sie beladen, entfernte, um ihr statt dieses convulsivischen Somnambulismus einen ruhigen Schlaf zu geben.

Nach einem Augenblick war auch das Athmen der

Gräfin ruhig und gleichmäßig, wie das eines Kindes. Mit einer einzigen Geberde der Hand öffnete ihr Gilbert die Augen wieder und versetzte sie in Extase.

Nun konnte man in ihrem ganzen Glanze die wunderbare Schönheit von Andrée sehen. Völlig befreit von jeder irdischen Beimischung, stieg das Blut, das einen Augenblick bis zu ihrem Gesicht zurückgeflossen war und vorübergehend ihre Wangen gefärbt hatte, wieder in ihr Herz herab, dessen Schläge sofort ihren gemäßigten Lauf annahmen; das Gesicht war bleich geworden, doch in jener schönen matten Blässe der Frauen des Orients; die ein wenig über das gewöhnliche Maß geöffneten Augen waren zum Himmel aufgeschlagen und ließen unten den Stern in der perlmutterartigen Weiße des Apfels schwimmen; leicht erweitert, schien die Nase eine reinere Atmosphäre einzuathmen; die Lippen, welche ihre ganze frischrothe Farbe beibehalten hatten, obgleich von den Wangen ihr Roth ein wenig verschwunden war, die Lippen enthüllten, leicht geöffnet, eine Reihe von Perlen, deren Glanz die liebliche Feuchtigkeit hervorhob.

Der Kopf war mit einer unaussprechlichen, beinahe engelischen Anmuth etwas zurückgeworfen.

Man hätte glauben sollen, dieser unbewegliche Blick dränge, seine Sehweite durch seine Starrheit verdoppelnd, bis zum Fuße vom Throne Gottes.

Der König blieb wie geblendet, Gilbert wandte seufzend den Kopf ab: er hatte dem Wunsche, Andrée diesen Grad übermenschlicher Schönheit zu geben, nicht widerstehen können, und wie Pygmalion, unglücklicher als Pygmalion, denn er kannte die Unempfindlichkeit der Natur, erschrak er nun über sein eigenes Werk.

Er machte eine Bewegung, ohne nur den Kopf gegen Andrée umzuwenden, und die Augen schlossen sich.

Der König wollte sich durch Gilbert diesen wunderbaren Zustand erklären lassen, bei welchem sich die

Seele vom Körper löst und frei, glücklich, göttlich, über den menschlichen Erbärmlichkeiten schwebt.

Gilbert vermochte, wie alle wirklich erhabene Menschen, das Wort auszusprechen, das der Mittelmäßigkeit so viel kostet: Ich weiß es nicht. Er bekannte dem König seine Unwissenheit; er brachte eine Erscheinung hervor, die er nicht definiren konnte; die Thatsache bestand, die Erklärung der Thatsache bestand nicht.

„Doctor," sagte der König bei diesem Bekenntniß von Gilbert, „das ist abermals eines von den Geheimnissen, welches die Natur für die Gelehrten einer späteren Generation aufbewahrt, und das, wie so viele andere Mysterien, die man für unauflösbar hielt, ergründet werden wird. Wir nennen sie Mysterien, unsere Väter hätten sie Zaubereien oder Hexereien genannt."

„Ja, Sire," erwiederte Gilbert lächelnd, „und ich hätte die Ehre gehabt, auf der Grève zur Verherrlichung einer Religion, die man nicht begriff, durch Gelehrte ohne Wissen und durch Priester ohne Glauben verbrannt zu werden."

„Und unter wem haben Sie diese Wissenschaft studirt? unter Mesmer?"

„Oh! Sire," antwortete Gilbert lächelnd, „ich hatte zehn Jahre, bevor man den Namen von Mesmer in Frankreich ausgesprochen, die erstaunlichsten Phänomene dieser Wissenschaft gesehen."

„Sagen Sie mir, war dieser Mesmer, der ganz Paris in Aufruhr brachte, Ihrer Ansicht nach ein Charlatan, ja oder nein? Mir scheint, Sie gehen viel einfacher zu Werke. Ich habe seine Experimente erzählen hören, sowie die von Deslon, die von Puységur. Sie wissen, was man Alles über diesen Gegenstand gesagt hat, Hirngespinnste oder Wahrheiten."

„Ja, Sire, ich habe die ganze Debatte verfolgt."

„Nun, was denken Sie von der berühmten Kufe?"

„Eure Majestät wolle mich entschuldigen, wenn ich auf Alles, was sie mich über die magnetische Kunst fragt,

durch den Zweifel antworte. Der Magnetismus ist noch keine Kunst."

„Ah!"

„Es ist nur eine Macht, eine furchtbare Macht, da sie den freien Willen vernichtet, da sie die Seele vom Leibe trennt, da sie den Leib der Somnambule in die Hände des Magnetiseur gibt, ohne daß jene die Macht, oder nur den Willen, sich zu vertheidigen, behält. Ich, was mich betrifft, habe seltsame Phänomene bewerkstelligen sehen. Ich habe selbst bewerkstelligt, und dennoch zweifle ich."

„Wie, Sie zweifeln? Sie bewirken Wunder und Sie zweifeln!"

„Nein, ich zweifle nicht, ich zweifle nicht. In diesem Moment habe ich den Beweis einer unerhörten und unbekannten Macht vor den Augen. Doch ist dieser Beweis verschwunden, bin ich allein in meinem Zimmer, meiner Bibliothek gegenüber, dem gegenüber, was die menschliche Wissenschaft seit dreitausend Jahren geschrieben hat; sagt mir die Wissenschaft nein; sagt mir der Geist nein; sagt mir die Vernunft nein, dann zweifle ich."

„Und Ihr Meister zweifelte auch, Doctor?"

„Vielleicht, doch weniger offenherzig, als ich; er sagte es nicht."

„War es Deslon, war es Puységur?"

„Nein, Sire, nein. Mein Meister war ein Mann, der sehr hoch über den Männern stand, die Sie genannt haben. Ich habe ihn, in Beziehung auf Wunden besonders, wunderbare Dinge verrichten sehen; keine Wissenschaft war ihm unbekannt. Er hatte sich die ägyptischen Theorien angeeignet. Er hatte die Arcana der alten assyrischen Civilisation durchdrungen. Er war ein tiefer Gelehrter, ein furchtbarer Philosoph, denn er besaß die Erfahrung des Lebens verbunden mit der Beharrlichkeit des Willens."

„Habe ich ihn gekannt?" fragte der König.

Gilbert zögerte einen Augenblick.

„Ich frage Sie, ob ich ihn gekannt habe?"

„Ja, Sire."

„Er heißt?"

„Sire," antwortete Gilbert, „nenne ich diesen Namen vor dem König, so setze ich mich vielleicht seinem Mißfallen aus. In diesem Augenblick aber besonders, wo die Mehrzahl der Franzosen mit der königlichen Majestät spielt, möchte ich nicht gern einen Schatten auf die Ehrfurcht werfen, die wir Alle der Majestät schuldig sind."

„Nennen Sie kühn diesen Namen, Doctor Gilbert, und seien Sie überzeugt, daß ich auch meine Philosophie habe: eine Philosophie, welche genug gestählt ist, um über alle Beleidigungen der Gegenwart und alle Drohungen der Zukunft zu lächeln."

Gilbert zögerte noch, trotz dieser Ermuthigung.

Der König näherte sich ihm.

„Mein Herr," sagte er lächelnd, „nennen Sie mir Satan, wenn Sie wollen, ich werde gegen Satan einen Panzer finden, den, welche Ihre Irrlehrer nicht haben, den, welchen sie nie haben werden, den, welchen ich vielleicht allein in meinem Jahrhundert besitze und ohne mich zu schämen anlege: die Religion!"

„Es ist wahr, Eure Majestät glaubt wie der heilige Ludwig," sagte Gilbert.

„Und darin liegt meine Stärke, ich gestehe es, Doctor; ich liebe die Wissenschaft, ich bete die Resultate des Materialismus an; ich bin Mathematiker, wie Ihnen bekannt ist; Sie wissen, eine Additionssumme, eine algebrische Formel erfüllen mich mit Freude; doch im Gegensatz gegen die Leute, welche die Algebra bis zum Atheismus treiben, habe ich in Reserve meinen tiefen, unerschöpflichen, ewigen Glauben, meinen Glauben, der mich um einen Grad über sie und unter sie stellt; über sie im Guten, unter sie im Bösen. Sie sehen, Doctor, ich bin ein Mann, dem man Alles sagen kann, ein König, der Alles hören kann."

„Sire,“ sprach Gilbert mit einer Art von Bewunderung, „ich danke Eurer Majestät für das, was sie mir gesagt hat; denn es ist beinahe das Geständniß eines Freundes, womit sie mich beehrt.“

„Oh! ich wünschte,“ fügte der schüchterne Ludwig XVI. bei, „ich wünschte, ganz Europa könnte mich so sprechen hören. Wenn die Franzosen in meinem Herzen alle Stärke und alle Zärtlichkeit, die es enthält, lesen könnten, ich glaube, sie würden mir weniger widerstehen.“

Der letzte Theil des Satzes, der auf die gereizten königlichen Prärogative hindeutete, schadete Ludwig XVI. im Geiste von Gilbert.

Er sagte auch rasch und ohne alle Schonung:

„Sire, da Sie es wollen, mein Meister war der Graf von Cagliostro.“

„Oh!“ rief Ludwig erröthend, „dieser Empiriker!“ *)

„Dieser Empiriker .... ja, Sire,“ sagte Gilbert. „Eure Majestät weiß wohl, daß das Wort, dessen sie sich bedient hat, eines der edelsten ist, die man in der Wissenschaft gebraucht. Empiriker will besagen: der Mensch, der versucht. Immer versuchen, Sire, heißt für einen Denker, für einen Praktiker, für einen Menschen endlich, thun, was Gott den Sterblichen Größtes und Schönstes zu thun erlaubt hat. Der Mensch versuche sein ganzes Leben hindurch, und sein Leben ist ausgefüllt.“

„Ah! mein Herr, dieser Cagliostro, den Sie vertheidigen, war ein großer Feind der Könige,“ versetzte Ludwig XVI.

Gilbert erinnerte sich der Halsband-Geschichte.

„Will Eure Majestät nicht vielmehr sagen: der Königinnen?“

*) L'empirique, der Empiriker, wird sehr häufig von den Franzosen in der Bedeutung von Charlatan gebraucht.

Ludwig bebte unter dem Stachel.

„Ja," sagte er, „er hat sich bei der ganzen Angelegenheit des Prinzen Louis von Rohan mehr als zweideutig benommen."

„Sire, hier wie anderswo erfüllte Cagliostro die menschliche Sendung: er versuchte für sich. In der Wissenschaft, in der Moral, in der Politik gibt es weder Gutes, noch Schlimmes, es gibt nur die bestätigten Erscheinungen, die erlangten Thatsachen. Ich gebe ihn nichtsdestoweniger Ihnen preis, Sire. Der Mensch, ich wiederhole es, kann oft den Tadel verdient haben; vielleicht wird dieser Tadel selbst eines Tags ein Lob für ihn sein: die Nachwelt durchsieht die Urtheile der Menschen; doch ich habe nicht unter dem Menschen studirt, Sire, sondern unter dem Philosophen, unter dem Gelehrten."

„Gut," sagte der König, der noch die doppelte Wunde seines Stolzes und seines Herzens bluten fühlte, „gut; wir vergessen die Frau Gräfin, und sie leidet vielleicht."

„Ich werde sie aufwecken, Sire, wenn es Eure Majestät haben will; doch ich hätte gewünscht, die Cassette wäre während ihres Schlafes hierher gebracht worden."

„Warum?"

„Um ihr eine zu harte Lection zu ersparen."

„Man kommt gerade," sagte der König; „warten Sie."

Der Befehl des Königs war in der That pünktlich vollzogen worden; die in dem Hotel von Charny in den Händen des Gefreiten Pas-de-Loup gefundene Cassette erschien in dem königlichen Cabinet unter den Augen der Gräfin, welche sie nicht sah.

Der König machte dem Officier, der die Cassette brachte, ein Zeichen der Zufriedenheit; der Officier trat wieder ab.

„Nun!" sagte Ludwig XVI.

„Sire, das ist die Cassette, die man mir gestohlen hatte.“

„Oeffnen Sie dieselbe.“

„Sire, ich will das wohl, wenn es Eure Majestät wünscht. Ich muß Eure Majestät nur auf Eines aufmerksam machen.“

„Auf was?“

„Sire, diese Cassette enthält, wie ich Eurer Majestät gesagt habe, Papiere, welche sehr leicht zu lesen, zu nehmen sind, während die Ehre einer Frau davon abhängt.“

„Und diese Frau ist die Gräfin?“

„Ja, Sire; ihre Ehre wird nicht dadurch Gefahr laufen, daß sie dem Gewissen Eurer Majestät anheim gegeben worden ist. Oeffnen Sie, Sire,“ sprach Gilbert, indem er sich dem Kistchen näherte und den Schlüssel dem König reichte.

„Mein Herr,“ erwiederte Ludwig XVI. kalt, „nehmen Sie diese Cassette mit, sie gehört Ihnen.“

„Ich danke, Sire. Was werden wir mit der Gräfin machen?“

„Oh! wecken Sie sie nicht hier auf. Ich will das Erstaunen, die Schmerzen vermeiden.“

„Sire,“ sprach Gilbert, „die Frau Gräfin soll nur da aufwachen, wohin Eure Majestät sie tragen zu lassen für geeignet erachten wird.“

„Gut, bei der Königin also.“

Ludwig klingelte. Ein Officier trat ein.

„Herr Kapitän,“ sagte er, „die Frau Gräfin ist hier, als sie die Nachrichten von Paris vernahm, ohnmächtig geworden. Lassen Sie sie zu der Königin tragen.“

„Wie viel Zeit braucht man, um sie in die Gemächer Ihrer Majestät zu bringen?“ fragte Gilbert den König.

„Ungefähr zehn Minuten,“ antwortete dieser.

Gilbert streckte die Hand über der Gräfin aus.

„Sie werden in einer Viertelstunde aufwachen," sagte er.

Zwei Soldaten traten auf Befehl des Officiers ein und trugen die Gräfin in zwei Lehnstühlen fort.

„Herr Gilbert, was wünschen Sie nun noch?" fragte der König.

„Sire, eine Gunst, die mich in die Nähe Eurer Majestät bringt und mir zugleich die Gelegenheit verschafft, ihr nützlich zu sein."

Der König suchte.

„Erklären Sie sich," sagte er.

„Ich möchte gern Quartal-Arzt des Königs sein," erwiederte Gilbert; „ich werde Niemand Eintrag thun: das ist ein Ehrenposten, der jedoch mehr auf dem Vertrauen beruht, als Glanz verschafft."

„Bewilligt," sprach der König. „Adieu, Herr Gilbert.... Ah! sagen Sie Necker alles Freundliche. Adieu."

Dann während er wegging, rief er:

„Mein Abendbrod!"

Denn, kein Ereigniß konnte ihn sein Abendbrod vergessen machen.

XXV.

Bei der Königin.

Während der König philosophisch die Revolution bekämpfen lernte, indem er einen Cursus in den verborgenen Wissenschaften machte, hatte die Königin, ein viel festerer und tieferer Philosoph, um sich in ihrem Cabinet alle diejenigen versammelt, die man ihre Getreuen nannte, ohne Zweifel, weil es noch keinem von ihnen gegeben gewesen war, seine Treue zu beweisen oder zu versuchen.

Bei der Königin war der furchtbare Tag auch in allen seinen Einzelnheiten erzählt worden.

Man hatte sie sogar zuerst davon unterrichtet, und da man sie als unerschrocken kannte, so hatte man keine Schwierigkeiten gemacht, sie von der Gefahr zu benachrichtigen.

Um die Königin sah man Generale, Höflinge, Priester und Frauen versammelt.

Bei den Thüren und hinter den vor diesen Thüren angebrachten Vorhängen waren junge Officiere voll Muth und Eifer, welche in allen diesen Empörungen eine lange erwartete Gelegenheit sahen, sich, wie bei einem Turnier, vor den Damen im Waffenspiele auszuzeichnen.

Alle vertraute und der Monarchie ergebene Diener hatten mit Aufmerksamkeit die Nachrichten angehört, welche Herr von Lambescq erzählt hatte, der, nachdem er den Ereignissen beigewohnt, mit seinem noch ganz vom Sande der Tuilerien bestaubten Regimente nach Versailles geeilt war, um die Wirklichkeit als Trost den erschrockenen Leuten zu geben, von denen einige, so groß es war, das Unglück noch übertrieben.

Die Königin saß an einem Tische.

Es war nicht mehr die sanfte, schöne Braut, der Schutzengel Frankreichs, den wir auf der Schwelle dieser Geschichte die Nordgränze, einen Oelzweig in der Hand, haben überschreiten sehen. Es war nicht einmal mehr jene schöne. anmuthige Fürstin, die wir eines Abends mit der Prinzessin von Lamballe in die geheimnißvolle Wohnung von Mesmer eintreten und sich lachend und ungläubig zu der symbolischen Kufe setzen sahen, von der sie eine Offenbarung der Zukunft verlangte.

Nein! es war die stolze, hoffärtige Königin mit der gefalteten Stirne, mit der geringschätzigen Lippe; es war die Frau, deren Herz einen Theil seiner Liebe hatte entschlüpfen lassen, um an der Stelle dieses sanf-

ten und belebenden Gefühles die ersten Tropfen von einer Galle aufzunehmen, welche, beständig fließend, in's Blut gehen sollte.

Es war endlich die Frau des dritten Portraits der Gallerie von Versailles, das heißt, nicht mehr Marie Antoinette, nicht mehr die Königin von Frankreich, sondern diejenige, welche man nur noch mit dem Namen: die Oesterreicherin, zu bezeichnen anfing.

Hinter ihr war, halb im Schatten liegend, eine unbewegliche junge Frau, den Kopf auf das Kissen eines Sopha zurückgeworfen und die Stirne auf ihre Hand gestützt.

Das war Frau von Polignac.

Als sie Herrn von Lambescq erblickte, hatte die Königin eine von jenen Geberden verzweifelter Freude gemacht, welche besagen wollen: Endlich werden wir Alles erfahren.

Herr von Lambescq hatte sich mit einem Zeichen verbeugt, das zugleich wegen seiner beschmutzten Stiefel, wegen seines bestaubten Rockes und seines verdrehten Säbels, den er nicht mehr ganz in die Scheide hatte bringen können, um Verzeihung bat.

„Nun, Herr von Lambescq," sagte die Königin, „Sie kommen von Paris?"

„Ja, Eure Majestät."

„Was macht das Volk?"

„Es mordet und brennt."

„Aus Schwindel oder aus Haß?"

„Nein, aus Grausamkeit."

Die Königin dachte nach, als ob sie geneigt gewesen wäre, seine Ansicht über das Volk zu theilen. Dann schüttelte sie den Kopf und entgegnete:

„Nein, Prinz, das Volk ist nicht grausam, wenigstens nicht ohne Grund; verbergen Sie mir also nichts. Ist es Wahnwitz? Ist es Haß?"

„Ich glaube, daß es ein bis zum Wahnwitz getriebener Haß ist."

„Haß, gegen wen? Ah! Sie zögern abermals, Prinz; nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie so erzählen, so werde ich, statt mich an Sie zu wenden, wie ich es thue, einen von meinen Piqueurs nach Paris schicken; er braucht eine Stunde, um dahin zu kommen, eine Stunde, um sich zu erkundigen, eine Stunde, um zurückzukehren, und in drei Stunden wird mir dieser Mensch die Ereignisse ganz einfach und wie ein Herold Homers erzählen."

Herr von Dreux-Brézé trat mit einem Lächeln auf den Lippen vor und sagte:

„Aber, Madame, was ist Ihnen am Hasse des Volkes gelegen; das muß Sie durchaus nichts kümmern. Das Volk kann Alles hassen, nur Sie nicht."

Die Königin nahm nicht einmal die Schmeichelei auf.

„Rasch, Prinz," sagte sie zu Herrn von Lambescq, „sprechen Sie."

„Wohl denn, ja, Madame, das Volk handelt im Hasse."

„Gegen wen?"

„Gegen Alles, was dasselbe beherrscht."

„Ah! gut! das ist die Wahrheit! das fühlt sich!" versetzte entschlossen die Königin.

„Ich bin Soldat, Eure Majestät," erwiederte der Prinz.

„Gut, gut, sprechen Sie als Soldat. Lassen Sie hören, was ist zu thun?"

„Nichts, Madame."

„Wie! Nichts?" rief die Königin, das Gemurmel benützend, das sich bei diesen Worten unter den gestickten Röcken und goldenen Degen ihrer Gesellschaft erhoben hatte. „Nichts! Sie, ein lothringischer Prinz, kommen und sagen dies der Königin von Frankreich in dem Augenblick, wo das Volk, nach Ihrem eigenen Geständnisse, mordet und brennt; Sie sagen, es sei nichts zu thun!"

Ein neues Gemurmel, doch diesmal ein beifälliges, empfing die Worte der Königin.

Sie wandte sich um, umfaßte mit dem Blick den Kreis, der sie umgab, und suchte unter allen diesen flammenden Augen diejenigen, welche am meisten flammten, im Glauben, darin am meisten Treue zu lesen.

„Nichts!“ wiederholte der Prinz, „denn wenn man den Pariser sich besänftigen läßt, so wird er sich auch besänftigen; er ist nur kriegerisch, sobald man ihn auf das Aeußerste treibt. Warum ihm die Ehre eines Streites erweisen, warum die Wechselfälle eines Kampfes wagen? Verhalten wir uns ruhig, und in drei Tagen wird von nichts mehr in Paris die Rede sein.“

„Aber die Bastille, mein Herr?“

„Die Bastille! man verschließt ihre Thore, und 'iejenigen, welche sie eingenommen haben, werden ge- angen sein.“

Es wurde etwas wie ein zitterndes Lachen unter 'r schweigsamen Gruppe hörbar.

Die Königin sprach:

„Nehmen Sie sich in Acht, Prinz, nun beruhigen 'e mich zu sehr.“ Und nachdenkend, das Kinn auf e flache Hand gestützt, suchte sie mit dem Blick Frau Polignac, welche, blaß und traurig, in sich selbst unken zu sein schien.

Die Gräfin hatte alle diese Nachrichten mit einem baren Schrecken angehört; sie lächelte nur, als die igin bei ihr anhielt und ihr zulächelte, und dieses ln war noch bleich und entfärbt, wie eine sterbende ie.

„Nun! Gräfin,“ fragte die Königin, „was sagen u Allem dem?“

Ach! nichts,“ erwiederte sie.

Wie, nichts?“

Nein.“

ıd sie schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck cher Entmuthigung.

„Ei! ei!“ sprach leise die Königin, indem sie sich an's Ohr der Gräfin neigte, „die Freundin Diana ist eine Furchtsame.“

Dann sagte sie laut:

„Aber wo ist denn Frau von Charny, die Unerschrockene! Wir bedürfen ihrer, um uns zu beruhigen, wie mir scheint.“

„Die Gräfin wollte eben wegfahren, als man sie zum König rief,“ antwortete Frau von Misery.

„Ah! zum König,“ versetzte zerstreut Marie Antoinette.

Nun erst bemerkte sie das seltsame Stillschweigen, das sich um sie her gebildet hatte.

Die unerhörten, unglaublichen Ereignisse, von denen die Nachrichten nach und nach wie verdoppelte Schläge nach Versailles gelangt waren, hatten die festesten Herzen vielleicht mehr noch durch das Erstaunen, als durch die Furcht entmuthigt.

Die Königin sah ein, daß es wichtig war, alle diese niedergeschlagenen Geister wieder aufzurichten.

„Niemand gibt mir einen Rath?“ sagte sie. „Gut! ich werde mich bei mir selbst Raths erholen.“

Alle traten näher zu Marie Antoinette.

„Das Volk,“ sprach sie, „ist nicht böse, es ist nur irre geführt. Es haßt uns, weil es uns nicht kennt. Nähern wir uns ihm.“

„Um es dann zu bestrafen, denn es hat an seinen Gebietern gezweifelt, und das ist ein Verbrechen.“

Die Königin sah nach der Seite, woher die Stimme kam, und erkannte Herrn von Bezenval.

„Oh! Sie sind es, Herr Baron; wollen Sie uns einen guten Rath geben?“

„Der Rath ist gegeben,“ sagte Herr von Bezenval, sich verbeugend.

„Es sei; der König wird bestrafen, doch als ein guter Vater.“

„Wer gut liebt, züchtigt gut,“ versetzte der Baron.

Dann wandte er sich gegen Herrn von Lambescq
nd sagte zu ihm:

„Sind Sie nicht meiner Ansicht, Prinz? Das Volk
Morde begangen."

Die es leider Repressalien nennt," versetzte halb
ine sanfte, frische Stimme, bei deren Ton sich die
in umwandte.

Sie haben Recht, Prinzessin, gerade darin besteht
rrthum, meine liebe Lamballe; wir werden auch
htig sein."

Doch," versetzte die Prinzessin mit ihrer schüch-
Stimme, „doch ehe man sich fragt, ob man be-
soll, müßte man, glaube ich, fragen, ob man
siegen können."

in allgemeiner Schrei brach los, ein Schrei der
ation gegen die Wahrheit, welche aus diesem
Munde gekommen.

Siegen! Und die Schweizer?" sagte der Eine.

nd die Deutschen?" sagte der Andere.

nd die Gardes-du-corps?" sagte der Dritte.

Man zweifelt am Heer und am Adel!" rief ein
Mann, der die Uniform eines Lieutenant der
von Berchigny trug. „Haben wir diese Schmach
? Bedenken Sie, Madame, daß schon morgen,
will, der König vierzigtausend Mann aufstellen,
rzigtausend Mann nach Paris werfen und Paris
kann. Bedenken Sie, daß vierzigtausend Mann
Truppen so viel werth sind, als eine halbe
empörte Pariser."

r junge Mann, der so gesprochen, hatte ohne
noch eine gute Anzahl ähnlicher Gründe vor-
n, doch er hielt plötzlich inne, als er sah, daß
igin ihre Augen auf ihn heftete; er hatte aus
ooße einer Gruppe von Officieren gesprochen
durch seinen Eifer weiter fortgerissen worden,
Grad und die Schicklichkeit es erlaubten.

Er hielt also, wie gesagt, plötzlich inne, beschämt über die Wirkung, die er hervorgebracht.

Doch es war zu spät. Die Königin hatte schon seine Worte gleichsam im Fluge aufgefangen.

„Sie kennen die Lage, mein Herr?" fragte sie mit freundlichem Tone.

„Ja, Eure Majestät," antwortete der junge Mann erröthend, „ich war auf den Champs-Elysées."

„Dann sprechen Sie ohne Scheu, kommen Sie, mein Herr."

Der junge Mann trat ganz erröthend aus den Reihen, die sich öffneten, vor und näherte sich der Königin.

Gleichzeitig wichen der Prinz von Lambescq und Herr von Bezenval zurück, als hätten sie es unter ihrer Würde erachtet, dieser Art von Rath beizuwohnen.

Die Königin merkte nicht auf ihren Rückzug oder schien nicht darauf zu merken.

„Sie sagen, mein Herr, der König habe vierzigtausend Mann?" fragte sie.

„Ja, Eure Majestät."

„Um Paris?"

„In Saint-Denis, in Saint-Mandé, in Montmartre und in Grenelle."

„Einzelnheiten, mein Herr," rief die Königin.

„Madame, die Herren von Lambescq und von Bezenval werden es Ihnen unendlich viel besser sagen, als ich."

„Fahren Sie fort, mein Herr. Ich höre gern die Einzelnheiten aus Ihrem Munde. Unter wessen Befehl stehen diese vierzigtausend Mann?"

„Vor Allem unter den Befehlen der Herren von Bezenval und Lambescq, sodann unter denen des Prinzen von Condé, des Herrn von Narbonne-Fritzlar und des Herrn von Salkenaym."

„Ist das wahr, Prinz?" fragte die Königin, sich gegen Herrn von Lambescq umwendend.

„Ja, Eure Majestät," sprach der Prinz, sich verbeugend.

„Auf Montmartre," fuhr der junge Mann fort, „befindet sich ein Artillerie-Park, in sechs Stunden kann das ganze Quartier, das Montmartre beherrscht, in Asche verwandelt sein. Montmartre gebe das Signal zum Feuern; Vincennes antworte ihm; zehntausend Mann rücken durch die Champs Elysées an, zehntausend weitere durch die Barriere d'Enfer, zehntausend durch die Rue Saint-Martin, und zehntausend durch die Bastille; Paris höre das Gewehrfeuer an den vier Hauptpunkten, und es wird sich nicht vierundzwanzig Stunden halten."

„Ah! das ist Einer, der sich offenherzig erklärt," rach die Königin; „das ist ein genauer Plan. Was gen Sie dazu, Herr von Lambescq?"

„Ich sage, daß der Herr Husarenlieutenant ein llkommener General ist," antwortete mit geringätzender Miene der Prinz.

„Es ist wenigstens ein Soldat, der nicht verzwei-," versetzte die Königin, die den jungen Officier vor n erbleichen sah.

„Meinen Dank, Madame," sprach der junge Offi- sich verbeugend. „Ich weiß nicht, was Ihre Ma- t beschließen wird, doch ich flehe sie an, mich zu enigen zu zählen, welche bereit sind, für sie zu en, und hierin thue ich nur, das bitte ich sie, zu en, was vierzigtausend Soldaten auch zu thun sind, abgesehen von unsern Führern."

Bei diesen letzten Worten grüßte der junge Mann den Prinzen, während ihn dieser beinahe beleiatte.

Diese Höflichkeit fiel der Königin noch mehr als die Ergebenheitsbetheurung, die ihr voranen.

Wie heißen Sie, mein Herr?" fragte sie.

„Baron von Charny, Madame," erwiederte er, indem er sich verbeugte.

„Von Charny!" rief Marie Antoinette, unwillkürlich erröthend; „sind Sie ein Verwandter des Grafen von Charny?"

„Ich bin sein Bruder, Madame," sagte der junge Mann. Und er verbeugte sich anmuthig noch tiefer, als er es zuvor gethan.

„Ich hätte," sagte die Königin, ihre Unruhe überwältigend, indem sie mit sicherem Blick umherschaute, „ich hätte bei Ihren ersten Worten einen meiner treuesten Diener erkennen müssen. Meinen Dank, Baron. Wie kommt es, daß ich Sie zum ersten Male bei Hofe sehe?"

„Madame, mein ältester Bruder, der unsern Vater ersetzt, hat mir befohlen, bei meinem Regimente zu bleiben, und in den sieben Jahren, die ich in den Heeren des Königs zu dienen die Ehre habe, bin ich nur zweimal nach Versailles gekommen."

Die Königin heftete einen langen Blick auf das Gesicht des jungen Mannes und sagte dann zu ihm:

„Sie gleichen Ihrem Bruder. Ich werde Ihren Bruder schelten, daß er gewartet hat, bis Sie sich selbst bei Hofe einfanden."

Und sie wandte sich gegen die Gräfin, ihre Freundin, um, welche diese ganze Scene ihrer Unbeweglichkeit nicht entzogen hatte.

Doch dem war nicht so bei der übrigen Versammlung. Electrisirt durch den Empfang, den die Königin dem jungen Mann hatte zu Theil werden lassen, übertrieben die Officiere aus Leibeskräften den Enthusiasmus für die königliche Sache, und man hörte in jeder Gruppe Ausdrücke von einem Heldenmuth erschallen, der ganz Frankreich zu bändigen im Stande gewesen wäre.

Marie Antoinette benützte diese Stimmung, die offenbar ihren geheimen Gedanken schmeichelte.

Sie liebte es mehr, zu kämpfen, als zu dulden, zu sterben, als nachzugeben. Von den ersten Nachrichten an,

ihr von Paris angekommen, war sie auch zu einem
näckigen Widerstand gegen diesen Geist der Rebellion
hlossen, der alle Vorrechte der französischen Gesell-
ft zu verschlingen drohte.

Wenn es eine blinde, eine wahnsinnige Kraft gibt,
t es die der Zahlen und die der Hoffnungen.

Eine Zahl, der sich Nullen anhängen, übersteigt
alle Mittel und Quellen des Weltalls.

Ebenso ist es mit den Wünschen eines Verschwörers
eines Despoten: auf Begeisterungen, die selbst
er auf unmerkliche Hoffnungen gegründet sind, rich-
sich riesige Gedanken auf, welche in weniger Zeit
) einen Hauch verdunstet werden, als sie gebraucht
n, um anzuschwellen und sich zum Nebel zu verdichten.

Auf die paar Worte, welche der Graf von Charny
ochen, auf das von den Anwesenden ausgestoßene
ah der Begeisterung sah sich Marie Antoinette in
Perspective an der Spitze einer mächtigen Armee;
örte ihre harmlosen Kanonen rollen und ergötzte
an dem Schrecken, den sie den Parisern einflößen
ten, wie an einem entscheidenden Sieg.

Trunken von Jugend, Vertrauen und Liebe, zählten
ner und Frauen um sie her die glänzenden Husaren,
chweren Dragoner, die furchtbaren Schweizer, die
ischvollen Kanoniere auf und lachten über die
pen Piken mit den rohen hölzernen Stielen, ohne
i zu denken, daß am Ende dieser gemeinen Waffen
delsten Köpfe Frankreichs sich erheben sollten.

„Ich," murmelte die Prinzessin von Lamballe, „ich
mehr Angst vor einer Pike, als vor einer Flinte."

„Weil das häßlicher ist, meine liebe Therese,"
berte lachend die Königin; „doch in jedem Fall
ige Dich. Unsere Pariser Pikeniere sind nicht so
werth, als die Schweizer Pikeniere von Morat,
die Schweizer von heute haben mehr als Piken:
iben gute Musketen, mit denen sie, Gott sei Dank,
richtig zielen."

„Oh! was das betrifft, dafür stehe ich," sagte Herr von Bezenval.

Die Königin wandte sich abermals gegen Frau von Polignac, um zu sehen, ob ihr alle diese Versicherungen ihre Ruhe wiedergeben würden; doch die Gräfin schien bleicher und trauriger als je.

Die Königin, die in ihrer unendlichen Zärtlichkeit dieser Freundin die königliche Würde zum Opfer brachte, flehte vergebens um ein lachenderes Gesicht.

Die junge Frau blieb düster und schien in die schmerzlichsten Gedanken versunken.

Diese Entmuthigung hatte aber keinen andern Einfluß auf die Königin, als den, sie zu betrüben. Die Begeisterung erhielt sich auf derselben Höhe unter den jungen Officieren, und alle entwarfen, um ihren Kameraden, den Grafen von Charny, versammelt, den Schlachtplan.

Mitten unter dieser fieberhaften Belebtheit trat der König allein, ohne Huissier, ohne Befehle, und lächelnd ein.

Ganz glühend von den Gemüthsbewegungen, die sie um sich her angefacht hatte, eilte die Königin ihm entgegen.

Als man den König erblickte, hörte jedes Gespräch auf, und bald herrschte das tiefste Stillschweigen; Jeder wartete auf ein Wort des Herrn, auf eines jener Worte, welche electrisiren und unterjochen.

Wenn die Dünste gehörig mit Electricität beladen sind, so entscheidet bekanntlich der geringste Stoß über den Funken.

In den Augen der Höflinge waren der König und die Königin, die einander entgegen gingen, die electrischen Mächte, aus denen der Blitz hervorspringen mußte.

Man horchte, man bebte, man zog mit dem Athem die ersten Worte an, welche aus dem königlichen Mund kommen sollten.

„Madame," sagte Ludwig XVI., „unter allen diesen

gniffen hat man vergessen, mir mein Abendbrod in
iem Zimmer aufzutragen; machen Sie mir das
gnügen, mir hier Abendbrod zu geben."

„Hier?" rief die Königin erstaunt.

„Wenn Sie die Güte haben wollen?"

„Aber .... Sire...."

„Es ist wahr, Sie plauderten.... Nun, während
zu Nacht speise, werde ich auch plaudern."

Das einfache Wort Abendbrod hatte jeglichen Enthu-
smus in Eis verwandelt. Doch bei den letzten Wor-
: während ich zu Nacht speise, werden wir plaudern,
nte die Königin selbst nicht glauben, so viel Ruhe
rberge nicht ein wenig Heldenmuth.

Der König wollte ohne Zweifel durch seine Ruhe
len vorübergehenden Schrecken niederschlagen.

Oh! ja. Die Tochter von Maria Theresia konnte
icht glauben, der Sohn des heiligen Ludwig bleibe in
nem solchen Augenblick den materiellen Bedürfnissen
es gewöhnlichen Lebens unterworfen.

Marie Antoinette täuschte sich. Der König hatte
Hunger, das war das Ganze.

XXVI.

Wie der König am 14. Juli 1789 zu Abend speiste.

Auf ein Wort von Marie Antoinette wurde dem
König auf einem kleinen Tische im Cabinet der Köni-
gin selbst aufgetragen.

Aber es geschah dann ganz das Gegentheil von
dem, was die Fürstin hoffte. Ludwig XVI. ließ Still-
schweigen gebieten, doch nur, um in seinem Abendbrod
nicht gestört zu werden.

Während Marie Antoinette sich alle Mühe gab, um den Enthusiasmus anzufachen, verschlang der König.

Die Officiere fanden diese gastronomische Sitzung eines Abkömmlings vom heiligen Ludwig nicht würdig und bildeten Gruppen, deren Intentionen durchaus nicht so ehrerbietig waren, als die Umstände es heischten.

Die Königin erröthete, ihre Ungeduld offenbarte sich in allen ihren Bewegungen. Diese feine, aristokratische, nervöse Natur konnte eine solche Herrschaft der Materie über den Geist nicht begreifen. Sie näherte sich dem König, um zum Tische diejenigen, welche sich davon entfernten, zurückzuführen.

„Sire," sagte sie, „haben Sie keine Befehle zu geben?"

„Ah! ah!" erwiederte der König mit vollem Munde, „was für Befehle, Madame? Werden Sie in diesem schwierigen Augenblick unsere Egeria sein?"

Und während er diese Worte sprach, nahm er muthig ein junges Feldhuhn mit Trüffeln in Angriff.

„Sire," sagte die Königin, „Numa war ein friedlicher König. Heute aber denkt man allgemein, es sei ein kriegerischer König, was wir brauchen, und wenn sich Eure Majestät das Alterthum zum Muster nehmen soll, so muß sie, da sie nicht Tarquinius sein kann, Romulus sein."

Der König lächelte mit einer Ruhe, welche an Glückseligkeit grenzte.

„Sind diese Herren auch kriegerisch?" fragte er.

Und er wandte sich gegen die Officiere um, und sein von der Hitze des Mahles belebtes Auge kam den Anwesenden von Muth glänzend vor.

„Ja, Sire!" riefen Alle einstimmig, „den Krieg! wir verlangen nur den Krieg!"

„Meine Herren, meine Herren," sprach der König, „Sie machen mir in der That das größte Vergnügen, indem Sie mir beweisen, daß ich bei Gelegenheit auf Sie zählen könnte. Aber ich habe für den Augenblick

n Rath und einen Magen: der erste wird mir
en, was ich thun soll, der zweite räth mir, was
thue."

Und er lachte und reichte demjenigen, welcher ihn
ente, seinen Teller voll von Ueberresten, um einen
en zu nehmen.

Ein Gemurmel des Erstaunens und des Zorns
lief wie ein Schauer diese Menge von Edelleuten,
e auf ein Zeichen des Königs all ihr Blut ver-
n hätten.

Die Königin wandte sich ab und stampfte mit dem

Der Prinz von Lambescq ging auf sie zu und
zu ihr:

„Sie sehen, Madame, Seine Majestät denkt ohne
fel wie ich, es sei besser, zu warten. Das ist Klug-
und obgleich es nicht die meinige ist, so ist die
heit doch leider eine in unseren Zeitläuften noth-
ige Tugend."

„Ja, mein Herr, ja, es ist eine sehr nothwendige
nd," erwiederte die Königin, indem sie sich, daß
utete, auf die Lippen biß.

Und zum Tod traurig, lehnte sie sich an den Ka-
an, das Auge in der Nacht verloren, die Seele
e Verzweiflung versenkt.

Diese doppelte Stimmung des Königs und der
gin fiel aller Welt auf. Die Königin hielt nur
Mühe ihre Thränen zurück. Der König aß mit
spüchwörtlichen Appetit der Familie der Bour-
fort.

Nach und nach entstand auch eine Leere im Saal.
Gruppen schmolzen, wie in den Sonnenstrahlen
Schnee in den Gärten schmilzt, der Schnee, unter
sodann stellenweise die schwarze, trostlose Erde
int.

Die Königin, als sie die kriegerische Gruppe ver-
iden sah, auf die sie so sehr gerechnet hatte, glaubte

ihre ganze Macht verschwinden zu sehen, wie einst unter dem Hauche des Herrn jene großen Heere der Assyrier oder der Amalekiter untergegangen waren, die eine Nacht oder ein Meer auf immer in ihren Abgründen verschlangen.

Sie wurde aus dieser Erstarrung durch die sanfte Stimme der Gräfin Jules aufgeweckt, die sich ihr mit Frau Diana von Polignac, ihrer Schwägerin, näherte.

Beim Tone dieser Stimme erschien die süße Zukunft, mit ihren Blumen und ihren Palmen, wieder im Herzen dieser stolzen Frau: eine aufrichtige und wahrhaft ergebene Freundin war mehr werth, als zehn Königreiche.

„Oh! Du, Du,“ murmelte sie, die Gräfin Jules in ihre Arme schließend, „es bleibt mir also eine Freundin?“

Und lange zurückgehalten, entschlüpften die Thränen ihren Augenlidern, rollten an ihren Wangen herab und übergoßen ihre Brust; doch statt bitter zu sein, waren diese Thränen süß, statt ihn zu bedrücken, schwellten sie ihren Busen ab.

Während eines kurzen Stillschweigens, das nun eintrat, hielt Marie Antoinette die Gräfin beständig in ihren Armen.

Es war die Herzogin, welche, ihre Schwägerin an der Hand haltend, das Stillschweigen brach.

„Madame,“ sagte sie mit einer so schüchternen Stimme, daß sie beinahe beschämt klang, „ich glaube nicht, daß Eure Majestät den Plan tadelt, den ich ihrem Urtheil unterwerfen will.“

„Welchen Plan?“ fragte die Königin aufmerksam, „sprechen Sie, Herzogin, sprechen Sie!“

Und während sie sich anschickte, auf die Herzogin Diana zu hören, lehnte sich die Königin auf die Schulter ihrer Lieblingin, der Gräfin.

„Madame,“ fuhr die Herzogin fort, „die Meinung, die ich aussprechen will, kommt von einer Person, deren

.utorität Eurer Majestät nicht verdächtig sein wird, e kommt von Ihrer Königlichen Hoheit Madame ldelaide, der Tante des Königs."

„Welche Umschweife, liebe Herzogin!" sagte heiter ie Königin, „zur Sache."

„Madame, die Umstände sind traurig. Man hat ie Gunst, der sich unsere Familie bei Eurer Majestät rfreut, sehr übertrieben. Die Verleumdung befleckt ie erhabene Freundschaft, da Sie uns huldreich im Austausch für unsere ehrfurchtsvolle Ergebenheit bewilligen."

„Nun!" versetzte die Königin mit einem Anfang von Erstaunen, „finden Sie nicht, daß ich herzhaft genug gewesen bin? habe ich nicht gegen die öffentliche Meinung, gegen den Hof, gegen das Volk, gegen den König selbst meine Freundschaften aufrecht erhalten?"

Oh! Madame, im Gegentheil, Eure Majestät hat so edelmüthig ihre Freunde in Schutz genommen, daß sie ihre Brust allen Streichen entgegengesetzt, so daß heute, da die Gefahr groß, furchtbar sogar ist, die so edel von Eurer Majestät vertheidigten Freunde feige und schlechte Diener wären, wenn sie nicht ihrer Königin Gleiches mit Gleichem vergelten würden."

„Oh! das ist gut, das ist schön," sagte Marie Antoinette, indem sie voll Begeisterung die Gräfin, die sie immer noch an ihre Brust gepreßt hielt, küßte und Frau von Polignac die Hand drückte.

Aber Beide erbleichten, statt stolz das Haupt unter dieser Liebkosung ihrer Fürstin zu erheben.

Madame Jules Polignac machte eine Bewegung, um sich von den Armen der Königin loszuwinden, doch diese hielt sie gegen ihren Willen an ihrem Herzen zurück.

„Aber," stammelte Diana von Polignac, „Eure Majestät begreift wohl nicht recht, was wir ihr anzukündigen die Ehre haben, um die Schläge abzuwenden, welche ihren Thron, ihre Person, vielleicht wegen der

Freundschaft, mit der sie uns beehrt hat, bedrohen. Es ist ein schmerzliches Mittel, ein für unsere Herzen bitteres Opfer, wir müssen uns jedoch demselben unterziehen, denn es ist uns von der Nothwendigkeit geboten."

Bei diesen Worten war die Reihe, zu erbleichen, an der Königin. Denn sie fühlte nicht mehr die muthige und treue Freundschaft, sondern die Furcht unter diesem Eingang und unter dem Schleier dieser schüchternen Zurückhaltung.

„Lassen Sie hören, Herzogin," sagte sie, „sprechen Sie, was für ein Opfer ist das?"

„Oh! es ist ganz nur ein Opfer für uns, Madame," antwortete die Herzogin. „Wir sind, Gott weiß warum, in Frankreich verhaßt. Indem wir Ihren Thron von uns frei machen, werden wir ihm den Glanz, die ganze Wärme der Liebe des Volks wiedergeben, eine Liebe, welche durch unsere Gegenwart erloschen oder zurückgedrängt worden ist."

„Sie sollen sich entfernen!" rief die Königin ausbrechend, „wer hat das gesagt? wer hat das verlangt?"

Und sie schaute bestürzt, und indem sie sie sanft mit der Hand zurückschob, die Gräfin an, die den Kopf senkte.

„Ich nicht," erwiederte die Gräfin Jules. „Ich verlange im Gegentheil, zu bleiben."

Doch diese Worte wurden mit einem Ton gesprochen, welcher besagen wollte: Befehlen Sie mir, zu reisen, Madame, und ich werde reisen.

O heilige Freundschaft, heilige Kette, die aus einer Königin und einer Dienerin zwei unauflöslich verbundene Herzen machen kann! O heilige Freundschaft, welche mehr Heroismus übt, als die Liebe, als der Ehrgeiz, diese edlen Krankheiten des menschlichen Herzens! Diese Königin zerbrach plötzlich den goldenen Altar, den sie dir in ihrem Herzen errichtet hatte; sie bedurfte nur eines Blickes, eines einzigen, um zu sehen, was sie seit zehn Jahren nicht wahrgenommen hatte:

lte und Berechnung, entschuldbar, zu rechtfertigen, gitim vielleicht, aber entschuldigt, rechtfertigt, legitirt etwas das Verlassen in den Augen desjenigen n zwei Wesen, welches noch liebt, während das andere lieben aufhört?

Marie rächte sich für den Schmerz, den sie empfand, ur durch den eiskalten Blick, mit welchem sie ihre Freunin umhüllte.

„Ah! Herzogin Diana, das ist Ihre Ansicht?" agte sie, während sie ihre Brust mit ihrer fieberhaften Hand zusammenpreßte.

„Ach! Madame," erwiederte diese, „es ist nicht meine Wahl, es ist nicht mein Wille, der mir dictirt, was ich zu thun habe, es ist das Gebot des Geschicks."

„Ja, Herzogin," sprach Marie Antoinette. Und sich zur Gräfin Jules umwendend: „Und Sie, Gräfin, was sagen Sie?"

Die Gräfin antwortete durch eine Thräne so brennend wie ein Gewissensbiß, doch ihre ganze Kraft hatte sich in der Anstrengung, die sie gemacht, erschöpft.

„Gut," sagte die Königin, „gut; es ist mir süß, zu sehen, wie sehr ich geliebt bin. Ich danke, meine Gräfin, ja, Sie sind hier Gefahren preisgegeben, ja, die Wuth dieses Volks kennt keinen Zügel; ja, Sie haben Recht, und ich allein war wahnsinnig. Sie verlangen, zu bleiben, das ist Aufopferung, aber ich nehme diese Aufopferung nicht an!"

Die Gräfin Jules schlug die Augen zur Königin auf. Doch statt die Ergebenheit der Freundin darin zu lesen, las die Königin nur die Schwäche des Weibes."

„Herzogin," sagte Marie Antoinette, „Sie sind also entschlossen, abzureisen?"

Und sie legte einen besonderen Nachdruck auf das Wort Sie.

„Ja, Eure Majestät."

„Ohne Zweifel auf eines Ihrer Güter ... auf ein entferntes ... sehr entferntes."

„Madame, um zu reisen, um Sie zu verlassen, sind fünfzig Meilen eben so schmerzlich, als fünfhundert."

„Sie gehen also in's Ausland?"

„Ach! ja, Madame."

Ein Seufzer zerriß das Herz der Königin, kam aber nicht über ihre Lippen.

„Und wohin gehen Sie!"

„An den Rhein, Madame."

„Gut. Sie sprechen Deutsch, Herzogin," sagte die Königin mit einem unbeschreiblich traurigen Lächeln, „und ich habe es Sie gelehrt. Die Freundschaft Ihrer Königin wird Ihnen wenigstens zu etwas genützt haben, und das macht mich glücklich."

Dann wandte sie sich an die Gräfin Jules und sprach:

„Ich will Sie nicht trennen, meine liebe Gräfin. Sie wünschen, zu bleiben, und ich schätze diesen Wunsch. Aber ich, ich, die ich für Sie fürchte, will, daß Sie reisen, ich befehle Ihnen, zu reisen."

Und sie hielt an dieser Stelle inne, erstickt durch Gemüthsbewegungen, welche sie, trotz ihres Heldenmuthes, zu bewältigen vielleicht nicht die Kraft gehabt hätte, wäre nicht plötzlich die Stimme des Königs, der keinen Antheil an Allem, was wir hier erzählt, genommen, an ihr Ohr gedrungen.

Seine Majestät war beim Nachtisch.

„Madame," sagte der König, „es ist Jemand bei Ihnen; man macht Sie darauf aufmerksam."

„Aber, Sire," rief die Königin, jedes andere Gefühl, als das der königlichen Würde, abschwörend, „vor Allem haben Sie Befehle zu geben. Sehen Sie, es sind nur drei Personen hier geblieben, doch das sind diejenigen, mit welchen Sie zu thun haben: Herr von Lambescq, Herr von Bezenval und Herr von Broglie. Befehle, Sire, Befehle!"

Der König schaute mit schwerfälligem, zögernden Auge auf.

„Was denken Sie von Allem dem, Herr von Bro-
?" sagte er.

„Sire," antwortete der alte Marschall, „wenn Sie
e Armee von der Gegenwart der Pariser entfernen,
vird man sagen, die Pariser haben sie geschlagen.
en Sie dieselbe in ihrer Gegenwart, so muß Ihre
iee die Pariser schlagen."

„Gut gesprochen!" rief die Königin, dem Marschall
Hand drückend.

„Gut gesprochen!" wiederholte Herr von Bezenval.

Der Prinz von Lambescq allein schüttelte nur den
f.

„Nun! und hernach?" sagte der König.

„Befehlen Sie: Marsch!" erwiederte der alte
rschall.

„Ja ... Marsch!" rief die Königin.

„Gut! da Sie es Alle wollen: Marsch!" versetzte
König.

In diesem Augenblick übergab man der Königin
Billet folgenden Inhalts:

„Um Gottes willen, keine Uebereilung, Madame!
erwarte eine Audienz von Eurer Majestät."

„Seine Handschrift!" murmelte die Königin.

Dann wandte sie sich um und fragte:

„Ist Herr von Charny bei mir?"

„Er kommt so eben ganz staubig und, ich glaube
r, ganz blutig an," antwortete die Vertraute.

„Einen Augenblick Geduld, meine Herren," sagte
Königin zu Herrn von Bezenval und zu Herrn von
glie; „erwarten Sie mich hier, ich kehre bald
ck."

Und sie ging in größter Eile in ihr Boudoir.

XXVII.

Olivier von Charny.

Die Königin, als sie in ihr Boudoir eintrat, fand hier denjenigen, welcher das von der Kammerfrau überbrachte Billet geschrieben hatte.

Es war ein Mann von fünf und dreißig Jahren, von hoher Gestalt, mit einem Kraft und Entschlossenheit bezeichnenden Gesicht; sein graublaues, lebhaftes Auge, so durchdringend wie das eines Adlers, seine gerade Nase, sein scharf ausgeprägtes Kinn gaben seiner Physiognomie einen martialischen Charakter, erhöht durch die Eleganz, mit der er das Kleid des Lieutenant bei den Gardes-du-corps trug.

Seine Hände zitterten noch unter seinen zerrissenen und zerknitterten Batistmanchetten.

Sein Degen war verbogen worden und fügte sich nicht mehr gut in die Scheide.

Bei der Ankunft der Königin ging er mit hastigen Schritten, von tausend fieberhaften Gedanken bewegt, im Zimmer auf und ab.

Marie Antoinette trat gerade auf ihn zu.

„Herr von Charny!“ rief sie, „Herr von Charny, Sie hier?“

Und als sie sah, daß derjenige, welchen sie so anrief, sich, nach der Etiquette, ehrfurchtsvoll verbeugte, winkte sie einer Kammerfrau; diese entfernte sich und schloß die Thüren.

Die Königin ließ der Thüre kaum Zeit, sich zu schließen, nahm Herrn von Charny kräftig bei der Hand und rief:

„Graf, warum sind Sie hier?“

„Weil ich glaubte, es sei meine Pflicht, zu kommen, Madame,“ erwiederte der Graf.

„Nein; Ihre Pflicht war, Versailles zu fliehen,

hun, was beschlossen war, mir zu gehorchen, es zu
ien, wie es alle meine Freunde machen, — welche
ſt vor meinem Glück haben . . . Ihre Pflicht ist,
s meinem Geschick zu opfern; Ihre Pflicht ist, sich
mir zu entfernen."

„Mich von Ihnen entfernen!"

„Ja, mich zu fliehen."

„Sie zu fliehen! Und wer flieht Sie denn, Ma-
?"

„Diejenigen, welche vernünftig sind."

„Ich glaube sehr vernünftig zu sein, und darum
ch nach Versailles gekommen."

„Und woher kommen Sie?"

Von Paris."

Vom empörten Paris?"

Vom kochenden, trunkenen, mit Blut besudelten
."

Die Königin drückte ihre beiden Hände an ihr
t.

Oh!" sagte sie, „nicht Einer, nicht einmal Sie
n, um mir eine gute Nachricht zu bringen!"

Madame, unter den Umständen, in denen wir uns
n, verlangen Sie von Ihren Boten, daß sie
nur Eines verkündigen: die Wahrheit."

Wollen Sie mir die Wahrheit sagen?"

Wie immer, Madame."

Sie sind eine ehrliche Seele, ein wackeres Herz."

Ich bin ein treuer Unterthan, Madame, nichts
s."

Nun denn! ich bitte für den Augenblick, mein
, sagen Sie mir nicht ein Wort. Sie kommen
r Stunde, wo mein Herz bricht; meine Freunde
en mich heute zum ersten Mal mit der Wahr-
die Sie mir immer gesagt haben. Oh! Graf,
unmöglich, mir diese Wahrheit länger zu ver-
en; sie bricht in Allem hervor: am Himmel,
h ist, in der Luft, die sich mit dumpfen Ge-

räuschen erfüllt, in der Physiognomie der Höflinge, welche bleich und ernst sind. Nein! nein! Graf, zum ersten Mal in Ihrem Leben sagen Sie mir nicht die Wahrheit."

Der Graf schaute die Königin an.

„Ja, ja," sagte sie, „nicht wahr, Sie, der Sie mich als muthig kennen, Sie erstaunen? Oh! Sie sind mit Ihrem Erstaunen noch nicht zu Ende!"

Herr von Charny machte eine fragende Geberde.

„Sie werden sogleich sehen," sagte die Königin mit einem nervösen Lachen.

„Eure Majestät leidet?" fragte der Graf.

„Nein, mein Herr, setzen Sie sich zu mir, und nicht ein Wort mehr über diese abscheuliche Politik... Machen Sie, daß ich vergesse."

Der Graf gehorchte mit einem traurigen Lächeln.

Marie Antoinette legte ihre Hand auf seine Stirne.

„Ihre Stirne glüht," sagte sie.

„Ja, ich habe einen Vulcan im Kopf."

„Ihre Hand ist eiskalt."

Und sie drückte die Hand des Grafen in ihren Händen.

„Mein Herz ist von der Kälte des Todes berührt," sagte er.

„Armer Olivier, ich sagte es Ihnen wohl, vergessen wir. Ich bin nicht mehr Königin; ich bin nicht mehr bedroht; ich bin nicht mehr gehaßt! Nein, ich bin nicht mehr Königin: ich bin Weib. Was ist das Weltall für mich? Ein Herz, das mich liebt, das würde mir genügen."

Der Graf kniete vor der Königin nieder und küßte ihr die Füße mit jener Ehrfurcht, welche die Aegypter für die Göttin Isis hegten.

„Oh! Graf, mein einziger Freund," sprach die Königin, während sie ihn aufzuheben suchte, „wissen Sie, was mir die Herzogin Diana that?"

„Sie emigrirt," antwortete Charny, ohne zu
n.

„Er hat es errathen," rief Marie Antoinette; „er
es errathen! Ach! man konnte das also errathen?"
„Oh! mein Gott, ja, Madame," erwiederte der
, „Alles läßt sich in diesem Augenblick denken."
„Aber Sie und die Ihrigen," rief die Königin,
um emigriren Sie nicht auch, da das eine so
liche Sache ist?"

„Ich, vor Allem, Madame, thue es nicht, weil ich
Majestät tief ergeben bin, und weil ich mir ge-
abe, nicht ihr, sondern mir selbst; sie nicht einen
blick während des Sturmes, der heranzieht, zu
en. Meine Brüder werden nicht emigriren, weil
Benehmen das Beispiel sein wird, nach dem sie
hrige richten; Frau von Charny endlich wird
migriren, weil sie aufrichtig, wenigstens glaube
, Eure Majestät liebt."

„Ja, Andrée ist ein sehr edles Herz," sprach die
n mit einer sichtbaren Kälte.

„Darum wird sie Versailles nicht verlassen," fügte
von Charny bei.

„Somit werde ich sie immer bei mir haben,"
ie Königin mit demselben eiskalten Ton, der
t war, um nur ihre Eifersucht oder ihre Ver-
fühlen zu lassen.

ure Majestät hat mir die Ehre erwiesen, mich
utenant der Garden zu ernennen," sagte der
on Charny, „mein Posten in Versailles; ich
neinen Posten nicht verlassen haben, hatte mir
ajestät nicht die Bewachung der Tuilerien über-
Das ist eine nothwendige Verbannung, hat
Königin gesagt, und ich bin in diese Verban-
bgegangen. Bei Allem dem, Eure Majestät
s, hat mich die Gräfin von Charny ebenso wenig
gt, als sie um Rath gefragt worden ist."

„Es ist wahr," erwiederte die Königin, immer eisig.

„Heute," fuhr der Graf unerschrocken fort, „heute glaube ich, daß mein Posten nicht mehr in den Tuilerien, sondern in Versailles ist. Wohl denn! möge es der Königin nicht mißfallen, ich habe mein Gebot verletzt, selbst meinen Dienst gewählt, und hier bin ich. Mag Frau von Charny vor den Ereignissen bange haben oder nicht, mag sie emigriren wollen oder nicht, ich bleibe bei der Königin . . . wenn nicht etwa die Königin meinen Degen zerbricht; in welchem Fall ich, da ich nicht mehr das Recht habe, für sie im Gemach in Versailles zu kämpfen, zu sterben, ich immer noch das haben werde, mich vor der Thüre, auf dem Pflaster tödten zu lassen."

Der junge Mann sprach so muthig, so bieder diese einfachen, aus dem Herzen gekommenen Worte, daß die Königin von ihrem Stolze herabfiel, hinter den zurückgezogen sie ein mehr menschliches, als königliches Gefühl verborgen hatte.

„Graf," erwiederte sie, „sprechen Sie nie dieses Wort aus, sagen Sie nicht, Sie werden für mich sterben, denn wahrhaftig, ich weiß, daß Sie es thun werden, wie Sie es sagen."

„Oh! ich werde es im Gegentheil immer sagen," rief Herr Charny. „Ich werde es Allen und überall sagen; ich werde es sagen, wie ich es thun werde, weil, ich befürchte es, die Zeit gekommen ist, wo alle diejenigen sterben müssen, welche die Könige der Erde geliebt haben."

„Graf! Graf! was gibt Ihnen denn diese unseligen Ahnungen?"

„Ach! Madame," erwiederte Charny, den Kopf schüttelnd, „zur Zeit des leidigen amerikanischen Kriegs bin ich auch von dem Unabhängigkeitsfieber befallen gewesen, das die ganze Gesellschaft durchlaufen hat. Ich wollte auch einen thätigen Antheil an der Emancipation der Sklaven nehmen, wie man zu jener Zeit sagte, und ließ mich als Maurer aufnehmen; ich schloß

einer geheimen Gesellschaft mit den Lafayette, mit
Lameth an. Wissen Sie, was der Zweck dieser
llschaft war? Madame, die Zerstörung der Throne.
en Sie, was der Wahlspruch war? drei Buch-
n: L. P. D."
„Und was wollten diese drei Buchstaben besagen?"
„Lilia pedibus destrue; Tritt die Lilien mit den
1."
„Was haben Sie dann gethan?"
„Ich habe mich mit Ehren zurückgezogen; doch für
, der sich zurückzog, ließen sich zwanzig aufnehmen.
nun heute geschieht, Madame, ist der Prolog des
Drama, das sich in der Stille und in der Nacht,
vanzig Jahren, im Kopfe der Menschen vorbe-
welche Paris in Bewegung setzen, das Stadt-
regieren, im Besitze des Palais-Royal sind und
ıstille genommen haben. Ich habe die Gesichter
alten Bundesbrüder erkannt. Täuschen Sie sich
Madame, alle Ereignisse der jüngsten Zeit sind
Ereignisse des Zufalls: es sind seit langer Zeit
eitete Aufstände."
„Oh! Sie glauben! Sie glauben, mein Freund!"
Königin, in Thränen zerfließend.
„Weinen Sie nicht, Madame, begreifen Sie,"
er Graf.
„Ich soll begreifen! ich soll begreifen!" fuhr Marie
tte fort; „ich, die geborene Gebieterin von
d zwanzig Millionen Menschen, soll begreifen,
iese fünf und zwanzig Millionen Unterthanen
, um mir zu gehorchen, sich empören und meine
tödten! Nein, ich werde das nie begreifen."
„Sie müssen es aber begreifen; denn von diesen
ınen, von diesen Menschen, gemacht um Ihnen
rchen, sind Sie, sobald dieser Gehorsam auf
ſtet, eine Feindin geworden, und bis sie Kraft
Sie zu verschlingen, zu welchem Ende sie ihre

hungerigen Zähne wetzen, verschlingen sie Ihre Freunde, welche noch mehr verhaßt sind, als Sie."

„Und Sie finden vielleicht, sie haben Recht, Herr Philosoph!" rief gebieterisch die Königin, das Auge weit aufgerissen, die Naserflügel bebend.

„Ach! ja, Madame, sie haben Recht," antwortete der Graf mit seinem sanften, liebevollen Ton, „denn wenn ich auf den Boulevards spazieren fahre, mit meinen schönen englischen Pferden, mit meinem goldenen Rock und mit meinen Leuten, deren silberne Treffen mehr kosten, als man brauchte, um drei Familien zu ernähren, so fragt sich Ihr Volk, das heißt, es fragen sich diese fünf und zwanzig Millionen ausgehungerte Menschen, wozu ich ihnen diene, ich, der ich nur ihres Gleichen sei."

„Sie dienen ihnen mit diesem, Olivier," rief die Königin, indem sie den Degen des Grafen am Griff faßte, „Sie dienen ihnen mit diesem Degen, den Ihr Vater als Held bei Fontenoy gehandhabt hat; den Ihr Großvater bei Steenkerke, Ihr Urgroßvater bei Lens und Rocroi, Ihre Ahnen bei Jory, bei Marignan, bei Azincourt geführt haben. Der Adel dient dem französischen Volk durch den Krieg; durch den Krieg hat der Adel, um den Preis seines Blutes, das Gold, das seine Röcke verbrämt, das Silber, das seine Livreen bedeckt, gewonnen. Fragen Sie sich also nicht mehr, Olivier, wozu Sie dem Volke dienen, Sie, der Sie ebenfalls, als Vater, diesen Degen führen, den Ihnen Ihre Väter vermacht haben!"

„Madame, Madame, sprechen Sie nicht so viel vom Blute des Adels; das Volk hat auch Blut in den Adern; sehen Sie die vor der Bastille fließenden Bäche; zählen sie seine auf dem gerötheten Pflaster ausgestreckten Todten und erfahren Sie, daß ihr Herz, das nicht mehr schlägt, so edel, als das eines Ritters, an dem Tage geschlagen hat, wo Ihre Kanonen gegen dasselbe donnerten; an dem Tage, wo das Volk, eine für

Hand unbekannte Waffe schwingend, unter dem
ätschenhagel sang, was unsere braven Grenadiere
immer thun. Ei! Madame, ei! meine Königin, ich
Sie inständig, schauen Sie mich nicht mit diesen
gen Augen an. Was ist ein Grenadier? Es ist
lauer verbrämter Rock auf dem Herz, von dem ich
en sprach. Was ist der Kugel, welche durchbohrt
tödtet, daran gelegen, ob das Herz mit blauem
oder mit einem Fetzen Zwillich bedeckt ist; was
dem Herzen, das bricht, daran, ob der Panzer,
s beschützte, von Trillich oder von Tuch war? Die
ist gekommen, an Alles das zu denken, Madame;
haben nicht mehr fünf und zwanzig Millionen
en in Frankreich; Sie haben nicht mehr fünf
wanzig Millionen Unterthanen, Sie haben sogar
mehr fünf und zwanzig Millionen Menschen, Sie
fünf und zwanzig Millionen Soldaten."

Die gegen mich kämpfen werden, Graf?"

Ja, gegen Sie, denn sie kämpfen für die Freiheit,
Sie stehen zwischen ihnen und der Freiheit."

in langes Stillschweigen folgte auf diese Worte
rafen. Die Königin brach es zuerst.

Nun," sprach sie, „die Wahrheit, die ich Sie mir
u sagen bat, Sie haben sie mir also gesagt?"

Ach! Madame," antwortete Charny, „unter wel-
orm sie meine Ergebenheit auch verbirgt, unter
n Schleier sie auch meine Ehrfurcht erstickt,
neinen Willen, wider Ihren Willen, schauen Sie,
Sie, fühlen Sie, betasten Sie, denken Sie,
n Sie: die Wahrheit ist da, Madame, ewig
Sie werden sie nicht mehr von Ihnen trennen,
ir Sie sich auch anstrengen mögen! Schlafen
chlafen Sie, um zu vergessen, und sie wird sich
en Häupten s tzen, und es wird das Gespenst
Träume, die Wirklichkeit Ihres Erwachens sein."

Oh! Graf," sagte die Königin stolz, „ich kenne
Schlaf, den sie nicht stören wird."

„Diesen, Madame, fürchte ich nicht mehr, als Eure Majestät, und ich wünsche ihn vielleicht eben so sehr, als sie."

„Oh!" sprach die Königin mit Verzweiflung, „Ihrer Ansicht nach ist dies also unsere einzige Zuflucht."

„Ja, doch übereilen wir nichts, Madame, gehen wir nicht schneller, als die Feinde, und wir gehen geraden Wegs zu dem Schlaf durch die Beschwerlichkeiten, die uns so viele Tage des Sturms bereiten."

Und ein neues Stillschweigen, noch düsterer, als das erste, lastete auf Marie Antoinette und Olivier von Charny.

Sie saßen, er bei ihr, sie bei ihm. Sie berührten sich, und dennoch war eine unermeßliche Kluft zwischen ihnen! ihr Geist, ihr Geist, der getrennt auf den Wogen der Zukunft lief.

Die Königin kam zuerst auf den Gegenstand des Gesprächs zurück, doch auf einem Umweg. Sie schaute den Grafen starr an und sprach:

„Mein Herr, ein letztes Wort über uns; — und ... Sie werden mir Alles sagen, Alles, Alles, Alles, hören Sie wohl!"

„Ich höre, Madame."

„Sie schwören mir, daß Sie nur meinetwegen gekommen sind?"

„Oh! Sie zweifeln daran?"

„Sie schwören mir, daß Ihnen Frau von Charny nicht geschrieben hat?"

„Sie?"

„Hören Sie: Ich weiß, daß sie ausgehen wollte; ich weiß, daß sie eine Idee im Kopfe hatte... Schwören Sie mir, Graf, daß Sie nicht ihr zu Liebe zurückgekommen sind."

In diesem Augenblicke klopfte man, oder kratzte man vielmehr an der Thüre.

„Herein," sagte die Königin.

Die Kammerfrau erschien wieder.

„Madame," sagte sie, „der König hat zu Abend eißt."

Der Marquis schaute Marie Antoinette mit Er- nen an.

„Nun," sagte sie, die Achseln zuckend, „was ist i so Erstaunliches? Muß der König nicht zu Abend sen?"

Olivier faltete die Stirne.

„Sagen Sie dem König," antwortete die Königin, ; sich stören zu lassen, „ich erhalte Nachrichten von is, und ich werde sie ihm mittheilen, sobald ich sie lten habe."

Dann wandte sie sich gegen Charny um und sprach: „Fahren wir fort; nun, da der König zu Abend ißt hat, ist es billig, daß er verdaut.

XXVIII.

Olivier von Charny.

Diese Unterbrechung hatte nur einen augenblickli- Stillstand im Gespräche herbeigeführt, aber durchaus 3 an dem doppelten Gefühle der Eifersucht geän- das die Königin in diesem Moment beseelte — sucht der Liebe als Frau, Eifersucht der Macht Königin.

Eine Folge hievon war, daß das Gespräch, das in ersten Periode erschöpft schien, im Gegentheil iben hin berührt gewesen war, und daß es sich neidender, als je, wiederbeleben sollte, wie in Schlacht nach dem Aufhören des ersten Feuers, 's das Treffen auf einigen Punkten entsponnen iuf der ganzen Linie das allgemeine Feuer wieder it, das es entscheidet.

Den Grafen schien es übrigens, da die Dinge auf diesen Punkt gelangt waren, ebenso sehr, als die Königin, zu drängen, eine Erklärung zu erhalten; nachdem die Thüre wieder geschlossen, war er es auch, der sich zuerst des Wortes bemächtigte.

„Sie fragten mich, ob ich Frau von Charny zu Liebe zurückgekommen sei?" sagte er. „Eure Majestät hat also vergessen, daß Verpflichtungen unter uns übernommen worden sind, und daß ich ein Mann von Ehre bin?"

„Ja," sprach die Königin, „Sie sind ein Mann von Ehre, ja, Sie haben geschworen, sich meinem Glück zu opfern, und dieser Schwur verzehrt mich, denn indem Sie sich meinem Glück opfern, opfern Sie zu gleicher Zeit eine schöne Frau von edlem Charakter... ein Verbrechen mehr."

„Oh! Madame, nun übertreiben Sie die Anklage. Gestehen Sie nur, daß ich mein Wort als redlicher Mann gehalten habe."

„Das ist wahr, ich bin wahnsinnig, verzeihen Sie mir."

„Nennen Sie nicht ein Verbrechen, was vom Zufall und der Nothwendigkeit geboten ist. Wir haben Beide diese Heirath beklagt, die allein die Ehre der Königin wahren konnte. Diese Ehe, es handelt sich nicht mehr darum, sie zu erdulden, wie ich es seit vier Jahren thue."

„Ja," rief die Königin. „Doch glauben Sie, ich sehe Ihren Schmerz nicht, ich begreife Ihren Kummer nicht, die sich unter der Form der tiefsten Ehrfurcht übersetzen? Glauben Sie, ich sehe nicht Alles?"

„Ich bitte, Madame," sprach der Graf, sich verbeugend, „theilen Sie mir mit, was Sie sehen, damit ich, wenn ich nicht genug selbst gelitten und die Andern habe leiden lassen, die Summe der Uebel für mich und für Alles, was mich umgibt, verdoppele, fest überzeugt, ewig unter dem zu sein, was ich Ihnen schuldig bin."

Die Königin streckte die Hand gegen den Grafen
. Das Wort dieses Mannes hatte eine unwider-
iche Macht, wie Alles, was einem aufrichtigen
leidenschaftlichen Herzen entfließt.
„Befehlen Sie also, Madame," fügte er hinzu,
beschwöre Sie, fürchten Sie sich nicht, zu be-
n."
„Ja, ja, ich weiß es wohl, ich habe Unrecht, ja,
iben Sie mir; ja, es ist wahr. Doch wenn Sie
ndwo ein verborgenes Idol haben, dem Sie einen
mnißvollen Weihrauch bieten, wenn für Sie in
i Winkel der Welt eine angebetete Frau ist . . .
ich wage es nicht mehr, dieses Wort auszuspre-
es macht mir bange, und ich zweifle daran, wenn
Sylben, aus denen es besteht, die Luft treffen und
ein Ohr klingen. Wohl denn! wenn das besteht,
verborgen, so vergessen Sie nicht, daß Sie vor
, daß Sie öffentlich für die Andern und auch für
selbst eine junge und hübsche Frau haben, die Sie
beständigen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten
ben; eine Frau, die sich auf Ihren Arm stützt
ich. indem sie sich auf Ihren Arm stützt, zugleich
auf Ihr Herz stützt."
Olivier faltete die Stirne, und die so reinen Linien
Gesichts veränderten sich einen Augenblick.
Was verlangen Sie, Madame?" sagte er, „etwa,
ch die Gräfin von Charny entferne? Sie schweigen;
also das? Wohl! ich bin bereit, diesem Befehl
horchen; doch Sie wissen, sie ist allein in der
Sie ist Waise; ihr Vater, der Baron von Ta-
), ist im vorigen Jahre gestorben als ein würdi-
Edelmann der alten Zeit, der nicht sehen will,
n der unseren vorgeht. Ihr Bruder — Sie wissen,
hr Bruder Maison-Rouge höchstens einmal im
erscheint; er kommt, umarmt seine Schwester, be-
Eure Majestät und geht, ohne daß Jemand erfährt,
us ihm wird."

„Ja, ich weiß dies Alles.“

„Bedenken Sie, Madame, daß diese Gräfin von Charny, sollte Gott mich zu sich rufen, heute ihren Mädchennamen wieder annehmen könnte, ohne daß der Reinste der Engel des Himmels in ihren Träumen, in ihrem Geiste ein Wort, einen Namen, eine Frauenerinnerung erlauern würde.“

„Oh! ja, ja, ich weiß, daß Ihre Andrée ein Engel auf Erden ist, ich weiß, daß sie geliebt zu sein verdient. Darum denke ich, die Zukunft gehöre ihr, während sie mir entschlüpft. Oh! nein, nein. Hören Sie, Graf, ich beschwöre Sie, nicht ein Wort mehr. Ich spreche nicht als Königin mit Ihnen, verzeihen Sie mir. Ich habe mich vergessen. Doch was wollen Sie? . . . Es ist in meiner Seele eine Stimme, die immer das Glück, die Freude, die Liebe singt, neben den finsteren Stimmen, die das Unglück, den Krieg, den Tod singen. Das ist die Stimme meiner Jugend, die ich überlebe. Charny, verzeihen Sie mir, ich werde nicht mehr jung sein, ich werde nicht mehr lächeln, ich werde nicht mehr lieben.“

Und die arme Frau drückte ihre abgemagerten, zarten Hände an ihre brennenden Augen, und eine Thräne einer Königin, ein Diamant glitt zwischen jedem ihrer Finger durch.

Der Graf fiel abermals auf die Kniee.

„Madame, im Namen des Himmels,“ sagte er, „befehlen Sie mir, Sie zu verlassen, zu fliehen, zu sterben, lassen Sie mich aber nicht sehen, daß Sie weinen.“

Und der Graf war selbst nahe daran, zu schluchzen, während er diese Worte sprach.

„Es ist vorbei,“ sagte die Königin, indem sie sich erhob und sanft den Kopf mit einem Lächeln voll Anmuth schüttelte.

Und mit einer reizenden Geberde warf sie ihre dichten gepuderten Haare zurück, die sich auf ihrem schwanenweißen Halse entrollt hatten.

„Ja, ja, es ist vorbei," fuhr die Königin fort, ch werde Sie nicht mehr betrüben; lassen wir alle se Tollheiten. Mein Gott! es ist seltsam, daß das eib so schwach ist, während die Königin es so sehr arf, stark zu sein. Sie kommen von Paris, nicht hr? Lassen Sie uns plaudern. Sie sagten mir Dinge, ich vergessen habe; es war jedoch sehr ernst, nicht hr, Herr von Charny?"

„Gut, Madame, kommen wir auf dieses zurück; denn, Sie bemerken, das, was ich Ihnen zu sagen habe, sehr ernst; ja, ich komme von Paris und habe dem in des Königthums beigewohnt."

„Ich hatte Recht, den Ernst herauszufordern, denn geben mir ihn, ohne zu rechnen, Herr von Charny. e glückliche Meuterei, das nennen Sie den Ruin des igthums. Wie! weil die Bastille genommen ist, r von Charny, sagen Sie, das Königthum sei ver- tet? Oh! Sie bedenken nicht, daß die Bastille erst vierzehnten Jahrhundert in Frankreich Wurzel ge- hat, und daß das Königthum Wurzeln von sechs- end Jahren im ganzen Weltall hat."

„Ich möchte mir gern Illusionen machen können, ame," erwiederte der Graf, „und dann würde ich, den Geist Eurer Majestät in Trauer zu versetzen, röstlichsten Nachrichten verkündigen. Leider gibt Instrument keine andere Töne von sich, als die, für e es bestimmt war."

„Hören Sie, ich will Sie unterstützen, ich, die ich ein Weib bin; ich will Sie wieder auf den guten bringen."

„Ach! das soll mir sehr lieb sein."

„Die Pariser haben sich empört, nicht wahr?"

„Ja."

„In welchem Verhältniß?"

„Im Verhältniß von zwölf zu fünfzehn."

„Wie machen Sie diese Berechnung?"

„Oh! ganz einfach, das Volk beträgt zwölf F–

zehntel beim Körper der Nation; es bleiben zwei Fünfzehntel für den Adel und eines für die Geistlichkeit."

„Die Rechnung ist genau, Marquis, und Sie wissen Ihren Rechenschaftsbericht an den Fingern herzusagen. Haben Sie Herrn und Frau von Necker gelesen?"

„Herrn Necker, ja, Madame."

„Ah! das Sprüchwort ist gut," sagte heiter die Königin, „man wird immer nur von den Seinigen verrathen. Folgendes ist nun meine Berechnung. . . . Wollen Sie dieselbe hören?"

„Mit Ehrfurcht."

„Auf zwölf Fünfzehntel sechs Weiber, nicht wahr?"

„Ja, Eure Majestät. Doch . . ."

„Unterbrechen Sie mich nicht. Wir sagen sechs Fünfzehntel Weiber, somit bleiben sechs; zwei gebrechliche oder gleichgültige Greise, ist das zu viel?"

„Nein."

„Es bleiben vier Fünfzehntel, von denen Sie mir wohl zwei für Feige und Laue einräumen werden. Ich schmeichle der französischen Nation. Doch es bleiben noch zwei Fünfzehntel; ich gebe sie Ihnen wüthend, standhaft, tapfer und militärisch. Diese zwei Fünfzehntel, schlagen wir sie an für Paris; denn für die Provinz, das ist unnöthig, nicht wahr? es handelt sich nur darum, Paris wiederzunehmen."

„Ja, Madame, aber . . ."

„Immer aber . . . . Warten Sie, Sie werden später antworten."

Herr von Charny verbeugte sich.

„Ich schlage also die zwei Fünfzehntel von Paris auf hunderttausend Mann an, wollen Sie?"

Diesmal antwortete der Marquis nicht.

Die Königin fuhr fort:

„Nun! diesen hunderttausend schlecht bewaffneten, nicht disciplinirten, nicht an Kriegsstrapazen gewöhnten, weil sie wissen, daß sie Böses thun, zögernden

ꝛschen stelle ich entgegen fünfzigtausend in ganz
:opa durch ihre Tapferkeit bekannte Soldaten, Offi-
e wie Sie, Herr von Charny, überdies die gehei-
e Sache, die man das göttliche Recht nennt, und
ich meine Seele, welche sich leicht rühren, aber
er brechen läßt."

Der Graf schwieg abermals.

„Glauben Sie," fuhr die Königin fort, „daß bei
m Kampfe auf diesem Terrain zwei Menschen aus
Volk mehr werth sind, als einer von meinen
daten?"

Charny schwieg.

„Sprechen Sie, antworten Sie; glauben Sie das?"
ungeduldig die Königin.

„Madame," antwortete endlich der Graf, auf Be-
der Königin aus der ehrerbietigen Zurückhaltung,
er beobachtet hatte, heraustretend: „auf einem
ach:felde, wo diese hunderttausend vereinzelten,
disciplinirten und schlecht bewaffneten Menschen
einen würden, wären sie von Ihren fünfzigtausend
daten in einer halben Stunde geschlagen."

„Ah!" sagte die Königin, „ich habe also Recht."

„Warten Sie. Es ist nicht so, wie Sie denken.
Allem sind Ihre hunderttausend Empörten von
s fünfmalhunderttausend."

„Fünfmalhunderttausend?"

„Gerade so viel. Sie haben die Weiber und die
er bei Ihrer Berechnung übergangen. Oh! Köni-
von Frankreich; oh! muthige und stolze Frau,
n Sie diese Weiber von Paris als eben so viel
ner: es wird vielleicht ein Tag kommen, wo diese
er Sie nöthigen werden, sie als eben so viel Teu-
l zählen."

„Was wollen Sie damit sagen, Graf?"

„Madame, wissen Sie, was die Rolle eines Wei-
ei den Bürgerkriegen ist? Nein. Wohl, ich will

es Ihnen sagen, und Sie werden sehen, daß es nicht zu viel an zwei Soldaten gegen jedes Weib wäre."

„Graf, sind Sie verrückt?"

Charny lächelte traurig und fuhr fort:

„Haben Sie sie bei der Bastille gesehen, unter dem Feuer, inmitten der Kugeln, wie sie zu den Waffen riefen, wie sie Ihre kriegerisch gerüsteten Schweizer mit den Fäusten bedrohten, wie sie über den Leichen der Todten mit jener Stimme, welche die Lebendigen aufspringen macht, Verwünschungen ausstießen? Haben Sie diese Weiber gesehen, wie sie Pech sieden ließen, Kanonen schleppten, den berauschten Kämpfern eine Patrone, den furchtsamen Kämpfern eine Patrone und einen Kuß gaben? Wissen Sie, daß über die Zugbrücke der Bastille eben so viel Weiber, als Männer gingen und daß zu dieser Stunde, wenn die Steine der Bastille einstürzen, dies unter der von Weiberhänden gehandhabten Spitzhaue geschieht? Ah! Madame, rechnen Sie diese Weiber von Paris, rechnen Sie auch die Kinder, welche Kugeln gießen, welche die Säbel wetzen, welche einen Pflasterstein vom sechsten Stock herabwerfen; rechnen Sie dieselben, denn die Kugel, die ein Kind gegossen hat, wird von fern Ihren besten General tödten; denn der Säbel, den es gewetzt hat, wird Ihren Kriegsrossen die Häcksen abschneiden; denn der blinde Sandstein, der vom Himmel herabfällt, wird Ihre Dragoner und Ihre Garden erschlagen. Rechnen Sie die Greise, Madame, denn wenn sie nicht mehr die Kraft haben, ein Schwert zu schwingen, so haben sie doch die, als Schild zu dienen. Bei der Bastille, Madame, waren Greise; wissen Sie, was diese Greise thaten? Sie stellten sich vor die jungen Leute, welche die Flinten auf ihre Schultern legten, so daß die Kugel Ihrer Schweizer den gebrechlichen Greis tödtete, dessen Leib einen Wall für den starken Mann bildete. Rechnen Sie die Greise, denn sie sind es, welche seit dreihundert Jahren den auf einander folgenden Generationen von den Beschimpfun-

erzählen, die ihre Mütter erlitten, von dem Elend
r vom Wildpret des Adels zerfressenen Felder, von
Schande ihrer unter den Feudalrechten gebeugten
e, und dann ergreifen die Söhne die Axt, die Keule,
Flinte, kurz Alles, was sie finden, und tödten, als
kzeuge geladen mit den Verwünschungen des Grei-
wie die Kanone mit Pulver und Eisen geladen ist.
'aris schreien in diesem Augenblick Männer, Weiber,
se und Kinder nach Freiheit. Rechnen Sie Alles,
schreit, Madame, rechnen Sie achtmalhunderttausend
en in Paris."

„Dreihundert Spartaner haben das Heer von Xerxes
zt."

„Ja, doch heute sind Ihre dreihundert Spartaner
ialhunderttausend, Madame, und Ihre fünfzigtau-
Soldaten, das ist das Heer von Xerxes."

Die Königin erhob sich, die Fäuste krampfhaft ge-
das Gesicht roth vor Zorn und Scham.

Oh! daß ich vom Throne fiele," sagte sie, „daß
on Ihren fünfmalhunderttausend Parisern in Stücke
ien, stürbe, aber daß ich nicht einen Charny, einen
, der mir gehört, so sprechen hören müßte!"

Wenn er so mit Ihnen spricht, Madame, so muß
denn dieser Charny hat in den Adern nicht einen
en Blut, der nicht würdig ist seiner Ahnen, und
cht Ihnen gehört."

Dann marschire er mit mir gegen Paris, und wir
i mit einander sterben."

Schmählich," versetzte der Graf, „ohne einen mög-
Kampf. Wir werden gar nicht kämpfen, wir
i verschwinden wie Philister oder Amalekiter.
Paris marschiren! Sie wissen also Eines nicht?
i dem Augenblick, wo wir nach Paris kämen, die
: über uns einstürzen werden, wie die Wellen des
Meeres über Pharao, und Sie werden in Frank-
inen verfluchten Namen hinterlassen, und Ihre
wird man tödten, wie die einer Wölfin."

„Wie soll ich sterben, Graf?“ sagte stolz die Königin; „ich bitte, lehren Sie mich das.“

„Als Opfer, Madame,“ antwortete ehrfurchtsvoll Herr von Charny, „wie eine Königin fällt, lächelnd, und denjenigen, welche Sie schlagen, verzeihend. Ah! hätten Sie fünfmalhunderttausend Mann, wie ich, so würde ich Ihnen sagen: Brechen wir auf; brechen wir noch in dieser Nacht auf, brechen wir auf der Stelle auf, und morgen würden Sie in den Tuilerien regieren; morgen hätten Sie Ihren Thron wiedererobert.“

„Oh!“ rief die Königin, „Sie sind also verzweifelt, Sie, auf den ich meine erste Hoffnung gesetzt habe?“

„Ja, ich bin verzweifelt, Madame, weil ganz Frankreich denkt wie Paris, weil Ihr Heer, wäre es siegreich in Paris, von Lyon, Rouen, Lille, Straßburg, Nantes und hundert anderen Städten verschlungen würde. Auf, auf, Muth, Madame, den Degen in die Scheide.“

„Ah! ah! darum werde ich so viele brave Leute um mich versammelt, darum werde ich ihnen Muth eingeflößt haben!“ sagte die Königin.

„Wenn das nicht Ihre Ansicht ist, Madame, befehlen Sie, und noch in dieser Nacht marschiren wir gegen Paris. Sprechen Sie.“

Es lag so viel Ergebenheit in diesem Anerbieten des Grafen, daß es die Königin mehr erschreckte, als es eine Weigerung gethan hätte; sie warf sich in Verzweiflung auf ein Sopha, wo sie lange gegen ihren Stolz kämpfte.

Endlich erhob sie das Haupt und sprach:

„Graf, Sie wünschen, daß ich unthätig bleibe?“

„Ich habe die Ehre, es Eurer Majestät zu rathen.“

„Das wird geschehen sein. Kommen Sie wieder.“

„Ach! Madame, ich habe Sie erzürnt?“ sagte der Graf, während er die Königin mit einer Traurigkeit erfüllt von unaussprechlicher Liebe anschaute.

„Nein; Ihre Hand.“

Der Graf reichte, sich verbeugend, seine Hand der
gin.

„Daß ich Sie schelte," sprach Marie Antoinette,
ı sie zu lächeln suchte.

„Und worüber, Madame?"

„Wie! Sie haben einen Bruder im Dienst und
fahre es durch Zufall!"

„Ich verstehe nicht."

„Diesen Abend, ein Officier von den Husaren von
ny. . ."

„Ah! mein Bruder Georges!"

„Warum haben Sie mir nie von diesem jungen
gesprochen? Warum hat er nicht einen hohen
in einem Regiment?"

„Weil er noch ganz jung und ganz unerfahren ist;
nicht würdig ist, als Chef zu befehligen, weil
, wenn Eure Majestät die Gnade gehabt hat,
licke auf mich herabzusenken, der ich Charny
um mich mit ihrer Freundschaft zu beehren, dies
n Grund ist, daß ich meine Familie auf Kosten
lenge von braven Edelleuten, welche würdiger
ne Brüder, anbringe."

„ie haben also noch einen Bruder?"

„, Madame, und er ist bereit, für Eure Maje-
terben, wie die zwei andern."

„braucht nichts?"

„chts, Madame; wir sind so glücklich, daß wir
r eine Existenz, sondern auch ein Vermögen zu
en Eurer Majestät zu legen haben."

er diese letzten Worte sprach, wobei die Köni-
durchdrungen war von dieser zarten Redlich-
bei er ganz bebte vor dieser anmuthreichen
, erweckte sie plötzlich ein Stöhnen, das aus
stoßenden Zimmer kam.

Königin stand auf, lief nach der Thüre, öff-
nd stieß einen gewaltigen Schrei aus.

„Man müßte sich erkundigen.“

„Ich glaube, ich kenne ihn,“ sagte Marie Antoinette; „ich glaube, es ist nicht das erste Mal, daß ich die Gräfin diesen Namen aussprechen höre.“

Doch als ob sie von dieser Erinnerung der Königin bedroht worden wäre, und als ob diese Drohung sie mitten aus ihren Convulsionen zurückgeholt hätte, öffnete Andrée die Augen, streckte die Arme zum Himmel aus und richtete sich mit einer Anstrengung völlig auf.

Ihr erster Blick, diesmal ein verständiger Blick, wandte sich Herrn von Charny zu, den sie erkannte und mit einer liebkosenden Flamme umhüllte.

Dann, als ob diese unwillkürliche Kundgebung ihres Gedankens ihrer spartanischen Seele unwürdig gewesen wäre, wandte Andrée die Augen ab und erblickte die Königin.

Sie verneigte sich sogleich.

„Oh! mein Gott, was haben Sie denn, Madame,“ fragte Herr von Charny; „Sie haben mich erschreckt, Sie, die Sie so stark, so muthig, sind einer solchen Ohnmacht preisgegeben?“

„Mein Herr,“ erwiederte sie, „es gehen in Paris so erschreckliche Dinge vor, daß, wenn die Männer zittern, die Frauen wohl in Ohnmacht fallen können. Sie haben Paris verlassen? Oh! Sie haben wohl daran gethan.“

„Großer Gott! Gräfin,“ sagte Charny mit dem Tone des Zweifels, „sollten Sie meinetwegen all dies Schlimme erlitten haben?“

Andrée schaute abermals ihren Gatten und die Königin an, antwortete jedoch nicht.

„Gewiß, Graf, das ist es, warum sollten Sie daran zweifeln?“ versetzte Marie Antoinette. „Die Frau Gräfin ist nicht Königin, sie hat das Recht, für ihren Mann Furcht zu hegen.“

Charny fühlte die unter diesen Worten verborgene
iferſucht.

„Oh! Madame," ſagte er, „ich bin feſt überzeugt,
ß die Gräfin noch mehr für ihre Fürſtin, als für
ich bange hat."

„Aber warum und wie haben wir Sie ohnmächtig
dieſem Cabinet gefunden, Gräfin?" fragte Marie
toinette.

„Oh! es wäre mir unmöglich, das zu erzählen,
adame. Ich weiß es ſelbſt nicht; doch bei dieſem
en der Beſchwerlichkeiten, der Schrecken und der
müthsbewegungen, das wir ſeit drei Tagen führen,
wie mir ſcheint, nichts natürlicher, als die Ohn-
ht einer Frau."

„Das iſt wahr," murmelte die Königin, welche
erkte, daß Andrée nicht in ihrer Zurückhaltung
ungen werden wollte.

„Aber," ſprach Andrée mit der ſeltſamen Ruhe, welche
icht verließ, ſobald ſie wieder Herrin ihres Willens
rden war, und die in ſchwierigen Umſtänden um
einlicher wurde, als man leicht ſah, ſie ſei nur
ke und bedecke völlig menſchliche Gefühle, „aber
Majeſtät hat ganz feuchte Augen."

Und diesmal glaubte der Graf in den Worten ſeiner
den ironiſchen Ausdruck zu finden, den er einen
nblick zuvor in den Worten der Königin bemerkt hatte.

„Madame," ſagte er zu Andrée mit einer leichten
ge, bei der man fühlte, daß ſeine Stimme nicht
gewöhnt war, „man darf ſich nicht wundern, daß
önigin Thränen in den Augen hat; die Königin
ihr Volk, und das Blut des Volkes iſt gefloſſen."

Gott hat zum Glück das Ihrige verſchont, mein
' verſetzte Andrée, immer gleich kalt, immer gleich
rſchlich.

Ja, doch es handelt ſich nicht um Ihre Majeſtät,
um Sie, Madame; kommen wir alſo auf Sie
die Königin erlaubt es?"

Marie Antoinette nickte beistimmend mit dem Kopf.

„Sie haben bange gehabt, nicht wahr?"

„Ich?"

„Sie haben gelitten, leugnen Sie es nicht; es ist Ihnen ein Unfall begegnet, welcher?" ich weiß es nicht, doch Sie werden es uns sagen."

„Sie irren sich, mein Herr."

„Sie haben sich über Jemand, über einen Mann zu beklagen gehabt?"

Andrée erbleichte.

„Ich habe mich über Niemand zu beklagen gehabt, ich komme vom König."

„Unmittelbar?"

„Unmittelbar. Ihre Majestät kann sich erkundigen."

„Wenn es sich so verhält, so hätte die Gräfin Recht," sagte Marie Antoinette. „Der König liebt sie zu sehr und weiß, daß ich ihr zu sehr gewogen bin, um ihr in irgend einer Hinsicht unverbindlich begegnet zu sein."

„Aber Sie haben einen Namen ausgesprochen," versetzte Charny beharrlich.

„Einen Namen?"

„Ja, als Sie wieder zu sich kamen."

Andrée schaute die Königin an, als wollte sie sie zu sich rufen; aber verstand sie die Königin nun nicht, oder wollte sie diese nicht verstehen, sie erwiederte:

„Ja, Sie haben den Namen Gilbert ausgesprochen."

„Gilbert! Ich habe den Namen Gilbert ausgesprochen!" rief Andrée mit einem Ausdruck so voll Schrecken, daß sich der Graf mehr von diesem Schrei bewegt fühlte, als er es von der Ohnmacht gewesen war.

„Ja," sagte er, „Sie haben diesen Namen ausgesprochen."

„Ah! wahrhaftig," erwiederte Andrée; „das ist seltsam."

Allmälig, wie sich der Himmel nach dem Blitze wieder schließt, nahm die Physiognomie der jungen

u, die bei dem unseligen Namen so gewaltig ver-
t ausgesehen hatte, wieder ihre Reinheit und Ruhe
und nur einige Muskeln dieses schönen Gesichts
:en noch fort, wie wenn am Horizont die letzten
eine des Sturms verschwinden.

„Gilbert," wiederholte sie, „ich weiß es nicht."

„Ja, Gilbert," sagte die Königin. „Suchen Sie,
ie liebe Andrée"

„Aber, Madame," sprach der Graf zu Marie An-
ette, „wenn das nur Zufall und dieser Name der
sin ganz fremd ist?"

„Nein," erwiederte Andrée; „nein, er ist mir nicht
ıd. Es ist der eines gelehrten Mannes, eines ge-
ften Arztes, welcher, glaube ich, von Amerika ankommt
dort mit Herrn von Lafayette in Verbindung stand."

„Nun?" fragte der Graf.

„Nun!" wiederholte Andrée auf eine vollkommen
irliche Weise, „ich kenne ihn nicht persönlich, aber
oll ein sehr ehrenwerther Mann sein."

„Warum dann diese Bewegung, liebe Gräfin?"
te die Königin.

„Diese Bewegung? Bin ich bewegt gewesen?"

„Ja, es war, als empfänden Sie, indem Sie die-
Namen aussprachen, eine Qual."

„Das ist möglich; vernehmen Sie, was geschehen
ich traf im Cabinet des Königs einen schwarz ge-
eten Mann, einen Mann mit strengem Gesicht, der
düsteren, erschrecklichen Dingen sprach; er erzählte
einer gräßlichen Wirklichkeit die Ermordungen von
:n de Launay und von Herrn von Flesselles. Ich
darüber erschrocken und in Ohnmacht gefallen, wie
gesehen. Dann habe ich vielleicht gesprochen; dann
ich vielleicht den Namen von diesem Herrn Gil-
genannt."

„Das ist möglich," wiederholte Herr von Charny,
bar geneigt, das Verhör nicht weiter zu treiben;
h zu dieser Stunde sind Sie beruhigt, nicht wahr?"

ihres Willens, als durch die Wirksamkeit der Pflege zu sich, die sie von einer königlichen Hand erhielt.

Es waltete in der That etwas Seltsames zwischen diesen zwei Frauen ob. Die Königin schien Andrée wohlgewogen zu sein, Andrée hegte eine tiefe Ehrfurcht für die Königin, und nichtsdestoweniger schienen sie in gewissen Augenblicken, nicht eine wohlgewogene Königin, nicht eine ergebene Dienerin, sondern zwei Feindinnen zu sein.

Ihr allmächtiger Wille hatte auch, wie gesagt, Andrée bald ihre Stärke wieder gegeben. Sie erhob sich, schob ehrerbietig die Hand der Königin auf die Seite, neigte den Kopf vor ihr und sagte:

„Eure Majestät hat erlaubt, daß ich mich in mein Zimmer zurückziehe.“

„Ja, allerdings, und Sie sind immer frei, liebe Gräfin, Sie wissen es wohl: die Etiquette ist nicht für Sie gemacht. Aber haben Sie mir nicht etwas zu sagen, ehe Sie sich entfernen?“

„Ich, Madame?“

„Allerdings Sie.“

„Nein; in welcher Beziehung?“

„In Beziehung auf Herrn Gilbert, dessen Anblick einen so starken Eindruck auf Sie gemacht hat.“

Andrée bebte, schüttelte aber nur, ein Leugnen bezeichnend, den Kopf.

„Dann halte ich Sie nicht zurück, liebe Gräfin, Sie sind frei.“

Und die Königin machte einen Schritt, um in das an ihr Zimmer anstoßende Cabinet zu gehen.

Andrée aber schritt, nachdem sie vor der Königin eine tadellose Verneigung gemacht hatte, auf die Ausgangsthüre zu.

Doch in dem Augenblick, wo sie öffnen wollte, erschollen Tritte im Corridor, und eine Hand legte sich auf den äußeren Drücker der Thüre.

Zu gleicher Zeit vernahm man die Stimme von

ig XVI., der seinem Kammerdiener für die Nacht
)le gab.
„Der König! Madame!“ sagte Andrée, während
ehrere Schritte rückwärts that; „der König!“
„Nun! ja, der König!“ erwiederte Marie Antoi-
„Macht er Ihnen dergestalt bange?“
„Madame, in des Himmels Namen,“ rief Andrée,
ich den König nicht sehe, daß ich mich ihm wenig-
heute Abend nicht gegenüber finde; ich würde vor
m sterben.“
„Aber Sie werden mir doch sagen...“
„Alles, Alles, wenn es Eure Majestät verlangt.
verbergen Sie mich.“
Treten Sie in mein Boudoir ein,“ sprach Marie
nette, Sie werden es verlassen, sobald der König
:gangen ist. Seien Sie unbesorgt, Ihre Gefangen-
wird nicht lange währen; der König bleibt nie
hier.“
Oh! Dank! Dank!“ rief die Marquise.
Und sie eilte in das Boudoir und verschwand in
Augenblick, wo der König, die Thüre öffnend, auf
schwelle des Zimmers erschien.
Der König trat ein.

XXX.

vas der König in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 dachte.

Wie lange diese Unterredung dauerte, vermöchten
nicht zu sagen, sie verlängerte sich indessen, denn
egen eilf Uhr Abends konnte man die Thüre des
oir der Königin sich öffnen und auf der Thür-
le Andrée beinahe auf den Knieen die Hand von
e Antoinette küssend sehen.

Dann, als sie sich wieder erhob, wischte die junge Frau ihre von Thränen geröthеten Augen ab, während die Königin ihrerseits in ihr Zimmer zurückkehrte.

Andrée, im Gegentheil, als ob sie sich selbst hätte entweichen wollen, entfernte sich rasch.

Von diesem Augenblick an blieb die Königin allein. Als die Dame vom Bettdienst eintrat, um ihr sich auskleiden zu helfen, fand sie Marie Antoinette mit funkelnden Augen und mit großen Schritten im Zimmer auf und abgehend.

Sie machte mit der Hand eine rasche Geberde, welche besagen wollte: Lassen Sie mich.

Die Dame vom Bettdienst entfernte sich sogleich wieder.

Nun war die Königin ganz allein; sie hatte verboten, sie zu stören, wäre es nicht wegen wichtiger, von Paris eintreffender Nachrichten.

Andrée erschien nicht wieder.

Was den König betrifft, so erklärte er, nachdem er sich mit Herrn de la Rochefoucault unterhalten hatte, der ihm den Unterschied, welcher zwischen einem Aufruhr und einer Revolution obwalte, begreiflich zu machen suchte, — er erklärte, er sei müde, legte sich nieder und entschlummerte, nicht mehr und nicht minder ruhig, als wenn er auf der Jagd gewesen wäre und der Hirsch (ein wohl dressirter Hofmann) sich hätte im Schweizer-Teich fangen lassen.

Die Königin schrieb ein paar Briefe, ging in das nächste Zimmer, wo ihre zwei Kinder unter der Obhut von Frau von Tourzel schliefen, und legte sich zu Bette, nicht um zu schlafen, wie der König, sondern, um nach ihrem Gefallen zu träumen.

Doch bald, als die Stille Versailles in Besitz genommen hatte, als der ungeheure Palast in Finsterniß getaucht war, als man in der Tiefe der Gärten nur noch die auf dem Sande krachenden Tritte der Patrouillen, in den langen Corridors nur noch den sachte

ie Marmorplatte auffallenden Gewehrkolben hörte,
Marie Antoinette, ihrer Ruhe müde, das Bedürf=
zu athmen, fühlend, aus ihrem Bette, zog ihre
neipantoffeln an, hüllte sich in ein langes Nacht=
d, trat an's Fenster, um die von den Cascaden
genbe Kühle zu schlürfen und im Vorüberziehen
thschläge aufzufassen, die der Nachtwind den bren=
Stirnen, den gepreßten Herzen zuflüstert.
ann durchging sie in ihrem Geiste Alles, was
eser seltsame Tag an unvorhergesehenen Ereig=
gebracht hatte:
en Fall der Bastille, dieses sichtbaren Emblems
iglichen Gewalt, die Schwankungen von Charny,
ergebenen Freund, diesem leidenschaftlichen Ge=
n, den sie seit so vielen Jahren unter dem Joche
und der, nachdem er nur Liebe geseufzt hatte,
sten Mal Bedauern und Reue zu seufzen schien.
it jener Gewohnheit der Zusammenstellung, welche
ßen Geistern die Bekanntschaft mit Menschen und
gibt, machte Marie Antoinette auf der Stelle
eile aus dem Mißbehagen, das sie empfand und
politisches Unglück und einen Herzenskummer
schloß.
s politische Unglück war die große Nachricht,
von Paris um drei Uhr Nachmittags ausge=
sich über die Welt verbreiten und in allen
die bis dahin den Königen, Mandataren Got=
jestandene Ehrfurcht angreifen sollte.
r Herzenskummer war der dumpfe Widerstand
rny gegen die Allmacht seiner geliebten Fürstin.
wie eine Ahnung, daß, ohne aufzuhören, treu
eben zu sein, die Liebe blind zu sein aufhören
ıd ihre Treue und Ergebenheit zu erörtern an=
konnte.
ser Gedanke bedrückte ihr Herz gewaltig und
mit jener bitteren Galle, die man die Eifer=

sucht nennt, ein scharfes Gift, das zugleich tausend Wunden in einer verletzten Seele schwären macht.

Kummer in Gegenwart von Unglück, das war indessen etwas Untergeordnetes für die Logik.

Mehr aus einem Vernunftschluß, als aus Bewußtsein, mehr aus Nothwendigkeit, als aus Instinct, überließ auch Marie Antoinette zuerst ihre Seele den ernsten Gedanken über die Gefahr der politischen Lage.

Wohin sich wenden: Haß und Ehrgeiz sich gegenüber; Schwäche und Gleichgültigkeit an ihrer Seite. Zu Feinden Leute, die, nachdem sie mit der Verleumdung angefangen, nun zu den Rebellionen kamen.

Leute, die folglich vor nichts zurückweichen würden.

Zu Vertheidigern, wir sprechen wenigstens vom größten Theil, Menschen, die sich daran gewöhnt hatten, Alles zu ertragen, und die folglich die Tiefe der Wunden nicht fühlen würden.

Leute, welche zögern würden, einen Gegenschlag zu thun, aus Furcht, Lärmen zu machen.

Man mußte also Alles in der Vergessenheit begraben, sich den Anschein geben, als vergäße man, und sich erinnern, sich den Anschein geben, als verziehe man, und nicht verzeihen.

Das war nicht würdig einer Königin von Frankreich, das war besonders nicht würdig einer Tochter von Maria Theresia, dieser Frau von Herz.

Kämpfen! kämpfen! das war der Rath des empörten königlichen Stolzes; aber kämpfen, war das klug? Besänftigt man die Leidenschaften des Hasses mit vergossenem Blut? war er nicht erschrecklich, der Name: die Oesterreicherin? mußte man ihn, um ihn einzuweihen, wie es Isabeau und Catherine von Medicis mit dem ihrigen gethan hatten, dadurch einweihen, daß man ihm die Taufe einer allgemeinen Schlächterei gab?

Und dann war, wenn Charny wahr gesprochen, der Erfolg zweifelhaft.

Kämpfen und besiegt werden

)as waren auf der Seite des politischen Unglücks
hmerzen dieser Königin, welche bei gewissen Wan-
;en ihres Nachsinnens, wie man eine Schlange aus
)eidekraut, wo sie unser Fuß erweckt hat, hervor-
:n fühlt, aus der Tiefe ihrer Leiden der Königin
:rzweiflung der Frau, die sich weniger geliebt
, wenn sie es zu viel gewesen ist, auftauchen

harny hatte das, was wir ihn sagen hörten,
ius Ueberzeugung, sondern aus Müdigkeit gesagt;
te, wie so viele Andere, zum Ueberdruß aus dem-
Becher mit ihr die Verleumdungen getrunken.
), der zum ersten Mal mit so sanften Worten
ner Frau, einem bisher von ihrem Manne ver-
ı Geschöpf, gesprochen, hatte Charny bemerkt,
:se noch junge Frau immer schön war? Und bei
einzigen Gedanken, der sie brannte wie der ver-
e Biß der Natter, erkannte Marie Antoinette
taunen, das Unglück sei nichts gegen den Kummer.
:nn was das Unglück nicht hatte machen können,
e der Kummer bei ihr. Die Frau sprang wüthend
n Lehnstuhl auf, in dem sich kalt und schwankend,
ıglück in's Gesicht schauend, die Königin gehal-
te.

ıs ganze Verhängniß dieses vom Leiden bevor-
Geschöpfs enthüllte sich in der Seelenlage von
Antoinette während dieser Nacht.

ie zugleich dem Unglück und dem Kummer ent-
fragte sie sich mit unablässig wieder entstehenden
tigungen; sollte man sich entschließen, das könig-
ben aufgebend, in der Mittelmäßigkeit glücklich
n; sollte man zu seinem wahren Trianon und
er Hütte, zum Frieden des Sees und zu den
:nten Freuden der Sennerei zurückkehren; sollte
:eses ganze Volk sich in die Fetzen des König-
theilen lassen, einige geringfügige Parcellen
ımmen, welche die Frau sich würde mit den be-

strittenen Abgaben einiger Getreuen aneignen können, welche durchaus Vasallen bleiben wollten?

Ach! hier fing die Schlange der Eifersucht wieder an tiefer zu beißen.

Glücklich! wäre sie glücklich mit der Demüthigung einer verachteten Liebe?

Glücklich! bei Herrn von Charny, der glücklich wäre bei irgend einer geliebten Frau, bei der seinigen vielleicht?

Und dieser Gedanke entzündete im Herzen der armen Königin alle die flammenden Fackeln, welche Dido viel mehr brannten, als ihr Scheiterhaufen.

Doch mitten unter dieser fieberhaften Qual ein Blitz der Ruhe; mitten unter dieser bebenden Angst ein Genuß! Sollte Gott in seiner unendlichen Güte das Böse nur geschaffen haben, um das Gute schätzen zu machen?

Andrée hat der Königin ihre Bekenntnisse gemacht, sie hat die Schande ihres Lebens ihrer Nebenbuhlerin enthüllt; Andrée hat mit Thränen in den Augen, das Gesicht gegen die Erde, Marie Antoinette gestanden, sie sei nicht mehr würdig der Liebe und der Achtung eines ehrlichen Mannes: Charny wird also Andrée nie lieben.

Charny weiß aber nichts, Charny wird nie etwas wissen von jener Katastrophe von Trianon und von den Folgen, die sie gehabt hat. Für Charny ist es daher, als bestände die Katastrophe gar nicht.

Und während sie diese Betrachtungen anstellte, prüfte die Königin im Spiegel ihres Gewissens ihre abnehmende Schönheit, ihre verlorene Heiterkeit, ihre entflohene Jugendfrische.

Dann kehrte sie zu Andrée zurück, zu den seltsamen, beinahe unglaublichen Abenteuern, die sie ihr erzählt hatte.

Sie bewunderte die zauberhafte Combination des Schicksals, welche im Grunde von Trianon, im Schatten

Hütte und im Kothe der Bauernhäuser den kleinen
nerjungen nahm, um ihn mit dem Geschick eines
räuleins zu verbinden, das wiederum mit dem Ge-
e einer Königin verbunden war.

Somit, sagte sie sich, „somit hätte sich das in
iedrigen Regionen verlorene Atom, durch eine Laune
er Anziehungskräfte, ein Diamanttheilchen, mit
göttlichen Gestirne verschmolzen?"

Dieser Gärtnerjunge, dieser Gilbert, war es nicht
bendiges Symbol von dem was zu dieser Stunde
reignet, ein Mensch aus dem Volke, aus der Nie-
eit seiner Geburt hervorgegangen, um sich mit der
if eines großen Königreichs zu beschäftigen, ein
mer Schauspieler, der in sich durch ein Privile-
des bösen Geistes, welcher über Frankreich schwebte,
l die dem Adel angethane Beschimpfung, als den
den Pöbel gegen das Königthum gemachten An-
personificirte?

Dieser Gilbert, ein Gelehrter geworden, mit dem
rzen Rocke des dritten Standes bekleidet, der Rath
errn Necker, der Vertraute des Königs von Frank-
würde sich nun durch ein Spiel der Revolution
el mit der Frau finden, der er nächtlicher Weise,
in Dieb, die Ehre gestohlen!

Bieder Weib geworden und unwillkührlich schauernd
r Erinnerung an die klägliche Geschichte, die ihr
e erzählt hatte, machte es sich die Königin gleich-
ur Pflicht diesem Gilbert in's Gesicht zu schauen
urch sich selbst in den menschlichen Zügen lesen zu
. was Gott von der Offenbarung eines so selt-
Charakters darein legen konnte, und trotz des so
erwähnten Gefühles, das sie über die Demüthi-
hrer Nebenbuhlerin beinahe freudig machte, waltete
ein heftiges Verlangen ob, den Mann zu verletzen,
ne Frau so sehr leiden gemacht hatte.

Dann war noch der Wunsch, ihn anzuschauen, wer
vielleicht mit der Angst, welche Ungeheuer ein-

flößen, ihn zu bewundern, den außerordentlichen Mann, der, durch ein Verbrechen, sein gemeines Blut in das aristokratischste Blut Frankreichs ergossen hatte; diesen Mann, der, wie es schien, die Revolution hatte machen lassen, damit man ihm die Bastille öffne, in der er ohne diese Revolution ewig vergessen gelernt hätte, daß ein Mann vom Bürgerstand sich nicht erinnern darf.

Durch diese fortziehende Folge ihrer Gedanken kam die Königin auf die politischen Schmerzen zurück und sah auf einem und demselben Haupte die Verantwortlichkeit für Alles, was sie gelitten, sich anhäufen.

Der Urheber der Volksrevolution, welche die königliche Gewalt durch die Zertrümmerung der Bastille erschüttert hatte, war also Gilbert, dessen Grundsätze den Billot, den Maillard, den Elie, den Hullin die Waffen in die Hände gegeben.

Gilbert war also zugleich ein giftiges und ein erschreckliches Geschöpf, giftig, denn er hatte Andrée als Liebender zu Grunde gerichtet, erschrecklich, denn er hatte die Bastille als Feind zertrümmern helfen.

Man mußte ihn also kennen, um ihn zu vermeiden, oder noch besser, ihn kennen, um sich seiner zu bedienen.

Man mußte um jeden Preis diesen Mann sprechen, ihn in der Nähe sehen, ihn durch sich selbst beurtheilen.

Die Nacht war zu zwei Dritteln vorüber, es schlug drei Uhr, die Morgendämmerung bleichte die Gipfel der Bäume des Parkes von Versailles und die Spitzen der Statuen.

Die Königin hatte die ganze Nacht ohne zu schlafen zugebracht; ihr umherirrender Blick verlor sich in den von einem mattweißlichen Lichte gleichsam gewischten Alleen.

Ein schwerer und brennender Schlaf bemächtigte sich allmälig der unglücklichen Frau.

Sie fiel, den Hals zurückgeworfen, auf die Lehne eines Fauteuil beim offenen Fenster nieder.

Sie träumte, sie gehe in Trianon spazieren, und
us einem Gartenbeete komme ein Erdgeist mit fahlem
ächeln, wie man sie in deutschen Balladen trifft, her-
or, und dieses höhnische Ungeheuer sei Gilbert, der
ekrümmte Finger gegen sie ausstrecke.

Sie stieß einen Schrei aus.

Ein Schrei antwortete auf den ihrigen.

Dieser Schrei weckte sie auf.

Frau von Tourzel hatte ihn von sich gegeben; sie
ır bei der Königin eingetreten und hatte, als sie
arie Antoinette entstellt und röchelnd auf einem Lehn-
hl sah, den Ausbruch ihres Schmerzes und ihrer
stürzung nicht zurückhalten können.

„Die Königin ist krank!" rief [illegible] die Königin
det! Soll ich einen Arzt rufen?"

Die Königin öffnete die Augen; diese Frage von
u von Tourzel antwortete auf das Verlangen ihrer
ıgierde.

„Ja, einen Arzt," erwiederte sie, „den Doctor
bert, rufen Sie den Doctor Gilbert."

„Wer ist der Doctor Gilbert?" fragte Frau von
rzel.

„Ein neuer Quartal-Arzt, der, glaube ich, gestern
seiner Ankunft von Amerika ernannt worden ist."

„Ich weiß, wen Ihre Majestät meint," bemerkte
htern eine von den Damen der Königin.

„Nun?" fragte Marie Antoinette.

„Der Doctor ist im Vorzimmer des Königs."

„Sie kennen ihn also?"

„Ja, Eure Majestät," stammelte die Dame.

„Woher kennen Sie ihn denn? Er ist vor acht
zehn Tagen von Amerika angekommen und hat
n erst die Bastille verlassen."

„Ich kenne ihn . . ."

„Antworten Sie. Woher kennen Sie ihn?" fragte
erisch die Königin.

Die Dame schlug die Augen nieder.

„Werden Sie sich wohl entschließen, mir zu sagen, woher Sie ihn kennen?“

„Madame, ich habe seine Werke gelesen, und da mich seine Werke auf den Verfasser neugierig gemacht hatten, so ließ ich ihn mir diesen Morgen zeigen.“

„Ah!“ versetzte die Königin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hochmuth und zugleich von Zurückhaltung, „ah! es ist gut, da Sie ihn kennen, so sagen Sie ihm, ich sei leidend, und ich wünsche ihn zu sehen.“

Die Königin ließ mittlerweile ihre Frauen eintreten, zog ein Morgenkleid an und brachte ihre Coiffure wieder in Ordnung.

XXXI.

Der Arzt des Königs.

Einige Minuten, nachdem die Königin ihr Begehren ausgesprochen, das diejenige, gegen welche sie es geäußert, sogleich vollzogen hatte, erschien Gilbert, erstaunt, leicht beunruhigt, tief bewegt, doch ohne daß sich etwas auf der Oberfläche kundgab, vor Marie Antoinette.

Die edle und sichere Haltung, die ausnehmende Bläffe des Mannes der Wissenschaft und der Einbildungskraft, dem das Studium eine zweite Natur macht, eine Bläffe noch erhöht durch den schwarzen Anzug des dritten Standes, den zu tragen nicht nur alle Abgeordneten dieses Standes, sondern auch die Männer, welche die Grundsätze der Revolution angenommen hatten, sich zur Pflicht machten; die feine, weiße Hand des Operateur in der einfachen gefältelten Mousseline, das so feine, so elegante, so wohl geformte Bein, daß Keiner am Hofe ein besser modellirtes den Kennern

und sogar den Kennerinnen des Oeil-de-Boeuf zeigen konnte; bei Allem dem eine Mischung von schüchterner Ehrfurcht für die Frau, von ruhiger Kühnheit gegen die Kranke, nichts für die Königin: dies waren die raschen und deutlich geschriebenen Nuancen, welche Marie Antoinette mit ihrem aristokratischen Verstand in der Person des Doctor Gilbert in dem Augenblick zu lesen wußte, wo sich die Thüre öffnete, um ihn in ihr Schlafzimmer einzulassen.

Je weniger herausfordernd Gilbert in seinem Wesen war, desto mehr fühlte die Königin ihren Zorn wachsen. Sie hatte sich aus diesem Menschen einen widrigen Typus gemacht, sie hatte sich ihn natürlich und beinahe unwillkürlich einem jener [illegible]en der Unverschämtheit ähnlich, wie sie solche [illegible]g um sich sah, vorgestellt. Den Urheber der Leiden von Andrée, diesen Bastard-Zögling von Rousseau, diese zum Mann gewordene Mißgeburt, diesen Doctor gewordenen Gärtner, [d]iesen Philosoph und Seelenbändiger gewordenen Bäume[ab]brauper, Marie Antoinette stellte sich ihn unwillkürlich [u]nter den Zügen von Mirabeau, dem Mann, den sie [a]m meisten nach dem Cardinal von Rohan und Lafayette [ha]ßte, vor.

Ehe sie Gilbert gesehen, hatte es ihr geschienen, [e]s bedürfte es eines materiellen Colosses, um diesen [c]ossalen Willen im Zaume zu halten.

Als sie aber einen jungen, geraden, schlanken Mann [von] ungezwungenen, eleganten Formen sah, schien ihr [di]eser Mann das neue Verbrechen, durch sein Aeußeres [zu l]ügen, begangen zu haben. Gilbert, ein Mensch [aus] dem Volke, von dunkler, unbekannter Geburt, Gilbert, [ein] gemeiner Bauer, war in den Augen der Königin [schul]dig, sich das äußere Wesen des Edelmannes und des [...] Menschen angemaßt zu haben. Die stolze Oester[reiche]rin, die geschworene Feindin der Lüge bei An[dern], entrüstete sich und faßte plötzlich einen wüthenden

„Werden Sie sich wohl entschließen, mir zu sagen, woher Sie ihn kennen?“

„Madame, ich habe seine Werke gelesen, und da mich seine Werke auf den Verfasser neugierig gemacht hatten, so ließ ich ihn mir diesen Morgen zeigen.“

„Ah!“ versetzte die Königin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hochmuth und zugleich von Zurückhaltung, „ah! es ist gut, da Sie ihn kennen, so sagen Sie ihm, ich sei leidend, und ich wünsche ihn zu sehen.“

Die Königin ließ mittlerweile ihre Frauen eintreten, zog ein Morgenkleid an und brachte ihre Coiffure wieder in Ordnung.

XXXI.

Der Arzt des Königs.

Einige Minuten, nachdem die Königin ihr Begehren ausgesprochen, das diejenige, gegen welche sie es geäußert, sogleich vollzogen hatte, erschien Gilbert, erstaunt, leicht beunruhigt, tief bewegt, doch ohne daß sich etwas auf der Oberfläche kundgab, vor Marie Antoinette.

Die edle und sichere Haltung, die ausnehmende Bläße des Mannes der Wissenschaft und der Einbildungskraft, dem das Studium eine zweite Natur macht, eine Bläße noch erhöht durch den schwarzen Anzug des dritten Standes, den zu tragen nicht nur alle Abgeordneten dieses Standes, sondern auch die Männer, welche die Grundsätze der Revolution angenommen hatten, sich zur Pflicht machten; die feine, weiße Hand des Operateur in der einfachen gefältelten Mousseline, das so feine, so elegante, so wohl geformte Bein, daß Keiner am Hofe ein besser modellirtes den Kennern

und sogar den Kennerinnen des Oeil-de-Boeuf zeigen konnte; bei Allem dem eine Mischung von schüchterner Ehrfurcht für die Frau, von ruhiger Kühnheit gegen die Kranke, nichts für die Königin: dies waren die raschen und deutlich geschriebenen Nuancen, welche Marie Antoinette mit ihrem aristokratischen Verstand in der Person des Doctor Gilbert in dem Augenblick zu lesen wußte, wo sich die Thüre öffnete, um ihn in ihr Schlafzimmer einzulassen.

Je weniger herausfordernd Gilbert in seinem Wesen war, desto mehr fühlte die Königin ihren Zorn wachsen. Sie hatte sich aus diesem Menschen einen widrigen Typus gemacht, sie hatte sich ihn natürlich und beinahe unwillkürlich einem jener [illegible]en der Unverschämtheit ähnlich, wie sie solche [illegible]g um sich sah, vorgestellt. Den Urheber der Leiden von Andrée, diesen Bastard-Zögling von Rousseau, diese zum Mann gewordene Mißgeburt, diesen Doctor gewordenen Gärtner, [d]iesen Philosoph und Seelenbändiger gewordenen Bäume[b]schrauper, Marie Antoinette stellte sich ihn unwillkürlich [u]nter den Zügen von Mirabeau, dem Mann, den sie [a]m meisten nach dem Cardinal von Rohan und Lafayette [ha]ßte, vor.

Ehe sie Gilbert gesehen, hatte es ihr geschienen, [e]s bedürfte es eines materiellen Colosses, um diesen [a]uffalen Willen im Zaume zu halten.

Als sie aber einen jungen, geraden, schlanken Mann [mit] ungezwungenen, eleganten Formen sah, schien ihr [di]eser Mann das neue Verbrechen, durch sein Aeußeres [zu l]ügen, begangen zu haben. Gilbert, ein Mensch [aus] dem Volke, von dunkler, unbekannter Geburt, Gilbert, [ein] gemeiner Bauer, war in den Augen der Königin [schul]dig, sich das äußere Wesen des Edelmannes und des [...] Menschen angemaßt zu haben. Die stolze Oester[reiche]rin, die geschworene Feindin der Lüge bei An[dern], entrüstete sich und faßte plötzlich einen wüthenden

Haß gegen das Atom, das so viele Beschwerden zu ihrem Feinde machten.

Ihre Vertrauten, diejenigen, welche in ihren Augen das heitere Wetter oder den Sturm zu lesen gewohnt waren, konnten leicht sehen, daß ein Orkan voller Blitze und Donner in der Tiefe ihres Herzens tobte.

Doch wie hätte ein menschliches Geschöpf, und wäre es eine Frau gewesen, unter diesem Wirbel von Flammen von Zorn und Grimm der Spur der seltsamen entgegengesetzten Gefühle folgen können, die im Gehirn der Königin an einander stießen und ihr die Brust von allen den tödtlichen Giften anschwellten, welche Homer beschreibt?

Die Königin entließ mit dem Blick alle Welt, selbst Frau von Misery.

Jedermann entfernte sich.

Die Königin wartete, bis die Thüre hinter der letzten Person zugemacht war; dann richtete sie die Augen wieder auf Gilbert und bemerkte, daß er nicht aufgehört hatte, sie anzuschauen.

So viel Kühnheit brachte sie außer sich.

Dieser Blick des Doctors war scheinbar harmlos, aber stät und fortdauernd, aber voll Absicht, wurde er dergestalt lästig, daß sich Marie Antoinette genöthigt fühlte, gegen das Beschwerliche desselben zu kämpfen.

„Nun! mein Herr," sagte sie mit der Brutalität eines Pistolenschusses, „was stehen Sie so vor mir und schauen mich an, statt mir zu sagen, woran ich leide?"

Diese wüthende Anrede, verstärkt durch die Blitze des Blickes, hätten jeden Höfling der Königin niedergeschmettert, zu den Füßen von Marie Antoinette, um Gnade flehend, einen Marschall von Frankreich, einen Helden, einen Halbgott fallen gemacht.

Gilbert aber antwortete ruhig:

„Durch die Augen, Madame, urtheilt der Arzt zuerst. Wenn ich Eure Majestät, die mich hat rufen lassen, anschaue, so befriedige ich nicht eine leere Neu-

gierde, ich treibe mein Gewerbe, ich gehorche Ihren Befehlen."

„So haben Sie mich studirt?"

„So viel es in meiner Macht war, Madame."

„Bin ich krank?"

„Nicht in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Eure Majestät leidet an einer Ueberreizung."

„Ah! ah!" versetzte Marie Antoinette spöttisch, „warum sagen Sie nicht sogleich, ich sei zornig?"

„Eure Majestät erlaube mir, da sie einen Arzt hat kommen lassen, daß sich der Arzt des medicinischen Ausdruckes bedient."

„Gut. Und warum diese Ueberreizung?"

„Eure Majestät hat zu viel Geist, um nicht zu wissen, daß der Arzt das materielle Uebel mittelst seiner Erfahrungen und der Ueberlieferungen des Studiums erräth, daß er aber kein Wahrsager ist, um beim ersten Anblick die menschlichen Seelen zu sondiren."

„Damit meinen Sie, beim zweiten oder dritten Male könnten Sie sagen, nicht nur, was ich leide, sondern auch, was ich denke?"

„Vielleicht, Madame," erwiederte Gilbert kalt.

Die Königin hielt bebend inne; man sah auf ihren Lippen das Wort bereit, brausend und zerfressend hervorzuspringen.

Sie bezwang sich.

„Man muß Ihnen glauben," sagte sie, „Ihnen, einem gelehrten Mann."

Und sie betonte diese letzten Worte mit einer so eisigen Verachtung, daß auch das Auge von Gilbert vom Feuer des Zorns zu erleuchten schien.

Doch eine Secunde des Kampfes genügte für diesen Mann, daß er sich den Sieg gab.

Die Stirne ruhig und das Wort frei, antwortete er alsbald:

„Eure Majestät ist zu gut, daß sie mir das Patent

eines gelehrten Mannes bewilligt, ohne mein Wissen erprobt zu haben."

Die Königin biß sich auf die Lippen.

„Sie begreifen, daß ich nicht weiß, ob Sie gelehrt sind," erwiederte sie, „aber man behauptet es, und ich sage es aller Welt nach."

„Ei!" sprach Gilbert ehrerbietig, während er sich tiefer verbeugte, als er es vorher gethan hatte, „Eure Majestät, ein Verstand wie der Ihrige soll nicht blindlings wiederholen, was der gemeine Haufen behauptet."

„Sie wollen sagen, das Volk?" versetzte die Königin übermüthig.

„Der gemeine Haufen, Madame," erwiederte Gilbert mit einer Festigkeit, die das Herz der für unbekannte Bewegungen so schmerzlich empfänglichen Frau beben machte.

„Streiten wir nicht hierüber," sagte sie. „Man nennt Sie gelehrt, das ist das Wesentliche. Wo haben Sie studirt?"

„Ueberall, Madame."

„Das ist keine Antwort."

„Nirgends also."

„Ich höre das lieber. Sie haben nirgends studirt?"

„Wie es Ihnen beliebt, Madame," antwortete der Doctor, sich verbeugend. „Und dennoch ist das minder genau, als zu sagen: überall."

„So antworten Sie," rief die Königin außer sich, „und ich bitte besonders, Herr Gilbert, verschonen Sie mich mit diesen Phrasen."

Dann fügte sie bei, als spräche sie mit sich selbst:

„Ueberall! überall! Was soll das bedeuten? Das ist das Wort eines Charlatan, eines Empirikers, eines Arztes der öffentlichen Plätze. Beabsichtigen Sie etwa, mir durch großartig klingende Sylben zu imponiren?"

Und mit glühenden Augen und bebenden Lippen streckte sie einen Fuß aus.

„Ueberall! führen Sie an, Herr Gilbert, führen Sie Einzelnes an."

„Ich habe gesagt, überall," antwortete Gilbert kalt, „weil ich in der That überall studirt habe, im Palast und in der Hütte, in der Stadt und in der Wüste, an uns und am Thier, an mir und an Andern, wie es sich geziemt für einen Mann, der die Wissenschaft liebt und sie überall nimmt, wo sie ist, das heißt überall."

Besiegt, schleuderte die Königin Gilbert einen furchtbaren Blick zu, indeß der Doctor seinerseits sie mit einer in Verzweiflung setzenden Starrheit anschaute.

Sie schüttelte sich krampfhaft und warf, indem sie ich umwandte, den kleinen Gueridon um, auf welchem ıan ihr ihre Chocolade in einer Tasse von Sèvres 'rvirt hatte.

Gilbert sah den Tisch fallen, sah die Tasse zerechen, rührte sich aber nicht.

Die Röthe stieg Marie Antoinette zu Gesichte; sie ır mit einer kalten, feuchten Hand an ihre brennende irne und war im Begriff, die Augen abermals zu bert aufzuschlagen, wagte es aber nicht.

Nur schützte sie für sich selbst eine Verachtung vor, he größer als der Uebermuth.

„Und unter welchem Meister haben Sie studirt?" die Königin das Gespräch da, wo sie es gelassen , wiederaufnehmend fort:

,Ich weiß nicht, wie ich Eurer Majestät antn soll, ohne Gefahr zu laufen, sie abermals zu nden."

)ie Königin fühlte den Vortheil, den ihr Gilbert ı, und warf sich darauf wie eine Löwin.

'Mich verwunden! Sie mich verwunden!" rief sie. ein Herr, was sagen Sie da. Sie eine Köni·wunden! Sie täuschen sich, das schwöre ich Ah! Herr Doctor Gilbert, Sie haben die che Sprache nicht an so guten Quellen studirt,

wie die Arzneikunde. Man verwundet die Leute von meinem Stande nicht, Herr Doctor Gilbert, man ermüdet sie nur."

Gilbert verbeugte sich und machte einen Schritt nach der Thüre, doch ohne daß es der Königin möglich war, in seinem Gesicht die geringste Spur von Zorn, das kleinste Zeichen von Ungeduld zu entdecken.

Die Königin stampfte im Gegentheil vor Wuth mit dem Fuß; sie machte einen Sprung, als wollte sie Gilbert zurückhalten.

Er begriff.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte er. „Es ist wahr, ich hatte das unverzeihliche Unrecht, zu vergessen, daß ich als Arzt vor eine Kranke gerufen bin. Entschuldigen Sie: ich werde mich fortan dessen erinnern."

Und er blieb.

„Eure Majestät," fuhr er fort, „scheint mir einer Nervenkrise nahe zu sein. Ich möchte sie bitten, sich dem nicht hinzugeben; bald wäre sie nicht mehr Meisterin darüber. In diesem Augenblick muß der Puls stocken, das Blut fließt zum Herz zurück: Eure Majestät leidet, Eure Majestät ist dem Ersticken nahe, und vielleicht wäre es klug, wenn sie eine von ihren Frauen rufen ließe."

Die Königin ging einmal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann wieder und fragte?"

„Sie heißen Gilbert?"

„Gilbert, ja, Madame."

„Das ist seltsam! Ich habe eine Jugenderinnerung, deren sonderbare Existenz S i e ohne Zweifel, wenn ich sie Ihnen sagte, sehr v e r w u n d e n würde. Doch gleichviel! verwundet, würden Sie sich heilen, Sie, der Sie nicht minder solider Philosoph, als gelehrter Arzt sind," fügte die Königin bei.

Und sie lächelte spöttisch.

„So ist es gut, Madame," sagte Gilbert, „lächeln Sie und bezähmen Sie allmälig Ihre Nerven durch

den Spott. Es ist eines der schönsten Vorrechte des verständigen Willens, sich so selbst zu befehlen. Bezähmen Sie, Madame, bezähmen Sie, doch ohne zu zwingen."

Diese Vorschrift des Arztes wurde mit einem so freundlichen und gutmüthigen Wesen gegeben, daß die Königin, obgleich sie die Ironie fühlte, über das, was Gilbert ihr gesagt, nicht böse werden konnte.

Nur nahm sie den Angriff wieder auf, wo sie sich darin unterbrochen hatte, und sprach:

„Hören Sie also die Jugenderinnerung, von der ich rede."

Gilbert verbeugte sich, um zu bezeichnen, daß er höre.

Die Königin raffte sich zusammen, heftete ihren Blick auf den seinigen und sagte:

„Ich war damals Dauphine und wohnte in Trianon. Es war in den Gärten ein kleiner, ganz schwarzer, ganz erdfarbiger, ganz verdrießlicher Junge, eine Art von kleinem Jean Jacques, der mit seinen gekrümmten Pfoten gätete, abraupte, grub. Er hieß Gilbert."

„Das war ich, Madame," sagte der Doctor phlegmatisch.

„Sie?" versetzte Marie Antoinette mit einem Ausdrucke des Hasses. „Ich hatte also Recht! Sie sind also kein Mann der Studien!"

„Ich denke, da Eure Majestät ein so gutes Gedächtniß hat, so erinnert sie sich wohl auch der Epoche," sagte Gilbert. „Es war, wenn ich mich nicht täusche, im Jahr 1772, als der kleine Gärtnerjunge, von dem Eure Majestät spricht, die Erde in den Blumenbeeten von Trianon umgrub, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wir sind im Jahre 1789. Die Dinge, welche Sie berühren, Madame, sind folglich vor siebzehn Jahren vorgefallen. Das sind viele Jahre in der Zeit, in der wir leben. Das ist mehr, als man braucht, um aus einem Wilden einen Gelehrten zu machen; die

Seele und der Geist functioniren rasch in gewissen Verhältnissen, wie die Pflanzen und die Blumen rasch im warmen Gewächshaus treiben; die Revolutionen, Madame, sind die warmen Treibhäuser der Intelligenz. Eure Majestät schaut mich an, und trotz der Schärfe ihres Blickes bemerkt sie nicht, daß das Kind von sechszehn Jahren nunmehr ein Mann von dreiunddreißig ist; sie hat also Unrecht, sich zu wundern, daß der unwissende, der unschuldige kleine Gilbert unter dem Hauche von zwei Revolutionen ein Gelehrter und ein Philosoph geworden ist."

„Unwissend, das mag sein, doch unschuldig, unschuldig haben Sie gesagt," rief wüthend die Königin, „ich glaube, Sie haben den kleinen Gilbert unschuldig genannt!"

„Habe ich mich getäuscht, Madame, oder diesen kleinen Knaben mit einer Eigenschaft begabt, die er nicht besaß, so begreife ich nicht, inwiefern Eure Majestät besser als ich wissen kann, daß er den entgegengesetzten Fehler hatte."

„Oh! das ist etwas Anderes," sagte die Königin verdüstert; „vielleicht werden wir eines Tages hievon sprechen; doch mittlerweile, ich bitte Sie, kommen wir auf den Mann zurück, auf den gelehrten Mann, auf den vervollkommneten Mann, auf den vollkommenen Mann, den ich vor Augen habe."

Dieses Wort vollkommen nahm Gilbert nicht auf. Er begriff zu sehr, daß es eine neue Beleidigung war.

„Kommen wir auf ihn zurück, Madame," antwortete Gilbert einfach, „und sagen Sie, in welcher Absicht ihm Eure Majestät hat Befehl geben lassen, bei ihr zu erscheinen."

„Sie schlagen sich zum Arzt des Königs vor. Sie begreifen aber, mein Herr, daß mir die Gesundheit meines Gemahls zu sehr am Herzen liegt, um sie einem Manne anzuvertrauen, den ich nicht ganz genau kenne."

„Ich habe mich vorgeschlagen, Madame, und ich

bin angenommen worden, ohne daß Eure Majestät mit Recht den geringsten Verdacht hinsichtlich meiner Fähigkeit oder meines Eifers fassen kann. Ich bin hauptsächlich politischer Arzt, Madame, empfohlen durch Herrn Necker. Was das Uebrige betrifft, wenn der König je meiner Wissenschaft bedarf, so werde ich ihm ein guter physischer Arzt sein, so weit das menschliche Wissen dem Werke des Schöpfers zu nützen vermag. Was ich aber besonders dem König sein werde, Madame — außer dem guten Rath und dem guten Arzt — das ist ein guter Freund."

„Ein guter Freund!" rief die Königin mit einem neuen Ausbruch von Verachtung; „Sie, mein Herr, ein Freund des Königs!"

„Sicherlich," antwortete Gilbert ruhig; „warum nicht, Madame?"

„Ah! ja, immer kraft Ihrer geheimen Gewalten, mit Hülfe Ihrer verborgenen Wissenschaft," murmelte sie. „Wer weiß? wir haben die Jacques und die Maillotin gesehen; wir kehren vielleicht zum Mittelalter zurück! Sie rufen die Liebestränke und die Zaubermittel wieder in's Leben. Sie werden Frankreich durch die Magie regieren; Sie werden Faust oder Nicolas Flamel sein."

„Ich habe diese Anmaßung nicht, Madame."

„Ei! daß Sie sie nicht haben, mein Herr! Wie viel Ungeheuer, noch grausamer als die der Gärten von Armida, noch grausamer als Cerberus, würden Sie auf der Schwelle unserer Hölle einschläfern!

Als sie das Wort sprach: Sie würden einschläfern, heftete die Königin ihren Blick forschender als je auf den Doctor.

Diesmal erröthete Gilbert unwillkürlich.

Das war eine unbeschreibliche Freude für Marie Antoinette. Sie fühlte, daß diesmal der Schlag, den sie gethan, eine wahre Wunde gemacht hatte.

„Denn sie schläfern ein," fuhr sie fort; „Sie, der

Sie überall und über Alles studirt haben, Sie haben ohne Zweifel die Wissenschaft des Magnetismus mit den Einschläferern unseres Jahrhunderts studirt, mit diesen Leuten, welche aus dem Schlafe einen Verrath machen und ihre Geheimnisse im Schlafe eines Andern lesen?"

„In der That, Madame, ich habe oft und lange unter dem gelehrten Cagliostro studirt."

„Ja, unter demjenigen, welcher diesen moralischen Diebstahl, von dem ich so eben sprach, ausübte und seine Adepten ausüben ließ, unter demjenigen, welcher mit Hülfe dieses magischen und, wie ich ihn nennen werde, schändlichen Schlafes den Einen die Seelen, den Andern die Leiber nahm."

Gilbert begriff abermals und erbleichte diesmal, statt zu erröthen. Die Königin bebte darob vor Freude bis in die Tiefe ihres Herzens.

„Ah! Elender," murmelte sie, „ich habe Dich auch verwundet und ich sehe das Blut."

Doch die tiefsten Gemüthsbewegungen blieben nicht lange sichtbar auf dem Antlitz von Gilbert. Er näherte sich der Königin, die ihn, freudig über ihren Sieg, vermessen anschaute.

„Madame," sagte er, „Eure Majestät hätte sehr Unrecht, den gelehrten Männern, von denen Sie sprechen, die schönste Apanage ihrer Wissenschaft, diese Macht, nicht Opfer, sondern Unterthanen durch den magnetischen Schlaf einzuschläfern, streitig zu machen; sie hätte besonders Unrecht, ihnen ihr Recht streitig zu machen, durch alle mögliche Mittel eine Entdeckung zu verfolgen, deren Gesetze, einmal anerkannt und geregelt, vielleicht berufen sind, die Welt zu revolutioniren."

Während er sich der Königin näherte, hatte sie Gilbert ebenfalls mit jener Willensmacht angeschaut, der die nervöse Andrée unterlegen war.

Die Königin fühlte, daß ein Schauer ihre Adern bei der Annäherung dieses Mannes durchlief.

„Schande!“ sagte sie, „Schande über die Menschen, welche gewisse finstere und geheime Praktiken mißbrauchen, um die Seelen oder die Leiber zu verderben.... Schande über diesen Cagliostro!“

„Oh!“ erwiederte Gilbert mit einem gefühlvollen Ausdruck, „hüten Sie sich, Madame, mit so viel Strenge die Fehler zu beurtheilen, welche die menschlichen Geschöpfe begehen.“

„Mein Herr!“

„Jedes menschliche Geschöpf, Madame, ist dem Irrthum unterworfen; jedes Geschöpf schadet dem Geschöpfe, und ohne den individuellen Egoismus, der die allgemeine Sicherheit bildet, wäre die Welt ein weites Schlachtfeld. Diejenigen sind die Besten, welche gut sind, das ist das Ganze. Andere würden Ihnen sagen: Diejenigen sind die Besten, welche minder schlecht sind. Die Nachsicht muß größer sein, Madame, je höher der Richter steht. Von dem Throne herab, wo Sie sind, haben Sie weniger als irgend Jemand das Recht, streng gegen die Fehler Anderer zu sein. Auf dem Throne der Erde seien Sie die höchste Nachsicht, wie auf dem Throne des Himmels Gott die höchste Barmherzigkeit ist.“

„Mein Herr, ich schaue mit einem andern Auge als Sie meine Rechte und besonders meine Pflichten an: ich bin auf dem Throne, um zu strafen und zu belohnen.“

„Ich glaube nicht, Madame. Meiner Ansicht nach sind Sie, Frau und Königin, auf dem Thron, um zu versöhnen und zu verzeihen.“

„Ich denke, Sie moralisiren nicht, mein Herr.“

„Sie haben Recht, Madame, und ich antworte nur Eurer Majestät. Dieser Cagliostro, zum Beispiel, von dem Sie vorhin sprachen und dem Sie seine Wissenschaft streitig machten, ich entsinne mich, und das ist eine Erinnerung aus früherer Zeit, als ihre Erinnerung von Trianon, — ich entsinne mich, daß er in den Gär-

ten des Schlosses Taverney Gelegenheit hatte, der Dauphine von Frankreich eine Probe von dieser Wissenschaft, ich weiß nicht, welche, zu geben, von der sie ein tiefes Andenken bewahrt haben muß, denn diese Probe hatte einen grausamen Eindruck auf sie gemacht, dergestalt, daß sie in Ohnmacht fiel."

Gilbert schlug auch; er schlug allerdings auf den Zufall, doch der Zufall bediente ihn, und er schlug so richtig, daß die Königin entsetzlich bleich wurde.

„Ja," sagte sie mit einer heiseren Stimme, „ja, er hat mich im Traume eine abscheuliche Maschine sehen lassen; doch bis jetzt wüßte ich nicht, daß diese Maschine in Wirklichkeit existirt."

„Ich weiß nicht, was er Sie hat sehen lassen, Madame," erwiederte Gilbert, zufrieden mit der Wirkung, die er hervorgebracht; „doch ich weiß, daß man den Gelehrtentitel einem Mann nicht abstreiten kann, der über andere Menschen, seines Gleichen, eine solche Gewalt ausübt."

„Seines Gleichen ..." murmelte verächtlich die Königin.

„Es mag sein, ich täusche mich," versetzte Gilbert, „und seine Macht ist um so größer, als er zu seinem Niveau, unter dem Joche der Angst, den Kopf der Könige und der Fürsten der Erde niederbeugt."

„Schändlich! schändlich sind diejenigen, sage ich Ihnen, welche die Schwäche oder die Leichtgläubigkeit mißbrauchen."

„Schändlich, sagen Sie, seien diejenigen, welche von der Wissenschaft Gebrauch machen?"

„Chimären, Lügen, Erbärmlichkeiten!"

„Was will das besagen?" fragte Gilbert ruhig:

„Das will besagen, daß Cagliostro ein erbärmlicher Charlatan, und daß sein angeblicher magnetischer Schlaf ein Verbrechen ist."

„Ein Verbrechen!"

„Ja, ein Verbrechen," fuhr die Königin fort,

denn er ist das Resultat eines Trankes, einer Vergiftung, deren Urheber die menschliche Gerechtigkeit, welche ich vertrete, zu erreichen und zu bestrafen wissen wird."

„Madame," versetzte Gilbert mit derselben Geduld, „Nachsicht, wenn ich bitten darf, für diejenigen, welche in dieser Welt gefehlt haben."

„Ah! Sie gestehen also?"

Die Königin täuschte sich und glaubte nach der Sanftheit der Stimme von Gilbert, er flehe für sich selbst.

Sie täuschte sich; das war ein Vortheil, den sich Gilbert wohlweislich nicht entschlüpfen ließ.

„Wie!" rief er, sein entflammtes Auge, unter dem Marie Antoinette ihre Augen wie bei dem Reflexe eines Sonnenstrahls niederzuschlagen genöthigt war, weit öffnend.

Die Königin war verblüfft, strengte sich aber gegen sich selbst an und sagte:

„Man fragt eine Königin ebenso wenig, als man sie verwundet, erfahren Sie dies abermals, Sie, der Sie Ankömmling bei Hofe sind; doch Sie sprachen, wie mir scheint, von denjenigen, welche gefehlt haben, und verlangten Nachsicht von mir."

„Ach! Madame, welches ist das vorwurfsfreie menschliche Geschöpf? dasjenige, welches sich so gut in dem tiefen Rückenschild seines Gewissens zu verschließen gewußt hat, daß der Blick der Andern nicht einzudringen im Stande gewesen ist. Das ist es, was man häufig die Tugend nennt. Seien Sie nachsichtig, Madame."

„Hienach," versetzte unklug die Königin, „hienach gibt es also keine tugendhafte Geschöpfe für Sie, mein Herr, für Sie, den Zögling der Männer, deren Blick die Wahrheit aus der Tiefe der Gewissen hervorholt?"

„Das ist wahr, Madame."

Sie brach in ein Gelächter aus, ohne entfernt darauf bedacht zu sein, die Verachtung, die dieses Gelächter in sich schloß, zu verbergen.

„Oh! ich bitte, mein Herr," rief sie, „wollen Sie sich doch erinnern, daß Sie nicht auf einem öffentlichen Platze mit blödsinnigen Bauern oder Patrioten sprechen."

„Ich weiß, mit wem ich spreche, Madame, glauben Sie mir das," erwiederte Gilbert.

„Dann mehr Achtung, mein Herr, oder mehr Geschicklichkeit, durchgehen Sie selbst Ihr ganzes Leben, sondiren Sie die Tiefen dieses Gewissens, das trotz ihres Genies und ihrer Erfahrung die Männer, welche überall gearbeitet haben, als das Gemeingut der Sterblichen besitzen müssen; erinnern Sie sich wohl Alles dessen, was Sie Niedriges, Schädliches, Strafbares gedacht, Alles dessen, was Sie an Grausamkeiten, an Attentaten, an Verbrechen sogar begangen haben können. Unterbrechen Sie mich nicht, und wenn Sie die Summe von Allem dem gemacht haben werden, Herr Doctor, so beugen Sie das Haupt, werden Sie demüthig, nähern Sie sich nicht mit diesem frechen Stolz der Wohnung der Könige, welche, wenigstens bis zu einer neuen Ordnung der Dinge, von Gott eingesetzt sind, um die Seelen der Verbrecher zu ergründen, die Falten der Gewissen zu sondiren, und ohne Mitleid, wie ohne Appellation, die Strafen auf die Schuldigen anzuwenden.... Das ist es, mein Herr, was sich für Sie zu thun geziemt," fuhr die Königin fort. „Man wird Ihnen für Ihre Reue Dank wissen. Glauben Sie mir, das beste Mittel, eine Seele, welche so krank ist, wie die Ihrige, zu heilen, wäre, in der Einsamkeit zu leben, fern von den Größen, die den Menschen falsche Ideen von ihrem eigenen Werthe geben. Ich würde Ihnen also rathen, sich nicht dem Hofe zu nähern und darauf zu verzichten, den König bei seinen Krankheiten zu pflegen. Sie haben eine Kur zu machen, für die Ihnen Gott mehr Dank wissen wird, als für irgend eine fremde Kur: die Ihrige. Das Alterthum hatte ein Sprüchwort hierüber: Ipse cura medici."

Statt sich gegen diesen Vorschlag zu empören, den

die Königin als den unangenehmsten der Schlüsse betrachtete, antwortete Gilbert mit sanftem Ton:

„Madame, ich habe schon Alles gethan, was mir Eure Majestät zu thun empfiehlt."

„Und was haben Sie gethan, mein Herr?"

„Ich habe nachgedacht."

„Ueber Sie selbst?"

„Ueber mich, ja, Madame."

„Und in Beziehung auf Ihr Gewissen?"

„Besonders in Beziehung auf mein Gewissen, Madame."

„Glauben Sie dann, ich sei hinreichend von dem unterrichtet, was Sie darin gesehen haben?"

„Ich weiß nicht, was mir Eure Majestät sagen will, doch ich begreife es; wie oft muß ein Mensch von meinem Alter Gott beleidigt haben!"

„Wahrhaftig, Sie sprechen von Gott?"

„Ja."

„Sie?"

„Warum nicht?"

„Ein Philosoph! Glauben die Philosophen an Gott?"

„Ich spreche von Gott und glaube an ihn."

„Und Sie entfernen sich nicht?"

„Nein, ich bleibe, Madame."

„Herr Gilbert, nehmen Sie sich in Acht," rief die Königin.

Und ihr Gesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von Drohung an.

„Oh! ich habe wohl nachgedacht, Madame, und durch diese Reflexionen bin ich dahin gekommen, daß ich weiß, daß ich nicht weniger werth bin, als ein Anderer: Jeder hat seine Sünden. Ich habe dieses Axiom gelernt, nicht, indem ich die Bücher durchblätterte, sondern indem ich das Gewissen Anderer durchforschte."

„Es ist universell und unfehlbar, nicht wahr?“ versetzte die Königin spottend.

„Ach! Madame, wenn nicht universell, wenn nicht unfehlbar, so doch wenigstens sehr geschickt im menschlichen Elend, sehr erprobt in tiefen Schmerzen. Und das ist so wahr, daß ich Ihnen sagen würde, — wenn ich nur den Kreis Ihrer ermüdeten Augen sähe, wenn ich nur die Linie sähe, die sich von einer Ihrer Brauen zur andern zieht, wenn ich nur die Falte sähe, welche die Winkel Ihres Mundes zusammenzieht, — ich würde Ihnen sagen, Madame, wie viel strenge Prüfungen Sie ausgestanden haben, wie oft Ihr Herz vor Bangigkeit geschlagen, wie viel geheimen Freuden dieses Herz sich hingegeben hat, um getäuscht zu erwachen. Ich werde Ihnen dies Alles sagen, Madame, wenn Sie es haben wollen. Ich werde es Ihnen sagen, sicher, nicht Lügen gestraft zu werden; ich werde es Ihnen sagen, auf Sie einen Blick heftend, der lesen kann und will; und wenn Sie das Gewicht dieses Blickes gefühlt, wenn Sie das Blei dieser Neugierde in die Tiefe Ihrer Seele eindringen gefühlt haben werden, wie das Meer das Blei der Sonde fühlt, die seine Abgründe theilt, dann werden Sie begreifen, daß ich viel vermag, Madame, und daß man mir, wenn ich stille stehe, Dank wissen muß, statt mich zum Kriege herauszufordern.“

Diese Sprache, unterstützt durch eine entsetzliche Starrheit des Willens der Herausforderung des Mannes gegen die Frau; diese Verachtung aller Etiquette in Gegenwart der Königin machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Marie Antoinette.

Sie fühlte es wie einen Nebel auf ihre Stirne fallen und ihre Ideen vereisen; sie fühlte ihren Haß in Schrecken verwandelt, ließ ihre erschwerten Hände fallen und machte einen Schritt rückwärts, um der Annäherung dieser unbekannten Gefahr zu entfliehen.

„Und nun, Madame,“ sprach Gilbert, der klar sah, was in ihr vorging, „begreifen Sie, daß es mir sehr

leicht ist, zu erfahren, was Sie vor aller Welt verbergen und was Sie sogar vor sich selbst verbergen; begreifen Sie, daß es mir leicht ist, Sie auf diesem Stuhle auszustrecken, den Ihre Finger instinctartig suchen, um eine Stütze daran zu finden."

„Oh!" machte die Königin erschrocken, denn sie fühlte unbekannte Schauer bis in ihr Herz eindringen.

„Ich darf nur in mir ein Wort sagen, das ich nicht sagen will," fuhr Gilbert fort, „ich darf nur einen Willen formen, auf den ich verzichte, und Sie fallen niedergedonnert in meine Gewalt. Sie zweifeln, Madame; oh! zweifeln Sie nicht, Sie würden mich vielleicht versuchen, und wenn Sie mich einmal versuchen! Doch nein, nicht wahr, Sie zweifeln nicht?"

Halb zurückgeworfen, keuchend, beklommen, verwirrt, klammerte sich die Königin an der Lehne ihres Stuhles an mit der Energie der Verzweiflung und der Wuth einer unnützen Vertheidigung.

„Oh!" fuhr Gilbert fort, „glauben Sie mir, Madame, wenn ich nicht der ehrerbietigste, der ergebenste, der fußfälligste Ihrer Unterthanen wäre, so würde ich Sie durch ein furchtbares Experiment überzeugen. Oh! seien Sie unbesorgt. Ich neige mich in Demuth, sage ich Ihnen, mehr noch vor der Frau, als vor der Königin. Ich zittere, einen Gedanken zu haben, der Ihren Gedanken nur oberflächlich berührt, ich würde mich eher tödten, als daß ich Ihre Seele zu beengen suchte."

„Mein Herr, mein Herr," rief die Königin, indem sie mit ihren Armen die Luft schlug, als wollte sie Gilbert, der mehr als drei Schritte von ihr entfernt stand, zurückstoßen.

„Und dennoch haben Sie mich in die Bastille einsperren lassen," fuhr Gilbert fort. „Sie bedauern es nur, daß sie erstürmt ist, weil das Volk, indem es dieselbe erstürmte, mir die Thore geöffnet hat. Ihr Haß bricht in Ihren Augen gegen einen Mann aus, dem Sie persönlich nichts vorzuwerfen haben. Und sehen

Sie, sehen Sie, ich fühle es, seitdem ich den Einfluß abspanne, mit welchem ich Sie im Zaume hielt, wer weiß. ob Sie nicht den Zweifel mit dem Athem wieder aufnehmen."

In der That, seitdem ihr Gilbert mit den Augen und mit der Hand zu befehlen aufgehört, hatte sich Marie Antoinette beinahe drohend wieder erhoben, wie der Vogel, der, von der Erstickung der Luftpumpe befreit, seinen Gesang und seinen Flug wieder zu beginnen versucht.

„Ah! Sie zweifeln; Sie spotten; Sie verachten. Soll ich Ihnen denn eine entsetzliche Idee sagen, die mir durch den Kopf gegangen ist? Hören Sie, was ich zu thun im Begriffe war: Madame, ich verurtheilte Sie, mir Ihre innersten Leiden, Ihre verborgensten Gedanken zu enthüllen; ich nöthigte Sie, dieselben hier auf diesem Tisch, den Sie in diesem Augenblick berühren, aufzuschreiben; und wenn Sie später erwacht zu sich gekommen wären, hätte ich Ihnen durch Ihre Handschrift bewiesen, wie wenig chimärisch die Macht ist, die Sie zu bestreiten scheinen; wie ächt besonders die Geduld, soll ich es sagen? ja, ich werde es sagen, die Großmuth des Mannes ist, den Sie beleidigt haben, den Sie seit einer Stunde beleidigen, ohne daß er Ihnen einen Augenblick das Recht oder den Vorwand dazu gegeben hat."

„Mich nöthigen, zu schlafen, mich zwingen, im Schlafe zu sprechen, mich!" rief die Königin, völlig erbleichend, „Sie hätten das gewagt, mein Herr? Kennen Sie den Umfang der Drohung, die Sie gegen mich aussprechen? Das ist ein Verbrechen der beleidigten Majestät, mein Herr. Bedenken Sie, das ist ein Verbrechen, welches ich. sobald ich wieder erwacht und in den Besitz meiner selbst gelangt wäre, mit dem Tode hätte bestrafen lassen."

„Madame," erwiederte Gilbert, mit dem Blicke die schwindelhafte Aufregung der Königin verfolgend,

„beeilen Sie sich nicht, anzuklagen und besonders zu drohen. Gewiß hätte ich Eure Majestät eingeschläfert. Gewiß hätte ich der Frau alle ihre Geheimnisse entrissen, doch glauben Sie mir, sicherlich wäre es nicht bei einer Gelegenheit, wie diese, geschehen, es wäre nicht bei einem Alleinsein der Königin mit ihrem Unterthan, der Frau mit einem fremden Mann geschehen; nein, ich hätte die Königin eingeschläfert, das ist wahr, und nichts wäre mir leichter gewesen; doch ich hätte mir nicht erlaubt, sie einzuschläfern, ich hätte mir nicht erlaubt, sie sprechen zu machen, ohne einen Zeugen zu haben."

„Einen Zeugen?"

„Ja, Madame, einen Zeugen, der getreu alle Ihre Worte, alle Ihre Geberden, kurz alle Einzelnheiten der Scene, die ich hervorgerufen, aufgenommen hätte, um Ihnen selbst nach Vollendung dieser Scene nicht einen Augenblick einen Zweifel zu lassen."

„Einen Zeugen?" wiederholte die Königin erschrocken, „und wer wäre dieser Zeuge gewesen? Bedenken Sie, mein Herr, das Verbrechen würde sich verdoppelt haben, denn in diesem Fall hätten Sie sich einen Genossen beigesellt."

„Und wenn dieser Genosse, Madame, kein anderer, als der König gewesen wäre?" versetzte Gilbert.

„Der König?" rief Marie Antoinette mit einem Schrecken, der die Gattin energischer verrieth, als es das Bekenntniß der Somnambule hätte thun können. „Oh! Herr Gilbert! Herr Gilbert!"

„Der König," fügte Gilbert ruhig bei, „der König, Ihre Stütze, Ihr natürlicher Vertheidiger, der König, der Ihnen bei Ihrem Erwachen, Madame, erzählt hätte, wie ehrerbietig und stolz zugleich ich der verehrtesten der Fürstinnen meine Wissenschaft beweisend gewesen sei."

Und nachdem er diese Worte gesprochen, ließ Gilbert der Königin alle Zeit, um über ihre Tiefe nachzusinnen.

„Ich sehe,“ sprach er, „was Eure Majestät denkt. Mehr als man glaubt, von den Geheimnissen des magnetischen Einflusses unterrichtet, die Sie vorhin erschreckten, sagt sich Eure Majestät, in der Entfernung werde ich gleich gefährlich und gleich beunruhigend sein.“

„Wie so?“ fragte die Königin.“

„Ja, ich wiederhole es, Madame, derjenige, welcher Jemand durch die Mittel, welche Sie so eben meinen Meistern und mir vorgeworfen haben, schaden wollte, könnte seine schändliche Thätigkeit eben so gut auf hundert Meilen, auf tausend ausüben, als auf drei Schritte. Haben Sie nicht bange, Madame, ich werde das nie versuchen.“

Die Königin blieb einen Augenblick nachdenkend und wußte nicht, was sie diesem seltsamen Mann antworten sollte, der so ihre festesten Entschlüsse wanken machte.

Plötzlich vernahm man ein Geräusch von Tritten in der Tiefe der Corridors, und Marie Antoinette richtete sich auf.

„Der König,“ sagte sie, „der König kommt.“

„Dann, Madame, antworten Sie mir, ich bitte Sie, soll ich bleiben, soll ich gehen?“

„Aber . . .“

„Beeilen Sie sich, ich kann dem König ausweichen; wenn Sie es wünschen, so wird mir Eure Majestät eine Thüre bezeichnen, durch welche ich mich entferne.“

„Bleiben Sie,“ sagte die Königin.

Gilbert verbeugte sich, während Marie Antoinette in seinen Zügen zu lesen suchte, in welchem Grade der Triumph verrätherischer wäre, als es der Zorn oder die Unruhe gewesen.

Gilbert blieb unempfindlich.

„Er hätte wenigstens Freude offenbaren müssen,“ sagte die Königin zu sich selbst.

XXXII.

Der Rath.

Der König trat nach seiner Gewohnheit lebhaft und zugleich schwerfällig ein.

Er hatte eine geschäftige, neugierige Miene, welche seltsam mit der eisigen Strenge in der Haltung der Königin contrastirte.

Die frische Farbe hatte den König nicht verlassen. Er war frühzeitig aufgestanden, und die gute Gesundheit, die er mit der Morgenluft eingeschlürft, machte ihn ganz stolz; er athmete geräuschvoll und trat sehr kräftig mit dem Fuß auf dem Boden auf.

„Der Doctor?“ sagte er, „was ist aus dem Doctor geworden?“

„Guten Tag, Sire. Wie geht es Ihnen diesen Morgen? Sind Sie sehr müde?“

„Ich habe sechs Stunden geschlafen, das ist meine Zeit. Ich befinde mich sehr wohl. Der Geist ist scharf. Sie sind ein wenig bleich, Madame. Der Doctor, man hat mir gesagt, Sie haben ihn zu sich gerufen?“

„Hier ist der Doctor Gilbert,“ erwiederte die Königin, während sie die Fenstervertiefung enthüllte, in der der Doctor bis zu diesem Augenblick verborgen gewesen war.

Die Stirne des Königs klärte sich sogleich auf.

„Ah! ich vergaß!“ sagte er. „Sie haben den Doctor gerufen; Sie leiden also?“

Die Königin erröthete.

„Sie erröthen?“ rief Ludwig XVI.

Sie wurde purpurroth.

„Abermals ein Geheimniß?“ sagte der König.

„Welches Geheimniß, mein Herr?“ unterbrach ihn die Königin mit Stolz.

„Sie verstehen mich nicht, ich sage Ihnen, Sie,

die Sie Ihre Lieblingsärzte haben, konnten den Doctor Gilbert nicht rufen, ohne den bewußten Wunsch . . ."

„Welchen Wunsch meinen Sie?"

„Den, es immer zu verbergen, wenn Sie leiden."

„Ah!" machte die Königin, ein wenig beruhigt.

„Ja," fuhr Ludwig XVI. fort, „doch nehmen Sie sich in Acht, Herr Gilbert gehört zu meinen Vertrauten, und wenn Sie ihm etwas erzählen, so wird er es mir berichten."

Gilbert lächelte.

„Was das betrifft, nein, Sire," sagte er.

„Gut, so verdirbt die Königin meine Leute!"

Marie Antoinette ließ jenes kleine erstickte Lachen hören, welches nur bedeutet, daß man das Gespräch abbrechen will, oder daß dieses Gespräch sehr ermüdet.

Gilbert begriff, der König begriff nicht.

„Hören Sie, Doctor," sprach er, „da das die Königin belustigt, erzählen Sie mir, was sie Ihnen sagte."

„Ich fragte den Doctor;" unterbrach ihn Marie Antoinette, „warum Sie ihn so frühzeitig gerufen haben. Ich gestehe in der That, daß seine Gegenwart in Versailles schon am Morgen mich neugierig macht und beunruhigt."

„Ich erwartete den Doctor, um über Politik mit ihm zu reden," erwiederte der König, sich verfinsternd.

„Ah! sehr gut," sprach die Königin.

Und sie setzte sich, als wollte sie zuhören.

„Kommen Sie, Doctor," sagte der König, indem er sich nach der Thüre wandte.

Gilbert verbeugte sich tief vor der Königin und schickte sich an, Ludwig XVI. zu folgen.

„Wohin gehen Sie?" rief die Königin; „wie! Sie entfernen sich?"

„Wir haben nicht über sehr heitere Dinge zu reden, Madame, und es ist besser, wir ersparen der Königin eine Sorge mehr."

„Sie nennen Sorgen Schmerzen!" rief majestätisch die Königin.

„Ein Grund mehr, meine Theure."

„Bleiben Sie, ich will es haben," sprach Marie Antoinette. „Herr Gilbert, ich denke, Sie werden mir nicht ungehorsam sein."

„Herr Gilbert!" rief der König sehr unwillig.

„Nun! was?"

„Ei! Herr Gilbert, der mir einen Rath geben müßte, der frei und nach seinem Gewissen mit mir sprechen müßte, Herr Gilbert wird es nicht mehr thun."

„Warum nicht?" versetzte die Königin.

„Weil Sie da sein werden, Madame."

Gilbert machte etwas wie eine Geberde, der die Königin sogleich eine wichtige Bedeutung beilegte.

„In welcher Hinsicht," sagte sie, um ihn zu unterstützen, „in welcher Hinsicht wird Herr Gilbert Gefahr laufen, mir zu mißfallen, wenn er nach seinem Gewissen spricht?"

„Das ist leicht zu begreifen, Madame," erwiederte der König: „Sie haben Ihre eigene Politik; sie ist nicht immer die unsere ... so daß ..."

„So daß Herr Gilbert, Sie sagen mir das klar, in seinen Ansichten sehr weit von meiner Politik abweicht."

„Das muß so sein, Madame, nach den Ideen, die Eure Majestät als die meinigen kennt. Nur kann Eure Majestät versichert sein, daß ich die Wahrheit eben so frei vor ihr, als in Gegenwart des Königs allein sagen werde."

„Ah! das ist schon Etwas," sprach Marie Antoinette.

„Die Wahrheit ist nicht immer gut zu sagen," murmelte Ludwig XVI.

„Wenn sie nützlich ist?" versetzte Gilbert.

„Oder nur auf einer guten Absicht beruht," fügte die Königin bei.

„Was das betrifft, so werden wir nicht daran zweifeln," sprach der König. „Doch wenn Sie vernünftig wären, Madame, so würden Sie dem Doctor die volle Redefreiheit lassen, der ich bedarf."

„Sire," erwiederte Gilbert, „da die Königin die Wahrheit selbst herausfordert, da ich weiß, daß der Geist Ihrer Majestät edel und mächtig genug ist, um sie nicht zu fürchten, so spreche ich lieber vor meinen beiden Souverains."

„Sire," sagte die Königin, „ich bitte darum."

„Ich hege Vertrauen zu der Weisheit Eurer Majestät," sprach Gilbert, indem er sich vor der Königin verbeugte. „Es handelt sich um das Glück und den Ruhm Seiner Majestät des Königs."

„Sie haben Recht, wenn Sie Vertrauen hegen," versetzte die Königin. „Fangen Sie an, mein Herr."

„Alles das ist sehr schön," entgegnete der König, der seiner Gewohnheit nach hartnäckig wurde; „aber die Frage ist zarter Natur, und ich weiß, daß Sie mich, was mich betrifft, sehr beengen werden."

Die Königin konnte sich einer Bewegung der Ungeduld nicht erwehren; sie stand auf und setzte sich dann wieder, ihren raschen, kalten Blick in den Geist des Doctors tauchend.

Ludwig XVI., als er sah, daß ihm kein anderes Mittel blieb, um der ordentlichen und außerordentlichen Folter zu entgehen, setzte sich mit einem schweren Seufzer in einen Lehnstuhl Gilbert gegenüber.

„Um was handelt es sich?" fragte die Königin, nachdem sich diese Art von Rath so constituirt und installirt hatte.

Gilbert schaute den König zum letzten Mal an, als wollte er ihn um Vollmacht bitten, ohne Zwang sprechen zu dürfen.

„Immerzu, mein Gott, immerzu, mein Herr, da es die Königin will," sagte Ludwig XVI.

„Wohl denn, Madame," sagte der Doctor, „ich

werde mit wenigen Worten Eure Majestät von dem Zwecke meines frühzeitigen Besuches in Versailles unterrichten. Ich kam, um Seiner Majestät zu rathen, sich *nach* Paris zu begeben."

Ein Funke, der auf die vierhundert Centner Pulver, die damals das Stadthaus enthielt, gefallen wäre, *hätte* nicht die Explosion hervorgebracht, welche diese Worte im Herzen der Königin bewirkten.

„Der König nach Paris! der König! ah!"

Und sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der Ludwig XVI. beben machte.

„Da," sprach der König, Gilbert anschauend; „was sagte ich Ihnen, Doctor?"

„Der König," fuhr Marie Antoinette fort, „der König in einer Stadt, welche in der Empörung begriffen ist; der König mitten unter Heugabeln und Sensen; der König unter diesen Menschen, welche die Schweizer niedergemetzelt, Herrn de Launay und Herrn von Flesseles ermordet haben; der König über den Platz vor dem Stadthause hinschreitend und im Blute seiner Vertheidiger watend! . . . Sie sind ein Wahnsinniger, mein Herr, daß Sie so gesprochen! Oh! ich wiederhole Ihnen, Sie sind ein Wahnsinniger."

Gilbert schlug die Augen nieder wie ein Mensch, den der Respect zurückhält; doch er erwiederte nicht ein Wort.

Bis in die Tiefe seiner Seele bewegt, drehte sich der König in seinem Lehnstuhle hin und her, wie ein Gefolterter auf dem Rost der Inquisitoren.

„Ist es möglich!" fuhr die Königin fort, „ist es möglich, daß sich eine solche Idee in einen verständigen Kopf, in ein französisches Herz einquartiert hat? Wie, mein Herr, Sie wissen also nicht, daß Sie mit dem Nachfolger des heiligen Ludwig, mit dem Urenkel von Ludwig XIV. sprechen?"

Der König stieß mit dem Fuß auf den Teppich.

„Ich denke indessen nicht," fuhr Marie Antoinette

abermals fort, „ich denke nicht, daß Sie den König des Beistands seiner Garden und seines Heeres berauben wollen; daß sie ihn aus seinem Palaste, der eine Festung ist, zu locken suchen, um ihn allein und nackt seinen erbittertsten Feinden preiszugeben; Sie haben nicht den Wunsch, den König ermorden zu lassen, nicht wahr, Herr Gilbert?"

„Wenn ich glaubte, Eure Majestät habe einen Augenblick die Idee, ich sei eines solchen Verrathes fähig, so wäre ich nicht ein Wahnsinniger: ich würde mich als einen Elenden betrachten. Doch, Gott sei Dank, Sie glauben das eben so wenig als ich; nein, ich bin gekommen, um meinem König einen Rath zu geben, weil ich den Rath für gut und sogar für besser als alle andere halte."

Die Königin preßte ihre Finger auf ihrer Brust so krampfhaft zusammen, daß sie den Batist unter ihrem Druck krachen machte.

Der König zuckte die Achseln mit einer leichten Bewegung der Ungeduld.

„Um Gottes willen!" sagte er, „hören Sie ihn doch an, Madame; es wird immer noch Zeit sein, nein zu sagen, wenn Sie ihn gehört haben."

„Der König hat Recht, Madame," sprach Gilbert; „denn was ich Eurer Majestät zu sagen habe, wissen Sie nicht; Sie glauben sich inmitten einer sicheren, ergebenen Armee, einer Armee, bereit, für Sie zu sterben — Irrthum; unter den französischen Regimentern conspirirt die Hälfte mit den Männern der Wiedergeburt für die revolutionäre Idee!"

„Mein Herr," rief die Königin, „nehmen Sie sich in Acht, Sie beschimpfen die Armee."

„Ganz im Gegentheil, Madame," erwiederte Gilbert, „ich spende ihr Lob. Man kann seinen König achten und seinem König ergeben sein, während man zugleich sein Vaterland liebt und der Freiheit ergeben ist."

Die Königin schleuderte auf Gilbert einen Blick so flammend als ein Blitz.

„Mein Herr,“ rief sie, „diese Sprache ...“

„Ja, diese Sprache verletzt Sie, Madame, ich begreife das; denn aller Wahrscheinlichkeit nach hört sie Eure Majestät zum ersten Mal.“

„Man wird sich wohl daran gewöhnen müssen,“ murmelte Ludwig XVI. mit dem fügsamen, gesunden Verstand, der seine Hauptstärke bildete.

„Nie!“ rief Marie Antoinette, „nie!“

„Hören Sie doch! hören Sie!“ rief der König; „ich finde, daß das, was der Doctor sagt, ganz vernünftig ist.“

Die Königin setzte sich zitternd nieder.

Gilbert fuhr fort:

„Ich sagte, Madame, ich habe Paris gesehen, und Sie haben nicht einmal Versailles gesehen. Wissen Sie, was Paris in diesem Augenblick thun will?“

„Nein,“ erwiederte der König unruhig.

„Es will vielleicht nicht zum zweiten Mal die Bastille nehmen,“ versetzte die Königin mit Verachtung.

„Sicherlich nicht, Madame,“ erwiederte Gilbert; „aber Paris weiß, daß es eine andere Festung zwischen dem Volke und seinem König gibt. Paris hat im Sinne, die Abgeordneten der zwanzig Bezirke, die es bilden, zu versammeln und diese Abgeordneten nach Versailles zu schicken.“

„Sie mögen kommen, sie mögen kommen,“ rief die Königin mit einer wilden Freude. „Oh! sie werden hier gut empfangen werden.“

„Warten Sie, Madame,“ entgegnete Gilbert, „und nehmen Sie sich in Acht, diese Abgeordneten werden nicht allein kommen.“

„Und mit wem werden sie kommen?“

„Sie werden kommen unterstützt von zwanzigtausend Mann Nationalgarde.“

„Nationalgarde!“ versetzte die Königin, „was ist das?“

„Oh! Madame, sprechen Sie nicht so leicht von diesem Institut, es wird eines Tags eine Macht werden; es wird binden und lösen.“

„Zwanzigtausend Mann!“ rief der König.

„Ei! mein Herr,“ sprach die Königin, „Sie haben hier zehntausend Mann, welche so viel werth sind, als hunderttausend Empörer; rufen Sie sie, rufen Sie sie, sage ich Ihnen; die zwanzigtausend Schurken werden hier die Bestrafung und das Beispiel finden, wie es dieser ganze revolutionäre Koth nöthig hat, den ich in acht Tagen fegen würde, wenn man nur eine Stunde auf mich hören wollte.“

Gilbert schüttelte traurig den Kopf und erwiederte:

„Oh! Madame, wie täuschen Sie sich, oder wie hat man Sie vielmehr getäuscht. Ach! ach! bedenken Sie, der Bürgerkrieg durch eine Königin herausgefordert: eine Einzige hat das gethan, und sie hat den gräßlichen Beinamen: die Fremde, mit in's Grab genommen.“

„Herausgefordert, von mir, mein Herr, wie verstehen Sie das? Habe ich ohne Herausforderung gegen die Bastille geschossen?“

„Ei! Madame,“ sagte der König, „statt zur Gewaltthätigkeit zu rathen, hören Sie zuerst die Vernunft!“

„Die Schwäche!“

„Hören Sie, Antoinette, hören Sie,“ sprach der König mit strengem Tone, „es ist keine geringfügige Sache, die Ankunft von zwanzigtausend Mann, die man wird hier mit Kartätschen niederschießen müssen.“

Dann sich an Gilbert wendend:

„Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort ...“

„Alle diese Gehässigkeiten, die sich durch die Entfernung erhitzen, alle diese Prahlereien, welche bei Gelegenheit Muth werden; all dieses Gemenge einer

Schlacht, deren Ausgang unsicher ist, ersparen Sie es dem König und sich selbst, Madame," sprach der Doctor; „Sie können durch die Milde diese Ankunft zerstreuen, welche Ihre Gewaltthätigkeiten vielleicht verstärken werden. Die Menge will zum König ziehen, kommen wir ihr zuvor; lassen Sie den König zu der Menge gehen; lassen Sie ihn umgeben, wie er es heute von seinem Heere ist, morgen eine Probe von Kühnheit und politischem Geist ablegen. Diese zwanzigtausend Mann, von denen wir sprechen, könnten vielleicht den König erobern. Lassen wir den König allein diese zwanzigtausend Mann erobern, denn diese zwanzigtausend Mann, Madame, das ist das Volk."

Der König konnte sich nicht enthalten, ein Zeichen der Beipflichtung zu machen, das Marie Antoinette nicht entging.

„Unglücklicher," sagte sie zu Gilbert, „Sie wissen also nicht, was die Gegenwart des Königs in Paris, unter den Bedingungen, wie Sie es verlangen, wird besagen wollen?"

„Sprechen Sie, Madame."

„Das will besagen: Ich billige ... das will besagen: Ihr habt wohl daran gethan, meine Schweizer zu tödten ... das will besagen: Ihr habt wohl daran gethan, meine Officiere niederzumetzeln, meine schöne Hauptstadt mit Feuer und Schwert zu verheeren; Ihr habt wohl daran gethan, mich zu entthronen! Ich danke, meine Herren, ich danke."

Und ein verächtliches Lächeln zog über die Lippen von Marie Antoinette.

„Nein, Madame," erwiederte Gilbert, „Eure Majestät täuscht sich."

„Mein Herr!"

„Das wird besagen wollen: Es ist einige Gerechtigkeit im Schmerze des Volkes gewesen. Ich habe verziehen; ich bin das Haupt und der König; ich bin an der Spitze der Revolution, wie sich einst Heinrich III.

an die Spitze der Ligue gestellt hat. Eure Generale sind meine Officiere; Eure Nationalgarden meine Soldaten; Eure Behörden meine Geschäftsführer; statt mich anzutreiben, folgt mir, wenn Ihr könnt. Die Größe meines Schrittes wird abermals beweisen, daß ich der König von Frankreich, der Nachfolger von Karl dem Großen bin."

„Er hat Recht," sagte traurig der König.

„Oh!" rief die Königin, „ich flehe Sie an, hören Sie diesen Mann nicht, dieser Mann ist Ihr Feind."

„Madame," sprach Gilbert, „Seine Majestät wird Ihnen selbst sagen, was sie von meinen Worten denkt."

„Ich denke, mein Herr, daß Sie bis jetzt der Einzige gewesen sind, der es gewagt hat, mir die Wahrheit zu sagen," versetzte der König.

„Die Wahrheit!" rief die Königin. „Oh! was sagen Sie mir da, großer Gott!"

„Ja, Madame," sprach Gilbert, „und glauben Sie, die Wahrheit ist in diesem Augenblicke die einzige Fackel, deren Licht es verhindern kann, daß der Thron und das Königthum nicht in den Abgrund rollen."

Nachdem er so gesprochen, verbeugte sich Gilbert demüthig bis auf die Kniee vor Marie Antoinette.

XXXIII.

Die Entscheidung.

Zum ersten Male schien die Königin tief bewegt zu sein. War es von der Vernunftsprache des Doctors, war es von seiner Demuth?

Der König war mit einer entschlossenen Miene aufgestanden.

Aber gewohnt, nichts zu thun, ohne die Königin um Rath zu fragen, sagte er zu dieser:

„Madame, billigen Sie ..."

„Ich muß es wohl, mein Herr," antwortete Marie Antoinette.

„Ich verlange von Ihnen nicht die Verleugnung, Madame," sagte der König ungeduldig.

„Was verlangen Sie denn?"

„Ich verlange von Ihnen eine Ueberzeugung, welche die meinige bestärkt."

„Sie verlangen von mir eine Ueberzeugung?"

„Ja."

„Oh! wenn es nur das ist, ich bin überzeugt, mein Herr."

„Von was?"

„Davon, daß der Augenblick gekommen ist, der aus der Monarchie den beklagenswerthesten und erniedrigendsten Stand machen wird, den es auf der Welt gibt."

„Oh!" sagte der König, „Sie übertreiben. Beklagenswerth, das will ich zugeben, aber erniedrigend, das ist unmöglich."

„Mein Herr, es ist Ihnen von den Königen, Ihren Ahnen, ein trauriges Erbe vermacht worden," sprach düster Marie Antoinette.

„Ja," sagte Ludwig XVI., „ein Erbe, das ich Sie zum meinem Schmerze theilen lasse, Madame."

„Wollen Sie erlauben, Sire," versetzte Gilbert, den im Grunde seines Herzens Mitleid mit diesen gefallenen Fürsten ergriff; „ich glaube nicht, daß Eure Majestät Ursache hat, die Zukunft so entsetzlich anzusehen, als sie sagt. Eine despotische Monarchie hat aufgehört, eine constitutionelle Regierung beginnt."

„Ei! mein Herr," sprach der König, „bin ich denn der Mann, den es braucht, um eine solche Regierung in Frankreich zu gründen?"

„Warum nicht, Sire?" versetzte die Königin, ein wenig gestärkt durch die Worte von Gilbert.

„Madame," sagte der König, „ich bin ein Mann von gutem Verstand und ein unterrichteter Mann. Ich sehe klar, statt trübe zu sehen, und ich weiß genau, wa-

ich Alles nicht zu wissen brauche, um dieses Land zu regieren. Von dem Tage an, wo man mich von der Unverletzlichkeit der absoluten Fürsten herabstürzt, — von dem Tage an, wo man in mir den einfachen Menschen entblößt läßt, verliere ich die ganze scheinbare Stärke, welche allein für die Regierung Frankreichs nöthig war, da sich, genau genommen, Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. vollkommen mittelst dieser scheinbaren Stärke erhalten haben. Was brauchen die Franzosen heute? Einen Herrn. Ich fühle mich nur fähig, ein Vater zu sein. Was brauchen die Revolutionäre? Ein Schwert. Ich fühle nicht die Kraft in mir, zu schlagen."

„Sie fühlen nicht die Kraft in sich, zu schlagen," rief die Königin, „Leute zu schlagen, welche die Güter Ihrer Kinder rauben, und alle Kleinodien der Krone von Frankreich, eines nach dem andern, auf Ihrer Stirne zerbrechen wollen?"

„Was werde ich antworten?" sagte ruhig Ludwig XVI.; „werde ich Nein antworten? Ich werde abermals Stürme bei Ihnen hervorrufen, die mich in meinem Leben stören. Sie vermögen zu hassen! Oh! desto besser für Sie, Sie vermögen sogar ungerecht zu sein, ich mache Ihnen das nicht zum Vorwurf, das ist eine ungeheure Eigenschaft bei Herrschern."

„Würden Sie mich zufällig ungerecht gegen die Revolution finden? sprechen Sie."

„Bei meiner Treue, ja."

„Sie sagen ja, Sire, Sie sagen ja?"

„Wenn Sie eine einfache Bürgerin wären, meine liebe Antoinette, so würden Sie nicht sprechen, wie Sie es thun."

„Ich bin es nicht."

„Darum entschuldige ich Sie, doch das will nicht heißen, daß ich Ihre Ansicht billige. Nein, Madame, nein, fügen Sie sich; wir sind in einem Augenblicke des Sturms auf den Thron von Frankreich gekommen; wir

:n die Kraft haben, den mit Sensen bewaffneten
:n, den man die Revolution nennt, vorwärts zu
, und an dieser Kraft fehlt es uns."
„Das ist gerade schlimm!" rief Marie Antoinette,
er wird über unsere Kinder hinfahren."
Ach! ich weiß es, doch wir werden ihn nicht vor-
stoßen."
„Wir werden ihn zurückweichen machen, Sire."
„Oh!" versetzte Gilbert mit einem tiefen Ausdruck,
ten Sie sich in Acht, Madame, zurückweichend wird
ie zermalmen."
Mein Herr," sagte die Königin ungeduldig, „ich
fe, daß Sie die Freimüthigkeit Ihrer Rathschläge
treiben."
„Ich werde schweigen, Madame."
„Ei! mein Gott, Madame, lassen Sie ihn doch spre-
rief der König, „wenn er das, was er Ihnen da
ndigt, nicht in zwanzig Blättern gelesen hat, die
t acht Tagen sagen, so hat er es nicht lesen wol-
Wissen Sie ihm wenigstens Dank, daß er die
heit seines Wortes nicht in Bitterkeit hüllt."
Marie Antoinette schwieg eine Zeit lang.
Dann sprach sie mit einem schmerzlichen Seufzer:
Ich fasse mich kurz oder ich wiederhole mich viel-
gehen Sie nach Paris aus eigenem Antrieb, so
ontien Sie dadurch Alles, was geschehen ist."
Ja," sprach der König, „ich weiß es wohl."
Sie demüthigen, Sie verleugnen Ihr Heer, das
u vertheidigen sich anschickte."
„Es wird aber dadurch das französische Blut ge-
"
Sie erklären, daß fortan der Aufruhr und die
tthat dem Willen des Königs die den Aufrührern
Verräthern beliebige Richtung geben können."
Madame, ich glaube, Sie haben vorhin die Güte
t, zu gestehen, ich sei so glücklich gewesen, Sie zu
:ugen."

ich Alles nicht zu wissen brauche, um dieses Land zu regieren. Von dem Tage an, wo man mich von der Unverletzlichkeit der absoluten Fürsten herabstürzt, — von dem Tage an, wo man in mir den einfachen Menschen entblößt läßt, verliere ich die ganze scheinbare Stärke, welche allein für die Regierung Frankreichs nöthig war, da sich, genau genommen, Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. vollkommen mittelst dieser scheinbaren Stärke erhalten haben. Was brauchen die Franzosen heute? Einen Herrn. Ich fühle mich nur fähig, ein Vater zu sein. Was brauchen die Revolutionäre? Ein Schwert. Ich fühle nicht die Kraft in mir, zu schlagen."

„Sie fühlen nicht die Kraft in sich, zu schlagen," rief die Königin, „Leute zu schlagen, welche die Güter Ihrer Kinder rauben, und alle Kleinodien der Krone von Frankreich, eines nach dem andern, auf Ihrer Stirne zerbrechen wollen?"

„Was werde ich antworten?" sagte ruhig Ludwig XVI.; „werde ich Nein antworten? Ich werde abermals Stürme bei Ihnen hervorrufen, die mich in meinem Leben stören. Sie vermögen zu hassen! Oh! desto besser für Sie, Sie vermögen sogar ungerecht zu sein, ich mache Ihnen das nicht zum Vorwurf, das ist eine ungeheure Eigenschaft bei Herrschern."

„Würden Sie mich zufällig ungerecht gegen die Revolution finden? sprechen Sie."

„Bei meiner Treue, ja."

„Sie sagen ja, Sire, Sie sagen ja?"

„Wenn Sie eine einfache Bürgerin wären, meine liebe Antoinette, so würden Sie nicht sprechen, wie Sie es thun."

„Ich bin es nicht."

„Darum entschuldige ich Sie, doch das will nicht heißen, daß ich Ihre Ansicht billige. Nein, Madame, nein, fügen Sie sich; wir sind in einem Augenblicke des Sturms auf den Thron von Frankreich gekommen; wir

müßten die Kraft haben, den mit Sensen bewaffneten Karren, den man die Revolution nennt, vorwärts zu stoßen, und an dieser Kraft fehlt es uns."

„Das ist gerade schlimm!" rief Marie Antoinette, „denn er wird über unsere Kinder hinfahren."

„Ach! ich weiß es, doch wir werden ihn nicht vorwärts stoßen."

„Wir werden ihn zurückweichen machen, Sire."

„Oh!" versetzte Gilbert mit einem tiefen Ausdruck, „nehmen Sie sich in Acht, Madame, zurückweichend wird er Sie zermalmen."

„Mein Herr," sagte die Königin ungeduldig, „ich bemerke, daß Sie die Freimüthigkeit Ihrer Rathschläge weit treiben."

„Ich werde schweigen, Madame."

„Ei! mein Gott, Madame, lassen Sie ihn doch sprechen," rief der König, „wenn er das, was er Ihnen da verkündigt, nicht in zwanzig Blättern gelesen hat, die es seit acht Tagen sagen, so hat er es nicht lesen wollen. Wissen Sie ihm wenigstens Dank, daß er die Wahrheit seines Wortes nicht in Bitterkeit hüllt."

Marie Antoinette schwieg eine Zeit lang.

Dann sprach sie mit einem schmerzlichen Seufzer:

„Ich fasse mich kurz oder ich wiederhole mich vielmehr: gehen Sie nach Paris aus eigenem Antrieb, so sanctioniren Sie dadurch Alles, was geschehen ist."

„Ja," sprach der König, „ich weiß es wohl."

„Sie demüthigen, Sie verleugnen Ihr Heer, das Sie zu vertheidigen sich anschickte."

„Es wird aber dadurch das französische Blut gespart."

„Sie erklären, daß fortan der Aufruhr und die Gewaltthat dem Willen des Königs die den Aufrührern und Verräthern beliebige Richtung geben können."

„Madame, ich glaube, Sie haben vorhin die Güte gehabt, zu gestehen, ich sei so glücklich gewesen, Sie zu überzeugen."

„Ja, vorhin, ich gestehe es, hat sich eine Ecke des Schleiers vor mir erhoben. Jetzt, mein Herr, oh! jetzt werde ich wieder blind, wie Sie sagen, und ich will lieber in meinem Innern die Herrlichkeiten sehen, an die mich die Erziehung, die Ueberlieferung, die Geschichte gewöhnt haben; ich will lieber mich immer als Königin sehen, als mich eine schlechte Mutter für dieses Volk fühlen, welches mich beleidigt und haßt."

„Antoinette! Antoinette!" rief Ludwig XVI., erschrocken über die plötzliche Blässe, die sich der Wangen der Königin bemächtigte, was nichts Anderes war, als das Vorzeichen eines heftigen Zornausbruches.

„Oh! nein, nein, Sire, ich werde sprechen," erwiederte die Königin.

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame," sagte Ludwig XVI., und er bezeichnete mit dem Augenwinkel Marie Antoinette den Doctor.

„Ei! der Herr weiß Alles, was ich sagen werde. Er weiß sogar, was ich denke," fügte sie mit einer bitteren Erinnerung an die Scene bei, welche kurz zuvor zwischen ihr und Gilbert stattgefunden hatte; „warum sollte ich mir also Zwang anthun? Der Herr ist übrigens von uns zum Vertrauten genommen worden, und ich weiß nicht, warum ich etwas fürchten sollte! Ich weiß aber, daß man Sie entführt, fortreißt, Sire, dem unglücklichen Prinzen meiner theuren deutschen Balladen ähnlich. Wohin gehen Sie.... Ich weiß es nicht, doch Sie gehen dahin, von wo Sie nie mehr zurückkommen werden!"

„Ei, nein, Madame, ich gehe ganz einfach nach Paris." antwortete Ludwig XVI.

Marie Antoinette zuckte die Achseln.

„Halten Sie mich für toll," sagte sie mit einer dumpf gereizten Stimme. „Sie gehen nach Paris; gut. Doch wer sagt Ihnen, Paris sei nicht der Schlund, den ich nicht sehe, aber errathe? Warum sollte man Sie in dem Tumult, der nothwendig um Sie her statt-

finden wird, nicht tödten? Wer weiß, woher die verlorene Kugel kommt? wer weiß unter hunderttausend drohenden Fäusten, welche diejenige ist, die das Messer gestoßen hat?"

„Oh! von dieser Seite fürchten Sie nichts, Madame, sie lieben mich," rief der König.

„Oh! sagen Sie mir das nicht, Sie würden mein Mitleid erregen, Sire. Sie lieben Sie und tödten und erwürgen und schlachten diejenigen, welche Sie auf der Erde vertreten, Sie, einen König! Sie, das Ebenbild Gottes! Der Gouverneur der Bastille, das war Ihr Vertreter, das war das Ebenbild des Königs. Glauben Sie mir, ich werde mich nicht der Uebertreibung beschuldigen lassen: wenn sie de Launay, diesen braven und treuen Diener, getödtet haben, so hätten sie auch Sie getödtet, Sire, wären Sie statt seiner in ihrer Gewalt gewesen, und zwar noch leichter als ihn, denn sie kennen Sie und wissen, daß Sie, statt sich zu vertheidigen, ihnen die Seite dargeboten hätten."

„Machen Sie Ihren Schluß," sprach der König.

„Ich glaubte ihn gemacht zu haben, Sire."

„Sie werden mich tödten?"

„Ja, Sire."

„Nun!"

„Und meine Kinder?" rief die Königin.

Gilbert dachte, es sei Zeit, dazwischen zu treten.

„Madame," sagte er, „der König wird dergestalt in Paris geachtet, und seine Gegenwart wird dort ein solches Entzücken bereiten, daß ich, wenn ich etwas befürchte, nicht für den König fürchte, sondern für die Fanatiker, welche im Stande sind, sich unter den Füßen seiner Pferde zertreten zu lassen, wie die Fakirs der Hindus unter den Rädern des Karrens von ihrem Götzen."

„Oh! mein Herr, mein Herr!" rief Marie Antoinette.

„Dieser Zug nach Paris wird ein Triumph sein, Madame."

„Aber, Sire, Sie antworten nicht."

„Weil ich ein wenig der Ansicht des Doctors bin, Madame."

„Und es drängt Sie die Ungeduld, nicht wahr, diesen Triumph zu genießen?"

„Der König hätte in diesem Fall Recht, und seine Ungeduld würde beweisen, mit welch tief richtigem Sinn Seine Majestät die Menschen und die Dinge beurtheilt. Je mehr Seine Majestät sich beeilen wird, desto größer wird der Triumph sein."

„Ja, Sie glauben das, mein Herr?"

„Ich bin dessen sicher, denn wenn er zögert, kann der König den ganzen Vortheil der Freiwilligkeit verlieren. Bedenken Sie wohl, Madame, man kann anderswo die Initiative einer Bitte nehmen, welche dann in den Augen der Pariser die Stellung Seiner Majestät verändern und sie gleichsam einem Befehle nachkommen lassen würde."

„Sie sehen," rief die Königin, „der Doctor gesteht: man würde Ihnen befehlen. Oh! Sire, sehen Sie doch!"

„Der Doctor sagt nicht, man habe befohlen, Madame."

„Geduld! Geduld! verlieren Sie die Zeit, und die Bitte oder vielmehr der Befehl wird kommen."

Gilbert preßte leicht seine Lippen mit einem Gefühle des Aergers zusammen, das die Königin sogleich wahrnahm, so schnell es über sein Gesicht hingezogen war.

„Was habe ich gesagt," murmelte sie, „ich arme Wahnsinnige, die ich bin, ich habe gegen mich selbst gesprochen."

„Worin, Madame?" fragte der König.

„Darin, daß ich Sie durch einen Aufschub den Vortheil Ihrer Initiative verlieren machen werde, und

daß ich dennoch einen Aufschub von Ihnen zu verlangen habe."

„Oh! Madame! Madame! verlangen Sie Alles, dies ausgenommen."

„Antoinette," sprach der König, den Kopf schüttelnd, „Sie haben geschworen, mein Verderben zu bereiten."

„Oh! Sire," rief die Königin mit einem Ausdruck des Vorwurfs, der alle Bangigkeiten ihres Herzens offenbarte, „können Sie so mit mir sprechen!"

„Warum versuchen Sie es dann, diese Reise zu verzögern?" fragte der König.

„Bedenken Sie wohl, Madame, unter solchen Umständen ist der geeignete Zeitpunkt Alles. Bedenken Sie, welches Gewicht die Stunden haben, die in solchen Augenblicken vergehen, wenn ein ganzes wüthendes Volk sie zählt, wie sie nach und nach schlagen."

„Nicht heute, Herr Gilbert. Morgen, Sire, oh! morgen, bewilligen Sie mir Frist bis morgen, und ich schwöre Ihnen, daß ich mich dieser Reise nicht mehr widersetzen werde."

„Ein verlorener Tag," murmelte der König.

„Vierundzwanzig lange Stunden," sagte Gilbert, „bedenken Sie, Madame, bedenken Sie."

„Sire, es muß sein," sprach flehend die Königin.

„Einen Grund wenigstens?" versetzte der König.

„Nichts als meine Verzweiflung, Sire, nichts als meine Thränen, nichts als mein Flehen."

„Weiß man denn, was von jetzt bis morgen geschehen wird?" rief der König, ganz verwirrt beim Anblick der Verzweiflung von Marie Antoinette.

„Was soll geschehen?" fragte die Königin, indem sie Gilbert mit flehender Miene anschaute.

„Oh!" erwiederte Gilbert, „dort noch nichts; eine Hoffnung, und wäre sie auch so schwankend wie eine Wolke, wird genügen, um sie zum Warten bis morgen zu bewegen; aber..."

„Aber hier, nicht wahr?“ sagte der König.

„Ja, Sire.“

„Die Nationalversammlung?“

Gilbert nickte mit dem Kopf.

„Die Nationalversammlung,“ fuhr der König fort, „welche mit Männern, wie Herr Monnier, Herr Mirabeau, Herr Siéyès im Stande ist, mir eine Adresse zu schicken, die mir allen Vortheil meines guten Willens nehmen wird.“

„Nun wohl!“ rief die Königin mit einer düstern Wuth, „desto besser, weil Sie dann abschlagen, weil Sie dann Ihre Königswürde behaupten, weil Sie nicht nach Paris gehen werden, und weil, wenn hier der Krieg auszuhalten ist, wir ihn aushalten werden; weil wir, wenn man hier sterben muß, als erhabene und unangetastete Leute, wie wir sind, als Könige, als Gebieter, als Christen, welche auf Gott bauen, von dem Sie Ihre Krone haben, sterben werden.“

Als Ludwig XVI. diese fieberhafte Exaltation der Königin sah, begriff er, daß in diesem Augenblick nichts Anderes zu thun war, als nachzugeben.

Er winkte Gilbert, ging auf Marie Antoinette zu, nahm sie bei der Hand und sagte:

„Beruhigen Sie sich, Madame, es wird geschehen, wie Sie wünschen. Sie wissen, liebe Gemahlin, daß ich um mein Leben nichts thun möchte, was Ihnen unangenehm wäre, denn ich hege die gerechteste Zuneigung für eine Frau von Ihrem Verdienst, und besonders von Ihrer Tugend.“

Ludwig XVI. betonte diese Worte mit einem unaussprechlichen Adel und erhob so mit allen seinen Kräften die so sehr verleumdete Königin, und zwar in den Augen eines Zeugen, der zur Noth fähig war, zu berichten, was er gesehen und gehört.

Diese Zartheit rührte aufs Tiefste Marie Antoinette; sie drückte die Hand, die ihr der König reichte, ihren Händen und sprach:

„Nun, Sire, bis morgen also, nicht später, das ist die äußerste Frist; doch um diese bitte ich Sie inständig, auf den Knieen; morgen, zur Stunde, die Ihnen beliebt, das schwöre ich Ihnen, werden Sie nach Paris abreisen."

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame, der Doctor ist Zeuge," sagte lächelnd der König.

„Sire, Sie haben mich nie mein Wort brechen sehen," erwiederte die Königin.

„Nein, nur gestehe ich Eines."

„Was?"

„Daß es mich, da Sie im Grunde ergeben zu sein scheinen, verlangt, zu erfahren, warum Sie vierundzwanzig Stunden von mir fordern. Erwarten Sie eine Nachricht von Paris? eine Nachricht von Deutschland? handelt es sich? ..."

„Fragen Sie mich nicht, Sire."

Der König war neugierig, wie Figaro träge war, mit Wonne.

„Handelt es sich um ein Eintreffen von Truppen, ım eine Verstärkung, um eine politische Combination?"

„Sire! Sire!" murmelte die Königin im Tone es Vorwurfs.

„Handelt es sich..."

„Es handelt sich um nichts," antwortete die Kögin.

„Dann ist es ein Geheimniß."

„Nun wohl, ja; das Geheimniß einer besorgten rau, nichts Anderes."

„Laune, nicht wahr?"

„Laune, wenn Sie wollen."

„Oberstes Gesetz."

„Das ist wahr. Warum ist es nicht, in der Potik wie in der Philosophie, warum ist es nicht den önigen erlaubt, ihre politischen Launen als oberste esetze aufzustellen!"

„Man wird dazu kommen, seien Sie unbesorgt.

Was mich betrifft, so ist das schon geschehen," sprach der König scherzend. Morgen also."

„Morgen," erwiederte traurig die Königin.

„Behalten Sie den Doctor, Madame?" fragte der König.

Oh! nein, nein," erwiederte die Königin mit einer Art von Lebhaftigkeit, welche Gilbert lächeln machte.

„Ich werde ihn also mitnehmen."

Gilbert verbeugte sich zum dritten Male vor Marie Antoinette, die diesmal seinen Gruß nicht mehr als Königin, sondern als Frau erwiederte.

Der König ging auf die Thüre zu und Gilbert folgte ihm.

„Mir scheint," sagte der König, während er die Gallerie durchschritt, „Sie stehen gut mit der Königin, Herr Gilbert?"

„Sire," erwiederte der Doctor, „das ist eine Gunst, die ich Eurer Majestät zu verdanken habe."

„Es lebe der König!" riefen die Höflinge, welche schon in die Vozimmer strömten.

„Es lebe der König!" wiederholte eine Menge von Officieren und fremder Soldaten, die sich an den Thüren des Palastes drängten.

Diese Zurufe, welche sich verlängerten und verstärkten, bereiteten dem Herzen von Ludwig XVI. eine Freude, die er vielleicht nie bei doch so zahlreichen Gelegenheiten gefühlt hatte.

Die Königin war an dem Fenster sitzen geblieben, wo sie so furchtbare Augenblicke zugebracht hatte; als sie diese Zurufe der Ergebenheit und Liebe hörte, die den König auf seinem Wege empfingen und in der Ferne unter den Säulenlauben und im dichtesten Schatten hinstarben, sagte sie:

„Es lebe der König! Oh! ja, es lebe der König! Er wird leben, und zwar, dir zum Trotz, schändliches Paris! Abscheulicher Schlund, blutiger Abgrund, du wirst dieses Opfer nicht verschlingen. Ich werde es

dir entreißen, ich, mit diesem so schwachen, so magern Arm, der dich in diesem Augenblick bedroht und dem Fluche der Welt und der Rache Gottes preisgibt.“

Und indem sie so mit einer Heftigkeit des Hasses sprach, welche die wüthendsten Freunde der Revolution erschreckt haben würde, wären sie im Stande gewesen, zu sehen und zu hören, streckte die Königin gegen Paris ihren schwachen und unter den Spitzen wie ein Schwert, das aus seiner Scheide springt, glänzenden Arm aus.

Dann rief sie Madame Campan, diejenige von ihren Frauen, zu welcher sie am meisten Vertrauen hatte, schloß sich in ihr Cabinet ein und gab Befehl, Jedermann abzuweisen.

XXXIV.

Der Brustharnisch.

Am andern Morgen erhob sich, glänzend und rein wie am vorhergehenden Tage, eine blendende Sonne und vergoldete den Marmor und den Sand von Versailles.

Die zu Tausenden auf den ersten Bäumen des Parkes gruppirten Vögel begrüßten mit betäubendem Geschrei den ihren Liebschaften versprochenen neuen Tag der Wärme und Heiterkeit.

Die Königin war um fünf Uhr aufgestanden. Sie ließ den König bitten, zu ihr zu kommen, sobald man ihn geweckt hätte.

Ein wenig ermüdet durch den Empfang einer Deputation der Nationalversammlung, der er bei ihrer Erscheinung am vorhergehenden Tag zu antworten genöthigt gewesen, — das war der Anfang der Reden, — hatte Ludwig XVI. etwas länger geschlafen, um sich von seiner Müdigkeit zu erholen, und damit man nicht sagen sollte, die Natur verliere etwas in ihm.

Was mich betrifft, so ist das schon geschehen," sprach der König scherzend. Morgen also."

„Morgen," erwiederte traurig die Königin.

„Behalten Sie den Doctor, Madame?" fragte der König.

Oh! nein, nein," erwiederte die Königin mit einer Art von Lebhaftigkeit, welche Gilbert lächeln machte.

„Ich werde ihn also mitnehmen."

Gilbert verbeugte sich zum dritten Male vor Marie Antoinette, die diesmal seinen Gruß nicht mehr als Königin, sondern als Frau erwiederte.

Der König ging auf die Thüre zu und Gilbert folgte ihm.

„Mir scheint," sagte der König, während er die Gallerie durchschritt, „Sie stehen gut mit der Königin, Herr Gilbert?"

„Sire," erwiederte der Doctor, „das ist eine Gunst, die ich Eurer Majestät zu verdanken habe."

„Es lebe der König!" riefen die Höflinge, welche schon in die Vozimmer strömten.

„Es lebe der König!" wiederholte eine Menge von Officieren und fremder Soldaten, die sich an den Thüren des Palastes drängten.

Diese Zurufe, welche sich verlängerten und verstärkten, bereiteten dem Herzen von Ludwig XVI. eine Freude, die er vielleicht nie bei doch so zahlreichen Gelegenheiten gefühlt hatte.

Die Königin war an dem Fenster sitzen geblieben, wo sie so furchtbare Augenblicke zugebracht hatte; als sie diese Zurufe der Ergebenheit und Liebe hörte, die den König auf seinem Wege empfingen und in der Ferne unter den Säulenlauben und im dichtesten Schatten hinstarben, sagte sie:

„Es lebe der König! Oh! ja, es lebe der König! Er wird leben, und zwar, dir zum Trotz, schändliches Paris! Abscheulicher Schlund, blutiger Abgrund, du wirst dieses Opfer nicht verschlingen. Ich werde es

dir entreißen, ich, mit diesem so schwachen, so magern Arm, der dich in diesem Augenblick bedroht und dem Fluche der Welt und der Rache Gottes preisgibt."

Und indem sie so mit einer Heftigkeit des Hasses sprach, welche die wüthendsten Freunde der Revolution erschreckt haben würde, wären sie im Stande gewesen, zu sehen und zu hören, streckte die Königin gegen Paris ihren schwachen und unter den Spitzen wie ein Schwert, das aus seiner Scheide springt, glänzenden Arm aus.

Dann rief sie Madame Campan, diejenige von ihren Frauen, zu welcher sie am meisten Vertrauen hatte, schloß sich in ihr Cabinet ein und gab Befehl, Jedermann abzuweisen.

XXXIV.

Der Brustharnisch.

Am andern Morgen erhob sich, glänzend und rein wie am vorhergehenden Tage, eine blendende Sonne und vergoldete den Marmor und den Sand von Versailles.

Die zu Tausenden auf den ersten Bäumen des Parkes gruppirten Vögel begrüßten mit betäubendem Geschrei den ihren Liebschaften versprochenen neuen Tag der Wärme und Heiterkeit.

Die Königin war um fünf Uhr aufgestanden. Sie ließ den König bitten, zu ihr zu kommen, sobald man ihn geweckt hätte.

Ein wenig ermüdet durch den Empfang einer Deputation der Nationalversammlung, der er bei ihrer Erscheinung am vorhergehenden Tag zu antworten genöthigt gewesen, — das war der Anfang der Reden, — hatte Ludwig XVI. etwas länger geschlafen, um sich von seiner Müdigkeit zu erholen, und damit man nicht sagen sollte, die Natur verliere etwas in ihm.

Kaum hatte man ihn angekleidet, als die Bitte der Königin, während er seinen Degen nahm, zu ihm gelangte.

Er faltete leicht die Stirne und sagte:

„Wie! die Königin ist schon aufgestanden?"

„Oh! längst, Sire."

„Ist sie noch krank?"

„Nein, Sire."

„Und was will die Königin so frühzeitig von mir?"

„Ihre Majestät hat nichts geäußert."

Der König nahm ein erstes Frühstück, das aus einer Tasse Fleischbrühe mit ein wenig Wein bestand, und ging zu Marie Antoinette.

Er fand die Königin ganz angekleidet wie für die Ceremonie, schön, bleich, imposant. Sie empfing ihren Gemahl mit jenem kalten Lächeln, das wie eine Wintersonne auf den Wangen der Königin glänzte, wenn sie an großen Empfangstagen des Hofes der Menge einen Strahl zuwerfen mußte.

Der König begriff die Traurigkeit dieses Lächelns und dieses Blickes nicht. Er war schon über Eines besorgt, nämlich über den wahrscheinlichen Widerstand, welchen Marie Antoinette in Beziehung auf den am Tage vorher gefaßten Plan leisten würde.

„Wieder eine neue Laune," dachte er.

Darum faltete er die Stirne.

Die Königin verfehlte nicht, in ihm durch die ersten Worte, die sie vernehmen ließ, diese Meinung zu verstärken.

„Sire," sagte sie, „ich habe seit gestern wohl überlegt."

„Ah! da kommt es," dachte der König.

„Ich bitte, Sire, schicken Sie Alles weg, was nicht zum Vertrautesten gehört."

Der König gab murrend seinen Hofleuten Befehl, sich zu entfernen.

Eine einzige von den Frauen der Königin blieb bei Ihren Majestäten: das war Madame Campan.

Da legte die Königin ihre schönen Hände auf den Arm des Königs und sprach:

„Warum sind Sie schon angekleidet? das ist schlimm.“

„Wie, schlimm! warum?“

„Ließ ich Sie nicht bitten, sich nicht anzukleiden, ehe Sie hierher kämen? Ich sehe Sie mit der Weste und dem Degen, während ich hoffte, Sie würden im Schlafrock kommen.“

Der König schaute sie ganz erstaunt an.

Diese Laune der Königin erweckte in ihm eine Menge seltsamer Gedanken, deren Neuheit gerade die Unwahrscheinlichkeit noch viel stärker machte.

„Was haben Sie,“ sagte er zur Königin, „beabsichtigen Sie das, worüber wir gestern mit einander übereingekommen, zu verzögern oder zu verhindern?

„Keines Wegs, Sire.“

„Ich bitte Sie, nicht wahr, keinen Spott mehr über einen Gegenstand von solchem Ernst. Ich muß, ich will nach Paris gehen, ich kann mich nicht mehr hievon frei machen. Mein Hausstaat ist bestellt; die Personen, die mich begleiten werden, sind schon seit gestern bezeichnet.“

„Sire, ich beabsichtige nichts, doch . . .“

„Bedenken Sie,“ sprach der König, der sich stufenweise belebte, um sich Muth zu geben, „bedenken Sie, daß die Nachricht von meiner Reise nach Paris schon den Parisern hat zukommen müssen, daß sie sich vorbereitet haben, daß sie mich erwarten, daß die sehr günstigen Gefühle, welche nach der Vorhersagung diese Reise in den Geistern erregt hat, sich in eine unheilvolle Feindseligkeit verwandeln könnten. Bedenken Sie endlich . . .“

„Aber, Sire, ich bestreite Ihnen nicht, was Sie

mir zu sagen mich beehren, ich habe mich gestern gefügt und bin auch heute ergeben."

„Warum dann diese Umschweife, Madame?"

„Ich mache keine."

„Verzeihen Sie; warum dann diese Fragen über meine Kleidung, über meine Pläne?"

„Ueber die Kleidung, ja wohl!" erwiederte die Königin, indem sie abermals jenes Lächeln versuchte, das durch sein fortwährendes Verschwinden immer düsterer wurde.

„Was wollen Sie von meiner Kleidung?"

„Ich wünschte, Sie würden Ihr Kleid ablegen."

„Scheint es Ihnen nicht anständig? Es ist ein seidenes Kleid von veilchenblauer Farbe. Die Pariser sind gewohnt, mich so gekleidet zu sehen; sie lieben bei mir diese Farbe, auf der überdies ein blaues Band gut steht. Sie haben es mir oft selbst gesagt."

„Sire, ich habe keine Einwendung gegen die Farbe Ihres Kleides zu machen."

„Gegen was denn?"

„Gegen das Futter."

„Wahrhaftig, Sie machen mich neugierig mit diesem ewigen Lächeln . . . das Futter . . . welcher Scherz . . ."

„Ah! ich scherze nicht."

„Gut, nun betasten Sie meine Weste, mißfällt sie Ihnen auch? Taffet, weiß und Silber, eine Garnitur, die Sie mir selbst gestickt haben, eine von meinen Lieblingswesten."

„Ich habe auch nichts gegen die Weste."

„Wie sonderbar sind Sie: ist es der Jabot, ist es das Hemd von gesticktem Batist, was Ihnen mißfällt? Ei! muß ich mich nicht putzen, um meine gute Stadt Paris zu besuchen?"

Ein bitteres Lächeln faltete die Lippen der Königin, ihre Unterlippe besonders, die, welche man der Oesterreicherin so sehr vorwarf, verdickte sich, als ob

sie von allen Giften des Hasses und des Zornes geschwollen wäre.

„Nein," sagte sie, „ich mache Ihnen nicht Ihre schöne Toilette zum Vorwurf, Sire, es ist immer das Futter, immer, immer."

„Das Futter meines gestickten Hemdes! ah! erklären Sie sich endlich!"

„Nun wohl, ich erkläre mich. Der König, gehaßt, überlästig, der sich in die Mitte von siebenmalhunderttausend von ihren Triumphen und revolutionären Ideen trunkenen Pariern werfen will, der König ist kein Fürst des Mittelalters, und dennoch müßte er heute seinen Einzug in Paris in einem guten eisernen Panzer, unter einem Helm von gutem Mailänder Stahl halten; dieser Fürst müßte es so einrichten, daß keine Kugel, kein Pfeil, kein Stein, kein Messer den Weg zu seinem Fleische finden könnte."

„Das ist im Grunde wahr," sagte Ludwig XVI. nachdenkend; „doch, meine Freundin, da ich weder Karl VIII., noch Franz I., noch sogar Heinrich IV. heiße, da die Monarchie von heute nackt ist unter dem Sammet und der Seide, so werde ich nackt unter meinem seidenen Kleide gehen, ja, ich werde mit einem Zielpunkte gehen, der die Kugeln lenken kann. Ich habe den Ordensstern auf dem Herzen."

Die Königin gab einen erstickten Seufzer von sich.

„Sire, sagte sie, „wir fangen an uns zu verstehen. Sie werden sehen, Ihre Frau scherzt nicht."

Sie machte Madame Campan, welche im Hintergrunde des Zimmers geblieben war, ein Zeichen, und diese nahm aus einer Schublade einen Gegenstand von breiter, flacher, länglicher Form, der in ein seidenes Tuch gehüllt war.

„Sire," sagte die Königin, „das Herz des Königs gehört vor Allem Frankreich, das ist wahr, doch ich glaube auch, daß es seiner Frau und seinen Kindern gehört. Ich, für meinen Theil, will nicht, daß dieses

Herz den feindlichen Kugeln ausgesetzt sei. Ich habe meine Maßregeln getroffen, um meinen Gemahl, meinen König, den Vater meiner Kinder vor Allem zu schützen."

Zu gleicher Zeit nahm sie aus der seidenen Umhüllung ein Bruststück von feinen, stählernen, mit einer so wunderbaren Kunst gekreuzten Panzerringelchen, daß man hätte glauben sollen, es sei ein arabischer Stoff, dergestalt war durch den Einschlag der Mohr nachgeahmt, so viel Geschmeidigkeit und Elasticität fand sich im Gewebe und im Spiel der Oberflächen.

„Was ist das?" sagte der König.

„Betrachten Sie es, Sire."

„Ein Bruststück, wie mir scheint."

„Ja, Sire."

„Ein Bruststück, das bis an den Hals schließt."

„Mit einem kleinen Collet, welches, wie Sie sehen, den Kragen der Weste zu verdoppeln bestimmt ist."

Der König nahm die Unterweste in seine Hände und untersuchte sie neugierig.

Als die Königin diese wohlwollende Aufmerksamkeit sah, war sie erfüllt von Freude.

Der König schien ihr mit Wonne jede der Maschen dieses wunderbaren Netzes zu zählen, das unter seinen Fingern mit der Dehnbarkeit eines wollenen Tricot wogte.

„Das ist wunderbarer Stahl," sagte er.

„Nicht wahr, Sire?"

„Und eine herrliche Arbeit."

„Nicht wahr?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wo Sie sich das haben verschaffen können."

„Ich habe es gestern von einem Manne gekauft, der es mir seit langer Zeit für den Fall, daß Sie in den Krieg ziehen würden, angeboten."

„Das ist wunderbar! wunderbar!" sagte der König, der die Sache als Künstler prüfte.

„Und das muß gehen wie eine Weste von Ihrem Schneider, Sire."

„Oh! glauben Sie?"

„Probiren Sie es."

Der König sprach nicht ein Wort; er mißtraute selbst seinem veilchenblauen Kleid.

Die Königin zitterte vor Freude; sie half Ludwig XVI. die Orden ablegen und Madame Campan das Uebrige.

Der König legte selbst seinen Degen ab. Wer in diesem Augenblick das Antlitz der Königin betrachtet hätte, würde es erleuchtet von jener Klarheit des Triumphes, welche die höchste Glückseligkeit wiederstrahlt, gesehen haben. Der König ließ sich seine Halsbinde ausziehen, und die zarten Hände der Königin steckten darunter den stählernen Kragen.

Dann befestigte Marie Antoinette selbst die Spangen dieses Brustſtücks, das auf eine bewunderungswürdige Art, überall gefüttert mit feinem Büffelleder, welches den Druck des Stahls auf dem Fleisch schwächen mußte, die Form des Körpers annahm.

Dieses Bruststück ging tiefer herab, als ein Küraß, und beschützte den ganzen Körper.

Darüber angezogen, bedeckten es die Weste und das Hemd völlig. Es vermehrte nicht um eine halbe Linie die Dicke des Leibes und gestattete alle Geberden, ohne irgend eine Beengung zu verursachen.

„Ist das sehr schwer?" fragte die Königin.

„Nein."

„Sehen Sie doch, mein König, welch ein Wunder, nicht wahr?" sagte die Königin, in die Hände klatschend, zu Madame Campan, welche die Knöpfe an den Aermeln des Königs vollends zumachte.

Madame Campan äußerte ihre Freude ebenso naiv, als die Königin.

„Ich habe meinen König gerettet!" rief Marie Antoinette. „Versuchen Sie diesen unsichtbaren Panzer,

legen Sie ihn auf einen Tisch, versuchen Sie es, ihn mit einem Messer zu durchschneiden, versuchen Sie es, ihn mit einer Kugel zu durchbohren, versuchen Sie es! versuchen Sie es!"

„Oh!" machte der König mit einer Miene des Zweifels.

„Versuchen Sie es," wiederholte Marie Antoinette in ihrer Begeisterung.

„Ich würde es aus Neugierde gern thun," versetzte der König.

„Thun Sie es nicht, es ist unnöthig, Sire."

„Wie, es ist unnöthig, daß ich die Vortrefflichkeit Ihres Wunders probire?"

„Ah! so sind die Menschen! denken Sie, ich hätte dem Zeugniß eines Andern, eines Gleichgültigen Glauben geschenkt, da es sich um das Leben meines Gatten, um das Heil Frankreichs handelt?"

„Es scheint mir doch, das haben Sie gethan, Antoinette, Sie haben einem Andern Glauben geschenkt."

Sie schüttelte den Kopf mit einer reizenden Hartnäckigkeit.

„Fragen Sie," sagte sie, auf Madame Campan deutend, „fragen Sie diese gute Campan, was wir diesen Morgen gethan haben."

„Mein Gott! was denn?" fragte der König im höchsten Maße neugierig.

„Diesen Morgen, was sage ich, heute Nacht, haben wir, wie zwei Tolle, alles Dienstpersonal entfernt und uns in ihrem Zimmer, das ganz hinten im Bau der Pagen liegt, eingeschlossen; die Pagen sind gestern Abend nach den Quartieren in Rambouillet abgegangen. Wir haben uns versichert, daß uns Niemand überraschen konnte, ehe wir unsern Plan in's Werk gesetzt."

„Mein Gott! Sie erschrecken mich wahrhaftig. Was für Pläne hatten denn diese zwei Judith?"

„Judith machte weniger," versetzte die Königin,

„besonders weniger Lärmen. Abgesehen hievon wäre die Vergleichung vortrefflich. Campan hielt den Sack, in dem dieser Brustharnisch verschlossen war, ich, ich trug ein langes deutsches Jagdmesser von meinem Vater, diese unfehlbare Klinge, welche so viele Wildschweine tödtete.“

„Judith! immer Judith!“ rief der König lachend.

„Oh! Judith hatte nicht die schwere Pistole, die ich von Ihren Gewehren genommen und durch Weber hatte laden lassen.“

„Eine Pistole!“

„Allerdings. Man mußte uns in der Nacht sehen, wie wir, furchtsam, durch das geringste Geräusch geängstigt, uns vor den Indiscreten verbergend wie naschhafte Mäuse, behende durch die verödeten Corridors schlüpften. Campan schloß drei Thüren und verpolsterte die dritte; wir befestigten den Brustharnisch an der Wand, auf der Gliederpuppe, die zum Ausspannen meiner Kleider dient, und ich versetzte mit einer festen Hand, das schwöre ich Ihnen, dem Küraß einen Messerstich; die Klinge bog sich, sprang aus meinen Händen und fuhr zu unserem großen Schrecken in den Boden.“

„Teufel!“ rief der König.

„Warten Sie.“

„Kein Loch?“ fragte Ludwig XVI.

„Warten Sie doch, sage ich Ihnen. Campan hob die Klinge auf und sprach zu mir: „„Sie sind nicht stark genug, Madame, und Ihre Hand zitterte vielleicht; ich, ich werde kräftiger sein, Sie werden sehen.““ Sie ergriff das Messer und gab der an der Wand befestigten Gliederpuppe damit einen so mächtigen Stoß, daß meine arme deutsche Klinge auf den Maschen völlig zerbrach. Sehen Sie, hier sind die zwei Stücke, Sire. Ich will Ihnen aus dem, was übrig ist, einen Dolch machen lassen.“

„Oh! das ist fabelhaft,“ rief der König; „und keine Masche?“

„Eine Schramme auf dem obersten Kettenglied, und es sind, mit Ihrer Erlaubniß, drei übereinander."

„Ich möchte das sehen."

„Sie werden es sehen."

Und die Königin entkleidete den König mit einer wunderbaren Behendigkeit, um ihn schneller ihre Ideen und ihre Großthaten bewundern zu lassen.

„Hier ist eine etwas verdorbene Stelle, wie mir scheint," sagte der König, indem er mit dem Finger auf eine an der Oberfläche hervorgebrachte leichte Niederdrückung von ungefähr einem Zoll deutete.

„Das ist die Pistolenkugel, Sire."

„Wie, Sie haben aus der Pistole mit Kugeln geschossen?"

„Ich zeige Ihnen die abgeplattete, noch schwarze Kugel. Sehen Sie; glauben Sie nun, daß Ihr Leben in Sicherheit ist?"

„Sie sind ein Schutzengel," sprach der König, während er langsam das Bruststück aufhakte, um die Spur des Messerstichs und die Spur der Kugel besser zu betrachten.

„Beurtheilen Sie meine Angst, theurer König, als ich den Pistolenschuß auf den Panzer thun mußte," sagte Marie Antoinette. „Ach! es war noch nichts, den abscheulichen Lärmen zu machen, vor dem ich so sehr Angst hatte, aber indem ich auf das für Ihren Schutz bestimmte Bruststück schoß, kam es mir vor, als schösse ich auf Sie selbst; ich hatte bange, Sie zu verwunden, ich befürchtete, ein Loch zu sehen, und dann waren meine Arbeit, meine Bemühungen, meine Hoffnung auf immer ruinirt."

„Theure Antoinette," sagte Ludwig XVI., indem er die Stahlweste vollends aufhakte, „wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig."

Und er legte den Brustharnisch auf den Tisch.

„Ei! was machen Sie denn?" fragte die Königin.

Und sie nahm das Bruststück und reichte es zum zweiten Mal dem König.

Doch er erwiederte mit einem Lächeln voll Anmuth und Adel:

„Nein, ich danke.“

„Sie schlagen es aus?“ rief die Königin.

„Ich schlage es aus.“

„Oh! bedenken Sie doch, Sire.“

„Sire . . .“ flehte Madame Campan.

„Es ist die Rettung; es ist das Leben!“

„Das ist möglich,“ sagte der König.

„Sie schlagen die Hülfe aus, die uns Gott selbst schickt.“

„Genug! genug! rief der König.

„Oh! Sie weigern sich!“

„Ja, ich weigere mich.“

„Aber sie werden Sie tödten!“

„Meine Liebe, wenn die Edelleute im achtzehnten Jahrhundert im Felde sind, so sind sie es mit einem Kleide von Tuch, mit Weste und Hemd, das ist für die Kugeln: gehen Sie auf den Boden der Ehre, so behalten sie nur das Hemd, das ist genug für den Degen. Ich, ich bin der erste Edelmann meines Reiches, ich werde weder mehr, noch weniger thun, als meine Freunde. Ueberdies: da, wo sie Tuch nehmen, habe ich allein das Recht, Seide zu tragen. Ich danke, meine liebe Frau, ich danke, meine gute Königin, ich danke.“

„Ah!“ rief die Königin, zugleich in Verzweiflung und entzückt, „warum hört ihn seine Armee nicht?“

Der König aber hatte sich ruhig vollends angekleidet, ohne daß er den Act des Heldenmuths, den er vollbracht, nur zu begreifen schien.

„Ist denn eine Monarchie verloren, die in solchen Augenblicken Stolz findet!“ murmelte die Königin.

XXXV.

Die Abfahrt.

Als Ludwig XVI. von der Königin wegging, fand er sich unmittelbar umgeben von allen Officieren und Personen seines Hauses, welche bestimmt waren, ihn nach Paris zu begleiten.

Es waren die Herren von Beauvau, von Villeroy, von Nesle und von Estaing.

Gilbert wartete, mit der Menge vermischt, daß ihn Ludwig XVI. bemerke, und wäre es nur, um ihm einen Blick zuzuwerfen.

Es war sichtbar, daß alle diese Menschen im Zweifel schwebten, und daß man nicht an den Bestand dieses Entschlusses glauben konnte.

„Nach dem Frühstück, meine Herren, brechen wir auf," sagte der König.

Dann, als er Gilbert erblickte, fuhr er fort:

„Ah! Sie sind da, Doctor .... sehr gut. Sie wissen, daß ich Sie mitnehme."

„Zu Ihren Befehlen, Sire."

Der König ging in sein Cabinet, wo er zwei Stunden arbeitete.

Er hörte sodann die Messe mit seinem ganzen Hofstaat, und gegen neun Uhr setzte er sich zu Tisch.

Das Mahl fand mit dem gewöhnlichen Ceremoniel statt; nur wollte die Königin, die man seit der Messe mit geschwollenen, rothen Augen sah, ohne im Geringsten daran Theil zu nehmen, dem Mahle des Königs beiwohnen, um länger vor ihm zu sein.

Die Königin hatte ihre zwei Kinder mitgebracht, welche beide, ohne Zweifel schon bewegt durch die mütterlichen Rathschläge, ihre Augen ängstlich vom Gesicht ihres Vaters auf der Menge der Officiere und Garden umherlaufen ließen.

Von Zeit zu Zeit wischten die Kinder überdies, auf

Befehl ihrer Mutter, eine Thräne ab, welche an ihren Augenwimpern hervorbrach, und dieses Schauspiel erfüllte mit Mitleid die Einen, mit Zorn die Andern, mit Schmerz die ganze Versammlung.

Der König aß stoisch. Er sprach wiederholt mit Gilbert, ohne ihn anzuschauen; er sprach beinahe beständig mit der Königin und immer mit einer tiefen Zuneigung.

Endlich gab er seinen Kapitänen Verhaltungsregeln.

Er beendigte eben sein Mahl, als man ihm meldete, eine dicht geschaarte Menge Menschen zu Fuß erscheine, von Paris kommend, am Ende der großen Allee, welche auf den Paradeplatz ausmündete.

Auf der Stelle stürzten die Officiere und Garden aus dem Saal; der König erhob das Haupt und schaute Gilbert an; da er aber sah, daß Gilbert lächelte, so aß er ruhig weiter.

Die Königin erbleichte, neigte sich gegen Herrn von Beauvau und bat ihn, sich zu erkundigen.

Herr von Beauvau lief hastig hinaus.

Die Königin trat an ein Fenster.

Fünf Minuten nachher kam Herr von Beauvau zurück.

„Sire," sagte er, „es sind die Nationalgarden von Paris, welche sich, da sich gestern in der Hauptstadt das Gerücht von der Absicht Eurer Majestät, die Pariser zu besuchen, verbreitete, zu etwa zehntausend vereinigt haben, um Ihnen entgegenzukommen, und als sie, indem sie Ihnen entgegengingen, sahen, daß Sie zögerten, marschirten sie bis Versailles."

„Welche Absichten scheinen sie zu haben?" fragte der König.

„Die besten der Welt," antwortete Herr von Beauvau.

„Gleichviel!" versetzte die Königin, „schließen Sie die Gitter."

„Hüten Sie sich davor," entgegnete der König, „es ist genug, wenn die Thüren des Palastes verschlossen bleiben."

Die Königin faltete die Stirne und warf Gilbert einen Blick zu.

Gilbert erwartete diesen Blick, denn die Hälfte seiner Vorhersagung hatte sich schon verwirklicht. Er hatte die Ankunft von zwanzigtausend Mann versprochen; es waren schon zehntausend da.

Der König wandte sich gegen Herrn von Beauvau um und sagte zu ihm:

„Seien Sie dafür besorgt, daß man diesen braven Leuten Erfrischungen gibt."

Herr von Beauvau ging zum zweiten Mal hinab und überbrachte den Schaffnern die Befehle des Königs.

Dann kam er wieder herauf.

„Nun?" fragte die Königin.

„Sire, Ihre Pariser sind in einem großen Streit mit den Herren Garden begriffen."

„Wie!" rief der König, „es findet ein Streit statt?"

„Oh! ein Streit der reinen Höflichkeit. Da sie erfahren haben, der König breche in zwei Stunden auf, so wollen sie den Abgang des Königs abwarten und hinter dem Wagen Seiner Majestät marschiren."

„Aber sie sind zu Fuß, denke ich?" fragte die Königin.

„Ja, Madame."

„Wohl! der König hat Pferde an seinem Wagen, und der König fährt rasch, sehr rasch. Sie wissen, Herr von Beauvau, daß der König sehr rasch zu fahren pflegt."

Diese Worte so betont bedeuteten:

„Binden Sie Flügel an den Wagen Seiner Majestät."

Der König winkte mit der Hand, daß man das Gespräch abbreche.

„Ich werde im Schritt fahren," sagte er.

Die Königin stieß einen Seufzer aus, der einem Schrei des Zornes glich.

„Es ist nicht billig," fügte Ludwig XVI. ruhig bei, „es ist nicht billig, daß ich diese braven Leute, die sich, um mir Ehre anzuthun, Mühe gemacht haben, laufen lasse; ich werde im Schritt fahren, und zwar im kurzen Schritt, damit mir alle Welt folgen kann."

Die Versammelten bezeigten ihre Verwunderung; doch zu gleicher Zeit sah man auf mehreren Gesichtern den Reflex einer Mißbilligung, welche sich ganz deutlich in den Zügen der Königin für so viel Seelengüte offenbarte, die sie als Schwäche behandelte.

Ein Fenster öffnete sich.

Die Königin wandte sich erstaunt um: es war Gilbert, der in seiner Eigenschaft als Arzt von seinem Rechte, öffnen zu lassen, um die im Saale durch den Geruch der Speisen und das Athmen von mehr als hundert Personen verdichtete Luft zu erneuern, Gebrauch machte.

Der Doctor stellte sich hinter die Vorhänge dieses offenen Fensters, und durch das offene Fenster drangen die Stimmen der im Hofe versammelten Menge ein.

„Was ist das?" fragte der König.

„Sire," antwortete Gilbert, „es sind die Nationalgarden, welche, unter den Sonnenstrahlen auf dem Pflaster stehend, sehr heiß haben müssen."

„Warum ladet man sie nicht ein, mit dem König zu frühstücken?" sagte leise zur Königin einer von ihren Lieblingsofficieren.

„Man müßte sie in den Schatten führen, in den Marmorhof, unter die Vestibules, kurz überallhin, wo ein wenig Kühle ist," sprach der König.

„Zehntausend Menschen unter die Vestibules?" sagte die Königin.

„Ueberall vertheilt, werden sie Raum haben," sprach der König.

„Ueberall vertheilt?" versetzte Marie Antoinette,

„aber Sire, Sie sind im Begriff, ihnen den Weg zu Ihrem Schlafzimmer zu weisen."

Eine entsetzliche Prophezeiung, die sich in Versailles selbst vor Ablauf von drei Monaten verwirklichen sollte.

„Sie haben viele Kinder bei sich, Madame," bemerkte Gilbert mit sanftem Tone.

„Kinder?" fragte die Königin.

„Ja, Madame, viele von ihnen haben ihre Kinder wie auf einen Spaziergang mitgenommen. Die Kinder sind als kleine Nationalgarden gekleidet, so groß ist die Begeisterung für das neue Institut."

Die Königin öffnete den Mund, neigte aber beinahe in demselben Augenblicke das Haupt. Sie hatte Lust gehabt, ein gutes Wort zu sagen, der Stolz und der Haß hielten sie wieder zurück.

Gilbert schaute sie aufmerksam an.

„Ei!" rief der König, „diese armen Kinder! . . . wenn man Kinder mit sich führt, hat man nicht Lust, einem Familienvater ein Leid anzuthun; ein Grund mehr, die armen Kleinen in den Schatten zu bringen. Führt sie herein; führt sie herein."

Gilbert schüttelte sachte den Kopf und schien zur Königin, welche geschwiegen hatte, zu sagen:

„Madame, so hätten Sie sprechen müssen, ich bot Ihnen die Gelegenheit dazu. Das Wort wäre wiederholt worden, und Sie hätten dabei zwei Jahre Volksbeliebtheit gewonnen."

Die Königin verstand diese stumme Sprache von Gilbert und die Röthe stieg ihr zur Stirne.

Sie fühlte ihren Fehler und entschuldigte sich sogleich durch ein Gefühl des Hochmuths und des Widerstandes, das sie als Antwort an Gilbert zurücksandte.

Mittlerweile entledigte sich Herr von Beauvau des ihm vom König ertheilten Auftrags.

Da hörte man Freudenschreie und Segnungen von

der, auf Befehl des Königs in das Innere des Palastes zugelassenen, bewaffneten Menge.

Die Zurufe, die Glückwünsche, die Vivats stiegen in Wirbeln bis zu dem königlichen Ehepaar empor und beruhigten es über die Stimmung von dem so sehr gefürchteten Paris.

„Sire," fragte Herr von Beauvau, „welchen Befehl gibt Eure Majestät in Betreff Ihres Cortege?"

„Wie ist es mit dem Streite der Nationalgarde mit meinen Officieren?"

„Oh! Sire, verdunstet, verschwunden; die braven Leute sind so glücklich, daß sie nun sagen: „„Wir werden gehen, wohin man uns stellt; der König gehört so gut uns, als den Anderen; wohin er gehen mag, wird er uns gehören.""

Der König schaute Marie Antoinette an. Marie Antoinette zog mit einem höhnischen Lächeln ihre hoffärtige Lippe zusammen.

„Sagen Sie den Nationalgarden," sprach Ludwig XVI., „sie mögen ihre Stellung nehmen, wo sie wollen."

„Eure Majestät wird nicht vergessen, daß es ein unveräußerliches Recht Ihrer Garde-du-corps ist, den Wagen zu umgeben," sprach die Königin.

Als die Officiere den König ein wenig unschlüssig sahen, traten sie hinzu, um die Königin zu unterstützen.

„Das ist im Grunde richtig," versetzte der König. „Nun! man wird sehen."

Herr von Beauvau und Herr von Villeroy gingen ab, um ihre Stellen einzunehmen und ihre Befehle zu geben.

Es schlug zehn Uhr in Versailles.

„Auf," sagte der König, „ich werde morgen arbeiten. Diese braven Leute sollen nicht warten."

Der König erhob sich.

Marie Antoinette öffnete die Arme und umschlang den König. Die Kinder hingen sich weinend an den

Hals ihres Vaters. Gerührt, bemühte sich der König, sich sachte ihren Umarmungen zu entziehen: er wollte die Gemüthsbewegung verbergen, welche wohl bald überströmt wäre.

Die Königin hielt alle Officiere zurück, faßte diesen beim Arm, jenen bei seinem Degen.

Alle legten die Hand an ihr Herz und an ihren Degen.

Die Königin lächelte, um zu danken.

Gilbert blieb unter den Letzten.

„Mein Herr," sprach die Königin zu ihm, „Sie haben dem König diese Fahrt nach Paris gerathen; Sie haben den König bestimmt, trotz meines Flehens. Bedenken Sie, mein Herr, daß Sie eine furchtbare Verantwortlichkeit vor der Gattin und vor der Mutter übernommen haben!"

„Ich weiß es, Madame," antwortete Gilbert kalt.

„Und Sie werden mir den König unversehrt zurückbringen!" sprach die Königin mit einer feierlichen Geberde.

„Ja, Madame."

„Bedenken Sie, daß Sie mir für ihn bei Ihrem Kopfe haften!"

Gilbert verbeugte sich.

„Bedenken Sie, bei Ihrem Kopfe!" wiederholte Marie Antoinette mit der Drohung und der unbarmherzigen Autorität einer absoluten Königin.

„Bei meinem Kopf," sprach der Doctor, sich verbeugend; „ja, Madame, und dieses Pfand würde ich als einen Leibbürgen von geringem Werthe betrachten, wenn ich den König bedroht glaubte; doch ich habe es gesagt, Madame, zum Triumph führe ich Seine Majestät heute."

„Ich will alle Stunden Nachrichten haben," fügte die Königin bei.

„Sie werden sie erhalten, Madame, ich schwöre es Ihnen."

„Gehen Sie nun, mein Herr, ich höre die Trommeln; der König begibt sich auf den Weg."

Gilbert verbeugte sich und begegnete, auf der großen Treppe verschwindend, einem Adjutanten von den Haustruppen des Königs, der ihn auf Befehl Seiner Majestät suchte. Man ließ ihn in einen Wagen steigen, der Herrn von Beauvau, dem Oberstceremonienmeister, gehörte, denn man wollte ihn nicht in einer königlichen Carrosse fahren lassen, da er keine Adelsprobe gemacht hatte.

Gilbert lächelte, als er sich allein in diesem mit Wappen geschmückten Wagen sah. Herr von Beauvau ritt nämlich und tummelte sein Pferd neben dem königlichen Kutschenschlag.

Dann kam ihm der Gedanke, es sei lächerlich von ihm, so einen Wagen einzunehmen, der Wappen und Krone habe.

Dieses Bedenken währte noch fort, als er unter der Menge der Nationalgarden, die den Wagen umschloß, folgende Worte von Leuten flüstern hörte, die sich neugierig vorbeugten, um ihn anzuschauen:

„Ah! dieser da ist der Prinz von Beauvau!"

„Ei!" sagte ein Kamerad, „Du täuschest Dich."

„Doch, doch, da am Wagen das Wappen des Prinzen ist."

„Das Wappen! das Wappen! Ich sage Dir, daß das nichts zur Sache thut."

„Bei Gott! das Wappen, was beweist das?"

„Das beweist, daß, wenn das Wappen von Herrn von Beauvau am Wagen ist, Herr von Beauvau selbst darin sein muß."

„Herr von Beauvau, ist das ein Patriot?" fragte eine Frau.

„Ah! ja wohl!" versetzte ein Nationalgarde.

Gilbert lächelte abermals.

„Aber ich sage Dir," wiederholte der erste Widersprecher, „ich sage Dir, daß es nicht der Prinz ist; der

Prinz ist fett, dieser ist mager. Der Prinz trägt den Rock eines Commandanten der Garden, dieser hat einen schwarzen Rock; es ist der Intendant."

Ein nicht sehr verbindliches Gemurmel empfing die Person des durch diesen wenig schmeichelhaften Titel entstellten Gilbert.

„Ei, Mord und Teufel!" rief eine dicke Stimme, bei deren Ton Gilbert bebte, die Stimme eines Mannes, der sich mit seinen Ellenbogen und seinen Fäusten bis zum Wagen Bahn brach; „nein, es ist weder Herr von Beauvau, noch sein Intendant, es ist ein braver, trefflicher Patriot, und sogar der trefflichste der Patrioten. . . . Ei! Herr Gilbert, was machen Sie denn im Wagen eines Prinzen?"

„Ah! Sie sind es, Vater Billot," rief der Doctor.

„Bei Gott! ich habe mich wohl gehütet, die Gelegenheit zu versäumen," antwortete der Pächter.

„Und Pitou?" fragte Gilbert.

„Oh! er ist nicht fern. Hollah! Pitou, komm herbei, vorwärts."

Auf diese Einladung schlüpfte Pitou, mittelst eines kräftigen Spiels der Schultern, bis in die Nähe von Billot und verbeugte sich mit Bewunderung vor Gilbert.

„Guten Morgen, Herr Gilbert," sagte er.

„Guten Morgen, Pitou; guten Morgen, mein Freund."

„Gilbert! Gilbert! wer ist das?" fragte die Menge.

„So ist es mit dem Ruhm!" dachte der Doctor. „Wohl bekannt in Villers = Cotterets, ja; doch in Paris, . . . es lebe die Volksthümlichkeit!"

Er stieg aus dem Wagen, der nun im Schritt fuhr, und ging, sich auf den Arm von Billot stützend, zu Fuß unter der Menge weiter.

Er erzählte sodann dem Pächter mit wenigen Worten seinen Besuch in Versailles und sprach von der guten Stimmung des Königs und der königlichen Familie. Er machte in einigen Minuten eine solche Propaganda von

Royalismus in dieser Gruppe, daß diese, für die guten Eindrücke noch leicht empfänglichen, braven Leute, naiv und entzückt, ein langes: „Es lebe der König!“ ertönen ließen, das, verstärkt durch die vorangehenden Reihen, den König in seinem Wagen betäubte.

„Ich will den König sehen,“ sagte Billot electrisirt; „ich muß ihn von nahe sehen. Ich habe den Weg deshalb gemacht. Ich will ihn nach seinem Gesicht beurtheilen. Das Gesicht eines ehrlichen Mannes, das erräth sich. Nähern wir uns, Herr Gilbert, wenn Sie wollen?“

„Warten Sie, das wird uns leicht sein,“ sagte Gilbert, „denn ich sehe den Adjutanten von Herrn von Beauvau, der Jemand in dieser Richtung sucht.“

Ein Reiter, der mit aller möglichen Vorsicht unter diesen Gruppen ermüdeter, aber freudiger Fußgänger manoeuvrirte, suchte in der That den Schlag des Wagens, welchen Gilbert verlassen hatte, zu erreichen.

Gilbert rief ihn an.

„Suchen Sie nicht den Doctor Gilbert, mein Herr?“ fragte er.

„Ihn selbst,“ antwortete der Adjutant.

„Ich bin es.“

„Gut. Herr von Beauvau läßt sie auf Befehl des Königs ersuchen.“

Diese schallenden Worte machten, daß Gilbert die Augen und die Menge ihre Reihen öffneten; Gilbert schlüpfte, gefolgt von Billot und Piton, hinter dem Reiter durch, während dieser wiederholt ausrief:

„Geben Sie Raum, meine Herren, geben Sie Raum! Platz im Namen des Königs, meine Herren, Platz!“

Gilbert kam bald an den Schlag des königlichen Wagens, der im Schritte der Ochsen der merovingischen Zeit fuhr.

XXXVI.

Die Reise.

So antreibend, so angetrieben, aber immer dem Adjutanten von Herrn von Beauvau folgend, kamen Gilbert, Billot und Pitou endlich zu dem Wagen, in welchem der König, begleitet von den Herren von Estaing und Villequier, langsam unter einer wachsenden Menge vorrückte.

Ein seltsames, unerhörtes, unbekanntes Schauspiel, denn es fand zum ersten Male statt. Alle diese Nationalgarden vom Lande, improvisirte Soldaten, liefen mit Freudenschreien auf dem Wege des Königs herbei, begrüßten ihn mit ihren Glückwünschen, suchten sich gesehen zu machen, nahmen, statt nach Hause zurückzukehren, in dem Zuge ihre Reihe ein und begleiteten den Marsch des Königs.

Warum? Niemand hätte es sagen können; gehorchte man dem Instinct? Man hatte diesen vielgeliebten König gesehen, man wollte ihn wiedersehen.

Denn man muß es sagen, in jener Zeit war Ludwig XVI. ein angebeteter König, dem die Franzosen Altäre errichtet haben würden, ohne die tiefe Verachtung, welche Herr von Voltaire den Franzosen für die Altäre eingeflößt hatte.

Ludwig XVI. hatte also keine, doch einzig und allein, weil ihn die starken Geister in dieser Epoche zu sehr schätzten, um ihm eine solche Demüthigung aufzuerlegen.

Ludwig XVI. erblickte Gilbert, auf den Arm von Billot gestützt; hinter ihm marschirte Pitou, beständig seinen großen Säbel schleppend.

„Ah! Doctor, das schöne Wetter und das schöne Volk!"

„Sie sehen, Sire," erwiederte Gilbert.

Und er neigte sich gegen den König und fügte bei: „Was hatte ich Eurer Majestät versprochen?"

„Ja, mein Herr, ja, und Sie haben auf eine würdige Art Ihr Wort gehalten."

Der König erhob das Haupt und sprach mit der Absicht, gehört zu werden:

„Wir marschiren sehr langsam, doch mir scheint, wir marschiren immer noch zu schnell für Alles das, was es heute zu sehen gibt."

„Sire," sagte Herr von Beauvau, „Sie machen in dem Schritt, den Eure Majestät fährt, eine Meile in drei Stunden. Es ist schwierig, langsamer zu fahren."

Die Pferde hielten in der That jeden Augenblick an; es wurden Reden und Erwiederungen ausgetauscht; die Nationalgarden fraternisirten — man hatte das Wort gefunden — mit den Gardes-du-corps Seiner Majestät.

„Ah!" sagte Gilbert, der dieses seltsame Schauspiel als Philosoph betrachtete, zu sich selbst: „wenn man mit den Garde-du-corps fraternisirt, so ist dies so, weil sie, ehe sie Freunde wurden, Feinde gewesen sind."

„Sagen Sie uns doch, Herr Gilbert," sprach Billot halblaut, „ich habe den König hübsch angeschaut, ich habe ihm hübsch zugehört. Nun! meiner Ansicht nach ist der König ein braver Mann."

In seinem Enthusiasmus betonte Billot diese letzten Worte so, daß der König und der Generalstab sie hörten.

Der Generalstab lachte.

Der König lächelte, nickte mit dem Kopf und sagte:

„Das ist ein Lob, das mir gefällt."

Diese Worte wurden laut genug gesprochen, daß Billot sie hörte.

„Oh! Sie haben Recht, Sire, denn ich spende es nicht Jedermann," erwiederte Billot, der geraden Weges in das Gespräch mit seinem König eintrat, wie Michaud mit Heinrich IV.

„Das schmeichelt mir um so mehr," sagte der

König verlegen, denn er wußte nicht, wie er es machen sollte, um seine Königswürde freundlich sprechend als ein guter Patriot zu behaupten.

Ach! der arme Fürst war noch nicht gewöhnt, der König der Franzosen zu heißen.

Er glaubte noch der König von Frankreich zu heißen.

In seinem freudigen Entzücken gab sich Billot nicht die Mühe, darüber nachzudenken, ob Ludwig, aus dem philosophischen Gesichtspunkt, den Königstitel niedergelegt hatte, um den Titel eines Menschen anzunehmen.

Billot, welcher fühlte, wie sehr sich diese Sprache der ländlichen Gutherzigkeit näherte, Billot wünschte sich Glück, daß er einen König verstand und von ihm verstanden wurde. Von diesem Augenblick an hörte Billot nicht mehr auf, sich für den König zu begeistern. Er trank aus den Zügen des Königs, nach dem Virgil'schen Ausdruck, eine lange Liebe für das constitutionelle Königthum und theilte sie Ange Pitou mit, der, zu voll von seiner eigenen Liebe und von dem Ueberfluß der Liebe von Billot, das Ganze nach außen verbreitete, Anfangs, indem er mächtig, sodann, indem er kreischend, und endlich, indem er nur noch unbestimmt rief:

„Es lebe der König! es lebe der Vater des Volks!"

Diese Modification in der Stimme von Pitou bewerkstelligte sich nach Maßgabe seines Heiserwerdens.

Pitou war völlig heiser, als der Zug am Point-du-Jour ankam, wo Herr Lafayette, das berühmte weiße Roß reitend, die undisciplinirten und bebenden Schaaren der Nationalgarde, welche seit fünf Uhr Morgens aufgestellt waren, um das Geleite des Königs zu bilden, im Athem erhielt.

Es war nun zwei Uhr.

Die Zusammenkunft des Königs und des neuen Chef der französischen Armee ging auf eine für die Anwesenden befriedigende Weise vor sich.

Der König fing an müde zu werden, er sprach nicht mehr und lächelte nur.

Der Obergeneral der Pariser Milizen seinerseits befahl nicht mehr und gesticulirte nur.

Der König hatte die Befriedigung, zu bemerken, daß man beinahe ebenso sehr: Es lebe der König! als: Es lebe Lafayette! rief. Leider war es das letzte Mal, daß er dieses Vergnügen der Eitelkeit kosten sollte.

Gilbert befand sich immer am Wagenschlage des Königs, Billot bei Gilbert, Pitou bei Billot.

Gilbert hatte seinem Versprechen getreu Mittel gefunden, seitdem er Versailles verlassen, vier Couriere an die Königin abzusenden.

Diese Couriere hatten nur gute Nachrichten gebracht, denn überall auf seinem Wege sah der König die Mützen in die Luft fliegen; nur glänzte an allen diesen Mützen eine Cocarde mit den Nationalfarben, eine Art von Vorwurf an die weißen Cocarden gerichtet, welche die Garden des Königs und der König selbst an ihrem Hut trugen.

In seiner Freude und in seiner Begeisterung war diese Verschiedenheit der Cocarden das Einzige, was Billot unangenehm berührte.

Billot hatte an seinem Dreispitz eine ungeheure dreifarbige Cocarde.

Der König hatte eine weiße Cocarde an seinem Hut, der König und der Unterthan hatten folglich keinen ganz ähnlichen Geschmack.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn dergestalt, daß er sich Gilbert in dem Augenblick, wo der Doctor nicht mehr mit Seiner Majestät sprach, eröffnete.

„Herr Gilbert," fragte er, „warum hat der König nicht die Nationalcocarde angenommen?"

„Mein lieber Billot, weil der König entweder nicht weiß, daß es eine neue Cocarde gibt, oder weil er denkt, seine Cocarde müsse die der Nation sein."

„Nein, nein, weil seine Cocarde weiß und die unsere dreifarbig ist."

„Geduld," versetzte Gilbert, der Billot in dem

Augenblick zurückhielt, wo er sich köpflings in die Zeitungsphrasen stürzen wollte, „die Cocarde des Königs ist weiß, wie die Fahne von Frankreich weiß ist. Das ist nicht die Schuld des Königs. Cocarde und Fahne waren weiß, lange ehe der König zur Welt kam; übrigens, mein lieber Billot, hat die Fahne ihre Probe gemacht und die weiße Cocarde auch. Es war eine weiße Cocarde an dem Hute des Bailly von Suffren, als er auf der indischen Halbinsel unsere Fahne wieder aufpflanzte. Es war eine weiße Cocarde am Hute von Assas, und daran erkannten ihn die Deutschen in der Nacht, als er sich eher tödten, als seine Soldaten überfallen ließ. Es war eine weiße Cocarde am Hute des Marschalls von Sachsen, als er die Engländer bei Fontenoy schlug. Es war endlich eine weiße Cocarde am Hute von Herrn von Condé, als er die Kaiserlichen bei Rocroy, bei Freiburg und bei Lens schlug. Diese und noch viele andere Dinge hat die weiße Cocarde gethan, mein lieber Billot, während die Nationalcocarde, welche vielleicht die Reise um die Welt machen wird, wie Lafayette prophezeit, noch nicht Zeit gehabt hat, etwas zu thun, in Betracht, daß sie erst seit drei Tagen existirt. Verstehen Sie wohl, ich sage nicht, sie werde müßig bleiben; da sie aber noch nichts gethan hat, so gibt sie dem König das Recht, zu warten, bis sie thut."

„Wie, die Nationalcocarde hat noch nichts gethan?" versetzte Billot, „hat sie nicht die Bastille erobert?"

„Doch," antwortete Gilbert traurig, „Sie haben Recht, Billot."

„Darum," sprach der Pächter triumphirend, „darum müßte sie der König annehmen."

Gilbert stieß Billot gewaltig mit dem Ellenbogen in die Seite, denn er hatte bemerkt, daß der König horchte. Dann sagte er leise:

„Sind Sie verrückt? und gegen wen ist denn die Bastille genommen worden? Gegen das Königthum, wie mir scheint. Und Sie wollen den König die Tro-

phäen Ihres Sieges und die Insignien seiner Niederlage tragen lassen? Wahnsinniger! der König ist voll Gemüth, voll Güte und Offenherzigkeit, und Sie wollen einen Heuchler aus ihm machen?"

„Aber," versetzte Billot demüthiger, jedoch ohne sich noch ganz ergeben zu haben, „aber die Bastille ist nicht gerade gegen den König, sondern gegen den Despotismus genommen worden."

Gilbert zuckte die Achseln, jedoch mit jener Zartheit des überlegenen Mannes, der, aus Furcht, ihn zu zertreten, den Fuß nicht auf den ihm Untergeordneten setzen will.

„Nein," fuhr Billot, sich belebend, fort, „nicht gegen unsern König haben wir gekämpft, sondern gegen die Trabanten."

In jener Zeit sagte man in der Politik Trabanten statt Soldaten, wie man auf dem Theater Roß statt Pferd sagte.

„Uebrigens," fuhr Billot mit einem Anschein von Vernunft fort, „übrigens mißbilligt er ihr Benehmen, da er in unsere Mitte kommt, und wenn er ihr Benehmen mißbilligt, so billigt er das unsere. Für unser Glück und für seine Ehre haben wir, die Sieger der Bastille, gearbeitet."

„Ach! ach!" murmelte Gilbert, der nicht wußte, wie er das, was auf dem Gesichte des Königs vorging, mit dem, was in seinem Herzen vorging, vereinigen sollte.

Der König vernahm unter dem verworrenen Gemurmel des Marsches allmälig ein paar Worte von der Erörterung, welche an seiner Seite stattfand.

Gilbert entging die Aufmerksamkeit, die der König der Erörterung schenkte, nicht, und er strengte sich daher an, um Billot auf ein minder schlüpfriges Terrain, als das, auf welches er sich begeben, zu führen.

Plötzlich hielt man an. Man war beim Cours-la-Reine in den Champs-Elysées angelangt.

Hier war eine Deputation von Wählern und Schöppen, unter dem Präsidium des neuen Maire Bailly, in schöner Ordnung, mit einer von einem Obersten befehligten Wache von dreihundert Mann und wenigstens dreihundert Mitgliedern der Nationalversammlung, wie man sich denken kann, aus den Reihen des dritten Standes genommen, aufgestellt.

Zwei von den Wählern vereinigten ihre Kräfte und ihre Geschicklichkeit, um eine Platte von Vermeil, auf der zwei ungeheure Schlüssel, die Schlüssel der Stadt Paris aus der Zeit von Heinrich IV. ruhten, im Gleichgewicht zu halten.

Dieses eindrucksvolle Schauspiel machte alle Privatgespräche verstummen, und Jeder, der sich in den Reihen oder in den Gruppen befand, trachtete darnach, die Reden zu hören, welche bei dieser Veranlassung ausgetauscht werden sollten.

Bailly, der würdige Gelehrte, der wackere Astronom, den man wider seinen Willen zum Abgeordneten, wider seinen Willen zum Maire gemacht hatte, hielt eine lange Ehrenrede bereit. Diese Rede hatte als Eingang, nach den strengsten Regeln der Rhetorik, eine Lobeserhebung des Königs, seit Herr Turgot zur Regierung gelangt war, bis zur Einnahme der Bastille. Es fehlte sogar nicht viel, so groß ist das Vorrecht der Beredtsamkeit, daß man dem König die Initiative der Ereignisse zuschrieb, denen sich das Volk, bedrängt, höchstens unterzogen und, wie wir gesehen, mit Widerwillen unterzogen hatte.

Bailly war sehr zufrieden mit seiner Rede, als ein Vorfall, — Bailly erzählt diesen Vorfall selbst in seinen Denkwürdigkeiten, — als ein Vorfall ihm einen neuen Eingang lieferte, welcher noch viel pittoresker, als der, den er vorbereitet hatte; der neue ist übrigens der einzige, der im Gedächtniß des Volkes geblieben, das sich immer bereit zeigt, die auf eine materielle That-

fache gebauten guten und besonders die schönen Phrasen aufzufassen.

Während er mit den Schöppen und den Wählern ging, ängstigte sich Bailly wegen des Gewichtes der Schlüssel, die er dem König überreichen sollte.

„Glauben Sie denn," sagte er lachend, „nachdem ich dieses Monument dem König gezeigt habe, werde ich mich dadurch ermüden, daß ich die Schlüssel nach Paris zurücktrage?"

„Was werden Sie damit machen?" fragte ein Wähler.

„Was ich damit machen werde?" versetzte Bailly, ich werde sie Ihnen geben oder wohl in einen Gra=en am Fuße eines Baumes werfen."

„Hüten Sie sich wohl," entgegnete der Wähler, m dies ein Aergerniß bereitete. „Wissen Sie nicht, ß diese Schlüssel dieselben sind, welche die Stadt aris Heinrich IV. nach der Belagerung überreicht t? sie sind kostbar: eine unschätzbare Antiquität."

„Sie haben Recht," erwiederte Bailly, „die Hein=h IV., dem Eroberer von Paris, angebotenen Schlüssel erreicht man Ludwig XVI., der .... Ei!" sagte der rdige Maire zu sich selbst, „das gibt eine ziemlich 5sche Antithese."

Und sogleich nahm er einen Bleistift und schrieb r die Rede, die er bereit hielt, folgenden Eingang:

„Sire, ich bringe Eurer Majestät die Schlüssel guten Stadt Paris. Es sind dieselben, welche nrich IV. überreicht worden sind. Er hatte sein k wieder erobert, heute erobert das Volk seinen iig wieder."

Die Phrase war schön, sie war richtig, sie prägte dem Geiste der Pariser ein, und von der ganzen e von Bailly, von seinen Werken sogar, ist dies Einzige, was ihn überlebt hat.

Ludwig XVI. nickte beifällig mit dem Kopf, er hete aber zugleich, denn er fühlte die unter der

Ehrfurcht und den rednerischen Blumen verkleidete witzige Ironie.

Dann murmelte er leise:

„Marie Antoinette ließe sich nicht von dieser falschen Verehrung des Herrn Bailly fangen, und sie würde ganz anders, als ich es thun werde, dem unglücklichen Astronomen antworten.“

Weil nun Ludwig XVI. zu gut den Anfang der Rede von Herrn Bailly gehört hatte, hörte er das Ende derselben gar nicht; ebenso war es bei der Rede von Herrn Delavigne, von der er weder den Anfang, noch das Ende hörte.

Als die Reden beendigt waren, antwortete der König, da er befürchtete, nicht erfreut genug über das zu scheinen, was man ihm hatte sagen wollen, mit einem sehr edlen Ton und ohne in irgend einer Beziehung auf das, was man ihm gesagt hatte, anzuspielen, die Huldigungen der Stadt Paris und der Wähler seien ihm unendlich angenehm.

Worauf er Befehl zum Aufbruch gab.

Ehe er übrigens wieder weiter fuhr, entließ er seine Gardes-du-corps, um durch ein freundliches Vertrauen die halben Artigkeiten zu erwiedern, die ihm die Municipalität durch das Organ der Wähler und durch das von Herrn Bailly bezeigt hatte. Hienach rückte der Wagen unter der ungeheuren Masse der Nationalgarden und der Neugierigen rascher vor.

Gilbert und sein Gefährte Billot hielten sich fortwährend am Wagenschlage rechts.

In dem Augenblick, wo der Wagen über die Place Louis XV. fuhr, knallte ein Schuß auf der andern Seite der Seine, und ein weißer Dampf stieg wie ein Weihrauchschleier zum blauen Himmel auf, wo er alsbald verschwand.

Als ob das Geräusch dieses Schusses ein Echo in ihm gehabt hätte, fühlte sich Gilbert von einem heftigen Schlage getroffen. Einen Augenblick fehlte ihm

der Athem, und er fuhr mit der Hand an seine Brust, wo er einen lebhaften Schmerz empfunden hatte.

Zugleich erscholl ein Nothschrei in der Nähe des königlichen Wagens; eine Frau war, durchbohrt von einer Kugel, die unter ihrer linken Schulter eingedrungen, niedergestürzt.

Einer von den Knöpfen am Rocke von Gilbert, ein Knopf von schwarzem Stahl, breit und mit Facetten geschnitten, nach der Mode der Zeit, war schräge von derselben Kugel getroffen worden.

Er hatte einen Panzer gebildet und die Kugel zurückgesandt, daher der Schmerz und der Schlag bei Gilbert.

Seine schwarze Weste und sein Jabot waren theilweise fortgerissen worden.

Diese durch den Knopf von Gilbert zurückgesandte Kugel hatte die unglückliche Frau getödtet, welche man eiligst, in Blut gebadet, fortrug.

Der König hatte den Schuß gehört, aber nichts gesehen.

Er neigte sich heraus und lächelte Gilbert zu.

„Man verbrennt dort Pulver mir zu Ehren," sprach er.

„Ja, Sire," antwortete Gilbert.

Nur hütete er sich wohl, Seiner Majestät zu sagen, was er von der Huldigung dachte, die man ihm brachte.

Doch in seinem Innern und ganz leise gestand er, die Königin habe Recht gehabt, zu fürchten, da ohne ihn, der den Kutschenschlag hermetisch schloß, die Kugel, welche an seinem stählernen Knopfe abgeprallt war, gerade zum König gelangte.

Von welcher Hand kam nun dieser wohl gezielte Schuß?

Man wollte es damals nicht wissen! ... so daß man es nie wissen wird.

Bleich von dem, was er gesehen, die Augen unab-

lässig durch diesen Riß im Rock, in der Weste und im Jabot von Gilbert angezogen, nöthigte Billot Pitou, mit verdoppelten Kräften zu schreien: Es lebe der Vater der Franzosen!

Das Ereigniß war übrigens so groß, daß man schnell die Episode vergessen hatte.

Endlich kam Ludwig XVI. vor das Stadthaus, nachdem er auf dem Pont-Neuf mit einer Salve von Kanonen, die man wenigstens diesmal nicht mit Kugeln geladen hatte, begrüßt worden war.

Auf der Façade des Stadthauses breitete sich eine Inschrift mit dicken Buchstaben aus, welche, am Tage schwarz, beim Eintritt der Nacht erleuchtet werden und transparent glänzen sollte. Diese Inschrift verdankte man den geistvollen Arbeiten der Municipalität.

Sie war in folgenden Worten abgefaßt.

„Ludwig XVI., dem Vater der Franzosen und König eines freien Volkes.“

Eine zweite Antithese, noch viel bedeutender, als die in der Rede von Bailly; allen auf dem Platze versammelten Parisern entlockte sie auch Schreie der Bewunderung.

Diese Inschrift zog das Auge von Billot auf sich.

Da aber Billot nicht lesen konnte, so ließ er sie Pitou lesen.

Billot ließ sich die Inschrift ein zweites Mal wiederholen, als hätte er beim ersten Mal nicht gehört.

Dann, als Pitou den Satz, ohne ein Wort daran zu ändern, wiederholt hatte, rief er:

„Das ist es? das ist es?“

„Allerdings,“ erwiederte Pitou.

„Die Municipalität hat schreiben lassen, der König sei der König eines freien Volkes?“

„Ja, Vater Billot.“

„Dann,“ rief Billot, „wenn die Nation frei ist, hat sie das Recht, dem König ihre Cocarde anzubieten.“

Und mit einem Sprung war er vor Ludwig XVI.,

der den Stufen des Stadthauses gegenüber aus seinem Wagen stieg, und sagte:

„Sire, Sie haben gesehen, daß der Heinrich IV. on Erz auf dem Pont-Neuf die Nationalcocarde trägt."

„Nun!" versetzte der König.

„Nun! Sire, wenn Heinrich IV. die Nationalocarde trägt, so können Sie sie wohl auch tragen."

„Gewiß," erwiederte Ludwig XVI. verlegen, „und enn ich eine hätte ..."

„Wohl!" rief Billot, die Stimme erhebend und n Arm ausstreckend, „im Namen des Volkes biete h Ihnen diese statt der Ihrigen an ... nehmen Sie an."

Bailly trat dazwischen.

Der König war bleich. Er fing an die Fortschreig zu fühlen. Ludwig XVI. schaute Bailly an, als llte er ihn fragen.

„Sire," sagte dieser, „das ist das unterscheidende chen jedes Franzosen."

„Dann nehme ich sie an," sprach der König.

Und er nahm die Cocarde aus den Händen von ot, legte seine weiße auf die Seite und befestigte dreifarbige Cocarde an seinem Hut.

Ein ungeheures Triumphgeschrei erscholl auf dem ze.

Gilbert wandte sich tief verwundet ab.

Er fand, das Volk greife zu rasch um sich, und König widerstehe nicht genug.

„Es lebe der König!" rief Billot, der so das al zu einer zweiten Beifallssalve gab.

„Der König ist todt," murmelte Gilbert ... „Es einen König mehr in Frankreich."

Ein stählernes Gewölbe war durch ein Tausend treckter Schwerter von dem Orte, wo der König m Wagen stieg, bis zu dem Saale, wo man ihn ete, gebildet worden.

Er ging unter diesem Gewölbe durch und verschwand in den Tiefen des Stadthauses.

„Das ist kein Triumphbogen," sagte Gilbert; „das sind die Caudinischen Pässe.

Und mit einem Seufzer fügte er bei:

„Ah! was wird die Königin sagen!"

XXXVII.

Was in Versailles vorging, während der König die Reden der Municipalität anhörte.

Im Innern des Stadthauses wurde dem König ein sehr schmeichelhafter Empfang zu Theil: man nannte ihn den Wiederhersteller der Freiheit.

Eingeladen, zu sprechen, — denn der Durst nach Reden wurde alle Tage heftiger, und der König wollte am Ende den Grund der Gedanken von Jedem erfahren, — legte Ludwig XVI. seine Hand auf sein Herz und sagte nur:

„Meine Herren, Sie können immer auf meine Liebe zählen."

Während er im Stadthause die Mittheilungen der Regierung anhörte, denn von diesem Tage an gab es eine wirklich constituirte Regierung in Frankreich neben dem Thron und der Nationalversammlung, machte sich das Volk außen mit den schönen Pferden des Königs, mit den vergoldeten Wagen, mit den Lackeien und Kutschern Seiner Majestät vertraut.

Pitou hatte sich seit dem Eintritte des Königs in das Stadthaus mit Hülfe eines Louis d'or, den ihm der Vater Billot geschenkt, damit beschäftigt, daß er aus vielen blauen, rothen und weißen Bändern eine Sammlung von Nationalcocarden von allen Größen

machte, mit denen er sodann die Ohren der Pferde, die Geschirre und die ganze Equipage schmückte.

Als man dies sah, verwandelte das nachahmende Publikum den Wagen Seiner Majestät buchstäblich in eine Cocardenbude.

Der Kutscher und die Bedienten wurden verschwenderisch damit geschmückt.

Man hatte auch ein Dutzend vorräthig in das Innere gesteckt.

Es ist übrigens zu erwähnen, Herr von Lafayette, der zu Pferde auf dem Platz geblieben war, hatte es versucht, diese eifrigen Verbreiter der nationalen Farben zurückzuweisen, doch es war ihm nicht gelungen.

Als der König heraus kam und diesen ganzen buntscheckigen Aufwand wahrnahm, machte er auch:

„Ho! ho!“

Dann richtete er an Herrn von Lafayette ein Zeichen, welches besagen wollte, er möge näher kommen.

Herr von Lafayette näherte sich ehrerbietig, den Degen senkend.

„Herr von Lafayette,“ sprach der König zu ihm, „ich suchte Sie, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie im Commando der Nationalgarden bestätige.“

Und er stieg in den Wagen unter einem allgemeinen nen Zuruf.

Gilbert war, nunmehr ruhig über den König, mit den Wählern und Bailly im Sitzungssaale geblieben.

Die Beobachtungen waren noch nicht beendigt.

Als er jedoch das gewaltige Geschrei hörte, das den Abgang des Königs begrüßte, trat er an ein Fenster und warf einen letzten Blick auf den Platz, um das Benehmen seiner zwei Landleute zu überwachen.

Sie waren immer noch die besten Freunde des Königs, oder schienen es wenigstens zu sein.

Plötzlich sah Gilbert vom Quai Pelletier im raschesten Schritt einen mit Staub bedeckten Reiter kommen,

vor dem sich die Reihen einer noch ehrerbietigen und gelehrigen Menge öffneten.

Gut und gefällig an diesem Tag, lächelte das Volk und wiederholte:

„Ein Officier des Königs! ein Officier des Königs!"

Und dieser Officier wurde mit dem vielseitigen Rufe: Es lebe der König! begrüßt, und die Hände der Frauen streichelten sein von Schaum weißes Pferd.

Er drang bis zum Wagen vor und gelangte an den Schlag, in dem Augenblick, wo ihn der Piqueur hinter dem König geschlossen hatte.

„Ah! Sie sind es, Charny? sagte Ludwig XVI.

Und er fragte leiser:

„Wie geht es dort?"

Dann noch leiser:

„Die Königin?"

„Sehr unruhig, Sire," antwortete der Officier, indem er seinen Kopf beinahe ganz in den königlichen Wagen steckte.

„Kehren Sie nach Versailles zurück?"

„Ja."

„Nun, so beruhigen Sie unsere Freunde; Alles ist vortrefflich gegangen."

Charny verbeugte sich, schaute empor und erblickte Herrn von Lafayette der ihm ein freundschaftliches Zeichen machte.

Charny ritt auf ihn zu, und Lafayette reichte ihm die Hand, worauf Officier des Königs und Pferd durch die Menge von dem Ort, wo sie waren, bis zum Quai getragen wurden, auf dem sich durch die Wachsamkeit der Nationalgarde schon am Wege Seiner Majestät ein Spalier bildete.

Der König befahl, bis zur Place Louis XV. fortwährend nur im Schritt zu fahren; hier fand man die Gardes-du-corps wieder, welche nicht ohne Ungeduld auf die Rückkehr des Königs warteten, so daß von diesem Augenblick an, da ihre Ungeduld alle Welt ansteckte, die Pferde einen Gang nahmen, der sich immer mehr beschleunigte, je weiter man auf der Straße nach Versailles kam.

Gilbert hatte vom Balcon des Fensters aus die Ankunft dieses Reiters begriffen, obgleich er ihn nicht kannte. Er errieth, wie viel Aengsten die Königin preisgegeben sein müßte, um so mehr, als seit drei Stunden kein Courier durch diese Menge hatte abgesandt werden können, ohne Verdacht zu erregen oder eine Schwäche zu verrathen.

Er muthmaßte indessen nur einen kleinen Theil von dem, was in Versailles vorgefallen war.

Wir werden den Leser, den wir nicht einen zu langen Cursus in der Geschichte machen lassen wollen, nach Versailles zurückführen.

Die Königin hatte den letzten Courier des Königs um drei Uhr erhalten.

Gilbert hatte Mittel gefunden, ihn in dem Augenblick abzusenden, wo der König, unter dem stählernen Gewölbe durchgehend, unversehrt in das Stadthaus eingetreten war.

Bei der Königin befand sich die Gräfin von Charny, welche kaum erst das Bett verlassen, wo sie seit dem vorhergehenden Tage eine ernstliche Unpäßlichkeit zurückgehalten hatte.

Sie war noch sehr bleich und hatte kaum die Kraft die Augen aufzuschlagen, deren schwere Lider immer wie unter dem Gewichte eines Schmerzes oder einer Schaam niederfielen.

Die Königin, als sie die Gräfin erblickte, lächelte ihr zu, doch mit jenem Gewohnheitslächeln, das für ihre Vertrauten auf die Lippen der Fürsten und Könige stereotypirt zu sein scheint.

Dann, da sie noch von der Freude, Ludwig XVI. in Sicherheit zu wissen, begeistert war, sagte sie zu denjenigen, welche sie umgaben:

„Abermals eine gute Nachricht, möchte der ganze Tag so vergehen."

„Oh! Madame," sprach ein Höfling. „Eure Majestät ängstigt sich mit Unrecht. Die Pariser wissen wohl, welche Verantwortlichkeit auf ihnen lastet."

„Aber, Madame," fragte ein anderer Höfling minder beruhigt, „ist Eure Majestät ganz sicher der Rechtheit ihrer Nachrichten?"

„Oh! ja," erwiederte die Königin, „derjenige, welcher sie mir zuschickt, hat sich für den König bei seinem Kopf verbürgt; überdies halte ich ihn für einen Freund."

„Oh! wenn es ein Freund ist," sprach der Höfling, sich verbeugend, „dann ist es etwas Anderes."

Frau von Lamballe war einige Schritte entfernt; sie näherte sich und fragte Marie Antoinette:

„Nicht wahr, es ist der neue Arzt des Königs?"

„Gilbert, ja," antwortete unbesonnen die Königin, ohne zu bedenken, daß sie Jemand an ihrer Seite einen furchtbaren Schlag versetzte.

„Gilbert!" rief Andrée bebend, als ob eine Schlange sie in's Herz gestochen hätte. „Gilbert ein Freund Eurer Majestät?"

Andrée wandte sich um; das Auge entflammt, die Hände durch den Zorn und die Schaam krampfhaft zusammengezogen, klagte Andrée stolz die Königin durch ihren Blick und ihre Haltung an.

„Aber .... doch ..." sagte die Königin zögernd.

„Oh! Madame, Madame," murmelte Andrée im Tone des bittersten Vorwurfs.

Eine Todtenstille trat bei diesem geheimnißvollen Zwischenfalle ein.

Mitten unter dem Schweigen vernahm man bescheidene Tritte auf dem Boden des anstoßenden Zimmers.

„Herr von Charny!" sagte halblaut die Königin, als wollte sie Andrée ermahnen, sich zu fassen.

Charny hatte gehört, Charny hatte gesehen; nur begriff er nicht.

Er bemerkte die Blässe von Andrée und die Verlegenheit von Marie Antoinette.

Es geziemte sich nicht für ihn, die Königin zu befragen; aber Andrée war seine Frau, er hatte das Recht, sie zu befragen.

Er näherte sich ihr und sagte mit dem Ton der freundschaftlichsten Theilnahme:

„Was gibt es, Madame?"

Andrée machte eine Anstrengung gegen sich selbst und erwiederte:

„Nichts, Herr Graf."

Charny wandte sich nun gegen die Königin, welche, obgleich völlig gewöhnt an zweideutige Lagen, zehnmal ein Lächeln gleichsam untermalt, aber nicht vollendet hatte.

„Sie schienen an der Ergebenheit von Herrn Gilbert zu zweifeln," sagte er zu Andrée; „sollten Sie einen Grund haben, seine Treue zu beargwohnen?"

Andrée schwieg.

„Sprechen Sie, Madame, sprechen Sie," fügte Charny dringend bei.

Dann, als Andrée immer stumm blieb, fuhr er fort:

„Oh! sprechen Sie, Madame, diese Zartheit wäre hier verdammenswerth; bedenken Sie, daß es sich um das Heil unserer Gebieter handelt."

„Ich weiß nicht, mein Herr, in welcher Beziehung Sie das sagen," antwortete Andrée.

„Sie haben gesagt, und ich habe es gehört, Ma-ame . . . ich berufe mich überdies auf die Prinzessin . . ."

'harny verbeugte sich vor Frau von Lamballe . . . „Sie iben gesagt und ausgerufen: „„Oh! dieser Mann! eser Mann! Ihr Freund! . . .""

„Es ist wahr, Sie haben das gesagt, meine Liebe," stätigte die Prinzessin von Lamballe mit ihrer naiven ıtmüthigkeit.

Dann näherte sie sich Andrée ebenfalls und sprach:

„Ja, Sie wissen etwas. Herr von Charny hat cht."

„Haben Sie Mitleid, Madame, haben Sie Mit-," betonte Andrée mit so leiser Stimme, daß sie nur der Prinzessin gehört werden konnte.

Die Prinzessin entfernte sich.

„Ei! mein Gott, es war von geringer Bedeutung," versetzte die Königin wohl begreifend, länger zögern, in das Mittel zu treten, hieße sich gegen die Biederkeit verfehlen: „die Frau Gräfin drückte eine Furcht, eine unbestimmte ohne Zweifel, aus; sie sagte, es lasse sich schwer glauben, ein Revolutionär von Amerika, ein Freund von Herrn Lafayette sei unser Freund."

„Ja, unbestimmt," wiederholte Andrée maschinenmäßig, „sehr unbestimmt."

„Eine Furcht, der ähnlich, welche diese Herren ausdrückten, ehe die Gräfin von der ihrigen sprach," fügte Marie Antoinette bei.

Und sie bezeichnete mit den Augen die Höflinge, deren Zweifel zu diesem Vorfall Anlaß gegeben hatten.

Aber es bedurfte mehr als dies, um Charny zu überzeugen. Zu viel Verlegenheit bei seiner Ankunft brachte ihn auf die Spur eines Geheimnisses.

Er blieb beharrlich.

„Gleichviel, Madame," sagte er, „mir scheint, es wäre Ihre Pflicht, nicht eine unbestimmte Furcht auszusprechen, sondern sich im Gegentheil klar und deutlich zu äußern."

„Wie!" versetzte die Königin ziemlich hart, „Sie kommen abermals hierauf zurück, mein Herr?"

„Madame!"

„Verzeihen Sie, doch ich sehe, daß Sie die Frau Gräfin von Charny fortwährend ausforschen."

„Entschuldigen Sie, Madame," erwiederte Charny, „es geschieht aus Interesse für ..."

„Für Ihre Eitelkeit, nicht wahr? Ah! Herr von Charny," fügte die Königin mit einer Ironie bei, deren Gewicht der Graf begriff, „sagen Sie es offenherzig, Sie sind eifersüchtig."

„Eifersüchtig!" rief der Graf erröthend, „eifersüchtig, auf wen? Das frage ich Eure Majestät."

„Offenbar auf Ihre Frau," fuhr die Königin mit Bitterkeit fort.

„Madame," stammelte Charny, völlig betäubt durch die Herausforderung.

„Das ist ganz natürlich," sprach trocken Marie Antoinette, „es ist bei der Gräfin sicherlich der Mühe werth."

Charny schleuderte der Königin einen Blick zu, dessen Sendung es war, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie zu weit gehe.

Doch das war vergebliche Mühe, überflüssige Vorsicht. Wenn bei dieser verwundeten Löwin der Schmerz seinen brennenden Biß eindrückte, so hielt die Frau nichts mehr zurück.

„Ja, ich begreife, daß Sie eifersüchtig sind, Herr von Charny, eifersüchtig und unruhig; das ist der gewöhnliche Zustand jeder Seele, welche liebt und folglich wacht."

„Madame," wiederholte Charny.

„So erfüllt mich," fuhr die Königin fort, „so erfüllt mich zu dieser Stunde durchaus dasselbe Gefühl wie Sie; ich habe zugleich Eifersucht und Unruhe (sie legte einen starken Nachdruck auf das Wort: Eifersucht); der König ist in Paris und ich lebe nicht mehr."

„Aber, Madame," versetzte Charny, der nichts von diesem Sturm begriff, welcher sich immer mehr mit Blitzen und Donnern belud, „Sie haben so eben Nachrichten vom König erhalten; diese Nachrichten waren gut und müßten Sie folglich beruhigen."

„Sind Sie beruhigt gewesen, als die Gräfin und ich Sie vorhin unterrichteten?"

Charny biß sich auf die Lippen.

Andrée fing an erstaunt und zugleich erschrocken das Haupt zu erheben: erstaunt über das, was sie hörte, erschrocken über das, was sie zu begreifen glaubte.

Das Stillschweigen, das einen Augenblick vorher deßwegen bei der ersten Frage von Charny eingetreten war, beobachtete die Versammlung nun der Königin wegen.

„In der That," fuhr die Königin mit einer Art von Wuth fort, „es liegt im Geschicke der Leute, welche lieben, daß sie nur an den Gegenstand ihrer Zuneigung denken; es wäre eine Freude für die armen Herzen, unbarmherzig Alles zu opfern, Alles dem Gefühle, das sie bewegt. Mein Gott! wie besorgt bin ich um den König."

„Madame," wagte einer von den Anwesenden zu bemerken, „andere Couriere werden kommen."

„Oh! warum bin ich nicht in Paris, statt hier zu sein; warum bin ich nicht beim König," sprach Marie Antoinette, welche gesehen hatte, daß Charny unruhig wurde, seitdem sie ihm die Eifersucht zu geben suchte, die sie selbst so heftig empfand.

Charny verbeugte sich.

„Wenn es nur das ist, Madame," sagte er, „ich will dahin gehen, und wenn, wie Eure Majestät denkt, eine Gefahr für den König stattfindet, wenn dieser kostbare Kopf preisgegeben ist, glauben Sie mir, Madame, so wird es nicht meine Schuld sein, daß ich nicht den meinigen preisgegeben habe. Ich gehe."

Er verbeugte sich in der That und machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

Andrée aber warf sich ihm entgegen und rief:

„Mein Herr, mein Herr, schonen Sie sich!"

Es fehlte bei dieser Scene nichts mehr, als der Ausbruch der Befürchtungen von Andrée.

Kaum hatte auch Andrée, unwillkürlich aus ihrer gewöhnlichen Kälte herausgerissen, diese unvorsichtigen Worte ausgesprochen und diese außerordentliche Besorgniß geäußert, als die Königin entsetzlich bleich wurde.

„Ei! Madame," sagte sie zu ihr, „wie kommt es, daß Sie sich hier die Rolle der Königin anmaßen?"

„Ich, Madame?" stammelte Andrée, begreifend, daß sie zum ersten Mal aus ihren Lippen das Feuer, das seit langer Zeit in ihrer Seele brannte, hatte springen lassen.

„Wie?“ fuhr Marie Antoinette fort, „Ihr Gatte ist im Dienste des Königs, er will den König aufsuchen; wenn er sich einer Gefahr aussezt, so geschieht es für den König, und während es sich um den Dienst des Königs handelt, ermahnen Sie Herrn von Charny, sich zu schonen!“

Bei diesen niederschmetternden Worten verlor Andrée das Bewußtsein; sie schwankte und wäre auf den Boden gefallen, hätte sie nicht Charny, hastig auf sie zutretend, in seinen Armen aufgehalten.

Eine Geberde der Entrüstung, welche Charny nicht zu beherrschen vermochte, brachte die Königin vollends in Verzweiflung; sie glaubte nur eine verwundete Nebenbuhlerin zu sein, während sie eine ungerechte Fürstin gewesen war.

„Die Königin hat Recht,“ sprach endlich Charny mit einer gewissen Anstrengung, „und Ihre Bewegung, Frau Gräfin, ist schlecht berechnet gewesen; Sie haben keinen Gatten, Madame, wenn es sich um die Interessen des Königs handelt; und es wäre an mir, Ihnen zuerst zu befehlen, mit Ihrer Empfindsamkeit sparsam zu sein, wenn ich bemerkte, daß Sie einige Furcht für mich hegen wollten.“

Dann wandte er sich an Marie Antoinette und sagte kalt:

„Ich bin zu den Befehlen der Königin und gehe. Ich werde Ihnen Nachrichten vom König bringen, gute Nachrichten, Madame, oder ich bringe Ihnen gar keine.“

Nachdem er diese Worte gesprochen, verbeugte er sich bis auf die Erde und ging ab, ohne daß die Königin, zugleich von Schrecken und Zorn betroffen, nur daran dachte, ihn zurückzuhalten.

Einen Augenblick nachher hörte man auf dem Pflaster des Hofes die Hufeisen eines galoppirenden Pferdes schallen.

Die Königin blieb unbeweglich, aber von einer

inneren Aufregung erfaßt, welche um so furchtbarer war, je mehr sie sich anstrengte, dieselbe zu verbergen.

Jeder begriff oder begriff nicht die Ursache dieser Aufregung und respectirte wenigstens dadurch, daß er sich zurückzog, die Ruhe der Fürstin. Sie blieb allein.

Andrée ging mit den Andern aus dem Gemache weg und überließ Marie Antoinette den Liebkosungen ihrer zwei Kinder, die sie hatte zu sich rufen lassen.

XXXVIII.

Die Rückkehr.

Die Nacht war eingetreten mit ihrem Gefolge von Befürchtungen und finsteren Visionen, als plötzlich am Ende des Palastes Ausrufungen erschollen.

Die Königin bebte und stand auf. Ein Fenster war unter ihrer Hand; sie öffnete es.

Beinahe in demselben Augenblick traten freudetrunkene Diener bei Ihrer Majestät ein und riefen:

„Ein Courier, Madame! ein Courier!"

Drei Minuten nachher stürzte sodann ein Husar in die Vorzimmer.

Es war ein von Herrn von Charny abgeschickter Lieutenant. Er kam mit verhängten Zügeln von Sèvres.

„Und der König?" fragte die Königin.

„Seine Majestät wird in einer Viertelstunde hier sein," antwortete der Officier, der kaum sprechen konnte.

„Gesund und wohlbehalten?"

„Gesund und wohlbehalten, Madame."

„Sie haben ihn gesehen, nicht wahr?"

„Nein, Madame; doch Herr von Charny hat es mir gesagt, als er mich abschickte."

Die Königin bebte abermals bei diesem Namen, den der Zufall mit dem Namen des Königs verschlungen hatte.

„Ich danke, mein Herr, ruhen Sie aus," sprach die Königin zu dem jungen Edelmann.

Der junge Mann verbeugte sich und trat ab.

Sie nahm ihre zwei Kinder bei der Hand und wandte sich nach der großen Freitreppe, auf der sich schon alle Diener und Höflinge gruppirten.

Das durchbringende Auge der Königin erblickte auf der ersten Stufe eine weiße junge Frau, die sich auf das steinerne Geländer stützte und einen gierigen Blick in die Schatten der Nacht tauchte.

Das war Andrée, deren Beklommenheit die Gegenwart der Königin nicht zu zerstreuen vermochte.

Offenbar hatte sie, die sonst so eifrig, sich an die Seite der Königin zu stellen, ihre Gebieterin nicht gesehen oder nicht sehen wollen.

Sie hegte also einen Groll wegen der Heftigkeit von Marie Antoinette, einer grausamen Heftigkeit, unter der sie am Tage zu leiden gehabt hatte.

Oder von einem Gefühle mächtiger Theilnahme angetrieben, lauerte sie für ihre eigene Rechnung auf die Rückkehr von Charny, für den sie so viele liebevolle Befürchtungen geäußert hatte.

Ein doppelter Dolchstoß, der bei der Königin eine noch blutende Wunde wieder öffnete.

Sie hörte nur noch mit zerstreutem Ohr auf die Glückwünsche und die Freude ihrer anderen Freundinnen und der Höflinge.

Sie fühlte sich sogar einen Augenblick dem heftigen Schmerz entrückt, der sie den ganzen Abend niedergebeugt hatte. Ein Waffenstillstand bildete sich in ihr für die Unruhe, welche in ihrem Herzen die Reise des durch so viele Feinde bedrohten Königs erregte.

Doch mit einer starken Seele verjagte sie bald Alles, was nicht die gesetzliche Zuneigung ihres Herzens war. Sie legte zu den Füßen Gottes ihre Eifersucht, sie opferte ihren geheimen Zorn und ihre geheimen Freuden der Heiligkeit des ehelichen Schwures.

Es war Gott ohne Zweifel, der ihr als Ruhe und als Stütze die heilsame Fähigkeit, den König, ihren Gemahl, über Alles zu lieben, schickte.

In diesem Augenblick wenigstens fühlte sie es, oder glaubte sie es zu fühlen: der Stolz des Königthums erhob die Königin über alle irdische Leidenschaften; die Liebe des Königs war ihr Egoismus.

Sie hatte also ganz und gar nach Außen sowohl die kleinen Rachgieren der Frau, als die leichtfertigen Coquetterien der Liebhaberin vertrieben, als die Fackeln der Escorte im Hintergrunde erschienen. Dieses Feuer vergrößerte sich in jeder Secunde durch die Raschheit des Laufes.

Man hörte die Pferde wiehern und schnaufen, der Boden zitterte in der Stille der Nacht unter dem tactmäßigen Gewicht der schnell herbeikommenden Schwadronen.

Die Gitter öffneten sich, die Posten stürzten mit tausend begeisterten Ausrufungen dem König entgegen; der Wagen rollte geräuschvoll auf dem Pflaster des großen Hofes.

Geblendet, entzückt, bezaubert, trunken von Allem, was sie empfunden, eilte die Königin die Stufen hinab auf den König zu.

Ludwig XVI. hatte seinen Wagen verlassen und stieg so rasch als möglich unter seinen, durch die Ereignisse und ihren Triumph, bewegten Officieren die Treppe hinauf, während unten die Garden, ohne Umstände mit den Stallknechten und Stallmeistern vermischt, von den Wagen und Geschirren alle Cocarden abrissen, die der Enthusiasmus der Pariser daran befestigt hatte.

Der König und die Königin begegneten sich auf einem marmornen Ruheplatze. Mit einem Schrei der Freude und der Liebe umarmte die Königin ihren Gemahl wiederholt.

Sie schluchzte, als ob sie den, welchen sie wiederfand, nie mehr zu sehen geglaubt hätte.

Ganz dieser Bewegung eines zu vollen Herzens hingegeben, sah sie den stillen Händedruck nicht, den Charny und Andrée ausgetauscht hatten.

Es war nur ein Händedruck, aber Andrée war die Erste unten an den Stufen: sie hatte Charny zuerst gesehen und zuerst berührt.

Die Königin, nachdem sie ihre Kinder dem König vorgestellt, ließ diese Ludwig XVI. umarmen, und da rief der Dauphin, als er am Hute seines Vaters die neue Cocarde sah, auf welche die Fackeln ein blutiges Licht warfen, in seinem kindlichen Erstaunen:

„Ah! Papa, was haben Sie denn an Ihrer Cocarde, Blut?"

Das war die rothe Nationalfarbe.

Die Königin schrie und schaute ebenfalls.

Der König bückte sich, scheinbar, um seine Tochter zu küssen, in Wirklichkeit aber, um seine Schaam zu verbergen.

Marie Antoinette riß diese Cocarde mit einem tiefen Ekel ab, ohne zu sehen, die edle Wüthende, daß sie im Herzen diese Nation verwundete, die sich eines Tags zu rächen wissen würde.

„Werfen Sie das weg, mein Herr," sagte sie, „werfen Sie es weg."

Und sie schleuderte die Stufen hinab die Cocarde, auf welche die Füße der ganzen Escorte traten, die den König in seine Gemächer geleitete.

Dieser seltsame Uebergang hatte bei der Königin alle eheliche Begeisterung ausgelöscht. Sie suchte mit den Augen, doch ohne daß es den Anschein hatte, als suchte sie ihn, Herrn von Charny, der sich als ein Soldat in seiner Reihe hielt.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie, als sich ihre Blicke nach mehreren Sekunden des Zögerns von

Seiten des Grafen begegnet waren; „ich danke Ihnen, Sie haben Ihr Versprechen gut gehalten."

„Mit wem sprechen Sie?" fragte der König.

„Mit Herrn von Charny," antwortete sie muthig.

„Ah! der arme Charny, er hat viel durchzumachen gehabt, um zu mir zu kommen. Und ... Gilbert, ich sehe ihn nicht?" fügte er bei.

Aufmerksam seit der Lection am Abend, sagte die Königin, das Gespräch wechselnd:

„Kommen Sie zum Abendbrod, Sire."

„Herr von Charny," fuhr sie fort, „suchen Sie die Frau Gräfin von Charny; sie mag mit uns kommen. Wir werden in Familie speisen."

Hier war sie Königin. Doch sie seufzte bedenkend, daß Charny von traurig, wie er war, wieder heiter wurde.

XXXIX.

Foulon.

Billot schwamm in der Freude. Er hatte die Bastille genommen; er hatte Gilbert die Freiheit wiedergegeben, er war von Lafayette, der ihn bei seinem Namen nannte, ausgezeichnet worden.

Er hatte endlich die Beerdigung von Foulon gesehen.

Wenige Menschen in jener Zeit waren so verhaßt wie Foulon; ein Einziger vielleicht hätte mit ihm concurriren können, das war sein Schwiegersohn, Herr Berthier von Sauvigny.

Beide hatten auch am Tage nach der Einnahme der Bastille glücklich gespielt.

Foulon war gestorben und Berthier hatte sich geflüchtet.

Die Unbeliebtheit von Foulon beim Volke war dadurch auf den höchsten Grad gestiegen, daß er beim Rückzug von Herrn von Necker die Stelle des tugendhaften Genfers, wie man ihn damals nannte, angenommen, und daß er drei Tage Generalcontroleur gewesen war.

Es hatten auch viele Gesänge und Tänze bei seiner Beerdigung stattgefunden.

Man hatte wohl einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Leichnam aus dem Sarge zu ziehen und ihn aufzuhängen. Billot war aber auf einen Weichstein gestiegen und hatte eine Rede über die den Todten gebührende Achtung gehalten, und der Leichenwagen war weiter gefahren.

Pitou hatte den Stand eines Helden erreicht.

Pitou war der Freund von Herrn Elie und Herrn Hullin, die ihm ihre Aufträge zu ertheilen die Gewogenheit hatten.

Er war überdies der Vertraute von Billot, von Billot, der erwähnter Maßen von Lafayette ausgezeichnet worden war, welcher Lafayette zuweilen den Pächter beauftragte, die Polizei um ihn her mit seinen breiten Schultern und seinen Herculesfäusten zu handhaben.

Seit der Fahrt des Königs nach Paris arbeitete Gilbert, durch Herrn von Necker mit den Hauptpersonen der Nationalversammlung und der Municipalität in Verbindung gesetzt, ohne Unterlaß an der Erziehung dieser in der Kindheit begriffenen Revolution.

Er vernachlässigte also Billot und Pitou, und von ihm vernachlässigt, warfen sich diese mit allem Eifer in die Bürgervereine, in deren Schooße man Fragen von übersinnlicher Politik verhandelte.

Eines Tags nun, als Billot drei Stunden damit zugebracht hatte, daß er den Wählern seinen Rath über die Verproviantirung von Paris gegeben, und dann des Sprechens müde, aber im Grunde glücklich, den Redner gemacht zu haben, bei dem monotonen Geräusch

der Reden seiner Nachfolger, welche anzuhören er sich wohl hütete, voll Wonne ausruhte, lief Pitou ganz außer sich herbei, schlüpfte wie ein Aal in den Sitzungssaal des Stadthauses und sagte mit einer bewegten Stimme, welche mit der gewöhnlichen Ruhe seines Ausdrucks contrastirte:

„Oh! Herr Billot! lieber Herr Billot!"

„Nun! was?"

„Große Neuigkeit!"

„Gute Neuigkeit?"

„Herrliche Neuigkeit."

„Was denn?"

„Sie wissen, daß ich in den Club der Tugenden, an der Barrière de Fontainebleau, gegangen bin?"

„Ja. Nun?"

„Man sagte etwas sehr Außerordentliches."

„Was?"

„Sie wissen, daß sich der Schurke Foulon für einen Todten ausgegeben und sich sogar zum Scheine hat begraben lassen?"

„Wie! sich für einen Todten ausgegeben? Wie! zum Scheine hat begraben lassen? Er ist, bei Gott! sehr todt, da ich das Leichenbegängniß habe vorüberziehen sehen."

„Herr Billot, er lebt."

„Lebt!"

„Er lebt, wie Sie und ich."

„Du bist ein Narr!"

„Lieber Herr Billot, ich bin kein Narr. Der Verräther Foulon, der Feind des Volks, der Blutegel Frankreichs, der Wucherer, ist nicht todt."

„Wenn ich Dir aber sage, daß man ihn nach einem Schlaganfall begraben hat, wen ich Dir wiederhole, daß ich das Leichenbegängniß habe vorüberziehen sehen, und daß ich es sogar verhindert, daß man ihn nicht aus seinem Sarge zog, um ihn aufzuhängen."

„Und ich, ich habe ihn so eben lebendig gesehen."

„Du?“

„Wie ich Sie sehe, Herr Billot. Es scheint, einer von seinen Bedienten ist gestorben, und der Schurke hat ein aristokratisches Leichenbegängniß anordnen lassen. Oh! Alles ist entdeckt; er hat aus Angst vor der Rache des Volks so gehandelt.“

„Erzähle mir das, Pitou.“

„Kommen Sie ein wenig in's Vorhaus, Herr Billot, wir werden dort bequemer sein.“

Sie verließen den Saal und gingen in's Vorhaus. Vor Allem muß ich wissen, ob Herr Bailly hier ist,“ sagte Pitou.

„Sprich immerhin, er ist hier.“

„Gut. Ich war also im Club der Tugenden, wo ich die Rede eines Patrioten anhörte. Es war der, welcher Fehler im Französischen machte! Man sah wohl, daß er nicht beim Abbé Fortier erzogen worden war.“

„Immer zu!“ versetzte Billot, „Du weißt wohl, man kann ein guter Patriot sein und weder zu schreiben, noch zu lesen verstehen.“

„Das ist wahr. Plötzlich lief ein Mann ganz athemlos herbei und rief: „„Sieg! Sieg! Foulon war nicht todt, Foulon lebt noch: ich habe ihn entdeckt, ich habe ihn gefunden!““

„Man war wie Sie, Vater Billot, man wollte nicht glauben. Die Einen sagten: „„Wie! Foulon?““ „„Ja.““ Die Andern sagten: „„Geht doch.““ „„Geht doch! so lange Ihr wollt!““ Wieder Andere sagten: „„Nun! während Du dort warst, hättest Du zugleich seinen Schwiegersohn Berthier entdecken müssen.““

„Berthier!“ rief Billot.

„Ja, Berthier von Sauvigny. Sie wissen wohl, unser Intendant von Compiègne, der Freund von Herrn Isidor von Charny.“

„Allerdings, derjenige, welcher so hart gegen Jedermann und so artig gegen Catherine war.“

„Ganz richtig, ein Gräuel von einem Finanzpächter,

ein zweiter Blutegel des französischen Volks, der Fluch des Menschengeschlechts, die Schande der civilisirten Welt, wie der tugendhafte Loustalot sagt."

„Weiter! weiter!" rief Billot.

„Es ist wahr — ad eventum festina, was besagen will," mein lieber Herr Billot: Beeile Dich zu der Entwickelung. Ich fahre also fort: dieser Mann kommt ganz athemlos in den Club der Tugenden und ruft: „„Ich habe Foulon gefunden, ich habe ihn gefunden!""

„Da erfolgte ein ungeheurer Schrei."

„Er täuschte sich!" entgegnete der hartnäckige Billot.

„Er täuschte sich nicht, da ich ihn gesehen habe."

„Du hast ihn gesehen, Pitou?"

„Mit meinen eigenen Augen. Warten Sie doch."

„Ich warte, doch Du machst mich sieden."

„Ach! hören Sie doch, ich habe auch sehr heiß. Ich sage Ihnen also, daß er sich für einen Todten ausgegeben, daß er statt seiner einen von seinen Bedienten hatte begraben lassen. Zum Glück wachte die Vorsehung."

„Oh! die Vorsehung!" versetzte verächtlich der Voltairianer Billot.

„Ich wollte sagen, die Nation," erwiederte Pitou gedemüthigt. „Dieser gute Bürger, dieser athemlose Patriot, der die Nachricht brachte, hatte ihn in Viry, wo er sich verborgen hielt, erkannt."

„Ah! ah!"

„Als er ihn erkannt hatte, zeigte er ihn an, und der Syndicus, ein Herr Rappe, ließ ihn auf der Stelle verhaften."

„Und wie heißt der brave Patriot, der den Muth gehabt hat, eine solche Handlung zu vollbringen?"

„Foulon anzuzeigen?"

„Ja."

„Nun, man nennt ihn Herr Saint-Jean."

„Saint-Jean? das ist ein Lakeienname."

„Ei! es ist auch der Lakei dieses Schurken Foulon.

Ha! Aristokrat, das geschieht Dir recht, warum hast Du Lakeien!“

„Pitou, Du interessirst mich,“ sagte Billot, indem er näher zum Erzähler trat.

„Sie sind sehr gut, Herr Billot . . . Der Foulon ist also angezeigt, verhaftet; man führte ihn nach Paris; der Denunciant lief voraus, um die Neuigkeit zu verkündigen und den Preis für seine Anzeige in Empfang zu nehmen, so daß Foulon hinter ihm bei der Barrière ankam.“

„Und dort hast Du ihn gesehen?“

„Ja, er sah drollig aus; man hatte ihm ein Halsband von Nesseln statt der Cravate angezogen.“

„Nesseln, warum dies?“

„Weil er, wie es scheint, gesagt hat, der Schurke, das Brod sei für die Menschen, der Hafer für die Pferde, die Nesseln seien aber gut genug für das Volk.“

„Er hat das gesagt, der Elende?“

„Bei Gott! ja, er hat es gesagt,“ Herr Billot.“

„Gut, nun schwörst Du!“

„Bah!“ versetzte Pitou mit einer dreisten Miene, „unter Militären! Kurz, er ging zu Fuß; und man versetzte ihm den ganzen Weg entlang eine Menge von Streichen in die Hüften und an den Kopf.“

„Ah! ah!“ machte Billot etwas weniger enthusiastisch.

„Das ist sehr belustigend,“ fuhr Pitou fort; „nur konnte ihm aber nicht Jedermann geben, in Betracht, daß mehr als zehntausend Personen da waren, die hinter ihm schrieen.“

„Und dann?“ fragte Billot, der nachzudenken anfing.

„Dann hat man ihn zum Präsidenten des Saint-Marcel Districts geführt — ein Guter, Sie wissen.“

„Ja, Herr Acloque.“

„Cloque! ganz richtig; dieser aber hat Befehl ge-

geben, ihn in das Stadthaus zu führen, da er nicht wußte, was er mit ihm machen sollte, so daß Sie ihn sehen werden."

„Aber wie kommt es, daß Du das verkündigst, und nicht der berufene Saint-Jean?"

„Weil meine Beine sechs Zoll länger sind, als die seinigen. Er war vor mir abgegangen, aber ich habe ihn eingeholt und bin ihm dann zuvorgekommen. Ich wollte Sie benachrichtigen, damit Sie Herrn Bailly benachrichtigten."

„Welches Glück hast Du!"

„Ich werde morgen noch viel mehr haben."

„Woher weißt Du das?"

„Derselbe Saint-Jean, der Herrn Foulon denuncirte, hat sich anheischig gemacht, es dahin zu bringen, daß man auch des Herrn Berthier, der auf der Flucht ist, habhaft werde."

„Er weiß also, wo er ist?"

„Ja, es scheint, es war ihr Vertrauter, dieser gute Herr Saint-Jean, und er hat viel Geld vom Schwiegervater und vom Schwiegersohn bekommen, die ihn bestechen wollten."

„Und er hat das Geld genommen?"

„Gewiß; es ist immer gut, das Geld eines Aristokraten zu nehmen; doch er hat gesagt: „„Ein guter Patriot verräth die Nation nicht für Geld.""

„Ja," murmelte Billot, „er verräth nur seinen Herrn. Weißt Du, Pitou, daß mir Dein Saint-Jean eine große Canaille zu sein scheint!"

„Das ist möglich, doch gleichviel, man wird Herrn Berthier festnehmen, wie man Meister Foulon festgenommen hat, und man wird Beide Nase an Nase henken. Was für eine abscheuliche Grimasse werden sie, einander anschauend, machen!"

„Und warum wird man sie henken?" fragte Billot.

„Weil es Schurken sind, die ich verabscheue."

„Herr Berthier, der in den Pachthof gekommen

ist, Herr Berthier, der bei seinen Rundreisen in der Ile-de-France die Milch bei uns gegessen und von Paris Catherine goldene Ohrringe geschickt hat! Oh! nein, nein, man wird ihn nicht henken."

„Bah!" versetzte Pitou grimmig, „es war ein Aristokrat, ein schmeichelnder Betrüger!"

Billot schaute Pitou ganz erstaunt an. Unter dem Blicke von Billot erröthete Pitou unwillkürlich bis an das Weiße der Augen.

Plötzlich gewahrte der würdige Pächter Herrn Bailly, der nach einer Berathung aus dem Saale in sein Cabinet ging; er eilte auf ihn zu und theilte ihm die Neuigkeit mit.

Nun war die Reihe aber an Billot, einen Ungläubigen zu finden.

„Foulon! Foulon!" rief der Maire, „Tollheiten!"

„Hören Sie, Herr Bailly," sprach der Pächter, „hier ist Pitou, der ihn gesehen hat."

„Ich habe ihn gesehen, Herr Maire," sagte Pitou, indem er eine Hand an seine Brust legte und sich verbeugte.

Und er erzählte Bailly, was er Billot erzählt hatte.

Da sah man den armen Bailly erbleichen; er begriff den ganzen Umfang der Katastrophe.

„Und Herr Acloque schickt ihn hieher?"

„Ja, Herr Maire."

„Aber warum schickt er ihn?"

„Oh! seien Sie unbesorgt," sagte Pitou, der sich in der Unruhe von Bailly täuschte, „es sind Leute dabei, um den Gefangenen zu bewachen; man wird ihn nicht auf dem Wege entführen."

„Wollte Gott, daß man ihn entführte," murmelte Bailly.

Dann wandte er sich an Pitou und fragte:

„Leute . . . was verstehen Sie darunter, mein Freund?"

„Ich meine Volk!“

„Volk?“

„Mehr als zwanzigtausend Männer, die Weiber nicht zu rechnen,“ antwortete Pitou triumphirend.

„Der Unglückliche!“ rief Bailly. „Meine Herren! meine Herren Wähler!“

Und mit scharfer Stimme rief er alle Beisitzer zu sich.

Bei seiner Erzählung hörte man nur Ausrufungen und Angstschreie.

Während eines Stillschweigens des Schreckens, das sodann eintrat, drang allmälig ein verworrener, ferner, unbestimmter Lärmen in das Stadthaus, jenem Brausen des Blutes ähnlich, das zuweilen bei Nervenkrisen in den Ohren schreit.

„Was ist das?“ fragte ein Wähler.

„Oh! es ist der Lärmen der Menge,“ antwortete ein Anderer.

Plötzlich rollte ein Wagen rasch auf den Platz; er enthielt zwei bewaffnete Männer, welche einen dritten bleichen, zitternden Mann aussteigen ließen.

Hinter dem Wagen liefen, geführt von Saint-Jean, der athemloser als je, ungefähr hundert junge Leute von zwölf bis achtzehn Jahren mit bleicher Gesichtsfarbe und flammenden Augen.

Sie schrieen: „Foulon! Foulon!“ und liefen beinahe so rasch, als die Pferde.

Die zwei bewaffneten Männer hatten indessen ein paar Schritte Vorsprung vor ihnen, was ihnen Zeit gab, Foulon in das Stadthaus zu schieben, dessen Thüren man vor den heiseren Bellern außen schloß.

„Endlich ist er hier,“ sagten sie zu den Wählern, welche oben auf der Treppe warteten. „Teufel! das ist nicht ohne Mühe abgegangen.“

„Meine Herren!“ rief Foulon zitternd, „werden Sie mich retten?“

Ah! mein Herr!" antwortete Bailly mit einem
ler, „Sie sind ein großer Verbrecher!"
„Aber ich hoffe, mein Herr, es wird doch eine Ge-
gkeit geben, die meine Vertheidigung zuläßt?"
e Foulon immer ängstlicher.
In diesem Augenblick verdoppelte sich der Tumult
n.
„Verbergen Sie ihn rasch," rief Bailly den Leuten
die ihn umgaben, „oder . . ."
Er wandte sich gegen Foulon und sagte zu ihm:
„Hören Sie, die Lage ist so ernst, daß wir Sie
Ihre Willensmeinung fragen müssen. Wollen Sie,
lleicht ist es noch Zeit, wollen Sie es versuchen,
rch eine der Hinterthüren des Stadthauses zu ent-
ehen?"
„Oh! nein," rief Foulon, „man wird mich er-
nnen und umbringen."
„Ziehen Sie es vor, in unserer Mitte zu bleiben?
ch und diese Herren werden thun, was Menschen zu
hun möglich ist, um Sie zu vertheidigen. Nicht wahr,
neine Herren?"
„Wir versprechen es," riefen die Wähler ein-
stimmig.
„Oh! ich will lieber bei Ihnen bleiben. Meine
Herren, verlassen Sie mich nicht."
„Ich habe Ihnen gesagt, wir werden Alles thun,
was Menschen zu thun möglich ist, um Sie zu retten,"
antwortete Bailly mit Würde.
In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei
auf dem Platze, verbreitete sich durch die Luft und
drang durch die offenen Fenster in's Stadthaus ein.
„Hören Sie? hören Sie?" murmelte Foulon er-
bleichend.
Die Menge brach in der That brüllend und ent-
setzlich anzuschauen aus allen nach dem Stadthause
mündenden Straßen und besonders vom Quai Pelletier
und aus der Rue de la Vannerie hervor.

Bailly trat an ein Fenster.

Die Augen, die Messer, die Piken, die Sensen und die Musketen glänzten in der Sonne. In weniger als zehn Minuten hatte sich der große Platz mit Menschen gefüllt. Das war das Gefolge von Foulon, wovon Pitou gesprochen; es hatte sich noch durch Neugierige vermehrt, welche, als sie einen gewaltigen Lärmen hörten, auf die Grève, als einen Mittelpunkt, liefen.

Alle diese Stimmen, und es waren mehr als zwanzigtausend, schrieen;

„Foulon! Foulon!"

Man sah nun die hundert Vorläufer dieser Wüthenden der ganzen brüllenden Masse die Thüre bezeichnen, durch welche Foulon eingetreten war; diese Thüre wurde sogleich bedroht, und man fing an dieselbe mit Fußtritten, mit Kolbenstößen und Hebestangen zu bearbeiten.

Plötzlich öffnete sie sich.

Die Wachen des Stadthauses erschienen und rückten gegen die Angreifenden vor; diese wichen Anfangs vor den Bajonnetten zurück und ließen in ihrem ersten Schrecken einen großen leeren Raum vor der Facade.

Die Wache nahm auf den Stufen eine feste Stellung an. Statt zu drohen, sprachen übrigens die Officiere freundlich zu der Menge und suchten sie zu beschwichtigen.

Bailly hatte beinahe den Kopf verloren. Es war das erste Mal, daß sich der arme Astronom einem Volkstumult gegenüber befand.

„Was ist zu thun?" fragte er die Wähler.

„Man muß ihn richten!" riefen mehrere Stimmen.

„Man richtet nicht unter der Einschüchterung der Menge," sagte Bailly.

„Ah!" rief Billot, „haben Sie Truppen genug, um sich zu vertheidigen?"

„Wir haben nicht zweihundert Mann."

„Man müßte Verstärkung erlangen."

„Oh! wenn Herr von Lafayette benachrichtigt wäre," sagte Bailly.

„So benachrichtigen Sie ihn."

„Wer wird das thun? wer wird die Wogen dieser Menge durchschneiden?"

„Ich!" erwiederte Billot.

Und er schickte sich an, wegzugehen.

Bailly hielt ihn zurück.

„Wahnsinniger," sprach er, „schauen Sie diesen Ocean an. Sie werden von einer einzigen seiner Wellen verschlungen werden. Wenn Sie bis zu Herrn von Lafayette bringen wollen, und dabei verbürge ich mich noch nicht für Sie, gehen Sie hinten hinaus."

„Gut," antwortete Billot einfach.

Und er schoß wie ein Pfeil fort.

XL.

Der Schwiegervater.

Die Geister entzündeten sich indessen auf dem Platze, wie es der immer mehr zunehmende Lärmen der Menge bewies. Es war schon nicht mehr Haß, es war Abscheu; man drohte nicht mehr, man schäumte.

Die Schreie: Nieder mit Foulon, Foulon den Tod! kreuzten sich wie tödtliche Wurfgeschosse bei einem Bombardement; die immer mehr anwachsende Menge hatte, so zu sagen, die Wachen auf ihren Posten erstickt.

Und schon fingen in dieser Menge Gerüchte, welche zu Gewaltthaten bevollmächtigten, an in Umlauf zu kommen und sich zu vergrößern.

Diese Gerüchte bedrohten nicht nur Foulon, sondern auch die Wähler, die ihn beschützten.

„Sie haben den Gefangenen entfliehen lassen!" sagten dann die Einen.

„Gehen wir hinein! gehen wir hinein!" sagten die Andern.

„Zünden wir das Stadthaus an!"

„Vorwärts! vorwärts!"

Bailly begriff, daß es nur noch ein Mittel gab, da Herr von Lafayette nicht ankam: die Wähler sollten selbst hinabgehen, sich unter die Gruppen mischen und die Wüthendsten zu bekehren suchen.

„Foulon! Foulon!"

Dies war der unablässige Schrei, das ununterbrochene Gebrülle der rasenden Wogen.

Ein allgemeiner Sturm bereitete sich vor; die Mauern hätten nicht widerstanden.

„Mein Herr," sagte Bailly zu Foulon, „wenn Sie sich nicht der Menge zeigen, so werden diese Leute glauben, wir haben sie entwischen lassen; sie werden die Thüre sprengen, sie werden hier hereinkommen, und finden sie Sie dann hier, so stehe ich für nichts mehr."

„Oh! ich wußte nicht, daß ich so verhaßt bin," murmelte Foulon, indem er seine Arme träge niederfallen ließ.

Und von Bailly unterstützt, schleppte er sich zum Fenster.

Ein entsetzliches Geschrei erhob sich bei seinem Anblick. Die Wachen wurden überwältigt, die Thüren eingestoßen; der Strom stürzte sich auf die Treppen, in die Gänge, in die Säle, welche in einem Augenblick mit Menschen gefüllt waren.

Bailly stellte um den Gefangenen in Eile auf, was an Wachen verfügbar war, dann fing er an zu der Menge zu reden.

Er wollte diesen Menschen begreiflich machen, daß ermorden zuweilen Rache üben, aber nie Gerechtigkeit widerfahren lassen heißt.

Es gelang ihm nach unerhörten Anstrengungen und nachdem er zwanzigmal sein eigenes Leben gewagt hatte.

„Ja, ja," riefen die Stürmenden, „man richte ihn! man richte ihn! doch man hänge ihn auf."

Sie waren so weit mit ihrer Beweisführung, als Herr von Lafayette, geführt von Billot, im Stadthause ankam.

Der Anblick seines dreifarbigen Federbusches, eines der ersten, die man getragen, dämpfte sogleich das Geschrei und die Ausbrüche des Zorns.

Der Obergeneral ließ sich Platz machen und wiederholte noch energischer, als Bailly, was Bailly schon gesagt hatte.

Seine Rede wirkte schlagend auf Alle, die ihn hören konnten, und die Sache von Foulon war im Saale der Wähler gewonnen.

Außen aber hatten zwanzigtausend Wüthende Herrn von Lafayette nicht gehört und blieben unerschütterlich in ihrer Raserei.

„Auf denn!" endigte Lafayette, der natürlich glaubte, die Wirkung, welche er auf die Menschen, die ihn umgaben, hervorgebracht, erstrecke sich auch nach Außen; „auf denn! dieser Mensch muß gerichtet werden."

„Ja!" rief die Menge.

„Zu Folge dessen befehle ich, daß man ihn in's Gefängniß führt," fuhr Lafayette fort.

„In's Gefängniß! in's Gefängniß!" brüllte die Menge.

Zu gleicher Zeit winkte der General den Wachen des Stadthauses, und diese ließen den Gefangenen vorschreiten.

Die Menge begriff nichts, wenn nicht, daß ihre Beute zu ihr kam. Sie hatte nicht einmal den Gedanken, man hoffe, ihr diese Beute streitig zu machen.

Sie roch, so zu sagen, das frische Fleisch, das die Treppe hinabstieg.

Billot hatte sich mit einigen Wählern, mit Bailly selbst, an das Fenster gestellt, um dem Gefangenen mit den Augen zu folgen; während er unter dem Geleite

der Wachen des Stadthauses über den Platz schreiten würde.

Auf dem Wege richtete Foulon dahin und dorthin verlorene Worte, welche von einer tiefen Angst, schlecht verkleidet unter Vertrauensbetheurungen, zeugten.

„Edles Volk," sagte er, während er die Treppe hinabstieg, „ich fürchte nichts; ich bin unter meinen Mitbürgern."

Und schon kreuzten sich das Gelächter und die Schmähungen um ihn her, als er sich plötzlich außerhalb des düsteren Gewölbes oben auf den auf den Platz gehenden Treppen befand; die Luft und die Sonne trafen ihm hier in's Gesicht.

Sogleich drang ein einziger Schrei, ein Schrei der Wuth, ein Brüllen der Drohung und des Hasses, aus der Brust von zwanzigtausend Menschen hervor. Bei dieser Explosion werden die Wachen durchbrochen, von der Erde aufgehoben, zerstreut, tausend Arme packen Foulon, schleppen ihn fort und tragen ihn an die unselige Ecke, unter die Laterne, den gemeinen, brutalen Galgen des Zorns, den das Volk seine Rechtspflege nannte.

Billot sah und schrie von seinem Fenster aus; die Wähler trieben auch die Wache an, welche nichts mehr thun konnte.

Lafayette stürzte in Verzweiflung aus dem Stadthause, doch er war nicht einmal im Stande, durch die ersten Reihen dieser Menge zu dringen, die sich wie ein ungeheurer See zwischen ihm und der Laterne ausbreitete.

Auf die Weichsteine steigend, um besser zu sehen, an den Fenstern, an den Vorsprüngen der Gebäude, an allen Unebenheiten, die ihnen geboten waren, sich anhängend, ermuthigten die einfachen Zuschauer durch ihr furchtbares Geschrei die Schauspieler in ihrem entsetzlichen Feuereifer.

Die Schauspieler selbst spielten mit ihrem Opfer,

ein Trupp von Tigern mit einer wehrlosen
nachen würde.
e stritten sich um Foulon. Man begriff endlich,
n, wollte man sich an seinem Todeskampfe wei-
Rollen unter sich vertheilen mußte.
onst würde er in Stücke zerrissen werden.
e Einen hoben Foulon, der schon nicht mehr
ift besaß, zu schreien, in die Höhe.
e Andern, die ihm seine Halsbinde abgenommen
nen Rock zerrissen hatten, schlangen ihm einen
um den Hals.
ieder Andere, welche auf die Laterne gestiegen
ließen den Strick herab, den ihre Gefährten
:minister um den Hals schlangen.
nen Augenblick hielt man Foulon mit den Armen
und zeigte ihn so, den Strick um den Hals
: Hände auf den Rücken gebunden, der Menge.
ınn, als die Menge den armen Sünder wohl
t, als sie wohl in die Hände geklatscht hatte,
das Signal gegeben und Foulon, bleich, blutig,
r Höhe der eisernen Arme der Laterne, unter
Gezische, das erschrecklicher, als der Tod, auf-

le, welche bis dahin nichts hatten sehen können,
en nun den über der Menge schwebenden öffent-
Feind.
in neues Geschrei erscholl; dieses galt den Hen-
Sollte Foulon so schnell sterben?
ie Henker zuckten die Achseln und deuteten nur
n Strick.
er Strick war alt; man konnte ihn Fäschen um
n auseinandergehen sehen. Die verzweifelten Be-
gen, welche Foulon in seinem Todeskampfe machte,
vollends den Faden, der ihn zurückhielt, der
brach, und Foulon fiel halb erwürgt auf das
r.
r war erst bei der Vorrede der Hinrichtung, er
ur in das Vorhaus des Todes eingedrungen.

Jeder stürzte auf den armen Sünder zu; man war ruhig: er konnte nicht fliehen; er hatte bei seinem Fall nur das Bein über dem Schenkel gebrochen.

Und dennoch erhoben sich einige Flüche und Verwünschungen, unverständige, verleumderische Verwünschungen: man klagte die Henker an, man hielt sie für ungeschickte Leute.... sie, die doch im Gegentheil so sinnreich zu Werke gegangen waren, sie, die den alten, abgenutzten Strick in der Hoffnung, er werde brechen, gewählt hatten.

Eine Hoffnung, die, wie man sieht, das Ereigniß rechtfertigte.

Man machte einen Knoten an den Strick und schlang ihn abermals um den Hals des Unglücklichen, der, halbtodt, die Augen stier, die Stimme erstickt, um sich her suchte, ob in dieser Stadt, die man den Mittelpunkt des civilisirten Weltalls nennt, nicht eines von den Bajonetten dieses Königs, dessen Minister er gewesen, und der hunderttausend besaß, ein Loch in diese Cannibalenhorde machen würde.

Doch nichts um ihn her, nichts als der Haß, nichts als die Schmähung, nichts als der Tod.

„Tödtet mich wenigstens, ohne mich so grausam leiden zu lassen!“ rief Foulon in Verzweiflung.

„Höre,“ antwortete eine Stimme, „warum sollten wir Deine Hinrichtung abkürzen, Du hast die unsere lange genug dauern lassen.“

„Und dann,“ sagte eine andere, „Du hast noch nicht Zeit gehabt, Deine Nesseln zu verdauen.“

„Wartet! wartet!“ rief eine dritte, „man wird ihm seinen Schwiegersohn Berthier bringen; es ist Platz an der Laterne gegenüber.“

„Wir wollen das Gesicht sehen, das sich der Schwiegervater und der Schwiegersohn machen werden,“ fügte eine andere bei.

„Macht ein Ende! macht ein Ende!“ rief der Unglückliche.

ailly und Lafayette baten, flehten, schrieen mitt-
e und suchten durch die Menge zu dringen;
) erhebt sich Foulon abermals am Ende des
, der abermals bricht, und ihre Bitten, ihr
, ihr Kampf, welcher nicht minder schmerzlich,
: Todeskampf des armen Sünders, verlieren sich,
igen sich, erlöschen in dem allgemeinen Gelächter,
m man diesen zweiten Sturz empfängt.
ailly und Lafayette, drei Tage vorher noch die
chränkten Beherrscher des Willens von sechsmal-
:ttausend Parisern, — heute hörte nicht einmal
ind auf sie. Man murrt; sie beengen, sie unter-
n das Schauspiel.
Billot hat ihnen vergebens mit seiner Stärke
nd geleistet, der kräftige Athlet hat zwanzig
hen niedergeworfen, doch um bis zu Foulon zu
:n, müßte er fünfzig, hundert, zweihundert nieder-
ı, und seine Kräfte sind erschöpft, und während
ıe hält, um den mit Blut vermengten Schweiß,
on seiner Stirne fließt, abzuwischen, erhebt sich
ın bis zum Kloben der Laterne.
Diesmal hat man Mitleid mit ihm gehabt, man
inen neuen Strick gefunden.
Endlich ist der Verurtheilte todt. Das Opfer
t nicht mehr.
Eine halbe Minute hat der Menge genügt, um
: Zweifel zu setzen, daß der Lebensfunke erloschen
Nun hat der Tiger getödtet, er kann verschlingen.
Oben von der Laterne herabgestürzt, berührte der
nam nicht einmal die Erde. Er wurde vorher in
cke zerrissen.
In einer Sekunde hatte man den Kopf vom Rumpfe
ınnt, und in einer Sekunde hob man ihn am Ende
; Spießes in die Höhe. Es war zu jener Zeit
Mode, den Kopf seiner Feinde so zu tragen.
Bei diesem Schauspiel erschrak Bailly ungemein;
ah in diesem Kopf die Medusa des Alterthums.

Bleich, den Degen in der Hand, schob Lafayette mit Ekel die Wachen von sich, die sich zu entschuldigen suchten, daß sie die minder Starken gewesen.

Stampfend vor Wuth und dahin und dorthin ausschlagend, wie eines von den brausenden Pferden des Perche, kehrte Billot in's Stadthaus zurück, um nichts mehr von dem zu sehen, was auf diesem mit Blut besudelten Platze vorging.

Was Pitou betrifft, so hatte sich sein Ungestüm für die Volksrache in eine krampfhafte Bewegung verwandelt, und er hatte das abschüssige Ufer des Flusses erreicht, wo er die Augen und die Ohren schloß, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

Im Stadthause herrschte Bestürzung: die Wähler fingen an zu begreifen, sie werden nie im Stande sein, die Bewegungen des Volkes anders zu lenken, als in der Richtung, die dem Volke belieben würde.

Plötzlich, während die Wüthenden sich damit belustigen, daß sie den enthaupteten Körper von Foulon in den Gossen umherschleppten, erschallt ein neues Geschrei, rollt ein neuer Donner über die Brücken.

Ein Eilbote stürzt herbei. Die Neuigkeit, die er bringt, weiß die Menge schon. Sie hat sie auf die Andeutung ihrer geschicktesten Führer errathen, wie die Meute nach der Eingebung des geübtesten von den Leithunden die Fährte aufnimmt.

Die Menge drängt sich um den Eilboten und schließt ihn ein; sie fühlt, daß er eine neue Beute berührt hat; sie riecht, daß er von Herrn Berthier sprechen will.

Das war so.

Von dem Munde von zehntausend Menschen zugleich befragt, sieht sich der Eilbote genöthigt, zu antworten:

„Herr Berthier von Sauvigny ist in Compiègne verhaftet worden."

Dann bringt er in das Stadthaus ein, wo er Lafayette und Bailly dasselbe verkündigt.

„Gut, gut, ich wußte es," erwiedert Lafayette.

„Wir wußten es,“ sagte Bailly, „und es sind Begegeben, daß man ihn dort bewacht.“
„Dort bewacht?“ wiederholte der Eilbote.
„Allerdings; ich habe zwei Commissäre mit einer kung abgeschickt.“
„Eine Bedeckung von zweihundertfünfzig Mann, wahr?“ fragte ein Wähler: „dies ist mehr als jend.“
„Meine Herren,“ entgegnet der Eilbote: „das ist rade, was ich Ihnen sagen wollte: die Bedeckung rstreut und der Gefangene durch die Menge entworden.“
„Entführt!“ ruft Lafayette. „Die Bedeckung hat hren Gefangenen entführen lassen?“
„Klagen Sie dieselbe nicht an. Alles, was sie konnte, hat sie gethan.“
„Aber Herr Berthier?“ fragte Bailly ängstlich.
„Man bringt ihn nach Paris,“ antwortete der te, „und in diesem Augenblick ist er in Bourget.“
„Wenn er hierher kommt, ist er verloren!“ rief y.
„Geschwinde! geschwinde!“ rief Lafayette, „fünfert Mann nach Bourget! Die Commissäre und Berthier sollen dort anhalten und bleiben; wäh der Nacht werden wir die Sache überlegen und Entschluß fassen.“
„Aber wer wird es wagen, diesen Auftrag zu nehmen?“ versetzte der Eilbote, der voll Schrecken dem Fenster das stürmische Meer betrachtete, von jede Welle ihren Todesschrei auswarf.
„Ich!“ rief Billot; „diesen werde ich retten!“
„Aber Sie werden dabei umkommen!“ rief der ote; „die Straße ist schwarz von Menschen.“
„Ich gehe,“ sagte der Pächter.
„Unnütz,“ murmelte Bailly, der gehorcht hatte. ret! höret!“
Da vernahm man in der Richtung der Porte

Saint-Martin ein Geräusch, dem Tosen des Meeres auf den Strandsteinen ähnlich.

Dieser wüthende Lärmen drang über die Häuser empor, wie der brodelnde Dampf über den Rand eines Gefäßes aufströmt.

„Zu spät!" sagte Lafayette.

„Sie kommen, sie kommen," murmelte der Eilbote. „Hören Sie?"

„Ein Regiment! ein Regiment!" rief Lafayette mit dem edlen Wahnsinn der Menschenliebe, der die glänzende Seite seines Charakters war.

„Ei! Mord und Tod!" rief Bailly, der vielleicht zum ersten Mal fluchte, „vergessen Sie, daß unsere Armee gerade diese Menge ist, die Sie bekämpfen wollen?"

Und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

Die Schreie, die man in der Ferne gehört, hatten sich von der in den Straßen zusammengeschaarten Menge dem auf dem Platze aufgehäuften Volke mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers mitgetheilt.

Man sah nun diejenigen, welche die traurigen Ueberreste von Foulon beschimpften, ihr blutiges Spiel verlassen, um einer neuen Rache entgegenzueilen.

Die dem Platze anliegenden Straßen spieen sogleich einen großen Theil von dieser brüllenden Menge aus, welche, Messer und drohende Fäuste emporhaltend, sich nach der Rue Saint-Martin dem neuen Todeszuge entgegenwälzte.

XLI.

Der Schwiegersohn.

Die Verbindung war bald bewerkstelligt, man hatte auf beiden Seiten dieselbe Eile.

Dann geschah, was folgt.

Einige von den Sinnreichen, die wir auf der Grève
jen, brachten dem Schwiegersohn am Ende eines
eßes den Kopf seines Schwiegervaters.

Herr Berthier kam durch die Rue Saint-Martin
dem Commissär, er war ungefähr auf der Höhe der
Saint-Merry.

Er saß in seinem Cabriolet, — ein in jener Zeit
erordentlich aristokratischer Wagen, ein Wagen,
Grolle des Volkes bezeichnet, das sich so oft über
Raschheit des Fahrens der Stutzer oder der Tän-
nnen, welche selbst kutschirten und, durch ein hitziges
rd fortgerissen, häufig niederwarfen, immer bespritz-
zu beklagen gehabt hatte.

Unter dem Geschrei, unter dem Gezische und den
hungen fuhr Berthier Schritt für Schritt weiter
sprach ruhig mit dem Wähler Rivière, dem Com-
ïär, den man nach Compiègne abgesandt, um ihn
retten, und der, von seinem Gefährten verlassen,
he genug gehabt hatte, sich selbst zu retten.

Das Volk hatte mit dem Cabriolet angefangen
zuerst das Verdeck von diesem zerbrochen, so daß
thier und der Commissär entblößt und allen Blicken
allen Streichen ausgesetzt waren.

Unter Weges hörte er sich an seine Verbrechen,
iutert und vergrößert durch die Volkswuth, erinnern.
Er hatte Paris aushungern wollen.

Er hatte befohlen, den Roggen und den Waizen
n abzuschneiden; dadurch war der Preis der Getreide
iegen, und er hatte ungeheure Summen gewonnen.
Er hatte nicht nur dies gethan, was, wie man
te, genug war, er conspirirte auch.

Man hatte bei ihm ein Portefeuille erwischt; in
sem Portefeuille fanden sich mordbrennerische Briefe,
fehle zum Niedermetzeln, der Beweis, daß zehntau-
d Patronen an seine Agenten ausgetheilt worden
ren.

Das waren entsetzliche Albernheiten, doch man weiß,

17*

daß die Menge, hat sie einmal den Paroxismus ihres Zornes erreicht, die wahnsinnigsten Neuigkeiten als wahr preisgibt.

Derjenige, welchen man aller dieser Verbrechen beschuldigte, war ein noch junger Mann von dreißig bis zweiunddreißig Jahren, elegant gekleidet, beinahe lächelnd unter den Streichen und Beleidigungen; er schaute um sich her mit vollkommener Sorglosigkeit die schändlichen Anschlagzettel an, die man ihm zeigte, und plauderte ohne Prahlerei mit Rivière.

Zwei über seine Gelassenheit aufgebrachte Menschen wollten ihn erschrecken und aus seiner Haltung bringen. Sie stellten sich jeder auf einen Fußtritt des Cabriolets und hielten Beide Berthier das Bajonett ihrer Flinte auf die Brust.

Aber muthig bis zur Verwegenheit, ließ sich Berthier nicht durch so wenig in Bewegung setzen und sprach fortwährend mit dem Wähler, als ob diese zwei Gewehre nur eine harmlose Zugabe des Cabriolets gewesen wären.

Tief gereizt durch diese Verachtung, welche so seltsam mit der Angst von Foulon contrastirte, brüllte die Menge um den Wagen her und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, wo sie statt einer Drohung einen Schmerz auferlegen könnte.

Da heftete Berthier seinen Blick auf etwas Ungestaltes, Blutiges, das man vor ihm schüttelte, und erkannte plötzlich den Kopf seines Schwiegervaters, der sich bis zur Höhe seiner Lippen neigte.

Man wollte ihn den Kopf küssen lassen.

Herr Rivière schob entrüstet den Spieß mit seiner Hand auf die Seite.

Berthier dankte ihm mit einer Geberde, wandte sich aber nicht einmal um, um mit dem Auge dieser häßlichen Trophäe zu folgen, welche die Henker hinter dem Cabriolet, über dem Kopf von Berthier, trugen.

Man kam so auf die Grève und der Gefangene

wurde nach unerhörten Anstrengungen der Wache, die man in Eile gesammelt hatte, den Wählern im Stadthause übergeben.

Eine gefährliche Sendung, eine erschreckliche Verantwortlichkeit, welche abermals Lafayette erbleichen und das Herz des Maire von Paris springen machte.

Die Menge, nachdem sie das Cabriolet, das am Fuße der Stufen des Stadthauses zurückgeblieben war, ein wenig zerstückelt hatte, nahm ihre Stellung auf den guten Plätzen, bewachte alle Ausgänge, traf seine Vorkehrungen und bereitete neue Stricke am Kloben der Laterne.

Als Billot Berthier sah, der ruhig die große Treppe des Stadthauses hinaufstieg, konnte er sich nicht enthalten, bitterlich zu weinen und sich die Haare auszuraufen.

Pitou, der das Ufer verlassen hatte und wieder zum Quai hinaufgestiegen war, sobald er glaubte, die Hinrichtung sei vorüber, Pitou kauerte sich erschrocken, trotz seines Hasses gegen Herrn Berthier, welcher nicht nur in seinen Augen Alles dessen, was man ihm vorwarf, sondern auch des Verbrechens, Catherine Ohrringe gegeben zu haben, schuldig war, Pitou, sagen wir, kauerte sich schluchzend hinter eine Bank.

Berthier war, als hätte es sich um einen ganz Anderen als ihn gehandelt, mittlerweile in den Rathssaal eingetreten und plauderte mit den Wählern.

Er kannte die Mehrzahl derselben und war sogar vertraut mit einigen.

Diese entfernten sich von ihm mit dem Schrecken, den schüchternen Seelen die Berührung eines volksunbeliebten Menschen einflößt.

Berthier sah sich auch bald beinahe allein mit Bailly und Lafayette.

Er ließ sich alle Einzelheiten der Hinrichtung von Foulon erzählen; dann zuckte er die Achseln und sagte:

„Ja, ich begreife das: man haßt uns, weil wir die Werkzeuge sind, mit denen man das Volk gefoltert hat."

„Man wirft Ihnen große Verbrechen vor, mein Herr," sprach Bailly mit strengem Tone.

„Mein Herr," erwiederte Berthier, „wenn ich alle Verbrechen begangen hätte, die man mir vorwirft, so wäre ich weniger oder mehr als ein Mensch, ein wildes Thier oder ein Teufel; doch man wird mich richten, wie ich denke, und dann wird es klar werden."

„Allerdings," sprach Bailly.

„Nun!" fuhr Berthier fort, „das ist Alles, was ich wünsche. Man hat meine Correspondenz, man wird sehen, welchen Befehlen ich gehorcht habe, und die Verantwortlichkeit wird auf diejenigen zurückfallen, denen sie gebührt."

Die Wähler schauten auf den Platz hinaus, von wo furchtbares Geschrei aufstieg.

Berthier begriff die Antwort.

Da durchschnitt Billot die Menge, welche Bailly umgab, näherte sich dem Intendanten, bot ihm seine redliche große Hand und sagte:

„Guten Tag, Herr von Sauvigny."

„Ah! Du bist es, Billot," rief Berthier lachend, indem er mit einer festen Hand die Hand, die ihm geboten war, ergriff; „Du willst also in Paris Aufruhr treiben, mein braver Pächter, Du, der Du so gut Dein Getreide auf den Märkten von Villers-Cotterets, von Crépy und von Soissons verkauftest?"

Trotz seiner demokratischen Bestrebungen, konnte Billot nicht umhin, die Ruhe dieses Mannes zu bewundern, welcher so scherzte, während sein Leben an einem Faden hing.

„Nehmen Sie Ihre Plätze ein, meine Herren," sprach Bailly zu den Wählern, „wir wollen die Instruction gegen den Angeklagten beginnen."

„Gut," sagte Berthier, „nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, meine Herren, daß ich erschöpft

; seit zwei Tagen habe ich nicht geschlafen; von
mpiègne nach Paris bin ich heute gestoßen, geschla-
, gezerrt worden; wenn ich zu essen verlangte, bot
n mir Heu, was nicht sehr erfrischend ist; lassen
e mir einen Ort geben, wo ich schlafen kann, und
re es nur eine Stunde."

In diesem Augenblick ging Lafayette aus dem Saal,
sich zu erkundigen. Er kam niedergeschlagener als
zurück.

„Mein lieber Bailly," sagte er, „die Erbitterung
auf den höchsten Grad gestiegen. Herrn Berthier
r behalten heißt sich einer Belagerung aussetzen;
s Stadthaus vertheidigen heißt den Wüthenden den
rwand geben, den sie verlangen; das Stadthaus nicht
theidigen heißt die Gewohnheit annehmen, nachzu-
en, so oft man es angreifen wird."

Während dieser Zeit hatte sich Berthier auf eine
nk gesetzt und dann gelegt.

Er schickte sich an, zu schlafen.

Die wüthenden Schreie gelangten zu ihm durch
Fenster, störten ihn aber nicht; sein Gesicht bewahrte
Ruhe des Mannes, der Alles vergißt, um den Schlaf
seiner Stirne steigen zu lassen.

Bailly berieth sich mit den Wählern und mit
ayette.

Billot schaute Berthier an.

Lafayette sammelte rasch die Stimmen, wandte sich
den Gefangenen, der einzuschlafen anfing, und sagte
ihm:

„Mein Herr, wollen Sie sich bereit halten."

Berthier stieß einen Seufzer aus, erhob sich auf seinen
enbogen und fragte:

„Wozu bereit?"

„Diese Herren haben beschlossen, daß Sie nach der
baye gebracht werden sollen."

„Nach der Abbaye? gut," sagte der Intendant.
och," fügte er bei, indem er die verlegenen Richter

„Ja, ich begreife das: man haßt uns, weil wir die Werkzeuge sind, mit denen man das Volk gefoltert hat."

„Man wirft Ihnen große Verbrechen vor, mein Herr," sprach Bailly mit strengem Tone.

„Mein Herr," erwiederte Berthier, „wenn ich alle Verbrechen begangen hätte, die man mir vorwirft, so wäre ich weniger oder mehr als ein Mensch, ein wildes Thier oder ein Teufel; doch man wird mich richten, wie ich denke, und dann wird es klar werden."

„Allerdings," sprach Bailly.

„Nun!" fuhr Berthier fort, „das ist Alles, was ich wünsche. Man hat meine Correspondenz, man wird sehen, welchen Befehlen ich gehorcht habe, und die Verantwortlichkeit wird auf diejenigen zurückfallen, denen sie gebührt."

Die Wähler schauten auf den Platz hinaus, von wo furchtbares Geschrei aufstieg.

Berthier begriff die Antwort.

Da durchschnitt Billot die Menge, welche Bailly umgab, näherte sich dem Intendanten, bot ihm seine redliche große Hand und sagte:

„Guten Tag, Herr von Sauvigny."

„Ah! Du bist es, Billot," rief Berthier lachend, indem er mit einer festen Hand die Hand, die ihm geboten war, ergriff; „Du willst also in Paris Aufruhr treiben, mein braver Pächter, Du, der Du so gut Dein Getreide auf den Märkten von Villers-Cotterets, von Crépy und von Soissons verkaufstest?"

Trotz seiner demokratischen Bestrebungen, konnte Billot nicht umhin, die Ruhe dieses Mannes zu bewundern, welcher so scherzte, während sein Leben an einem Faden hing.

„Nehmen Sie Ihre Plätze ein, meine Herren," sprach Bailly zu den Wählern, „wir wollen die Instruction gegen den Angeklagten beginnen."

„Gut," sagte Berthier, „nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, meine Herren, daß ich erschöpft

bin; seit zwei Tagen habe ich nicht geschlafen; von Compiègne nach Paris bin ich heute gestoßen, geschlagen, gezerrt worden; wenn ich zu essen verlangte, bot man mir Heu, was nicht sehr erfrischend ist; lassen Sie mir einen Ort geben, wo ich schlafen kann, und wäre es nur eine Stunde."

In diesem Augenblick ging Lafayette aus dem Saal, um sich zu erkundigen. Er kam niedergeschlagener als je zurück.

„Mein lieber Bailly," sagte er, „die Erbitterung ist auf den höchsten Grad gestiegen. Herrn Berthier hier behalten heißt sich einer Belagerung aussetzen; das Stadthaus vertheidigen heißt den Wüthenden den Vorwand geben, den sie verlangen; das Stadthaus nicht vertheidigen heißt die Gewohnheit annehmen, nachzugeben, so oft man es angreifen wird."

Während dieser Zeit hatte sich Berthier auf eine Bank gesetzt und dann gelegt.

Er schickte sich an, zu schlafen.

Die wüthenden Schreie gelangten zu ihm durch das Fenster, störten ihn aber nicht; sein Gesicht bewahrte die Ruhe des Mannes, der Alles vergißt, um den Schlaf zu seiner Stirne steigen zu lassen.

Bailly berieth sich mit den Wählern und mit Lafayette.

Billot schaute Berthier an.

Lafayette sammelte rasch die Stimmen, wandte sich an den Gefangenen, der einzuschlafen anfing, und sagte zu ihm:

„Mein Herr, wollen Sie sich bereit halten."

Berthier stieß einen Seufzer aus, erhob sich auf seinen Ellenbogen und fragte:

„Wozu bereit?"

„Diese Herren haben beschlossen, daß Sie nach der Abbaye gebracht werden sollen."

„Nach der Abbaye? gut," sagte der Intendant. „Doch," fügte er bei, indem er die verlegenen Richter

anschaute, deren Verlegenheit er begriff, „machen wir auf die eine oder die andere Art ein Ende."

Lange gefesselt, sprang ein Ausbruch des Zorns und der Ungeduld von der Grève empor.

„Nein, meine Herren, nein, wir werden ihn in diesem Augenblick nicht gehen lassen," rief Lafayette.

Bailly faßte einen Entschluß in seinem Herzen und in seinem Muthe, er ging mit zwei Wählern auf den Platz hinab und gebot Stillschweigen.

Das Volk wußte so gut, als er, was er sagen würde; da es die Absicht hatte, das Verbrechen wiederzubeginnen, so wollte es nicht einmal den Vorwurf hören, und als Bailly den Mund öffnete, erhob sich ein ungeheures Geschrei aus der Menge und brach seine Stimme, ehe sie sich nur hatte hören lassen.

Bailly, da er sah, es wäre ihm unmöglich, auch nur ein einziges Wort zu articuliren, kehrte nach dem Stadthause zurück, verfolgt von den Schreien:

„Berthier! Berthier!"

Dann drangen andere Schreie unter diesen durch, wie die schrillen Noten, die sich plötzlich in den Teufelschören von Weber oder Meyerbeer hörbar machen. Man brüllte: „An die Laterne! An die Laterne!"

Als Lafayette Bailly zurückkommen sah, eilte er ihm entgegen. Er ist jung, er ist glühend, er ist geliebt. Was der Greis mit seiner Volksthümlichkeit von gestern nicht hat erlangen können, wird er, der Freund von Washington und Necker, ohne Zweifel mit dem ersten Wort erlangen.

Doch vergebens drang der Volksgeneral in die Gruppen der Wüthendsten; vergebens sprach er im Namen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit. Vergebens, als er einige Führer erkannte oder sie zu erkennen sich den Anschein gab, drückte er ihnen die Hände, hielt er sie zurück, flehte er sie an.

Nicht eines von seinen Worten wurde gehört,

nicht eine von seinen Geberden wurde begriffen, nicht eine von seinen Thränen wurde gesehen.

Von Stufe zu Stufe zurückgestoßen, kniete er auf der Freitreppe des Stadthauses nieder und beschwor diese Tiger, die er seine Mitbürger nannte, ihre Nation nicht zu entehren, sich selbst nicht zu entehren, nicht zu Märtyrern die Schuldigen zu erheben, denen das Gesetz einen Theil Ehrlosigkeit mit einem Theil Bestrafung schuldig sei.

Als er beharrlich fortfuhr, gelangten die Drohungen bis zu ihm, doch er kämpfte gegen die Drohungen. Einige Rasende zeigten ihm dann die Faust und hoben ihre Gewehre zu ihm empor.

Er ging ihren Streichen entgegen, und ihre Waffen senkten sich.

Aber wenn man Lafayette bedroht hatte, so bedrohte man Berthier noch viel mehr.

Besiegt, kehrte Lafayette wie Bailly in's Stadthaus zurück.

Die Wähler hatten alle Lafayette machtlos gegen den Sturm gesehen; damit war ihr letzter Wall niedergestürzt.

Sie beschlossen, die Wache des Stadthauses sollte Berthier nach der Abbaye führen.

Das hieß Berthier in den Tod schicken.

„Endlich!“ sagte Berthier, als der Beschluß gefaßt war.

Und er schaute alle diese Menschen mit einer tiefen Verachtung an und stellte sich unter die Wachen, nachdem er Bailly und Lafayette durch ein Zeichen gedankt und Billot die Hand gereicht hatte.

Bailly wandte seinen Blick voll Thränen, Lafayette seine Augen voll Entrüstung ab.

Berthier stieg die Treppe des Stadthauses mit demselben Schritte hinab, mit dem er sie heraufgestiegen war.

In dem Augenblick, wo er auf der Freitreppe er=

schien, machte ein entsetzliches, vom Platze ausgehendes Geschrei selbst die steinernen Stufen, auf die er den Fuß setzte, zittern.

Doch, verächtlich und unempfindlich, schaute er alle diese flammenden Augen mit ruhigen Augen an, zuckte er die Achseln und sprach die Worte:

„Wie seltsam ist dieses Volk! Was hat es so zu brüllen!“

Er hatte nicht vollendet, als er schon diesem Volke gehörte. Auf der Freitreppe selbst holten ihn Arme aus der Mitte der Wachen. Eiserne Haken zogen ihn an, sein Fuß glitt aus, und er rollte in die Arme seiner Feinde, die in einer Sekunde die Bedeckung zerstreut hatten.

Dann riß eine unwiderstehliche Woge den Gefangenen auf dem mit Blut besudelten Wege fort, auf dem Foulon zwei Stunden zuvor geschleppt worden war.

Ein Mensch saß schon, mit dem Stricke in der Hand, auf der unseligen Laterne. -

Doch ein anderer Mensch hatte sich an Berthier angeklammert, und dieser Mensch theilte wüthend, wahnsinnig, Schläge und Verwünschungen an die Henker aus. Er schrie:

„Ihr werdet ihn nicht haben! Ihr werdet ihn nicht tödten!“

Dieser Mensch war Billot, den die Verzweiflung toll gemacht hatte, und zwar toll wie zwanzig Menschen.

Den Einen rief er zu:

„Ich bin Einer von den Siegern der Bastille!“

Und Einige, die ihn wirklich erkannten, ließen in ihren Angriffen nach.

Zu Anderen sagte er:

„Laßt ihn richten; ich hafte für ihn; läßt man ihn entwischen, so werdet Ihr mich statt seiner henken.“

Armer Billot, armer ehrlicher Mann! Die Wellen rissen ihn fort, ihn und Berthier, wie ein Wetterwirbel

zugleich eine Feder und einen Strohhalm in seinen weiten Spiralen fortträgt.

Er ging, ohne es zu bemerken, ohne etwas zu bemerken. Er war an Ort und Stelle.

Der Blitz wäre weniger schnell gewesen.

Berthier, den man rückwärts fortgeschleppt und aufgehoben hatte, wandte sich, als er sah, daß man anhielt, um, schlug die Augen auf und erblickte den schändlichen Strang, der über seinem Kopfe baumelte.

Durch eine eben so heftige, als unerwartete Anstrengung machte er sich von den Händen, die ihn festhielten, los, riß einem von der Nationalgarde eine Flinte aus den Händen und ging mit Bajonettstößen auf seine Henker los.

Doch in einer Sekunde trafen ihn tausend Streiche von hinten, er fiel, und tausend Stöße tauchten aus einem Kreise auf ihn nieder.

Billot war unter den Füßen der Mörder verschwunden.

Berthier hatte keine Zeit, zu leiden. Seine Seele und sein Blut entströmten zu gleicher Zeit aus tausend Wunden seines Leibes.

Da konnte Billot ein Schauspiel sehen, das noch gräulicher war, als Alles, was er bis jetzt erblickt. Er sah einen Menschen seine Hand in die offene Brust des Leichnams tauchen und das noch rauchende Herz herausziehen.

Derselbe steckte dann dieses Herz an die Spitze seines Säbels mitten unter der brüllenden Menge, die sich auf seinem Wege vor ihm öffnete, und legte es auf die Tafel des großen Rathes nieder, wo die Wähler ihre Sitzungen hielten.

Billot, der eiserne Mann, konnte diesem Anblick nicht widerstehen; er fiel auf einen Weichstein zehn Schritte von der unseligen Laterne.

Lafayette, als er diese schändliche, seiner Autorität, der Revolution, die er lenkte, oder vielmehr zu lenken

geglaubt hatte, zugefügte Beleidigung sah, Lafayette zerbrach seinen Degen und warf die Stücke davon den Mördern an den Kopf.

Pitou hob den Pächter auf, trug ihn in seinen Armen weg und flüsterte ihm in's Ohr:

„Billot! Vater Billot! nehmen Sie sich in Acht, wenn sie sähen, daß Sie sich übel befänden, so würden sie Sie für seinen Mitschuldigen halten und auch umbringen ... Das wäre Schade ... ein so guter Patriot! ..."

Hienach zog er ihn nach dem Flusse fort, wobei er ihn so gut, als es ihm möglich war, vor den Blicken von einigen Eifrigen verbarg, welche murrten.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Dritte Abtheilung.

Ange Pitou.

Neuntes bis zwölftes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.

XLII.

Billot fängt an zu bemerken, daß nicht Alles rosa bei den Revolutionen ist.

Billot, der gemeinschaftlich mit Pitou an allen ruhmwürdigen Libationen Theil genommen hatte, fing an zu bemerken, daß die Hefe kam.

Als er bei der Kühle des Flusses wieder zum Bewußtsein gelangt war, sagte Pitou zu ihm:

„Herr Billot, ich sehne mich nach Villers-Cotterets zurück; und Sie?“

Diese Worte erweckten, wie eine frische Empfindung von Tugend und Ruhe, den Pächter wieder, so daß er abermals die Stärke fand, die Menge zu durchschneiden und sich von der Schlächterei zu entfernen.

„Komm,“ sagte er, „Du hast Recht.“

Und er entschloß sich, Gilbert aufzusuchen, welcher in Versailles wohnte und, ohne seit der Reise des Königs nach Paris zur Königin zurückgekehrt zu sein, der rechte Arm von Necker geworden war, der wieder in das Ministerium eingetreten, und, den Roman seines Lebens für die Geschichte Aller verlassend, die Wohlfahrt zu organisiren suchte, indem er das Elend generalisirte.

Pitou folgte ihm wie immer.

Beide wurden in das Cabinet eingeführt, wo der Doctor arbeitete.

„Doctor,“ sagte Billot, „ich kehre nach meinem Pachthofe zurück.“

„Und warum dies?“ fragte Gilbert.

„Weil ich Paris hasse."

„Ach! ja, ich begreife," sprach Gilbert kalt: „Sie sind müde."

„Abgemattet."

„Sie lieben die Revolution nicht?"

„Ich möchte sie gern beendigt sehen."

Gilbert lächelte traurig.

„Sie fängt an," sagte er.

„Ho!" machte Billot.

„Das setzt Sie in Erstaunen, Billot?" sprach Gilbert.

„Was mich in Erstaunen setzt, ist Ihre Kaltblütigkeit."

„Mein Freund," fragte Gilbert Billot, „wissen Sie, woher bei mir diese Kaltblütigkeit kommt?"

„Sie kann nur von einer Ueberzeugung kommen."

„Ganz richtig."

„Und was für eine Ueberzeugung ist das?"

„Errathen Sie."

„Es werde Alles gut endigen?"

Gilbert lächelte noch trauriger als das erste Mal.

„Nein, im Gegentheil von der Ueberzeugung, es werde Alles schlecht endigen."

Billot gab einen Schrei von sich.

Pitou aber sperrte die Augen ungeheuer weit auf: er fand die Beweisführung wenig logisch.

„Lassen Sie hören," sprach Billot, indem er sich mit seiner schweren Hand hinter dem Ohr kratzte; „denn ich verstehe nicht recht, wie mir scheint."

„Nehmen Sie einen Stuhl, Billot," sagte Gilbert, „und setzen Sie sich nahe zu mir."

Billot gehorchte.

„Sehr nahe, noch näher, daß Sie mich hören, daß mich aber sonst Niemand hört."

„Und ich, Herr Gilbert," fragte schüchtern Pitou, indem er andeutete, er sei bereit, sich zu entfernen, wenn es der Doctor wünsche.

Oh! nein, bleibe," sprach der Doctor, „Du bist
höre."

Pitou öffnete die Ohren in gleichem Umfang mit
Größe seiner Augen.

Es war ein seltsames Schauspiel, das Schauspiel
solchen geheimen Versammlung, gehalten von
drei Personen im Cabinet von Gilbert, bei einem
Briefen, Papieren, frischen Druckschriften und
ngen überladenen Tisch, vier Schritte von einer
:, welche, ohne eindringen zu können, Bittsteller
Kläger, zurückgehalten von einem beinahe blinden
inarmigen alten Schreiber, belagerten.

Ich höre," sagte Billot; „erklären Sie sich, Herr.
m wird Alles schlecht endigen?"

Billot, wissen Sie, was ich in diesem Augen-
mache, mein Freund?"

Sie schreiben Zeilen."

Aber der Sinn dieser Zeilen, Billot?"

Wie, ich soll das errathen, ich, der ich nicht ein-
esen kann?"

Pitou erhob schüchtern den Kopf und warf einen
auf das Papier, das vor dem Doctor lag.

Das sind Ziffern," sagte er.

Ja, das sind Ziffern. Nun denn! diese Ziffern
ugleich der Ruin und das Heil von Frankreich."

Ah!" machte Billot.

Ah! ah! wiederholte Pitou.

Morgen gedruckt, werden diese Ziffern," fuhr der
r fort, „im Palaste des Königs, im Schlosse der
jen und in den Hütten der Armen den vierten
von ihren Einkünften fordern."

Wie?" machte Billot.

Oh! meine arme Tante Angélique," murmelte
, „was für ein Gesicht wird sie schneiden."

Was sagen Sie hiezu, mein Braver," fuhr Gilbert
„Man macht Revolutionen, nicht wahr? Nun,
ezahlt sie!"

„Weil ich Paris hasse."

„Ach! ja, ich begreife," sprach Gilbert kalt: „Sie sind müde."

„Abgemattet."

„Sie lieben die Revolution nicht?"

„Ich möchte sie gern beendigt sehen."

Gilbert lächelte traurig.

„Sie fängt an," sagte er.

„Ho!" machte Billot.

„Das setzt Sie in Erstaunen, Billot?" sprach Gilbert.

„Was mich in Erstaunen setzt, ist Ihre Kaltblütigkeit."

„Mein Freund," fragte Gilbert Billot, „wissen Sie, woher bei mir diese Kaltblütigkeit kommt?"

„Sie kann nur von einer Ueberzeugung kommen."

„Ganz richtig."

„Und was für eine Ueberzeugung ist das?"

„Errathen Sie."

„Es werde Alles gut endigen?"

Gilbert lächelte noch trauriger als das erste Mal.

„Nein, im Gegentheil von der Ueberzeugung, es werde Alles schlecht endigen."

Billot gab einen Schrei von sich.

Pitou aber sperrte die Augen ungeheuer weit auf: er fand die Beweisführung wenig logisch.

„Lassen Sie hören," sprach Billot, indem er sich mit seiner schweren Hand hinter dem Ohr kratzte; „denn ich verstehe nicht recht, wie mir scheint."

„Nehmen Sie einen Stuhl, Billot," sagte Gilbert, „und setzen Sie sich nahe zu mir."

Billot gehorchte.

„Sehr nahe, noch näher, daß Sie mich hören, daß mich aber sonst Niemand hört."

„Und ich, Herr Gilbert," fragte schüchtern Pitou, indem er andeutete, er sei bereit, sich zu entfernen, wenn es der Doctor wünsche.

Oh! nein, bleibe," sprach der Doctor, „Du bist
höre."

Pitou öffnete die Ohren in gleichem Umfang mit
röße seiner Augen.

Es war ein seltsames Schauspiel, das Schauspiel
solchen geheimen Versammlung, gehalten von
drei Personen im Cabinet von Gilbert, bei einem
Briefen, Papieren, frischen Druckschriften und
igen überladenen Tisch, vier Schritte von einer
, welche, ohne eindringen zu können, Bittsteller
läger, zurückgehalten von einem beinahe blinden
inarmigen alten Schreiber, belagerten.

Ich höre," sagte Billot; „erklären Sie sich, Herr.
m wird Alles schlecht endigen?"

Billot, wissen Sie, was ich in diesem Augen-
mache, mein Freund?"

Sie schreiben Zeilen."

Aber der Sinn dieser Zeilen, Billot?"

Wie, ich soll das errathen, ich, der ich nicht ein-
sen kann?"

itou erhob schüchtern den Kopf und warf einen
auf das Papier, das vor dem Doctor lag.

Das sind Ziffern," sagte er.

Ja, das sind Ziffern. Nun denn! diese Ziffern
gleich der Ruin und das Heil von Frankreich."

Ah!" machte Billot.

Ah! ah! wiederholte Pitou.

Morgen gedruckt, werden diese Ziffern," fuhr der
fort, „im Palaste des Königs, im Schlosse der
en und in den Hütten der Armen den vierten
von ihren Einkünften fordern."

Wie?" machte Billot.

Oh! meine arme Tante Angélique," murmelte
„was für ein Gesicht wird sie schneiden."

Was sagen Sie hiezu, mein Braver," fuhr Gilbert
„Man macht Revolutionen, nicht wahr? Nun,
ezahlt sie!"

„Das ist richtig,“ antwortete Billot heldenmüthig. „Gut, es sei, man wird sie bezahlen.“

„Bei Gott!“ sprach Gilbert, „Sie sind ein überzeugter Mann, und Ihre Antwort hat nichts, was mich in Erstaunen setzt. Aber diejenigen, welche nicht überzeugt sind ...“

„Diejenigen, welche es nicht sind?“

„Ja, was werden sie thun?“

„Sie werden Widerstand leisten,“ sprach Billot mit einem Ton, welcher sagen wollte, er würde kräftig widerstehen, wenn man von ihm den vierten Theil seines Einkommens verlangte, um ein seiner Ueberzeugung entgegengesetztes Werk zu vollbringen.

„Dann Kampf,“ versetzte Gilbert.

„Doch die Majorität ...“

„Vollenden Sie, mein Freund.“

„Die Majorität ist da, um ihren Willen aufzulegen.“

„Also Unterdrückung.“

Billot schaute Gilbert Anfangs mit Zweifel an; dann glänzte ein verständiger Blitz in seinem Auge.

„Warten Sie, Billot,“ sprach der Doctor, „ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Die Adeligen und die Geistlichkeit haben Alles, nicht wahr?“

„Das ist gewiß. Auch die Klöster ...“

„Die Klöster?“

„Die Klöster haben Ueberfluß.“

„Notum certumque,“ brummte Pitou.

„Die Adeligen bezahlen keine verhältnißmäßige Abgaben. So bezahle ich, ein Pächter, mehr als das Doppelte der Steuern, welche die drei Brüder von Charny, meine Nachbarn, bezahlen, welche mit einander mehr als zweimalhunderttausend Livres Einkünfte haben.“

„Aber sprechen Sie,“ fuhr Gilbert fort, „glauben Sie, die Adeligen und die Priester seien weniger Franzosen als Sie?“

Pitou spitzte die Ohren bei diesen Worten, welche

Ketzerei in einer Zeit klangen, wo der Patriotis-
nach der Solidität der Ellenbogen auf der Grève
en wurde.

Sie glauben es nicht, nicht wahr, mein Freund,
önnen nicht anerkennen, diese Adeligen und diese
er, welche Alles verschlingen und Nichts wieder-
seien eben so gute Patrioten als Sie?"

Das ist wahr."

Irrthum, mein Lieber, Irrthum. Sie sind es
und ich will es Ihnen beweisen."

Ho! ho! ich leugne das."

Wegen der Privilegien, nicht wahr?"

Bei Gott!"

Warten Sie."

Oh! ich warte."

Nun denn! ich gebe Ihnen die Versicherung,
, daß binnen drei Tagen der privilegirteste Mensch,
n Frankreich ist, derjenige sein wird, welcher
besitzt."

Das werde ich sein," sprach Pitou.

Ja, das wirst Du sein."

Wie so?" fragte der Pächter.

Hören Sie, Billot, diese Adeligen und diese Geist-
, welche Sie der Selbstsucht bezüchtigen, fangen an
em Patriotismus-Fieber ergriffen zu werden, das
unde in Frankreich zu machen im Begriff ist. In
1 Augenblick versammeln sie sich wie die Schafe
ande des Grabens; sie berathen sich; der Kühnste
t, übermorgen, morgen, heute Abend vielleicht.
nach ihm werden alle Anderen springen."

Was meinen Sie damit, Herr Gilbert?"

Damit meine ich, ihren Vorrechten entsagend,
n sie als Lehensherren ihre Bauern frei geben,
Grundherren auf ihre Pachtzinse und ihre Gülten
hten, als Adelige mit Taubenhäusern ihre Tauben
sen."

„Ho! ho!“ rief Pitou erstaunt, „Sie glauben, sie werden dies Alles frei geben?“

„Oh!“ sagte Billot leuchtend, „das ist die glänzende Freiheit.“

„Hernach aber, wenn wir Alle frei sind, was werden wir thun?“

„Ah!“ versetzte Billot ein wenig verlegen, „was wir thun werden? man wird sehen.“

„Oh! das ist das äußerste Wort,“ rief Gilbert. „Man wird sehen!“

Er stand mit einer düsteren Miene auf und ging einige Augenblicke stillschweigend auf und ab; dann kehrte er zum Pächter zurück, nahm dessen schwielige Hand mit einem Ernste, der einer Drohung glich, und sprach:

„Ja, man wird sehen. Ja, wir werden sehen ... wir werden Alle sehen, Du wie ich, ich wie ich, ich wie er. Und daran dachte ich gerade vorhin, als Du bei mir die Kaltblütigkeit fandst, die Dich so sehr in Erstaunen gesetzt hat.“

„Sie erschrecken mich! das Volk einig, sich umfangend, sich gegenseitig anschließend, um zur allgemeinen Wohlfahrt beizutragen, das ist ein Gegenstand, der Sie verdüstert, Herr Gilbert?“

Dieser zuckte die Achseln.

Dann fuhr Billot seinerseits fragend fort:

„Was werden aber Sie von Ihnen selbst sagen, wenn Sie heute zweifeln, nachdem sie Alles in der alten Welt, der neuen die Freiheit gebend, vorbereitet haben?“

„Billot,“ erwiederte Gilbert, „Du hast, ohne es zu vermuthen, ein Wort ausgesprochen, das der Sinn des Räthsels ist. Dieses Wort, das Lafayette ausspricht und das Niemand vielleicht, mit ihm anzufangen, begreift, ja, wir haben der neuen Welt die Freiheit gegeben.“

„Ihr Franzosen. Das ist schön!“

„Das ist schön, aber es wird sehr theuer sein,"
·derte Gilbert traurig.

„Bah! das Geld ist ausgegeben, die Rechnung ist
lt," sprach Billot heiter. „Ein wenig Gold, viel
und die Schuld ist abgetragen."

„Ein Blinder!" versetzte Gilbert, „ein Blinder, der
:ser Morgenröthe des Westen den Keim des Unter-
s von uns Allen nicht sieht! Warum sollte ich die
anklagen, ich, der ich ihn eben so wenig gesehen
als sie. Der neuen Welt die Freiheit gegeben haben,
t, ich fürchte es sehr, heißt die alte zu Grunde
)tet haben."

„Rerum novus nascitur ordo," sprach Pitou mit
großen revolutionären Dreistigkeit.

„Stille, Kind," sagte Gilbert.

„War es denn beschwerlicher, die Engländer zu un-
rfen, als die Franzosen zu beruhigen?" fragte Billot.

„Neue Welt," wiederholte Gilbert, „das heißt reiner
, glatter Tisch; keine Gesetze, keine Mißbräuche,
Ideen, aber auch keine Vorurtheile. In Frank-
dreißigtausend Quadratmeilen für dreißig Millio-
Menschen; das heißt im Falle einer Theilung des
es kaum für Jeden eine Wiege und ein Grab.
, in Amerika, zweimalhunderttausend Quadratmeilen
)rei Millionen Menschen; ideale Gränzen mit der
:e, das heißt der Raum mit dem Meer, das heißt
der Unermeßlichkeit; in diesen zweimalhundert-
nd Meilen schiffbare Flüsse auf tausend Meilen,
ilder, deren Tiefe Gott allein kennt, das heißt alle
ente des Lebens, der Civilisation und der Zukunft.
wie leicht ist es, Billot, wenn man Lafayette
: und die Gewohnheit der Degen hat, wenn man
hington heißt und die Gewohnheit des Geistes hat,
leicht ist es, gegen Mauern von Holz, von Stein,
Erde oder von Menschenfleisch zu kämpfen; wenn
aber, statt zu gründen, zerstört, wenn man in der
ı Ordnung der Dinge, die man angreift, einstür-

zende Mauern von Ideen und hinter die Trümmer dieser Mauern selbst so viele Leute und so viele Interessen sich flüchten sieht, wenn man, nachdem man den Gedanken gefunden hat, sieht, um ihn im Volk annehmen zu machen, werde man dieses Volk decimiren müssen, vom Greise, der sich erinnert, bis zum Kinde, das lernen würde, von dem Monument, welches das Gedächtniß ist, bis zum Keim, der der Instinct ist; dann, oh' dann Billot, ist es eine Aufgabe, die diejenigen beben macht, welche jenseits des Horizonts sehen. Billot, ich habe ein scharfes Gesicht, und ich bebe."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte Billot mit seinem gesunden Verstand, „Sie beschuldigten mich vorhin, ich hasse die Revolution und nun machen Sie mir sie abscheulich."

„Habe ich Dir denn gesagt, ich verzichte?"

„Errare humanum est," murmelte Pitou, „sed perseverare diabolicum."

Und er zog seine Füße mit den Händen an sich.

„Ich werde dennoch beharrlich sein," fuhr Gilbert fort, „denn während ich die Hindernisse sehe, erschaue ich auch das Ziel, und das Ziel ist glänzend: es ist nicht nur die Freiheit Frankreichs, die ich träume, es ist die Freiheit der ganzen Welt; es ist nicht nur die physische Gleichheit, es ist die Gleichheit vor dem Gesetz; es ist nicht nur die Verbrüderung zwischen den Bürgern, es ist die Verbrüderung zwischen den Völkern. Ich werde dabei vielleicht meine Seele verlieren und meinen Leib lassen," fügte Gilbert schwermüthig bei; „doch gleichviel, der Soldat, den man zum Sturme einer Festung schickt, sieht die Kanonen, sieht die Kugeln, die man hinein ladet, sieht die Lunte, die man ihnen nähert; er sieht noch mehr: er sieht die Richtung, die man ihnen gegeben hat; er fühlt, daß dieses Stück Eisen ihm die Brust durchbohren wird, aber er geht, die Festung muß genommen sein. Nun denn! wir sind alle Soldaten, Vater Billot. Vorwärts! und auf unsern umherge-

ten Leibern möge eines Tags die Generation war=
en, deren Vorhut dieses Kind hier ist."
„Ich weiß wahrhaftig nicht, warum Sie verzwei=
Herr Gilbert, etwa weil ein Unglücklicher auf
Grève ermordet worden ist?"
„Warum hast Du dann einen Abscheu? Gehe
it, morde auch."
„Ah! was sagen Sie, Herr Gilbert!"
„Ei! man muß consequent sein ... Du bist ganz
), ganz zitternd gekommen, Du, der Du so muthig
so stark bist, und hast mir gesagt: ich bin abge=
et; ich habe Dir in's Gesicht gelacht, Billot, und
wenn ich Dir erkläre, warum Du bleich, warum
ıbgemattet warst, lachst Du Deinerseits über mich."
„Sprechen Sie! lassen Sie mir aber vor Allem
Hoffnung, daß ich geheilt, getröstet nach meinem
e zurückkehren werde."
„Das Land, höre, Billot, da ist unsere ganze Hoff=
j. Das Land, — eine schlafende Revolution, die
alle tausend Jahre rührt und dem Königthum den
windel gibt, so oft sie sich rührt. Das Land wird
auch rühren, wenn die Stunde kommt, die vorhin
Dir erwähnten schlecht erworbenen Güter, welche
Adel oder die Geistlichkeit verschlämmen, zu kaufen
zu erobern. Doch um das Land zur Ernte der
:n anzutreiben, muß man den Bauern zur Erobe=
j der Erde antreiben. Der Mensch, indem er Eigen=
ner wird, wird frei. Uns, den bevorzugten Arbei=
, für welche Gott den Schleier der Zukunft zu
en einwilligt, uns die furchtbare Arbeit, die, nach=
sie dem Volke die Freiheit gegeben, ihm das
:nthum geben wird ... Hiebei, Billot, gute Arbeit
schlechte Belohnung vielleicht, aber thätige, mäch=
Arbeit, voller Freuden und Schmerzen, voll des
jmes und der Verleumdung; dort kalter, ohnmäch=
r Schlaf in Erwartung eines Erwachens, das auf
re Stimme stattfinden, einer Morgenröthe, welche

von uns kommen wird ... Ist das Land einmal wach, dann wird unsere blutige Arbeit beendigt sein, und seine friedliche Arbeit wird beginnen."

„Welchen Rath geben Sie mir also, Herr Gilbert?"

„Willst Du Deinem Vaterlande, der Nation, Deinen Brüdern, der Welt nützlich sein, so bleibe hier; nimm einen Hammer und arbeite in der Werkstätte Vulcans, welche die Blitze für die Welt schmiedet."

„Bleiben, um morden zu sehen, um vielleicht dazu zu kommen, daß ich selbst morde?"

„Wie so?" versetzte Gilbert mit einem bleichen Lächeln. „Du morden, Billot, was sagst Du denn da?"

„Ich sage, daß, wenn ich hier bleibe, wie Sie mich dazu auffordern," rief Billot ganz zitternd, „ich sage, daß der Erste, den ich einen Strick an eine Laterne binden sehe, ich sage, daß ich diesen mit meinen Händen aufhänge."

Gilbert vollendete sein feines Lächeln.

„Ah! Du verstehst mich und Du bist nun auch Mörder," sagte er.

„Ja, Mörder von Schurken."

„Sprich, Billot, Du hast Losme, de Launay, Flesselles, Foulon und Berthier ermorden sehen?"

„Ja."

„Wie nannten sie diejenigen, welche sie ermordeten?"

„Schurken."

„Oh! es ist wahr," sprach Pitou, „sie nannten sie Schurken."

„Ja, aber ich habe Recht," versetzte Billot.

„Du wirst Recht haben, wenn Du aufhängst, ja; doch wenn Du gehenkt bist, so wirst Du Unrecht haben."

Billot neigte das Haupt unter diesem Keulenschlage, doch plötzlich erhob er es voll Adel wieder und sprach:

„Werden Sie behaupten, diejenigen, welche Wehrlose und unter dem Schutz der öffentlichen Ehre

e Personen ermorden, werden Sie behaupten, sie
Franzosen, wie ich einer bin?"
Ah!" erwiederte Gilbert, „das ist etwas Anderes.
gibt in Frankreich mehrere Arten von Franzosen.
bt vor Allem das französische Volk, von dem
ist, von dem ich bin, von dem Du bist; ferner
s die französische Geistlichkeit und dann den
sischen Adel. Drei Arten von Franzosen in
eich. Jeder ein Franzose aus seinem Gesichts-
nämlich aus dem Gesichtspunkte seiner Interessen,
var abgesehen vom König von Frankreich, einem
osen auf seine Weise. Ah! Billot, hier, siehst
in der verschiedenen Manier, Franzose zu sein,
dieser Franzosen, hier ist die wahre Revolution.
irst Franzose sein auf eine Art, der Abbé Maury
Franzose sein auf eine andere Art als Du, Mi-
t wird Franzose sein auf eine andere Art als
bbé Maury, der König endlich wird Franzose sein
ne andere Art als Mirabeau. Nun! Billot, mein
fflicher Freund, Mann mit dem redlichen Herzen
em gesunden Verstande, Du bist so eben in den
n Theil der Frage, die ich behandle, eingegangen.
Mache mir das Vergnügen, Billot, und wirf einen
auf dieses," fügte Gilbert bei.
Und er reichte dem Pächter ein gedrucktes Papier.
Was ist das?" fragte Billot, während er das
r nahm.
Lies."
„Ei! Sie wissen wohl, daß ich nicht lesen kann."
„So sage es Pitou."
Pitou stand auf, erhob sich auf den Fußspitzen
chaute über die Schulter des Pächters.
„Das ist nicht Französisch," sagte er; „das ist nicht
nisch, das ist auch nicht Griechisch."
„Das ist Englisch" erwiederte Gilbert.
Ich verstehe das Englische nicht," sprach hoffärtig
l.

„Ich verstehe es," sagte Gilbert, „und ich werde Euch dieses Papier übersetzen; doch leset zuerst die Unterschrift."

„Pitt," las Pitou, „doch was ist das, Pitt?"

„Ich will es Euch erklären," erwiederte Gilbert.

XLIII.

Die Pitt.

„Pitt," sprach Gilbert, „dies ist der Sohn von Pitt."

„Ah!" sagte Pitou, „gerade wie in der h. Schrift; es gibt also einen Pitt den Ersten und einen Pitt den Zweiten."

„Ja, und dieser Pitt der Erste, meine Freunde ... Höret wohl, was ich Euch sagen werde.

„Wir hören," antwortete gleichzeitig Billot und Pitou.

„Dieser Pitt der Erste war dreißig Jahre lang der geschworene Feind Frankreichs; er bekämpfte aus seinem Cabinete heraus, an das ihn die Gicht fesselte, Montcalm und Vaudereuil in Amerika, den Bailly von Suffren und d'Estaing auf dem Meere, Noailles und Broglie auf dem Festlande. Dieser Pitt der Erste hatte den Grundsatz gehabt, man müsse die Franzosen von Europa entthronen; dreißig Jahre hindurch nahm er uns eine um die andere alle unsere Colonien, eines um das andere alle unsere Comptoirs, das ganze Uferland von Indien, fünfzehnhundert Meilen in Canada; dann, als er sah, daß Frankreich zu drei Vierteln zu Grunde gerichtet war, stiftete er seinen Sohn gegen dasselbe an, um es vollends zu Grunde zu richten."

„Ah! ah!" sagte Billot, sichtbar interessirt, „also der Pitt, den wir haben ..."

„Ganz richtig," sprach Gilbert, „das ist der Sohn des

en wir gehabt haben, den, den Ihr schon kennt, Villot, den Pitou kennt, den das Weltall kennt r im vorigen Mai dreißig Jahre alt gewesen ist."

Dreißig Jahre?"

Ihr seht, ob er seine Zeit gut angewendet hat, Freunde . . . nun, schon seit sieben Jahren er in England, sieben Jahre bringt er die en seines Vaters in Ausführung."

Wir haben also noch einige Zeit an ihm," ver- Billot.

Ja, um so mehr, als der Lebensathem bei den räftig ist. Laßt mich einen Beweis davon geben."

itou und Billot bedeuteten durch eine kleine ewegung von oben nach unten, daß sie mit der n Aufmerksamkeit hören.

Im Jahre 1778 lag unser Feind im Sterben. erzte hatten ihm angekündigt, sein Leben hänge ch an einem Faden, und die geringste Anstrengung diesen Faden zerreißen. Man stritt damals im Parlament über die Frage, ob man nicht die kanischen Colonien ihrem Verlangen nach Frei- berlassen sollte, um den Krieg zurückzuhalten, der, en Franzosen angeregt, den ganzen Reichthum ille Soldaten Großbritanniens zu verschlingen

Das war in dem Augenblick, wo Ludwig XVI., guter König, derjenige, welchem von der ganzen n der Titel: wahrer Vater der französischen Frei- ertheilt worden war, feierlich die Unabhängigkeit ikas anerkannt hatte; dort, auf den Schlacht- n und im Rathe waren das Schwert und das der Franzosen überwiegend gewesen; England Washington, das heißt dem Haupte der Insur- t, die Anerkennung der amerikanischen Nationa- anbieten, wenn sich die neue Nation gegen die osen umdrehen und sich mit England verbinden ."

„Aber mir scheint," sagte Billot, „das war kein redlicher Vorschlag, weder um ihn zu thun, noch um ihn anzunehmen."

„Mein lieber Billot, man nennt das Diplomatie, und in der politischen Welt bewundert man sehr diese Art von Ideen. Nun denn! Billot, für so unmoralisch Sie die Sache hielten, vielleicht hätte man, trotz Washingtons, des Redlichsten der Menschen, Amerikaner gefunden, welche geneigt gewesen wären, den Frieden um den Preis dieser schmählichen Einräumung gegen England zu erkaufen.

„Aber Lord Chatam, der Vater von Pitt, dieser verurtheilte Kranke, dieser Sterbende, dieses Gespenst, das schon bis an die Kniee in das Grab getreten war; Chatam, der nichts mehr zu verlangen zu haben schien, als die Ruhe auf der Erde vor dem Schlafe unter seinem Denkmal, dieser Greis ließ sich in das Parlament führen, wo die Frage verhandelt werden sollte.

„Er gab seinen Arm seinem Sohn William Pitt, der damals ein junger Mensch von neunzehn Jahren, und seinem Schwiegersohn; er hatte kostbare Kleider angezogen, eine spöttische Hülle seiner sterblichen Magerkeit. Bleich wie ein Gespenst, das Auge halb todt unter den erschlaffenden Lidern, ließ er sich zu seiner Bank führen, während alle Lords, erstaunt über die unerwartete Erscheinung, sich verbeugten und bewunderten, wie es der römische Senat bei der Rückkehr des schon todten und vergessenen Tiberius hätte thun können.

„Er hörte stillschweigend mit einer tiefen Aufmerksamkeit die Rede von Lord Richmond, dem Urheber des Antrags, und als dieser geendigt hatte, stand Chatam auf, um zu antworten.

„Da fand dieser todte Mann die Kraft, um drei Stunden zu sprechen; er fand Feuer in seinem Herzen, um den Blitz seiner Blicke zu entzünden; er fand in seiner Seele Töne, welche alle Herzen bewegten.

Es ist wahr, er sprach gegen Frankreich, es ist
er hauchte seinen Landsleuten den Haß ein, es
ıhr, er hatte alle seine Kräfte und sein ganzes
herauf beschworen, um das Land, den verhaßten
ıbuhler des seinigen, zu Grunde zu richten und
rschlingen. Er verbot, daß Amerika als unab-
g anerkannt würde, er verbot die ganze Verhand-
ınd schrie: Krieg! Krieg! Er sprach wie Hannibal
Rom, wie Cato gegen Carthago... Er erklärte,
die Pflicht jedes Engländers, eher zu Grunde
tet zu sterben, als zu dulden, daß eine Colonie,
inzige, sich vom Mutterlande losreiße.

Er endigte seine Rede, schleuderte seine letzte
ıng hin und fiel, wie vom Schlage getroffen,

Er hatte nichts mehr auf dieser Welt zu thun; man
ihn verscheidend weg.

„Einige Tage nachher war er todt."

„Ho! ho!" riefen gleichzeitig Billot und Pitou,
für ein Mann ist dieser Lord Chatam!"

„Das war der Vater des jungen Mannes von dreißig
n, der uns beschäftigt," sprach Gilbert „Chatam
mit siebenzig Jahren. Lebt der Sohn so lange
ıer Vater, so werden wir noch vierzig Jahre
am Pitt zu ertragen haben. Das, Vater Billot,
st derjenige, mit welchem wir es zu thun haben;
st der Mann, der Großbritannien regiert, der sich
lamen Lameth, Lafayette, Rochambeau erinnert,
ıu dieser Stunde alle Namen der Nationalver-
lung kennt; derjenige, welcher Ludwig XVI. einen
chen Haß geschworen hat; der Verfasser der Ab-
ung von 1778; derjenige endlich, welcher nicht
ıthmen wird, so lange es in Frankreich noch eine
ene Flinte und eine volle Tasche gibt. Fangt Ihr
: begreifen?"

„Ich begreife, daß er Frankreich sehr haßt. Ja,
st wahr, aber ich sehe noch nicht recht..."

„Ich auch nicht," fügte Pitou bei.

„Nun, so leset diese vier Worte."

Und er reichte das Papier Pitou.

„Englisch," versetzte dieser.

„Do not mind the money," sagte Gilbert.

„Ich höre wohl, aber ich verstehe nicht," sprach Pitou.

„Beachtet das Geld nicht," erwiederte der Doctor. „Und später, da er auf dieselbe Ermahnung zurückkommt:

„„Heißt sie das Geld nicht sparen und mir keine Rechenschaft ablegen.""

„Dann bewaffnen sie," sagte Billot.

„Nein, sie bestechen."

„An wen ist dieser Brief gerichtet?"

„An Jedermann und an Niemand. Dieses Geld, das man gibt, das man ausstreut, das man verschwendet, man gibt es Bauern, Arbeitern, Elenden, Leuten endlich, die uns die Revolution verderben werden."

Der Vater Billot neigte das Haupt. Dieses Wort erklärte viele Dinge.

„Hätten Sie de Launay mit einem Kolbenschlag getödtet?"

„Nein."

„Hätten Sie Flesselles mit einem Pistolenschuß umgebracht?"

„Nein."

„Hätten Sie Foulon gehenkt?"

„Nein."

„Hätten Sie das blutige Herz von Berthier auf den Tisch der Wähler gebracht?"

„Schändlichkeit!" rief Billot. „Das heißt, wie strafbar auch dieser Mensch seyn mochte, ich hätte mich in Stücke hauen lassen, um ihn zu retten; und zum Beweise mag dienen, daß ich bei seiner Vertheidigung verwundet worden bin, und ohne Pitou, der mich nach dem Ufer des Flusses fortzog..."

„Oh! das ist wahr," sagte Pitou, „ohne mich
te er eine schlimme Viertelstunde durchzumachen ge-
t, der Vater Billot."

„Nun denn! sehen Sie, Billot, es gibt viele Leute,
che handeln werden wie Sie, wenn sie nur eine
erstützung in ihrer Nähe fühlen, welche aber, den
:chten Beispielen überlassen, böse, dann grimmig,
ı wüthend werden; und wenn das Uebel geschehen
ist es geschehen."

„Aber," entgegnete Billot, „ich gebe zu, daß Herr
, oder vielmehr sein Geld, an dem Tode von
elles, von Foulon, von Berthier Antheil gehabt
welchen Nutzen wird er daraus ziehen?"

Gilbert lachte auf jene stille Art, welche die Ein-
zen in Erstaunen setzt und die Denker beben macht.

„Welchen Nutzen er daraus ziehen werde, fragen
mich?" sagte er.

„Ja, das frage ich."

„Ich will es Ihnen sagen, hören Sie: Sie lieben
Revolution sehr, nicht wahr, Sie, der Sie im
: gewatet sind, um die Bastille zu nehmen?"

Ja, ich liebte sie."

Wohl, nun lieben Sie sie weniger. Nun sehnen
ich nach Villers-Cotterets, nach Pisseleux, nach
Ruhe Ihrer Ebene, nach dem Schatten Ihrer
ı Wälder zurück."

Frigida Tempe," murmelte Pitou.

Oh! ja, Sie haben Recht," sprach Billot.

Nun denn! Sie, Vater Billot, Sie der Pächter,
er Grundeigenthümer, Sie das Kind der Isle-de-
: und folglich ein alter Franzose, Sie repräsen-
den dritten Stand, Sie sind von dem, was man
Majorität nennt. Sie aber sind der Sache über-
."

Ich gestehe es."

Dann wird die Majorität überdrüssig werden
le!"

„Hernach?“

„Und eines Tags strecken Sie die Arme den Soldaten von Herrn von Braunschweig oder von Herrn Pitt entgegen, welche im Namen dieser zwei Befreier Frankreichs kommen werden, um Ihnen die gesunden Lehren zurückzugeben.“

„Nie.“

„Bah! warten Sie doch!“

„Flesselles, Berthier und Foulon waren im Grunde Schurken,“ wagte Pitou einzuwenden.

„Wahrhaftig! wie Herr von Sartines und Herr von Maurepas Schurken waren, wie es Herr d'Argenson und Herr Philippeaux vor ihnen waren, wie Herr Law einer war, wie es die Duvernye, die Leblanc und die Paris waren, wie Herr Fouquet einer war, wie Mazarin ein anderer war, wie Samblancey, wie Enguerrand von Marigny Schurken waren, wie Herr von Brienne einer für Herr von Calonne ist, wie Herr von Calonne einer für Herrn Necker ist, wie Herr Necker einer für das Ministerium seyn wird, das wir in zwei Jahren haben werden.“

„Ho! ho! Doctor,“ murmelte Billot, „Herr Necker ein Schurke, niemals.“

„Wie Sie, mein lieber Billot, ein Schurke für den kleinen Pitou hier seyn werden, sollte ihn ein Agent von Herrn Pitt gewisse Theorien unter dem Einfluß von einem Schoppen Branntwein und zehn Franken für einen Tag des Aufruhrs lehren. Dieses Wort Schurke, sehen Sie, mein lieber Billot, ist das Wort, mit dem man in der Revolutionszeit den Menschen bezeichnet, der anders denkt, als man selbst denkt; wir sind bestimmt, es Alle zu tragen, viel oder wenig. Einige werden es so weit tragen, daß ihre Landsleute es auf ihr Grab schreiben werden, Andere noch so viel weiter, daß die Nachwelt den Beinamen bestätigen wird. Das ist es, mein lieber Billot, was ich sehe, und was Sie nicht sehen. Billot, Billot, die redlichen Leute dürfen sich also nicht zurückziehen.“

„Bah!“ erwiederte Billot, „wenn die redlichen
e sich zurückzögen, so würde die Revolution darum
ssdestoweniger ihren Fortgang nehmen; sie ist
ıal entfesselt!
Ein neues Lächeln trat auf die Lippen von Gilbert.
„Großes Kind!“ sagte er, „wer verläßt die Pflug-
:, wer spannt die Pferde aus, und sagt: Gut, der
g bedarf meiner nicht, der Pflug wird seine Furche
mich ziehen. Aber, mein Freund, diese Revolution,
hat sie denn gemacht? die ehrlichen Leute, nicht
?“
„Frankreich schmeichelt sich damit; mir scheint,
ıette ist ein ehrlicher Mann, mir scheint, Herr
y ist ein ehrlicher Mann, mir scheint, Herr Necker
n ehrlicher Mann, mir scheint, Herr Elie und
Hullin, Herr Maillard, welche mit mir kämpften,
:hrliche Leute, mir scheint endlich, Sie selbst...
,Nun denn, Billot, wenn die ehrlichen Leute, wenn
venn ich, wenn Maillard, wenn Hullin, wenn Elie,
Necker, wenn Bailly, wenn Lafayette sich zurück-
, wer wird dann arbeiten? Diese Elenden, diese
er, diese Schurken, die ich Ihnen bezeichnet habe,
genten der Agenten von Herrn Pitt.“
Antworten Sie ein wenig hierauf, Vater Billot,“
Pitou überzeugt.
Nun denn,“ erwiederte Billot, „man wird sich be-
n und auf sie wie auf Hunde schießen.“
Warten Sie. Wer wird sich bewaffnen?“
Alle Welt.“
Billot, Billot, erinnern Sie sich nur einer Sache,
guter Freund, erinnern Sie sich, wie man
was wir in diesem Augenblicke treiben, nennt?
ennt man das, was wir in diesem Augenblicke
, Billot?“
Das nennt man Politik, Herr Gilbert.“
Wohl! in der Politik gibt es kein absolutes
chen, man ist ein Schurke oder ein redlicher Mann;

je nachdem man die Interessen desjenigen, welcher uns beurtheilt, verletzt oder ihnen dient. Diejenigen, welche Sie Schurken nennen, werden einen Scheingrund für ihre Verbrechen angeben, und für viele ehrliche Leute, die ein unmittelbares oder mittelbares Interesse dabei gehabt haben, daß diese Verbrechen begangen worden sind, selbst sehr ehrliche Leute werden. Sobald wir so weit seyn werden, nehmen wir uns in Acht, Billot, nehmen wir uns in Acht. Es sind Leute am Sterz und Pferde an den Strängen des Pfluges. Er geht, Billot, er geht, und zwar ohne uns."

„Das ist erschrecklich," sagte der Pächter. „Doch wenn er ohne uns geht, wohin wird er gehen?"

„Gott weiß es!" erwiederte Gilbert, „ich, ich weiß es nicht."

„Nun denn! wenn Sie es nicht wissen, Sie, der Sie ein Gelehrter sind, Herr Gilbert, um so viel weniger kann ich es wissen, ich, der ich ein Ungelehrter bin. Ich entnehme also hieraus . . ."

„Was entnehmen Sie, Billot?"

„Ich entnehme, das Beste, was wir, Pitou und ich, thun können ist, daß wir nach Pisselenx zurückkehren. Wir werden wieder zum Pfluge greifen, ich meine den wahren Pflug, den von Eisen und Holz, mit welchem man die Erde umwühlt, und nicht den von Fleisch und Knochen, genannt das französische Volk, das hinten ausschlägt, wie ein unartiges Pferd. Wir werden Getreide bauen, statt Blut zu vergießen, und frei, freudig und als Herren bei uns leben. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Gilbert! Teufel! ich mag gern wissen, wohin ich gehe."

„Einen Augenblick Geduld, mein wackeres Herz," sprach Gilbert, „nein, ich weiß nicht, wohin ich gehe, ich habe es Ihnen gesagt, und ich wiederhole es; doch ich gehe und ich will immer gehen. Meine Pflicht ist vorgeschrieben, mein Leben gehört Gott; aber meine Werke sind die Schuld, die ich dem Vaterlande bezahlen

rde. Mein Gewissen sage mir nur: Gehe, Gilbert, Du
t auf dem guten Wege, gehe! Das ist Alles, was
brauche. Täusche ich mich, so werden mich die
enschen bestrafen, aber Gott wird mich freisprechen."

„Zuweilen strafen aber die Menschen sogar die-
igen, welche sich nicht täuschen. Sie sagten es
hin."

„Und ich sage es noch. Gleichviel; ich harre aus,
lot. Irrthum oder nicht, ich fahre fort. Gott
üte mich, daß ich behaupte, das Ereigniß werde
ne Ohnmacht nicht beweisen; aber vor Allem, Billot,
Herr hat gesagt: Friede den Menschen von gutem
llen. Seien wir also von denjenigen, welchen der
r seinen Frieden verspricht. Schau, Herrn Lafayette
sowohl in Amerika als in Frankreich nützt er schon
dritten Schimmel ab, diejenigen nicht zu rechnen,
che er noch abnutzen wird; schau' Herrn Bailly an,
seine Lunge abnutzt, schau, den König an, der seine
ularität abnutzt. Auf, Billot, laß uns nicht selbst-
tig seyn. Nutzen wir uns ein wenig ab, mein
und; bleibe bei mir, Billot."

„Wozu, wenn wir das Böse nicht verhindern!"

„Billot, wiederhole dieses Wort nie, denn ich würde
weniger schätzen. Du hast Fußtritte, Du hast
ftschläge, Du hast Kolbenstreiche, Du hast selbst
onnetstiche bekommen, als Du Foulon und Berthier
n wolltest."

„Ja, und sogar viel," antwortete der Pächter,
m er mit der Hand über seine noch Schmerzen
nden Glieder strich.

„Mir ist das Auge beinahe ausgeschlagen worden,"
Pitou.

„Und Alles dies umsonst," fügte Billot bei.

„Nun, meine Kinder, wenn Ihr statt zu zehn,
zehn, zwanzig von Eurem Muthe zu sein, zu zwei-
ert, dreihundert gewesen wäret, so würdet Ihr
Unglücklichen seinem gräßlichen Tode entrissen und

der Nation einen Flecken erspart haben. Darum, statt daß Du nach dem Lande zurückkehrst, das ziemlich ruhig ist, darum verlange ich von Dir, so weit ich etwas von Dir verlangen kann, mein Freund, daß Du in Paris bleibest, damit ich unter der Hand einen starken Arm, ein rechtschaffenes Herz habe, damit ich meinen Geist und mein Werk auf dem redlichen Probirstein Deines gesunden Verstandes und Deiner reinen Vaterlandsliebe versuche; damit endlich, wenn ich, nicht Gold, denn wir haben keines, die Liebe für das Vaterland und das öffentliche Wohl verbreite, Du mein Agent bei einer Menge von unglücklichen Verirrten sein mögest, damit Du mein Stab seist, wenn ich ausgeglitscht bin, mein Stock, wenn ich zu schlagen haben werde."

„Der Hund eines Blinden," sagte Billot mit einer erhabenen Einfachheit.

„Ganz richtig," erwiederte Gilbert mit demselben Ton.

„Nun denn, ich nehme das an," sprach Billot; „ich werde sein, was Sie verlangen."

„Ich weiß, daß Du Alles verlässest, Vermögen, Frau, Kinder, Glück, Billot! Doch sey unbesorgt, das wird nicht für lange sein."

„Und ich," fragte Pitou, „was werde ich thun?"

„Du," erwiederte Gilbert, indem er das naive, kräftige, wenig mit dem Verstande prahlerische Kind anschaute, „Du wirst nach Pisseleux zurückkehren, um die Familie von Billot zu trösten und ihr die heilige Sendung zu erklären, die er unternommen hat."

„Auf der Stelle!" rief Pitou, bebend vor Freude bei dem Gedanken, zu Catherine zurückzukehren.

„Billot," sagte Gilbert, „geben Sie ihm seine Instructionen."

„Höre," sprach Billot.

„Ich höre."

„Catherine ist von mir zur Gebieterin des Hauses ernannt. Verstehst Du?"

„Und Frau Billot?“ versetzte Pitou, ein wenig
:rstaunt über diese Uebergehung der Mutter zu Gunsten
)er Tochter.

„Pitou,“ sprach Gilbert, der die Idee von Billot nach
:iner dem Familienvater zur Stirne gestiegenen, leichten
Röthe aufgefaßt hatte, „erinnere Dich des arabischen
Sprüchworts: Hören ist gehorchen.“

Pitou erröthete ebenfalls; er hatte seine Indis-
cretion beinahe begriffen und gefühlt.“

„Catherine ist der Geist der Familie,“ sprach Billot
hne Umstände, um seine Gedanken zu punktiren.

Gilbert verbeugte sich beipflichtend.

„Ist das Alles?“ fragte das Kind.

„Für mich, ja,“ antwortete Billot.

„Aber nicht für mich,“ sagte Gilbert.

„Ich höre,“ erwiederte Pitou, geneigt, das ein paar
Minuten vorher von Gilbert angeführte arabische
Sprüchwort in Ausübung zu bringen.

„Du wirst mit einem Briefe von mir nach dem
Collége Louis-le-Grand gehen,“ fuhr Gilbert fort; „Du
)irst diesen Brief dem Abbé Berardier einhändigen;
r wird Dir Sebastian übergeben, Du wirst ihn zu
ir bringen, ich umarme ihn und Du führst ihn nach
Villers-Cotterets, wo Du ihn dem Abbé Fortier über-
ibst, damit er mir nicht zu viel Zeit verliert. An
:n Sonntagen und Donnerstagen wird er mit Dir
usgehen; laß ihn ohne etwas zu fürchten durch Wald
nd Flur wandern; es taugt mehr für meine Ruhe
nd für seine Gesundheit, wenn er dort ist.“

„Ich habe begriffen,“ rief Pitou, entzückt, zugleich
ie Freundschaften aus der Kinderzeit und die unbe-
immten Anstrebungen eines etwas erwachseneren Ge-
ihls, das bei dem zauberhaften Namen von Catherine
ı ihm erwachte, wiederzufinden.

Er stand auf und nahm von Gilbert, welcher
chelte, und von Billot, welcher träumte, Abschied.

Dann lief er weg, um Sebastian Gilbert, seinen Milchbruder, beim Abbé Berardier zu holen.

„Und wir," sagte Gilbert, zu Billot, „wir wollen arbeiten."

XLIV.

Medea.

Ein wenig Ruhe war in Versailles auf die erschrecklichen moralischen und politischen Aufregungen gefolgt, die wir unsern Lesern vor die Augen gestellt haben.

Der König athmete, und während er zuweilen an das dachte, was sein bourbonischer Stolz bei dieser Fahrt nach Paris zu leiden gehabt hatte, tröstete er sich mit dem Gedanken seiner wiedererlangten Volksbeliebtheit.

Während dieser Zeit organisirte Herr Necker und verlor ganz sachte seine Popularität.

Was den Adel betrifft, so fing er an seinen Abfall oder seinen Widerstand vorzubereiten.

Das Volk wachte und wartete.

In sich selbst zurückgezogen, überzeugt, sie sey der Zielpunkt alles Hasses, machte sich die Königin mittlerweile sehr klein, sie verstellte sich, denn sie wußte auch, daß sie, während sie der Zielpunkt von vielen Gehässigkeiten, zugleich auch das Ziel von vielen Hoffnungen war.

Seit der Reise des Königs nach Paris hatte sie Gilbert kaum wiedergesehen.

Einmal übrigens war er ihr in dem Vestibule, das nach den Gemächern des Königs führte, begegnet.

Und hier, da er sich tief vor ihr verbeugte, fing sie zuerst das Gespräch an.

„Guten Morgen, mein Herr," sagte sie, „Sie gehen
m König?"

Dann fügte sie mit einem Lächeln bei, unter dem
ie gewisse Färbung von Ironie durchdrang:

„Als Rath oder als Arzt?"

„Als Arzt, Madame," antwortete Gilbert. „Ich
be heute den Dienst."

Sie winkte Gilbert, ihr zu folgen. Gilbert gehorchte.

Beide traten in einen kleinen Salon ein, der vor
n Zimmer des Königs kam.

„Nun! mein Herr," sagte sie, „Sie sehen wohl,
i Sie mich täuschten, als Sie mich neulich, bei Ge-
enheit der Fahrt nach Paris, versicherten, der König
fe keine Gefahr."

„Ich, Madame?" versetzte Gilbert erstaunt.

„Allerdings; ist nicht auf den König geschossen
den?"

„Wer sagt dies, Madame?"

„Alle Welt, mein Herr, und besonders diejenigen,
che die arme Frau beinahe unter die Räder des
gens Seiner Majestät haben fallen sehen. Wer
sagt? Herr von Beauvau, Herr d'Estaing, die
en zerrissenen Rock, Ihr durchlöchertes Jabot ge-
n haben."

„Madame!"

„Die Kugel, die Sie gestreift hat, mein Herr,
nte den König wohl tödten, wie sie die arme Frau
dtet hat; denn die Mörder wollten weder Sie, noch
arme Frau tödten."

„Ich glaube nicht an ein Verbrechen," erwiederte
bert zögernd.

„Das mag sein. Doch ich, ich glaube daran," sprach
Königin, Gilbert fest anschauend.

„In jedem Fall, wenn es ein Verbrechen gewesen ist,
man es nicht dem Volke zuschreiben."

Die Königin heftete ihren Blick noch schärfer auf
bert.

„Ah!“ sagte sie, „und wem muß man es denn zuschreiben? Sprechen Sie.“

„Madame,“ fuhr Gilbert den Kopf schüttelnd fort, „ich sehe und ich studire das Volk. Das Volk, wenn es in Revolutionszeiten mordet, das Volk tödtet mit seinen eigenen Händen; es ist dann der Tiger in Wuth, der gereizte Löwe. Der Tiger und der Löwe nehmen keine Mittelsperson, keinen Agenten zwischen der Gewalt und dem Opfer; sie tödten, um zu tödten; sie vergießen das Blut, um es zu vergießen; sie lieben es, ihren Zahn damit zu färben, ihre Klaue darein zu tauchen.“

„Davon sind Foulon und Berthier Zeugen, nicht wahr? Aber ist nicht Flesselles mit einem Pistolenschuß getödtet worden? Ich habe es wenigstens sagen hören; doch im Ganzen,“ fuhr die Königin mit Ironie fort, „vielleicht ist das nicht wahr, wir sind so sehr mit Schmeichlern umgeben, wir gekrönten Häupter.“

Gilbert schaute seinerseits die Königin fest an und sagte:

„Oh! bei diesem glauben Sie ebenso wenig als ich, Madame, daß ihn das Volk getödtet hat. Bei diesem gab es Leute, welche dabei interessirt waren, daß er starb.“

Die Königin dachte nach.

„Das ist in der That möglich,“ sprach sie.

„Somit ...“ versetzte Gilbert, indem er sich verbeugte, als wollte er die Königin fragen, ob sie ihm noch etwas zu sagen habe.

„Ich begreife, mein Herr,“ sprach die Königin, während sie den Doctor sanft durch eine beinahe freundschaftliche Geberde zurückhielt. „Wie dem auch sein mag, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie den König nie so wirklich mit Ihrer Kunst retten werden, als Sie ihn mit Ihrer Brust gerettet haben.“

Gilbert verbeugte sich zum zweiten Mal.

Doch da er sah, daß die Königin blieb, blieb er auch.

„Ich hätte Sie wiedersehen müssen,“ sagte sie nach einer Pause von einem Augenblick.

„Eure Majestät bedurfte meiner nicht . . .“
„Sie sind bescheiden.“
„Ich möchte es nicht sein.“
„Warum?“
„Wäre ich weniger bescheiden, so wäre ich auch eniger schüchtern und folglich mehr geeignet, meinen reunden zu dienen oder Feinden zu schaden.“
„Warum sagen Sie: Meine Freunde, und sagen ie nicht: Meine Feinde?“
„Weil ich keine Feinde habe, oder vielmehr, weil nicht anerkennen will, daß ich habe, von meiner Seite enigstens.“
Die Königin schaute ihn erstaunt an.
„Damit will ich sagen,“ fuhr Gilbert fort, „die nigen seien allein meine Feinde, welche mich hassen, aber hasse Niemand.“
„Weil?“
„Weil ich Niemand mehr liebe, Madame.“
„Sind Sie ehrgeizig, Herr Gilbert?“
„Ich habe einen Augenblick gehofft, es zu werden, adame.“
„Und . . .“
„Und diese Leidenschaft ist in meinem Herzen nicht r Reife gekommen, wie alle andere.“
„Es bleibt Ihnen jedoch eine,“ sprach die Königin t einer Art von ironischen Feinheit.
„Mir, Madame? Und welche, guter Gott?“
„Die . . . Vaterlandsliebe.“
Gilbert verbeugte sich.
„Oh! das ist wahr,“ sprach er, „ich bete mein aterland an und werde ihm alle Opfer bringen.“
„Ach!“ sagte die Königin mit einem unbeschreib- hen Zauber der Schwermuth, „es gab eine Zeit, wo Franzose diesen Gedanken nie mit den Worten, lche Sie angewendet, ausgedrückt hätte.“
„Was will die Königin damit sagen?“ [illegible] Gil- t ehrerbietig.

„Ich will damit sagen, mein Herr, daß es in der Zeit, von der ich rede, unmöglich war, sein Vaterland zu lieben, ohne zugleich seinen König und seine Königin zu lieben."

Gilbert erröthete, verbeugte sich und fühlte in seinem Herzen etwas wie einen Schlag von jener Elektricität, welche in ihren verführerischen Vertraulichkeiten die Königin ausspendete.

„Sie antworten nicht, mein Herr," sprach sie.

„Madame," erwiederte Gilbert, „ich darf mich rühmen, daß ich die Monarchie mehr als irgend Jemand liebe."

„Sind wir in einer Zeit, mein Herr, wo es genügt, zu sagen, und wäre es nicht besser, zu thun?"

„Madame," entgegnete Gilbert erstaunt, „ich bitte Eure Majestät, zu glauben, daß ich Alles, was der König oder die Königin befehlen wird . . ."

„Sie werden es thun, nicht wahr?"

„Sicherlich, Madame."

„Damit, daß Sie es thun, werden Sie nur eine Pflicht erfüllt haben, mein Herr," sprach die Königin, welche unwillkürlich wieder ein wenig von ihrem gewöhnlichen Stolze annahm.

„Madame . . ."

„Gott, der den Königen die Allmacht gegeben hat," fuhr Marie Antoinette fort, „hat sie von der Verbindlichkeit, gegen diejenigen, welche nur ihre Pflicht erfüllen, dankbar zu sein, freigesprochen."

„Ach! ach! Madame," entgegnete Gilbert, „die Zeit naht heran, wo Ihre Diener mehr als Ihre Dankbarkeit verdienen werden, wenn sie nur ihre Pflicht thun wollen."

„Was meinen Sie damit, mein Herr?"

„Ich meine, Madame, daß Sie in diesen Tagen der Unordnung und der Zerstörung vergebens da Freunde suchen werden, wo Sie Diener zu finden gewohnt sind. Bitten Sie Gott, Madame, er möge Ihnen andere

iener, andere Stützen, andere Freunde schicken, als
ejenigen, welche Sie haben."

„Kennen Sie solche?"

„Ja, Madame."

„So bezeichnen Sie mir dieselben."

„Madame, ich, der ich mit Ihnen spreche, war
stern Ihr Feind."

„Mein Feind, und warum dies?"

„Weil Sie mich einsperren ließen."

„Und heute?"

„Heute, Madame," antwortete Gilbert, sich ver-
gend, „heute bin ich Ihr Diener."

„Und der Endzweck?"

„Madame . . ."

„Der Endzweck, in welchem Sie mein Diener ge-
den sind? Es liegt nicht in Ihrer Natur, mein
r, so schnell Meinungen, Glauben oder Neigungen
wechseln. Sie sind ein tiefer Mann in den Erinne-
gen, Herr Gilbert, Sie wissen Ihre Rache fortdauern
lassen. Auf! nennen Sie mir den Endzweck Ihrer
änderung."

„Madame, Sie haben mir so eben vorgeworfen, ich
e mein Vaterland zu sehr."

„Man liebt es nie zu sehr, mein Herr; es handelt
nur darum, zu wissen, wie man es liebt. Ich, ich
mein Vaterland. (Gilbert lächelte.) Oh! keine falsche
legung, mein Herr; mein Vaterland ist Frankreich,
habe es adoptirt. Eine Deutsche durch das Blut,
ich Französin durch das Herz. Ich liebe Frank-
; doch ich liebe es durch den König, ich liebe es
die dem Gott, welcher es geheiligt hat, schuldige
urcht. Nun Sie . . ."

„Ich, Madame?"

„Ja, Sie. Ich begreife, nicht wahr, bei Ihnen
nicht dasselbe. Sie lieben Frankreich einzig und
Frankreichs wegen."

„Madame," antwortete Gilbert sich verbeugend, „ich

würde der Achtung gegen Eure Majestät ermangeln, wenn ich der Freimüthigkeit ermangelte."

„Oh!" rief die Königin, „abscheuliche, gräßliche Zeit, wo alle Leute, welche redlich zu sein behaupten, zwei Dinge trennen, die sich nie verlassen haben, zwei Principien, welche immer mit einander gegangen sind: Frankreich und sein König. Doch haben Sie nicht ein Trauerspiel von einem Ihrer Dichter, in dem man eine von Allen verlassene Königin fragte: Was bleibt Euch? Worauf sie antwortet: Ich! Nun denn, ich bin wie Medea, ich bleibe mir, und wir werden sehen."

Und sie ging zornig weiter und ließ Gilbert ganz erstaunt zurück.

Sie hatte vor ihm, durch den Hauch ihres Zornes eine Ecke von dem Schleier gelüftet, hinter welchem sich das ganze Werk der Gegenrevolution ausarbeitete.

„Ah!" sagte er zu sich selbst, während er beim König eintrat, „die Königin geht mit einem Projecte um."

„Oh!" sagte die Königin zu sich selbst, während sie in ihre Gemächer zurückkehrte, „es ist offenbar nichts mit diesem Menschen zu machen. Er hat die Stärke, er hat nicht die Ergebenheit."

Arme Fürsten! bei denen das Wort Ergebenheit gleichbedeutend mit dem Worte Servilität ist.

XLV.

Was die Königin wollte.

Gilbert kam von Herrn von Necker zurück, nachdem er den König so ruhig gesehen, als er die Königin aufgeregt gesehen.

Der König machte Perioden, der König baute

ahlen und Rechnungen, der König sann auf Reformen
den Gesetzen.

Dieser Mann von gutem Willen, mit sanftem
lick und redlicher Seele, dessen Herz, wenn es ver-
lscht war, es durch die dem königlichen Stande an-
benden Vorurtheile war, dieser Mann setzte seinen
pf auf, Armseligkeiten wiederzuerlangen, für die
uptdinge, die man ihm nahm. Er setzte den Kopf
f, den Horizont mit seinem kurzsichtigen Blick zu
chdringen, während der Abgrund unter seinen Füßen
nte. Dieser Mann flößte Gilbert ein tiefes Mit-
en ein.

Bei der Königin war es nicht so, und trotz seiner
mpfindlichkeit fühlte Gilbert, daß sie eine von den
uen war, die man leidenschaftlich lieben oder tödt-
hassen muß.

In ihre Gemächer zurückgekehrt, fühlte es Marie
oinette wie eine ungeheure Last, die sich auf ihr Herz
ergesenkt hatte.

Und in der That, weder als Frau, noch als Königin
e sie etwas Haltbares um sich her, etwas, was ihr
n Theil der Bürde, die sie niederdrückte, tragen
n würde.

Auf welche Seite sie auch die Augen wandte, sie
n ein Zögern oder einen Zweifel zu sehen.

Die Höflinge besorgt für ihr Vermögen und
strend.

Die Freunde und die Verwandten an die Ver-
ung denkend.

Die stolzeste Frau, Andrée, sich allmälig mit Leib
Seele entfernend.

Der edelste und geliebteste Mann von allen, Charny,
ny verletzt durch eine Laune und vom Zweifel be-
bt.

Diese Lage beunruhigte sie, sie, den Instinct und
ffinn selbst.

Wie hatte sich dieser reine Mann, wie hatte sich dieses Herz ohne Beimischung plötzlich geändert?

„Nein, er hat sich noch nicht geändert," sagte sich seufzend die Königin, „er ist im Begriff, sich zu ändern."

Er ist im Begriff, sich zu ändern! Eine schreckliche Ueberzeugung für die Frau, welche mit Leidenschaft liebt, unerträglich für die Frau, welche mit Stolz liebt.

Die Königin liebte aber Charny zugleich mit Leidenschaft und mit Stolz.

Die Königin litt also durch zwei Wunden.

Und in dem Augenblick, zu welchem sie gelangt war, in dem Augenblick, wo sie das Böse, das sie gethan, das Unrecht, das sie gehabt, wahrgenommen hatte, war es gleichwohl noch Zeit, es wieder gut zu machen.

Doch es war kein geschmeidiger Geist, der Geist dieser gekrönten Frau. Sie konnte sich nicht entschließen, selbst bei einer Ungerechtigkeit, sich zu beugen; einem Gleichgültigen gegenüber hätte sie vielleicht Seelengröße gezeigt oder zeigen wollen, und dann würde sie vielleicht um Verzeihung gebeten haben. Aber demjenigen, welchen sie mit einer zugleich so lebhaften und so reinen Zuneigung beehrt, demjenigen, welchen sie zur Theilnahme an ihren geheimsten Gedanken zugelassen hatte, glaubte die Königin nicht die geringste Einräumung machen zu müssen.

Das Unglück der Königinnen, welche einen Unterthanen zu lieben sich herablassen, ist, daß sie ihn immer als Königinnen und nie als Frauen lieben.

Diese schätzte sich zu einem so hohen Werthe, daß sie glaubte, nichts Menschliches könne ihre Liebe bezahlen, nicht einmal das Blut, nicht einmal die Thränen.

Von dem Augenblick, wo sie sich eifersüchtig auf Andrée gefühlt, hatte sie moralisch sich zu verringern angefangen.

Folge ihrer Verringerung, ihre Launen.

Folge ihrer Launen, ihr Zorn.

Folge endlich ihres Zornes, die schlimmen Gedanken, welche die schlimmen Handlungen nach sich ziehen.

Charny gab sich durchaus keine Rechenschaft von Allem dem, was wir hier gesagt haben, aber er war Mensch, und er hatte begriffen, daß Marie Antoinette eifersüchtig war, und zwar mit Unrecht eifersüchtig auf seine Frau.

Auf seine Frau, die er nie angeschaut.

Nichts empört ein redliches und zum Verrath unfähiges Herz mehr, als zu sehen, daß man es für fähig hält, zu verrathen.

Nichts ist so geeignet, die Aufmerksamkeit auf Jemand zu lenken, als die Eifersucht, mit der dieser Jemand beehrt wird.

Besonders, wenn diese Eifersucht ungerecht ist.

Dann denkt derjenige, welchen man beargwohnt, nach.

Er schaut abwechselnd das eifersüchtige Herz und die eifersüchtige Person an.

Je größer die Seele des Eifersüchtigen ist, desto größer wird die Gefahr, in die er sich wirft.

In der That, wie soll man sich vorstellen, ein großes Herz, ein erhabener Verstand, ein gerechter Stolz, wie soll man sich vorstellen, dies Alles werde sich um nichts oder um sehr wenig beunruhigen?

Der Eifersüchtige ist nichts Anderes, als der Leithund, der die Verdienste aufspürt, welche der gleichgültige Jäger, während er seines Weges ging, nicht bemerkt hatte.

Charny wußte, daß Fräulein Andrée von Taverney, eine alte Freundin der Königin, einst von ihr gut behandelt, immer von ihr bevorzugt war. Warum liebte sie Marie Antoinette nicht mehr? warum war Marie Antoinette eifersüchtig auf sie?

Sie hatte also irgend ein Schönheitsgeheimniß entdeckt, welches er, Charny, nicht entdeckt hatte, ohne Zweifel, weil er es nicht gesucht?

Sie hatte also gefühlt, Charny könnte diese Frau anschauen, und sie würde etwas dabei verlieren, daß sie Charny anschaute?

Oder sollte sie vielleicht zu bemerken geglaubt haben, Charny liebe sie weniger, ohne daß eine äußere Ursache diese Liebe vermindert?

Nichts ist nachtheiliger für die Eifersüchtigen, als die Kenntniß, die sie den Andern von der Temperatur dieses Herzens geben, das sie in seiner größten Wärme zu erhalten trachten.

Wie oft geschieht es, daß der geliebte Gegenstand durch Vorwürfe über seine Kälte von der Kälte unterrichtet wird, die er zu empfinden anfing, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben.

Und wenn er das sieht, wenn er die Wahrheit des Vorwurfs fühlt, sagen Sie, Madame, wie oft haben Sie gesehen, daß er sich zurückführen läßt, wie oft zündet er die erlöschende Flamme wieder an?

O Ungeschicklichkeit der Liebenden! Es ist allerdings wahr, daß da, wo viel Geschicklichkeit ist, nie genug Liebe ist.

Marie Antoinette hatte also selbst Charny durch ihren Zorn und durch ihre Ungerechtigkeiten belehrt, es sei etwas weniger Liebe im Grunde seines Herzens.

Und sobald er dies wußte, suchte er die Ursache, indem er umherschaute, und unter seinem Blick fand er ganz natürlich die Ursache der Eifersucht der Königin.

Andrée, die arme verlassene Andrée, Gattin, ohne Frau zu sein.

Er beklagte Andrée.

Die Scene bei der Rückkehr von Paris hatte ihm das tiefe, vor Aller Augen verborgene Eifersuchtsgeheimniß entdeckt.

Sie auch, die Königin sah auch, daß Alles entdeckt war, und da sie sich nicht vor Charny beugen wollte, wandte sie ein anderes Mittel an, das sie nach ihrer Meinung zu demselben Ziele führen mußte.

Sie fing wieder an Andrée gut zu behandeln.

Sie ließ sie bei allen ihren Promenaden, bei allen ihren vertrauten Abendgesellschaften zu; sie überhäufte sie mit Liebkosungen; sie machte, daß sie von allen andern Frauen beneidet wurde.

Und Andrée ließ gewähren, mit Erstaunen, aber ohne Dankbarkeit. Sie hatte sich seit langer Zeit gesagt, sie gehöre der Königin, die Königin könne mit ihr machen, was sie wolle, und sie ließ sie machen.

Als Entschädigung, da die Gereiztheit der Frau auf Jemand fallen mußte, fing die Königin an Charny sehr zu mißhandeln. Sie sprach nicht mehr mit ihm; sie fuhr ihn an; sie gab sich den Anschein, als brächte sie Abende, Tage, Wochen hin, ohne zu bemerken, daß er anwesend war.

Nur, wenn er abwesend war, schwoll ihr Herz an; ihre Augen irrten unruhig umher und suchten denjenigen, von welchem sie sich abwandten, sobald er es bemerken konnte.

Bedurfte sie eines Arms, hatte sie einen Befehl zu geben, hatte sie ein Lächeln zu verlieren, so war es für den Ersten den Besten.

Dieser Erste der Beste ermangelte übrigens nie, ein schöner und ausgezeichneter Mann zu sein.

Die Königin glaubte sich von ihrer Wunde zu heilen, indem sie Charny verwundete.

Dieser litt und schwieg. Er war ein mächtiger Mann gegen sich selbst. Nicht eine Bewegung des Zornes oder der Ungeduld entschlüpfte ihm während dieser gräßlichen Marter.

Man sah dann ein seltsames Schauspiel, ein Schauspiel, das nur die Frauen zu geben und zu begreifen vermögen.

Andrée fühlte Alles, was ihr Gatte litt, und da sie ihn mit jener engelischen Liebe liebte, welche nie eine Hoffnung gefaßt hatte, so beklagte sie ihn und bezeigte es ihm.

Aus diesem Mitleid ging eine sanfte, theilnehmende Annäherung hervor. Sie suchte Charny zu trösten, ohne ihn sehen zu lassen, sie begreife, er habe dieses Bedürfniß des Trostes.

Und dies Alles geschah mit jenem Zartgefühl, das man weiblich nennen könnte, insofern die Weiber allein dazu fähig sind.

Marie Antoinette, welche zu theilen suchte, um zu herrschen, bemerkte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen hatte, und daß sie, ohne es zu wollen, Seelen einander näher brachte, welche sie gern durch ganz verschiedene Mittel getrennt hätte.

Sie hatte dann, die arme Frau, in der Stille und in der Einsamkeit der Nächte jene Verzweiflungsanfälle, welche Gott einen sehr hohen Begriff von seinen Kräften geben müßten, da er Wesen geschaffen, welche stark genug sind, um solche Prüfungen zu ertragen.

Die Königin würde sicherlich so vielen Leiden unterlegen sein, wäre sie nicht so gewaltig von den Besorgnissen ihrer Politik in Anspruch genommen worden. Derjenige, dessen Glieder von der Müdigkeit gelähmt sind, beklagt sich nicht über die Härte seines Bettes.

Dies waren die Umstände, in welchen die Königin seit der Rückkehr des Königs nach Versailles bis zum Tage lebte, wo sie im Ernste darauf bedacht war, die unumschränkte Ausübung ihrer Gewalt wieder aufzunehmen.

In ihrem Stolze schrieb sie nämlich dem Verfalle ihrer Macht die Entwerthung zu, welche die Frau seit einiger Zeit zu erleiden schien.

Für diesen thätigen Geist war denken handeln. Sie ging an's Werk ohne einen Augenblick zu verlieren.

Ach! dieses Werk, zu dem sie schritt, war das ihres Verderbens.

XLVI.

Das Regiment Flandern.

Zum Unglück für die Königin waren alle die Thatsachen, die wir gesehen, Unfälle, gegen welche eine feste und geschickte Hand Mittel anwenden konnte. Man brauchte nur seine Kräfte zu concentriren.

Die Königin, als sie sah, daß sich die Pariser in Militäre verwandelt hatten und Krieg führen zu wollen schienen, beschloß, ihnen zu zeigen, was ein wahrer Krieg sei.

„Bis jetzt haben sie es nur mit den Invaliden der Bastille, mit schlecht unterstützten und schwankenden Schweizern zu thun gehabt; man wird ihnen zeigen, wie es mit ein paar tüchtigen gut royalistischen und gut instruirten Regimentern ist.

„Vielleicht gibt es irgendwo eines von den Regimentern, welche schon die Aufstände aus dem Felde geschlagen und das Blut in den Convulsionen des Bürgerkriegs vergossen haben. Man wird eines von diesen Regimentern kommen lassen, das bekannteste. Die Pariser werden dann begreifen, daß sie abzustehen haben, und das wird die einzige Zuflucht sein, die man ihnen für ihr Heil läßt."

Das war nach allen Streitigkeiten der Nationalversammlung und des Königs für das Veto. Der König hatte zwei Monate lang gekämpft, um wieder einen Fetzen Souveränetät zu erwischen; er hatte, in Verbindung mit dem Minister Mirabeau, die republikanische Begeisterung, welche das Königthum in Frankreich vertilgen wollte, zu neutralisiren gesucht.

Die Königin hatte sich bei diesem Kampfe abgenutzt, abgenutzt besonders, weil sie den König hatte unterliegen sehen.

Der König hatte bei diesem Streite seine ganze Macht und den Rest seiner Popularität verloren. Die Königin hatte einen Beinamen, einen Spottnamen gewonnen.

Eines von jenen für das Ohr des Volkes fremden, Wörtern, was gerade hiedurch dem Ohre des Volkes schmeichelt, ein Name, der noch keine Beleidigung war, aber die blutigste von allen werden sollte. Ein Witzwort, das sich später in ein Blutwort verwandelte.

Man hieß sie Madame Veto.

Dieser Name sollte, auf dem Flügel der revolutionären Lieder getragen, die Unterthanen und die Freunde von denjenigen erschrecken, welche, indem sie nach Frankreich eine deutsche Königin sandten, mit Recht darüber sich wunderten, daß man sie mit dem Namen Oesterreicherin schmähte.

Dieser Name sollte in Paris, bei den wahnsinnigen Runden, an Tagen der Metzelei, die letzten Schreie, den scheußlichen Todeskampf der Opfer begleiten.

Marie Antoinette hieß fortan Madame Veto bis zu dem Tage, wo sie die Witwe Capet heißen sollte.

Das war schon das dritte Mal, daß sie ihren Namen wechselte. Nachdem man sie die Oesterreicherin genannt, hatte man sie Madame Deficit genannt.

Nach den Kämpfen, bei welchen die Königin ihre Freundinnen durch das nahe Bevorstehende ihrer eigenen Gefahr zu interessiren versucht hatte, hatte sie nur bemerkt, daß sechzigtausend Pässe im Stadthause verlangt worden waren.

Sechzigtausend Notable von Paris und von Frankreich waren abgereist, um im Ausland mit den Freundinnen und den Verwandten der Königin zusammenzutreffen.

Ein sehr schlagendes Beispiel, das auch die Königin geschlagen hatte!

Von diesem Augenblicke an sann sie auch auf nichts Anderes mehr, als auf eine geschickt abgekartete Flucht, auf eine Flucht unterstützt, zur Noth, durch die Gewalt, auf eine Flucht, an deren Ende die Rettung wäre, wonach die in Frankreich gebliebenen Treuen den Bürger-

g machen, das heißt, die Revolutionären bestrafen
ıten.

Der Plan war nicht schlecht. Er wäre sicherlich
ıngen; aber hinter der Königin wachte auch der
: Geist.

Seltsames Verhängniß! Diese Frau, welche so
ße Zuneigungen einflößte, fand nirgends die Ver-
ɔiegenheit.

Man wußte in Paris, daß sie fliehen wollte, ehe
sich selbst davon überzeugt hatte.

Von dem Augenblick an, wo man es wußte, be-
kte Marie Antoinette nicht, daß ihr Plan unaus-
rbar geworden war.

Indessen kam ein durch seine royalistischen Sym-
ɔien bekanntes Regiment, das Regiment Flandern,
Eilmärschen gegen Paris.

Dieses Regiment war von der Municipalität von
sailles verlangt worden, welche, abgemattet durch
außerordentlichen Wachdienst, besonders durch die
hwendige Aufmerksamkeit um das Schloß her, un-
issig bedroht durch die Austheilung von Lebens-
teln und durch die sich rasch folgenden Aufstände
r anderen Macht bedurfte, als der Nationalgarde
der Milizen.

Das Schloß hatte schon Mühe genug, sich selbst
vertheidigen.

Dieses Regiment Flandern, sagen wir, kam an, und
ıit es sogleich das Ansehen erlangte, mit dem man
ju bekleiden suchte, mußte ein besonderer Empfang
Aufmerksamkeit des Volks auf dasselbe lenken.

Der Admiral d'Estaing versammelte die Officiere
Nationalgarde, sowie alle die der in Versailles
ɔesenden Corps, und zog ihm entgegen.

Das Regiment hält in Versailles einen feierlichen
zug mit seinen Kanonen, mit seinen Parks und
ɔäckwagen.

Um diesen Punkt, der der Centralpunkt geworden

ist, gruppiren sich in Menge junge Edelleute, welche keiner bestimmten Waffe angehörten.

Sie wählen unter sich eine Uniform, um sich zu erkennen, schließen sich an alle Officiere außerhalb der Cadres, an alle Ritter vom heil. Ludwigsorden an, welche die Gefahr oder die Vorsicht nach Versailles führen; von da verbreiten sie sich in Paris, das sodann zu seinem tiefen Erstaunen diese neuen Feinde frisch, unverschämt und aufgeblasen von einem Geheimniß sieht, welches ihnen bei Gelegenheit entschlüpfen soll.

Von diesem Augenblick an konnte der König abreisen. Er wäre unterstützt, beschützt gewesen auf seiner Reise, und noch unwissend und schlecht vorbereitet, hätte ihn Paris vielleicht abgehen lassen.

Doch der böse Genius der Oesterreicherin wachte immer.

Lüttich empörte sich gegen den Kaiser, und die Beschäftigung, welche diese Empörung in Oesterreich gab, verhinderte, daß man an die Königin von Frankreich dachte.

Diese glaubte überdies aus Zartheit in einem solchen Augenblick sich enthalten zu müssen.

Da setzten die Dinge, denen der Impuls gegeben war, ihren Lauf mit einer entsetzlichen Schnelligkeit fort.

Nach der Huldigung, die man dem Regimente Flandern dargebracht hatte, beschlossen die Gardes-du-corps, es sollte ein Mittagsmahl den Officieren dieses Regiments geboten werden.

Dieses Mahl, dieses Fest wurde auf den 1. October festgesetzt. Alles, was sich von Bedeutung in der Stadt fand, wurde eingeladen.

Um was handelte es sich? Mit den Soldaten von Flandern zu fraternisiren? Warum hätten die Soldaten nicht unter sich fraternisirt, da die Districte und die Provinzen fraternisirten?

War es durch die Constitution verboten, daß Edel-
le fraternisirten?

Der König war noch der Herr seiner Regimenter
befehligte sie allein. Er hatte allein das Eigen-
m seines Schlosses in Versailles. Er hatte allein
Recht, hier nach seinem Gutdünken zu empfangen.
Warum sollte er nicht brave Soldaten und wür-
: Edelleute, welche von Douai kamen, wo sie sich
aufgeführt, empfangen?

Nichts konnte natürlicher seyn. Niemand fiel es
darüber zu erstaunen, und noch viel weniger, sich
beunruhigen.

Dieses gemeinschaftlich eingenommene Mahl sollte
Zuneigung verkitten, welche sich unter sich alle
ps eines französischen Heeres bestimmt, zugleich die
iheit und das Königthum zu vertheidigen, schuldig sind.
Wußte der König übrigens nur, was verabredet war?
Seit den erwähnten Ereignissen bekümmerte sich der
iig, frei in Folge seiner Concessionen, um nichts mehr;
hatte ihm die Bürde der Geschäfte abgenommen.
wollte nicht mehr regieren, weil man für ihn re-
te, aber er glaubte sich nicht den ganzen Tag lang-
len zu müssen.

Der König, während die Herren von der National-
'ammlung beschnitten und verkürzten, der König jagte.
Der König, während die Herren Adeligen und die
ren Bischöfe am 4. August auf ihre Taubenhäuser
ihre Feudalrechte, auf ihre Tauben und Perga-
ite verzichteten, der König, der, wie alle Welt,
fer bringen wollte, hob seine Jagdcapitänschaft auf,
te aber darum nicht auf, zu jagen.

Während nun die Herren vom Regiment Flandern
den Gardes-du-corps speisten, würde der König auf
Jagd sein, wie alle Tage.

Und die Tafel wäre abgedeckt, wenn er zurückkäme.
Das war ihm so wenig lästig und er belästigte so

wenig, daß man in Versailles beschloß, die Königin um den Palast zu bitten, um das Mahl zu geben.

Die Königin sah keinen Grund, um die Gastfreundschaft den Soldaten von Flandern zu verweigern.

Sie gab den Schauspielsaal, in welchem sie für diesen Tag einen Boden zu errichten erlaubte, damit der Platz groß genug für die Soldaten und ihre Gäste wäre.

Eine Königin, wenn sie französischen Edelleuten Gastfreundschaft gibt, gibt sie ganz. Der Speisesaal war da; der Salon fehlte, die Königin bewilligte den Herculessalon.

An einem Donnerstag, am 1. October, wie wir gesagt haben, wurde das Festmahl gegeben, das so grausam in der Geschichte Unvorsichtigkeiten oder Verblendungen des Königthums bezeichnen wird.

Der König war auf der Jagd.

Die Königin war bei sich eingeschlossen, traurig, nachdenkend und entschlossen, nicht ein einziges Zusammenstoßen der Gläser, nicht einen Ausbruch der Stimmen zu hören.

Ihr Sohn war in ihren Armen. Andrée bei ihr. Zwei Frauen arbeiteten in einer Ecke des Zimmers. Dies ihre Umgebung.

Nach und nach erschienen im Schlosse die glänzenden Officiere mit wogenden Federbüschen und blitzenden Waffen. Die Pferde wieherten an den Gittern der Ställe, die Fanfaren ertönten, die zwei Musiken von Flandern und der Garden erfüllten die Luft mit Harmonie.

Eine bleiche, neugierige, hinterhältisch unruhige Menge belauerte, analysirte und commentirte an den Gittern von Versailles das freudige Treiben und die Melodien.

In einzelnen Wogen, wie die Windstöße bei einem Sturme, strömten durch die offenen Thüren mit dem lustigen Gemurmel die Dünste des guten Mahles aus.

Es war sehr unklug, dieses ausgehungerte Volk Geruch des Fleisches und des Weines, dieses mürbe Volk die Freude und die Hoffnung einathmen assen.

Das Fest nahm übrigens seinen Fortgang, ohne es irgend etwas störte; Anfangs nüchtern und voll urcht unter ihrer Uniform, plauderten die Officiere und tranken mäßig. Während der ersten Viertele war es die Ausführung des Programms, wie man stgesetzt hatte.

Es erschien der zweite Gang.

Herr von Lusignan, Oberst des Regiments Flandern, auf und schlug eine Gesundheit vor: die des igs, der Königin, des Dauphin und der königlichen ilie.

Vier Ausrufungen, bis zu den Gewölben emporgeen, schlugen von da entfliehend an das Ohr der rigen Zuschauer außen.

Ein Officier stand auf. Vielleicht war es ein nn von Geist und Muth, ein Mann von gesundem stand, der den Ausgang von Allem dem vorhersah, aufrichtig dieser königlichen Familie, der man so so geräuschvoll gehuldigt hatte, ergebener Mann.

Er begriff, dieser Mann, daß man unter allen en Toasts einen vergaß, der sich auf eine ungeachte Weise selbst präsentiren würde.

Er schlug die Gesundheit der Nation vor.

Ein langes Gemurre ging einem langen Schrei an.

„Nein, nein," antworteten im Chor die Anwesenden.

Und die Gesundheit der Nation wurde verworfen.

Das Festmahl hatte so seine wahre Richtung, der rom seinen wahren Fall genommen.

Man hat gesagt, man sagt noch, derjenige, welcher sen Toast vorgeschlagen, sei der herausfordernde ent der entgegengesetzten Kundgebung gewesen.

Wie dem sein mag, sein Wort brachte eine ärger-

liche Wirkung hervor. Die Nation vergessen, das geht noch; aber sie beschimpfen, das war zu viel; sie rächt sich dafür.

Da von diesem Augenblick an das Eis gebrochen war, da auf das zurückhaltende Stillschweigen Geschrei und exaltirte Gespräche folgten, so wurde die Disciplin eine chimärische Schamhaftigkeit, man ließ die Dragoner, die Grenadiere, die Hundert-Schweizer, Alles, was sich an gemeinen Soldaten im Schlosse fand, eintreten.

Der Wein kreiste, er füllte zehnmal die Gläser, der Nachtisch erschien, er wurde geplündert. Die Trunkenheit war allgemein, die Soldaten vergaßen, daß sie mit ihren Offizieren tranken und anstießen. Das war ein wahrhaft brüderliches Fest.

Ueberall schreit man: Es lebe der König! es lebe die Königin. So viel Blumen, so viel Lichter, so viel Feuer, welche die vergoldeten Gewölbe regenbogenfarbig erscheinen ließen, so viel freudige, die Stirne erleuchtende Ideen, so viel röthliche Blitze sprangen und vermengten sich um das Haupt dieser Braven! Es bot ein Schauspiel, das sehr süß für die Königin, sehr beruhigend für den König zu sehen gewesen wäre.

Dieser so unglückliche König, diese so traurige Königin, welche einem solchen Feste nicht beiwohnten!

Dienstfertige Diener machen sich los, laufen zu der Königin, erzählen ihr, übertreiben ihr, was sie gesehen haben.

Da belebt sich das erloschene Auge der Frau, sie steht auf. Es gibt also noch ein Königthum, eine Zuneigung in französischen Herzen.

Es ist also noch Hoffnung vorhanden.

Die Königin schaut mit einem finsteren, trostlosen Blick umher.

Vor ihren Thüren fängt die Welt von Dienern an zu kreisen. Man bittet, man beschwört die Königin,

einen Besuch zu machen, nur zu erscheinen bei diesem Feste, wo zweitausend Begeisterte durch ihre Vivats den Cultus der Monarchie heiligten.

„Der König ist abwesend, ich kann nicht allein gehen," erwiederte sie traurig.

„Mit Monseigneur dem Dauphin," sagen einige Unvorsichtige, welche in sie dringen.

„Madame, Madame," flüstert ihr eine Stimme in's Ohr, „bleiben Sie hier, ich beschwöre Sie, bleiben Sie."

Sie dreht sich um, es war Herr von Charny.

„Wie," fragt sie, „Sie sind nicht unten bei diesen Herren!"

„Ich bin zurückgekommen, Madame, es herrscht unten eine Exaltation, deren Folgen mehr, als man glaubt, Eurer Majestät schaden können."

Marie Antoinette hatte einen jener Tage des Schmollens, des Eigensinns, sie wollte an diesem Tage geflissentlich gerade das Gegentheil von dem thun, was Charny gefallen hätte.

Sie schleuderte dem Grafen einen Blick der Verachtung zu und war im Begriff, ihm ein unverbindliches Wort zu erwiedern, als er sie durch eine ehrerbietige Geberde zurückhielt und zu ihr sagte:

„Haben Sie die Gnade, Madame, und warten Sie wenigstens den Rath des Königs ab."

Er glaubte Zeit zu gewinnen.

„Der König! der König!" riefen mehrere Stimmen. „Seine Majestät kommt von der Jagd zurück!"

Das war wahr.

Marie Antoinette steht auf und läuft dem König entgegen, der noch gestiefelt und ganz mit Staub bedeckt ist.

„Mein Herr," spricht sie zu ihm, „es ist unten ein Schauspiel würdig des Königs von Frankreich. Kommen Sie! kommen Sie!"

Und sie nimmt seinen Arm und zieht ihn fort,

ohne Charny anzuschauen, der seine Nägel wüthend in seine Brust eindrückt.

Ihren Sohn an der linken Hand führend, geht sie hinab; eine ganze Menge von Höflingen schreitet ihr voran und treibt sie vorwärts; sie kommt zu den Thüren des Opernsaales in dem Augenblick, wo, zum zwanzigsten Mal, die Gläser mit dem Rufe: „Es lebe der König! es lebe die Königin!" geleert wurden.

XLVII.

Das Bankett der Garden.

In dem Augenblick, wo die Königin, mit dem König und ihrem Sohne, auf dem Boden des Opernsaales erschien, erscholl ein ungeheurer Zuruf, der Explosion einer Mine ähnlich, vom Festgelage zu den Logen.

Die berauschten Soldaten, die delirirenden Officiere schwangen ihre Hüte und ihre Degen und schrieen: „Es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Dauphin!"

Die Musik ließ: O Richard! o mein König! ertönen.

Die Anspielung, welche diese Melodie enthielt, war so durchsichtig, sie begleitete so gut den Gedanken Aller, sie übersetzte so getreu den Geist dieses Banketts, daß Alle zu gleicher Zeit, als die Melodie anfing, die Worte anstimmten.

Enthusiasmirt, vergaß die Königin, daß sie sich mitten unter betrunkenen Menschen befand; erstaunt, fühlte der König, mit seinem gewöhnlichen gesunden Verstande wohl, daß sein Platz nicht hier war, aber schwach und geschmeichelt, eine Popularität und einen Eifer wiederzufinden, wie er es nicht mehr bei seinem

e zu finden gewohnt war, überließ er sich all-
g der allgemeinen Berauschung.

Charny, der während des ganzen Mahles nur
er getrunken hatte, stand erbleichend auf, als er
Königin und den König erblickte; er hatte gehofft,
würde ohne ihre Gegenwart vorübergehen, und
lag wenig daran: man konnte Alles in Abrede
n, Alles Lügen strafen, während die Gegenwart
Königs und der Königin die Geschichte war."

Aber sein Schrecken war noch viel größer, als er
n Bruder Georges auf die Königin zugehen und,
thigt durch ein Lächeln, ein Wort an sie richten sah.
Er war zu weit entfernt, um zu hören; doch aus
n Geberden entnahm er, daß sein Bruder um
s bat.

Auf diese Bitte nickte die Königin einwilligend
dem Kopf, machte plötzlich die Cocarde, die sie an
Haube trug, los und gab sie dem jungen Mann.
Charny schauerte, streckte den Arm aus und war
daran, einen Schrei von sich zu geben.

Es war nicht einmal die weiße Cocarde, die
zösische Cocarde, was die Königin ihrem unklugen
alier bot. Es war die schwarze Cocarde, die
reichische Cocarde, die feindliche Cocarde.

Was die Königin diesmal gethan hatte, war mehr
eine Unvorsichtigkeit, es war ein Verrath.

Und dennoch waren sie so wahnsinnig, alle diese
en Fanatiker, welche Gott verderben wollte, daß,
Georges von Charny ihnen diese schwarze Cocarde
bot, diejenigen, welche die weiße Cocarde hatten,
von sich warfen, und diejenigen, welche die drei-
ige hatten, sie mit den Füßen traten.

Und dann wurde die Berauschung so heftig, daß,
n sie nicht unter den Küssen erstickt werden oder
enigen, welche vor ihnen niederknieten, mit den
en treten wollten, die hohen Gäste des Regiments
ndern wieder den Weg nach ihren Gemächern ein-
agen mußten.

ohne Charny anzuschauen, der seine Nägel wüthend in seine Brust eindrückt.

Ihren Sohn an der linken Hand führend, geht sie hinab; eine ganze Menge von Höflingen schreitet ihr voran und treibt sie vorwärts; sie kommt zu den Thüren des Opernsaales in dem Augenblick, wo, zum zwanzigsten Mal, die Gläser mit dem Rufe: „Es lebe der König! es lebe die Königin!“ geleert wurden.

XLVII.

Das Bankett der Garden.

In dem Augenblick, wo die Königin, mit dem König und ihrem Sohne, auf dem Boden des Opernsaales erschien, erscholl ein ungeheurer Zuruf, der Explosion einer Mine ähnlich, vom Festgelage zu den Logen.

Die berauschten Soldaten, die delirirenden Officiere schwangen ihre Hüte und ihre Degen und schrieen: „Es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Dauphin!“

Die Musik ließ: O Richard! o mein König! ertönen.

Die Anspielung, welche diese Melodie enthielt, war so durchsichtig, sie begleitete so gut den Gedanken Aller, sie übersetzte so getreu den Geist dieses Banketts, daß Alle zu gleicher Zeit, als die Melodie anfing, die Worte anstimmten.

Enthusiasmirt, vergaß die Königin, daß sie sich mitten unter betrunkenen Menschen befand; erstaunt, fühlte der König, mit seinem gewöhnlichen gesunden Verstande wohl, daß sein Platz nicht hier war, aber schwach und geschmeichelt, eine Popularität und einen Eifer wiederzufinden, wie er es nicht mehr bei seinem

: zu finden gewohnt war, überließ er sich all-
z der allgemeinen Berauschung.

Charny, der während des ganzen Mahles nur
er getrunken hatte, stand erbleichend auf, als er
Königin und den König erblickte; er hatte gehofft,
würde ohne ihre Gegenwart vorübergehen, und
lag wenig daran: man konnte Alles in Abrede
n, Alles Lügen strafen, während die Gegenwart
Königs und der Königin die Geschichte war.

Aber sein Schrecken war noch viel größer, als er
n Bruder Georges auf die Königin zugehen und,
thigt durch ein Lächeln, ein Wort an sie richten sah.
Er war zu weit entfernt, um zu hören; doch aus
n Geberden entnahm er, daß sein Bruder um
s bat.

Auf diese Bitte nickte die Königin einwilligend
dem Kopf, machte plötzlich die Cocarde, die sie an
Haube trug, los und gab sie dem jungen Mann.
Charny schauerte, streckte den Arm aus und war
daran, einen Schrei von sich zu geben.

Es war nicht einmal die weiße Cocarde, die
zösische Cocarde, was die Königin ihrem unklugen
alier bot. Es war die schwarze Cocarde, die
reichische Cocarde, die feindliche Cocarde.

Was die Königin diesmal gethan hatte, war mehr
eine Unvorsichtigkeit, es war ein Verrath.

Und dennoch waren sie so wahnsinnig, alle diese
en Fanatiker, welche Gott verderben wollte, daß,
Georges von Charny ihnen diese schwarze Cocarde
bot, diejenigen, welche die weiße Cocarde hatten,
von sich warfen, und diejenigen, welche die drei-
ige hatten, sie mit den Füßen traten.

Und dann wurde die Berauschung so heftig, daß,
n sie nicht unter den Küssen erstickt werden oder
enigen, welche vor ihnen niederknieten, mit den
en treten wollten, die hohen Gäste des Regiments
ndern wieder den Weg nach ihren Gemächern ein-
agen mußten.

Alles dies wäre ohne Zweifel nur eine französische Tollheit gewesen, welche zu verzeihen die Franzosen stets geneigt sind, wäre die Orgie beim Enthusiasmus stehen geblieben; aber der Enthusiasmus war bald überschritten.

Mußten gute Royalisten nicht, indem sie den König liebkosten, die Nation ein wenig kratzen?

Diese Nation, in deren Namen man dem König so viel Schmerz bereitete, daß die Musik berechtigt war, zu spielen:

„Peut-on affliger ce qu'on aime!" *)

Bei dieser Melodie gingen der König, die Königin und der Dauphin weg.

Kaum waren sie abgegangen, als die Gäste, Einer den Andern anfeuernd, den Bankettsaal in eine im Sturme eroberte Stadt verwandelten.

Auf ein von Herrn Perseval, dem Adjutanten von Herrn d'Estaing, gegebenes Zeichen, blasen die Trompeten zum Angriff.

Zum Angriff gegen wen? Gegen den abwesenden Feind.

Gegen das Volk.

Der Angriff, diese Musik so süß für das französische Ohr, daß sie die Illusion hatte, den Opernsaal von Versailles für ein Schlachtfeld und die schönen Damen, welche von den Logen dieses für ihr Herz so angenehme Schauspiel betrachteten, für den Feind halten zu lassen.

Der Schrei: „Sturm!" erscholl von hundert Stimmen ausgestoßen, und die Ersteigung der Logen begann. Es ist wahr, die belagernde Menge war in einer so wenig erschrecklichen Stimmung, daß ihnen die Belagerten die Hände reichten.

Der Erste, der auf den Balcon kam, war ein Grenadier vom Regiment Flandern. Herr von Perseval riß ein Kreuz von seinem Knopfloch und decorirte ihn.

*) Kann man betrüben das, was man liebt!

ſs war allerdings ein Kreuz von Limburg, eines
enen Kreuzen, welche beinahe keine Kreuze mehr

lnd dies Alles geschah unter den österreichischen
:n, mit einem Gebrülle gegen die nationale
:de.

Da und dort wurden einige dumpfe verhängniß-
Rufe hörbar.

lber bedeckt durch das Toben der Sänger, durch
ivats der Belagernden, strömten diese Geräusche
nd bis zu den Ohren des Volkes zurück, das,
ngs erstaunend, dann sich entrüstend, beim Thore
te.

Da erfuhr man außen auf dem Platze, dann in
Straßen, die schwarze Cocarde habe die Stelle
veißen eingenommen, und die dreifarbige sey mit
n getreten worden.

Man erfuhr, daß ein braver Officier der National-
e, der trotz der Drohungen seine dreifarbige Co-
: beibehalten hatte, in den Gemächern des Königs
t schwer verwundet worden war.

Dann wiederholte man unbestimmt, ein einziger
:ier, unbeweglich, traurig, am Eingang des unge-
en Saales stehend, der in einen Circus verwandelt
en war, wo alle diese Wüthenden sich durch einander
gten und stießen, habe geschaut, gehorcht, sich sehen
n, ein redliches Herz und ein unerschrockener Sol-
sich der Allmacht der Majorität unterwerfend,
Fehler Anderer sich aufladend, die Verantwortlich-
für Alles übernehmend, was an Excessen das Heer,
diesen unseligen Tagen vertreten durch die Officiere
Regiments Flandern, begangen hatte; doch der
ne dieses Mannes, des einzigen Weisen unter so
:n Narren, wurde nicht einmal ausgesprochen, und
e er ausgesprochen worden, so hätte man doch nie
aubt, daß der Graf von Charny, der Günstling
Königin, gerade derjenige war, welcher bereit, für

sie zu sterben, am Schmerzlichsten unter dem, was sie gethan, gelitten hatte.

Die Königin aber war ganz betäubt vom Zauber dieser Scene in ihre Gemächer zurückgekehrt.

Sie wurde hier bald von der Menge ihrer Höflinge und Schmeichler überfallen.

„Sehen Sie," sagte man zu ihr, „sehen Sie, was der wahre Geist Ihrer Truppen ist; sehen Sie, wenn man Ihnen von der Volkswuth für die anarchischen Ideen sagt, sehen Sie, ob diese Wuth gegen den unbändigen Eifer der französischen Militäre für die monarchischen Ideen wird kämpfen können."

Und da alle diese Worte den geheimen Wünschen der Königin entsprachen, so ließ sie sich durch die Chimären wiegen und bemerkte nicht einmal, daß Charny fern von ihr geblieben war.

Allmälig hörten indessen diese Geräusche auf; der Schlaf des Geistes löschte alle diese Irrlichter, alle die Phantasmagorien der Trunkenheit aus.

Der König machte übrigens der Königin im Augenblick, wo sie schlafen gehen wollte, einen Besuch und warf ihr das Wort, voll tiefer Weisheit, zu:

„Man muß morgen sehen."

Der Unvorsichtige! mit diesem Worte, das für jede andere Person, als diejenige, an welche es gerichtet, ein weiser Rath war, belebte er bei der Königin wieder eine halbvertrocknete Quelle des Widerstands und der Herausforderung.

„In der That!" murmelte sie, als er weggegangen war, „die Flamme, diesen Abend im Palast eingeschlossen, wird sich heute Nacht in Versailles ausbreiten und morgen ein Brand für ganz Frankreich sein. Alle diese Soldaten, alle diese Officiere, die mir heute Abend so heiße Pfänder der Ergebenheit geboten haben, werden Verräther, Rebellen gegen die Nation, Mörder des Vaterlandes genannt werden.

„Jeder von diesen Köpfen, der die schwarze Co-

carde aufgesteckt hat, wird der Laterne der Grève bezeichnet werden.

„Jede Brust, aus der so redlich der Ruf: „Es lebe die Königin!“ hervordrang, wird bei den ersten Aufständen von den gemeinen Messern und den schändlichen Piken durchbohrt werden.

„Und das bin ich, und abermals ich, die Alles das verursacht hat. Ich bin es, die zum Tode so viele brave Diener verurtheilen wird, ich, die unverletzliche Souveraine, die man um mich her aus Heuchelei schonen und fern von mir aus Haß beschimpfen wird.

„Oh! nein, eher, als daß ich, in diesem Grade undankbar gegen meine einzigen, gegen meine letzten Freunde bin, eher, als daß ich in diesem Grade feig und herzlos bin, werde ich die Schuld auf mich nehmen. Für mich ist Alles das geschehen, ich werde mir den Zorn aufladen . . . Wir werden sehen, wie weit es mit dem Hasse kommt, wir werden sehen, bis zu welcher Stufe meines Thrones die schmutzige Woge zu steigen wagt.“

Und da die Königin durch die Schlaflosigkeit voll von finsteren Rathschlägen so beseelt war, so war auch das Resultat des kommenden Tages nicht zweifelhaft.

Der andere Tag kam ganz verfinstert von Klagen, ganz schwer von Gemurre.

Die Nationalgarde, an welche die Königin ihre Fahnen ausgetheilt hatte, erschien am andern Tage und dankte Ihrer Majestät mit gesenktem Kopfe und mit schiefen Augen.

Aus der Haltung dieser Leute war leicht zu errathen, daß sie nichts billigten, und daß sie im Gegentheil Alles mißbilligt haben würden, wenn sie es gewagt hätten.

Sie hatten an dem Zuge Theil genommen; sie waren dem Regimente Flandern entgegengegangen; sie hatten Einladungen zu dem Banket erhalten und angenommen. Nur, mehr Bürger als Soldaten, waren sie

es gewesen, die während der Orgie die dumpfen Bemerkungen gewagt hatten, welche nicht gehört worden waren.

Diese Bemerkungen, das war am andern Tag ein Vorwurf, ein Tadel.

Als sie nach dem Palast kamen, um der Königin zu danken, geleitete sie eine große Menge.

In Betracht der ernsten Umstände wurde die Sache bedeutungsvoll.

Man würde auf der einen und auf der andern Seite sehen, mit wem man es zu thun hätte.

Alle Soldaten und Officiere, die sich am Tage vorher compromittirt hatten, wollten auch wissen, bis zu welchem Grade sie von der Königin in ihrer unklugen Demonstration unterstützt würden, und hatten Plätze gegenüber diesem am vorhergehenden Abend beleidigten Volke, dem man ein so großes Aergerniß gegeben, eingenommen, um die ersten officiellen Worte zu hören, welche aus dem Schlosse kämen.

Das Gewicht der ganzen Gegenrevolution schwebte fortan über dem Haupte der Königin allein.

Es lag inzwischen noch in ihrer Macht, eine solche Verantwortlichkeit von sich abzulehnen, ein solches Unglück zu beschwören.

Aber, stolz wie die Stolzesten ihres Geschlechts, ließ sie ihren klaren, durchsichtigen, sichern Blick, auf denjenigen, welche sie umgaben, auf Freunden und Feinden, umherlaufen, wandte sich mit sonorer Stimme an die Officiere der Nationalgarde und sprach:

„Meine Herren, es freut mich sehr, Ihnen Fahnen gegeben zu haben. Die Nation und das Heer müssen den König lieben, wie wir die Nation und das Heer lieben.

„Ich bin über den gestrigen Tag entzückt gewesen.“

Nach diesen Worten, die sie mit äußerst fester Stimme betonte, wurde ein Gemurre unter der Menge

hörbar, während geräuschvolles Händeklatschen in den Reihen der Militäre erscholl.

„Wir sind unterstützt," sagten diese.

„Wir sind verrathen," sagten jene.

Also, arme Königin, der verhängnißvolle Abend des 1. Oktober war keine Ueberraschung. Also, unglückliche Frau, der gestrige Tag thut Ihnen nicht leid, Sie bereuen nicht?

Weit entfernt, zu bereuen, sind Sie darüber entzückt.

Charny, der in einer Gruppe stand, hörte mit einem Seufzer diese Rechtfertigung, mehr noch, die Verherrlichung dieser Orgie der Gardes-du-corps.

Die Königin, als sie die Augen von der Menge abwandte, begegnete den Augen des jungen Mannes, und sie heftete den Blick auf das Gesicht ihres Geliebten, um den Eindruck, den sie gemacht, darin zu lesen.

„Bin ich nicht muthig?" wollte sie sagen.

„Ach! Madame, Sie sind mehr toll, als muthig." antwortete das schmerzlich verdüsterte Gesicht des Grafen.

XLVIII.

Die Weiber mischen sich darein.

In Versailles trieb der Hof Heroismus gegen das Volk.

In Paris trieb man nur Ritterthum gegen den Hof; das Ritterthum lief durch die Straßen.

Die Ritter vom Volke irrten in Lumpen, die Hand am Griffe eines Säbels oder an der Kolbe einer Pistole, umher und befragten ihre leeren Taschen und ihre hohlen Magen.

Während man in Versailles zu viel trank, aß man in Paris leider zu wenig.

Zu viel Wein auf den Tischtüchern von Versailles.

Nicht genug Mehl bei den Bäckern von Paris.

Seltsame Dinge! Finstere Verblendung, welche heute, wo wir an alle Thronumstürzungen gewöhnt sind, ein Lächeln des Mitleids den Politikern entreißen wird.

Gegenrevolution machen und zur Schlacht ausgehungerte Leute herausfordern!

Ach! wird die Geschichte genöthigt, sich zur materialistischen Philosophin zu machen, sagen: nie schlägt sich das Volk grausamer, als wenn es nicht zu Mittag gegessen hat.

Es war jedoch sehr leicht, dem Volke Brod zu geben, und dann hätte ihm sicherlich das Brod von Versailles minder bitter geschienen.

Doch die Mehlzufuhren von Corbeil kamen nicht mehr an. Es ist so weit, dieses Corbeil von Versailles; wer also hätte beim König oder bei der Königin an Corbeil gedacht?

Zum Unglück war bei dieser Vergeßlichkeit des Hofes die Hungersnoth, dieses Gespenst, das mit so großer Mühe einschläft und so leicht erwacht, die Hungersnoth war bleich und sorgenvoll in die Straßen von Paris herabgestiegen. Sie horcht an allen Straßenecken; sie recrutirt ihr Gefolge von Landstreichern und Missethätern; sie lehnt ihr schlimmes Gesicht dicht an die Fensterscheiben der Reichen und der Staatsbeamten an.

Die Männer erinnern sich der Aufstände, welche so viel Blut kosten; sie erinnern sich der Bastille; sie erinnern sich an Foulon, Berthier, Flesselles; sie befürchten, abermals Mörder genannt zu werden, und warten.

Aber die Weiber, welche noch nichts gethan, als gelitten haben, die Weiber, welche leiden, ein dreifaches

iden, — für das Kind, das weint und ungerecht
t, weil es nicht das Bewußtsein der Sache hat, —
ir das Kind, das zu seiner Mutter sagt: Warum gibst
du mir nicht Brod? — für den Mann, der düster
nd schweigsam am Morgen das Haus verläßt, um am
lbend noch düsterer und schweigsamer zurückzukehren,
— endlich für sich, das schmerzliche Echo der ehelichen
ind mütterlichen Leiden, — die Weiber brennen vor
Begierde, ihre Genugthuung zu nehmen, sie wollen dem
Vaterland auf ihre Weise dienen.

Hatten übrigens nicht die Weiber den 1. October
in Versailles gemacht?

Es war an den Weibern, den 5. October in Paris
zu machen.

Gilbert und Billot waren im Palais Royal im
Café Foy. Im Café Foy wurden die Motionen gemacht. Plötzlich öffnet sich die Thüre, und eine Frau
tritt ganz bestürzt ein. Sie zeigt die weißen und
schwarzen Cocarden an, welche von Versailles nach
Paris gekommen sind; sie verkündigt die öffentliche
Gefahr.

Man erinnert sich dessen, was Charny zur Königin
gesagt hatte.

„Madame, es wird wirklich zu fürchten sein, wenn
sich die Weiber darein mischen.

Das war auch die Ansicht von Gilbert.

Als er sah, daß sich die Weiber darein mischten,
wandte er sich gegen Billot und sprach nur die drei
Worte:

„Nach dem Stadthause.“

Seit dem Gespräche, das zwischen Billot, Gilbert
und Pitou stattgefunden hatte, und in Folge dessen
Pitou nach Villers-Cotterets mit dem kleinen Sebastian
Gilbert zurückgekehrt war, gehorchte Billot Gilbert auf
ein Wort, auf eine Geberde, auf ein Zeichen, denn er
hatte begriffen, daß, wenn er die Stärke war, Gilbert
der Verstand war.

Beide stürzten aus dem Kaffeehause, durchschritten in einer schrägen Linie den Garten des Palais Royal, liefen durch den Hof der Springbrunnen und erreichten die Rue Saint-Honoré.

Auf der Höhe der Halle begegneten sie einem Mädchen, das aus der Rue des Bourbonnais herauskam und trommelte.

Gilbert blieb erstaunt stehen.

„Was ist das?“ fragte er.

„Ei! Sie sehen es, Doctor,“ antwortete Billot, „eine hübsche junge Person, welche trommelt, und zwar nicht schlecht, bei meiner Treue!“

„Sie wird etwas verloren haben,“ sagte ein Vorübergehender.

„Sie ist sehr bleich,“ versetzte Billot.

„Fragen Sie sie, was sie will,“ sprach Gilbert.

„He! hübsches Mädchen,“ rief Billot, „was hast Du so die Trommel zu rühren?“

„Es hungert mich,“ antwortete die hübsche junge Person mit einer grellen, scharfen Stimme.

Und sie setzte ihren Marsch und das Rasseln ihrer Trommel fort.

Gilbert hatte gehört.

„Ho! ho! das wird schrecklich,“ sagte er.

Und er schaute aufmerksamer die Weiber an, welche dem Mädchen mit der Trommel folgten.

Sie waren abgezehrt, schwankend, verzweiflungsvoll.

Unter diesen Weibern fanden sich, die seit dreißig Stunden nichts gegessen hatten.

Aus der Mitte dieser Weiber brach von Zeit zu Zeit ein gerade durch seine Schwäche drohender Schrei hervor, denn man fühlte, daß dieser Schrei aus dem Munde von Ausgehungerten kam.

„Nach Versailles!“ riefen sie.

Und auf ihrem Wege winkten sie allen Weibern, die sie in den Häusern erblickten, und riefen alle Frauen, die an den Fenstern sahen.

Ein Wagen kam vorüber, zwei Damen saßen in
esem Wagen, sie streckten ihre Köpfe aus den
chlägen und lachten.

Das Gefolge der Trommelschlägerin blieb stehen.
wanzig Weiber stürzten nach den Schlägen, ließen die
wei Damen aussteigen und gesellten sie der Truppe
ei, trotz ihrer Einwendungen, trotz ihres Widerstandes,
en ein paar kräftige Püffe auf der Stelle bändigten.

Hinter diesen Weibern, welche, in Betracht des
Recrutirungsgeschäftes, das sie die ganze Straße ent-
ang trieben, nur langsam vorrückten, marschirte ein
Mann, mit beiden Händen in seinen Taschen.

Dieser Mann mit magerem, bleichem Gesichte, von
langer, dünner Gestalt, trug einen feuergrauen Rock,
schwarze Weste und schwarze Beinkleider; er hatte einen
kleinen dreieckigen Hut, der schief auf seiner Stirne saß.

Ein langer Degen schlug an seine mageren, aber
nervigen Beine.

Er folgte schauend, horchend, Alles mit seinem
durchdringenden Auge, das er unter seinen schwarzen
Brauen rollte, verschlingend.

„Ei!" sagte Billot, „ich kenne dieses Gesicht, ich
habe es bei allen Aufständen gesehen."

„Es ist der Huissier Maillard."

„Ah! ja, so ist es, derjenige, welche hinter mir
auf dem Brette der Bastille ging. Er ist geschickter
gewesen, als ich, er ist nicht in den Graben gefallen.

Maillard verschwand mit den Weibern bei der
Biegung der Straße.

Billot hatte große Lust, es zu machen wie Mail-
lard, aber Gilbert zog ihn nach dem Stadthause fort.

Es war gewiß, daß dahin immer der Aufstand
zurückkam, mochte es nun ein Aufstand von Männern
oder ein Aufstand von Weibern sein. Statt dem Laufe
des Stromes zu folgen, ging er gerade an seine
Mündung.

Man wußte im Stadthause, was in Paris vorfiel,

Beide stürzten aus dem Kaffeehause, durchschritten in einer schrägen Linie den Garten des Palais Royal, liefen durch den Hof der Springbrunnen und erreichten die Rue Saint-Honoré.

Auf der Höhe der Halle begegneten sie einem Mädchen, das aus der Rue des Bourbonnais herauskam und trommelte.

Gilbert blieb erstaunt stehen.

„Was ist das?“ fragte er.

„Ei! Sie sehen es, Doctor,“ antwortete Billot, „eine hübsche junge Person, welche trommelt, und zwar nicht schlecht, bei meiner Treue!“

„Sie wird etwas verloren haben,“ sagte ein Vorübergehender.

„Sie ist sehr bleich,“ versetzte Billot.

„Fragen Sie sie, was sie will,“ sprach Gilbert.

„He! hübsches Mädchen,“ rief Billot, „was hast Du so die Trommel zu rühren?“

„Es hungert mich,“ antwortete die hübsche junge Person mit einer grellen, scharfen Stimme.

Und sie setzte ihren Marsch und das Rasseln ihrer Trommel fort.

Gilbert hatte gehört.

„Ho! ho! das wird schrecklich,“ sagte er.

Und er schaute aufmerksamer die Weiber an, welche dem Mädchen mit der Trommel folgten.

Sie waren abgezehrt, schwankend, verzweiflungsvoll.

Unter diesen Weibern fanden sich, die seit dreißig Stunden nichts gegessen hatten.

Aus der Mitte dieser Weiber brach von Zeit zu Zeit ein gerade durch seine Schwäche drohender Schrei hervor, denn man fühlte, daß dieser Schrei aus dem Munde von Ausgehungerten kam.

„Nach Versailles!“ riefen sie.

Und auf ihrem Wege winkten sie allen Weibern, die sie in den Häusern erblickten, und riefen alle Frauen, die sie an den Fenstern sahen.

Ein Wagen kam vorüber, zwei Damen saßen in diesem Wagen, sie streckten ihre Köpfe aus den Schlägen und lachten.

Das Gefolge der Trommelschlägerin blieb stehen. Zwanzig Weiber stürzten nach den Schlägen, ließen die zwei Damen aussteigen und gesellten sie der Truppe bei, trotz ihrer Einwendungen, trotz ihres Widerstandes, den ein paar kräftige Püffe auf der Stelle bändigten.

Hinter diesen Weibern, welche, in Betracht des Recrutirungsgeschäftes, das sie die ganze Straße entlang trieben, nur langsam vorrückten, marschirte ein Mann, mit beiden Händen in seinen Taschen.

Dieser Mann mit magerem, bleichem Gesichte, von langer, dünner Gestalt, trug einen feuergrauen Rock, schwarze Weste und schwarze Beinkleider; er hatte einen kleinen dreieckigen Hut, der schief auf seiner Stirne saß.

Ein langer Degen schlug an seine mageren, aber nervigen Beine.

Er folgte schauend, horchend, Alles mit seinem durchdringenden Auge, das er unter seinen schwarzen Brauen rollte, verschlingend.

„Ei!“ sagte Billot, „ich kenne dieses Gesicht, ich habe es bei allen Aufständen gesehen.“

„Es ist der Huissier Maillard.“

„Ah! ja, so ist es, derjenige, welche hinter mir auf dem Brette der Bastille ging. Er ist geschickter gewesen, als ich, er ist nicht in den Graben gefallen.

Maillard verschwand mit den Weibern bei der Biegung der Straße.

Billot hatte große Lust, es zu machen wie Maillard, aber Gilbert zog ihn nach dem Stadthause fort.

Es war gewiß, daß dahin immer der Aufstand zurückkam, mochte es nun ein Aufstand von Männern oder ein Aufstand von Weibern sein. Statt dem Laufe des Stromes zu folgen, ging er gerade an seine Mündung.

Man wußte im Stadthause, was in Paris vorfiel,

aber man bekümmerte sich kaum darum. Was lag in der That dem phlegmatischen Bailly und dem Aristokraten Lafayette daran, daß ein Weib trommelte. Das war ein Vorempfang auf den Carneval, und nichts Anderes.

Als man aber im Gefolge dieses trommelnden Mädchens zwei bis dreitausend Weiber kommen sah; als man auf den Seiten dieser Schaar, welche von Minute zu Minute zunahm, eine nicht minder zahlreiche Schaar von Männern, auf eine unheimliche Weise lächelnd und ihre häßlichen Waffen in Ruhe haltend, herbeirücken sah, als man begriff, diese Männer lächeln zum Voraus über das Böse, das die Weiber thun würden und das um so mehr unabhelfbar war, als man wohl wußte, die öffentliche Gewalt würde nicht vor dem Bösen strenge verfahren und die gesetzliche Gewalt würde nicht hernach strafen, da fing man an den ganzen Ernst der Lage zu begreifen.

Diese Männer lächelten, weil es ihnen angenehm war, das Böse, das sie nicht zu thun gewagt hatten, die harmlosere Hälfte des Menschengeschlechtes thun zu sehen.

Nach einer halben Stunde waren achttausend Weiber auf der Grève versammelt.

Diese Damen sahen sich in genügender Anzahl und fingen an mit der Faust auf der Hüfte zu berathschlagen.

Die Berathung war nicht sehr ruhig. Diejenigen, welche daran Theil nahmen, waren der Mehrzahl nach Portières, Frauen der Halle, öffentliche Mädchen. Viele von diesen Weibern, waren Royalistinnen und statt den Gedanken zu haben, dem König und der Königin ein Leid anzuthun, hätten sie sich für dieselben tödten lassen. Man hörte den Lärmen dieser seltsamen Discussion jenseits des Flusses, auf den schweigsamen Thürmen von Notre-Dame, welche, nachdem sie so viele Dinge gesehen, noch interessantere zu sehen sich anschickten.

Das Resultat dieser Berathung war folgendes:

„Brennen wir ein wenig das Stadthaus nieder, wo so viele Papierwische fabricirt werden, um uns zu verhindern, alle Tage zu essen."

Man beschäftigte sich im Stadthause gerade damit, einen Bäcker zu richten, der Brod mit falschem Gewicht verkauft hatte.

Es begreift sich, daß, je theurer das Brod ist, desto besser auch eine Operation dieser Art sein muß; nur, je lucrativer sie ist, desto gefährlicher ist sie auch.

Dem zu Folge erwarteten die Stammgäste der Laterne den Bäcker mit einem Strick.

Die Wache des Stadthauses wollte den Unglücklichen retten und wandte hiezu alle ihre Kräfte an; aber seit einiger Zeit unterstützte, wie man gesehen, das Resultat ihre philanthropischen Geneigtheiten schlecht.

Die Weiber stürzten sich auf diese Wache, durchbrachen sie, drangen in das Stadthaus ein, und die Plünderung begann.

Sie wollten Alles, was sie fänden, in die Seine werfen und Alles, was sie nicht fortschaffen könnten, auf dem Platze verbrennen.

Die Menschen also dem Wasser, die Mo..ern dem Feuer.

Das war ein großes Geschäft.

Es fand sich ein wenig von Allem im Stadthause.

Es fanden sich zuerst darin dreihundert Wähler.

Ferner die Adjuncten.

Und endlich die Maires.

„Es wird lange dauern, alle diese Menschen in's Wasser zu werfen," sprach eine Frau von Verstand, eine Frau, welche Eile hatte.

„Nicht als ob sie es wenig verdienten," sagte eine Andere.

„Ja, aber die Zeit fehlt."

„Nun wohl! so verbrennen wir Alles!" rief eine Stimme; „das ist einfacher."

Man suchte Fackeln, man verlangte Feuer; dann provisorisch, um keine Zeit zu verlieren, belustigte man sich damit, daß man einen Abbé aufhing, den Abbé Lefèvre d'Ormesson.

Zum Glück war der Mann mit dem grauen Rocke da. Er durchschneidet den Strick, der Abbé fällt siebzehn Fuß herab, verstaucht sich ein Bein und geht hinkend unter dem Gelächter aller dieser Megären weg.

Der Abbé ging so ruhig, weil die Fackeln schon angezündet waren, weil die Mordbrenner die Fackeln schon in den Händen hatten, weil sie dieselben den Archiven näherten, weil es noch zehn Minuten brauchte, und Alles stand im Feuer.

Plötzlich stürzt der Mann mit dem grauen Rocke vor und entreißt Brände und Fackeln den Händen der Weiber; die Weiber widerstehen, der Mann peitscht sie mit Fackelstreichen und während das Feuer die Röcke faßt, löscht er das aus, welches schon die Papiere faßte.

Wer ist denn dieser Mann, der sich so dem furchtbaren Willen von zehntausend wüthenden Creaturen widersetzt?

Warum ließ man sich von diesem Mann beherrschen? Man hat den Abbé Lefèvre halb gehenkt, man wird wohl diesen Mann ganz aufhängen, in Betracht, daß Niemand mehr da sein wird, um es zu verhindern, daß man ihn henkt.

Es erhebt sich auch wirklich ein hirnwüthender Chor und bedroht ihn mit dem Tode; mit der Drohung verbindet sich die Wirkung.

Die Weiber umgeben den Mann mit dem grauen Rock und werfen ihm einen Strick um den Hals.

Aber Billot ist herbeigelaufen. Billot wird Maillard den Dienst leisten, den Maillard dem Abbé geleistet hat.

Er klammert sich an den Strick an, durchschneidet ihn an zwei bis drei Stellen mit einem sehr scharfen Messer, das in diesem Augenblick seinem Eigenthümer

zum Zerschneiden der Stricke dient, aber ihm, in einem äußersten Augenblicke, bestielt, wie es ist, mit einem kräftigen Arme zu etwas Anderem dienen könnte.

Und während er den Strick in so viele Stücke, als er kann, zerschneidet, ruft Billot:

„Unglückliche! Ihr erkennt also nicht einen der Sieger der Bastille, denjenigen, welcher über das Brett gegangen ist, um die Capitulation zu holen, während ich in den Gräben plätscherte? Ihr erkennt also Herrn Maillard nicht?"

Bei diesem so bekannten und so gefürchteten Namen halten alle Weiber inne. Man schaut sich an, man wischt sich die Stirne ab.

Die Arbeit ist hart gewesen, und obgleich man sich im October befand, war es doch erlaubt, bei Vollbringung derselben zu schwitzen.

„Ein Sieger der Bastille, und noch Herr Maillard, Herr Maillard, der Huissier im Chatelet, es lebe Herr Maillard!

Die Drohungen verwandeln sich in Liebkosungen; man umarmt Maillard, man ruft: Es lebe Maillard!

Maillard wechselt einen Händedruck und einen Blick mit Billot.

Der Händedruck will sagen: Wir sind Freunde!

Der Blick will sagen: Wenn Sie je meiner bedürfen, rechnen Sie auf mich.

Maillard hat auf alle diese Weiber einen um so größeren Einfluß gewonnen, als sie einsehen, Maillard habe ihnen ein kleines Unrecht zu vergeben.

Aber Maillard ist ein alter Volksmatrose, er kennt dieses Meer der Vorstädte, das auf einen Hauch sich erhebt und auf ein Wort sich legt.

Er weiß, wie man mit allen diesen menschlichen Wellen spricht, wenn sie einem Zeit gönnen, zu sprechen.

Uebrigens ist der Augenblick gut, um sich hören zu lassen, man schweigt um Maillard.

Maillard will nicht, daß die Pariser die Gemeinde, das heißt, die einzige Macht, die sie beschützt, zerstören; er will nicht, daß sie die Bürgerliste, welche beweist, daß ihre Kinder nicht lauter Bastarde sind, vernichten.

Das ungewöhnliche, scharfe, spöttische Wort bringt seine Wirkung hervor.

Niemand wird getödtet, nichts wird verbrannt werden.

Aber man will nach Versailles ziehen.

Dort ist das Uebel, dort bringt man die Nächte in Orgien hin, während man in Paris Hunger hat. Versailles verschlingt Alles. Paris fehlt es an Korn und Mehl, weil die Kornzufuhren, statt in Paris anzuhalten, unmittelbar von Corbeil nach Versailles gehen.

Das wäre nicht so, wenn der Bäcker, die Bäckerin und der Bäckerjunge sich in Paris befänden.

Mit diesen Spottnamen bezeichnet man den König, die Königin und den Dauphin, diese drei natürlichen Austheiler des Brodes für das Volk.

Man wird nach Versailles gehen.

Da die Weiber in Haufen organisirt sind, da sie Flinten, Kanonen, Pulver haben, da diejenigen, welche weder Flinten, noch Pulver haben, mit Piken und Heugabeln bewaffnet sind, so werden sie auch einen General haben.

Warum nicht? die Nationalgarde hat wohl einen.

Lafayette ist der General der Männer.

Maillard wird der General der Weiber sein.

Lafayette commandirt seine Faulenzer von Grenadieren, welche eine Reservearmee zu sein scheinen, so wenig thun sie, während so viel zu thun ist.

Maillard wird das active Heer commandiren.

Ohne zu lächeln, ohne eine Miene zu verändern, nimmt Maillard den Antrag an.

Maillard ist commandirender General der Weiber
Paris.

Der Feldzug wird nicht lange dauern, aber er
entscheidend sein.

XLIX.

Maillard als General.

Es war wohl eine Armee, die Armee, welche
Maillard befehligte.

Sie besaß Kanonen, denen es allerdings an Laf-
ten und Rädern fehlte, aber man hatte sie in Karren
gelegt.

Sie hatte Flinten, — es ist wahr, an vielen
fehlte der Hahn oder die Batterie, aber keiner fehlte
es an einem Bajonett.

Sie hatte eine Menge anderer Waffen, allerdings
sehr beschwerliche Waffen, aber es waren doch Waffen.

Sie hatte Pulver in Schnupftüchern, in den Hauben,
in den Säcken, und unter diesen lebendigen Patron-
taschen spazierten die Artilleristen mit ihren angezün-
deten Lunten.

Wenn das ganze Heer während dieses seltsamen
Marsches nicht in die Luft geflogen ist, so ist es nur
ein Wunder gewesen.

Maillard hat mit einem Blicke die Stimmung
seiner Armee erkannt. Alles, was er thun kann, ist,
wie er sieht, nicht, sie auf dem Platze zu halten, nicht,
sie an Paris zu fesseln, sondern, sie nach Versailles zu
führen und, dort angekommen, das Schlimme zu ver-
hindern, das sie thun könnte.

Diese schwierige Aufgabe, diese heroische Aufgabe
wird Maillard erfüllen.

Dem zu Folge geht Maillard hinab, er nimmt

die Trommel, welche am Halse des jungen Mädchens hängt.

Hungers sterbend, hat das Mädchen nicht mehr die Kraft, sie zu tragen. Es gibt die Trommel hin, schleicht die Mauer entlang und fällt mit dem Kopfe auf einen Weichstein.

Trauriges Kissen . . . Kissen des Hungers . . .

Maillard fragt die junge Person nach ihrem Namen. Sie heißt Madeleine Chambry. Sie schnitt in Holz für die Kirchen. Aber wer denkt jetzt daran, die Kirchen mit jenen schönen Meubles in Holz, mit jenen schönen Statuen, mit jenen Basreliefs, Meisterwerken des fünfzehnten Jahrhunderts, zu beschenken?

Hungers sterbend, ist sie Sträußchenmädchen im Palais-Royal geworden.

Aber wer denkt daran, Blumen zu kaufen, während das Geld fehlt, um Brod zu kaufen? Die Blumen, diese Sterne, welche am Himmel des Friedens und des Ueberflusses glänzen, die Blumen verwelken im Winde der Stürme und der Revolutionen.

Da sie ihre Früchte von Eichenholz nicht mehr schneiden, da sie ihre Rosen, ihre Jasmine und ihre Lilien nicht mehr verkaufen konnte, so hat Madeleine Chambry eine Trommel genommen und den furchtbaren Rappell des Hungers geschlagen.

Sie wird nach Versailles kommen, diejenige, welche diese traurige Deputation versammelt hat; da sie aber zu schwach ist, um zu gehen, so wird sie in einem Wagen fahren.

Ist sie in Versailles angekommen, so wird man verlangen, daß sie mit zwölf anderen Weibern in den Palast eingeführt werde; sie wird die hungerige Rednerin sein, sie wird beim König für die Sache der Hungerigen sprechen.

Man klatschte Maillard bei diesem Gedanken Beifall.

So hat also Maillard schon mit einem Worte alle feindseligen Dispositionen geändert.

ın wußte nicht, warum man nach Versailles
ıan wußte nicht, was man dort thun wollte.
n weiß man es, man geht nach Versailles,
ine Deputation von zwölf Weibern, Madeleine
ry an der Spitze, im Namen des Hungers
nig anflehe, er möge Mitleid mit seinem Volke

ıgefähr siebentausend Weiber sind versammelt.
ıte setzen sich in Marsch und folgen den Quais.
.ur werden, da sie zu den Tuilerien kommen,
tige Schreie hörbar.

Naillard steigt auf einen Weichstein, um sein gan-
eer zu überragen.

,Was wollt Ihr?" fragt er.

,Wir wollen durch die Tuilerien ziehen."

,Unmöglich," antwortet Maillard.

„Und warum unmöglich?" schreien siebentausend
ımen.

„Weil die Tuilerien das Haus des Königs und
Garten des Königs sind; weil ohne Erlaubniß des
igs durch dieselben ziehen den König beleidigen
t; es heißt mehr, es heißt sich in der Person des
ıigs an der Freiheit Aller vergreifen."

„Gut also!" sagten die Weiber, „bitten wir den
rtier um Erlaubniß."

Maillard tritt auf den Portier zu und fragt ihn
t seinem dreieckigen Hut in der Hand:

„Mein Freund, gestatten Sie, daß diese Damen
rch die Tuilerien ziehen? Man geht nur durch das
ewölbe, und die Pflanzen und Bäume des Gartens
llen nicht beschädigt werden."

Statt jeder Antwort zieht der Portier seinen langen
ıegen und geht auf Maillard los.

Maillard zieht den seinigen, der einen Fuß kürzer
ſt, und kreuzt die Klinge. Während dieser Zeit nähert
ich ein Weib dem Portier und streckt ihn mit einem

Besenstielstreich auf den Kopf zu den Füßen von Maillard nieder.

Zu gleicher Zeit schickt sich ein anderes Weib an, dem Portier das Bajonett in den Leib zu stoßen.

Maillard steckt seinen Degen wieder in die Scheibe, nimmt den des Portier unter einen Arm, die Flinte des Weibes unter den andern, hebt seinen Hut auf, der während des Streites auf den Boden gefallen ist, drückt ihn wieder auf seinen Kopf und setzt seinen Marsch durch die Tuilerien fort, wo, nach seinem Versprechen, kein Schaden angerichtet wird.

Lassen wir sie weiter ziehen durch den Cours-la-Reine und gegen Sèvres, wo sie sich in zwei Banden theilen, und sehen wir ein wenig, was in Paris vorging.

Diese sieben tausend Weiber hatten nicht beinahe die Wähler ersäuft, den Abbé Lefèvre und Maillard gehenkt und das Stadthaus in Brand gesteckt, ohne einen gewissen Lärmen zu machen.

Auf diesen Lärmen, der seinen Wiederhall in den entferntesten Quartieren von Paris gehabt hatte, war Lafayette herbei geeilt.

Er nahm eine Art von Revue auf dem Marsfelde vor. Seit acht Uhr des Morgens war er zu Pferde; er kam auf den Platz des Stadthauses, als die Mittagsstunde schlug.

Die Carricaturen jener Zeit stellten Lafayette als Centauren dar. Der Leib war der des bekannten, sprüchwörtlich gewordenen Schimmels. Der Kopf war der des Commandanten der Nationalgarde.

Seit dem Anfang der Revolution sprach Lafayette zu Pferde, aß Lafayette zu Pferde, commandirte Lafayette zu Pferde.

Es begegnete ihm sogar oft, daß er zu Pferde schlief.

Wenn es ihm zufällig begegnete, daß er in seinem Bette schlief, so schlief Lafayette auch gut.

Als Lafayette auf den Quai Pelletier kam, wurde
.rch einen Mann aufgehalten, der in starkem Ga-
auf einem vortrefflichen Renner wegritt.
Dieser Mann war Gilbert. Er ritt nach Ver-
es und wollte den König von dem, womit er be-
t war, benachrichtigen und sich zu seiner Verfü-
g stellen.

Mit zwei Worten erzählte er Lafayette Alles.

Dann eilte Jeder weiter:

Lafayette nach dem Stadthause;

Gilbert nach Versailles. Nur, da die Weiber auf
t rechten Ufer der Seine marschirten, folgte er dem
ken Ufer.

Von Weibern leer, hatte sich der Platz vor dem
adthause mit Männern gefüllt.

Diese Männer waren Nationalgarden, mit oder
ne Sold, ehemalige Gardes-françaises besonders,
elche, in die Reihen des Volkes übergegangen, ihre
rivilegien als Garden des Königs verloren hatten,
rivilegien, welche als Erbschaft den Gardes-du-corps
nd den Schweizern zugefallen waren.

Auf den Lärmen, den die Weiber gemacht, war
er Lärm der Sturmglocke und des Generalmarsches ge-
olgt.

Lafayette durchschnitt diese ganze Menge, stieg vor
den Stufen ab, und ohne sich um Beifallsrufe, ge-
mischt mit Drohungen, die seine Gegenwart erregte,
zu bekümmern, dictirte er einen Brief an den König
über den Aufstand, der am Morgen stattgefunden hatte.

Er war an der sechsten Zeile, als die Thüre des
Secretariats ungestüm geöffnet wurde.

Lafayette schlug die Augen auf. Eine Deputation
von Grenadieren verlangte vom General empfangen
zu werden.

Lafayette winkte der Deputation, sie könne ein-
treten.

Sie trat ein.

Der Grenadier, der das Wort zu führen beauftragt war, ging bis an den Tisch vor und sprach mit fester Stimme:

„Mein General, wir sind abgeordnet von zehn Compagnien Grenadiere; wir halten Sie nicht für einen Verräther, aber wir glauben, daß die Regierung uns verräth. Es ist Zeit, daß Alles ein Ende nehme; wir können unsere Bajonette nicht gegen die Weiber kehren, welche Brod von uns verlangen. Das Comité für Anschaffung von Lebensmitteln treibt Unterschleif oder ist unfähig; in dem einen und dem andern Fall muß es anders werden. Das Volk ist unglücklich, die Quelle des Uebels ist in Versailles. Man muß den König holen und nach Paris bringen; man muß das Regiment Flandern und die Gardes-du-corps vernichten, die es gewagt haben, die Cocarde der Nation mit Füßen zu treten. Ist der König zu schwach, um die Krone zu tragen, so lege er sie nieder. Wir werden seinen Sohn krönen, man wird einen Regentschaftsrath ernennen, und Alles wird auf's Beste gehen."

Lafayette schaut den Redner ganz verwundert an. Er hat Aufstände gesehen, er hat Ermordungen beweint, aber es ist das erste Mal, daß ihn der revolutionäre Hauch in Wirklichkeit in's Gesicht trifft.

Daß das Volk die Möglichkeit sieht, des Königs zu entbehren, setzt ihn mehr als in Erstaunen, es bringt ihn in Verwirrung.

„Ei!" ruft er, „habt Ihr denn im Sinne, gegen den König Krieg zu führen und ihn zu nöthigen, uns zu verlassen?"

„Mein General," antwortet der Redner, „wir lieben und wir achten den König, und es würde uns sehr leid thun, wenn er uns verließe, denn wir lieben ihn ungemein. Aber sollte er uns verlassen, so haben wir am Ende den Dauphin."

„Meine Herren, meine Herren," erwiedert Lafayette, „gebt wohl Acht auf das, was Ihr thut; Ihr

rührt die Krone an, und es ist meine Pflicht, dies nicht zu dulden."

„Mein General," entgegnet der Nationalgarde, indem er sich verbeugt, „wir würden für Sie unser Blut bis auf den letzten Tropfen hingeben. Aber das Volk ist unglücklich; die Quelle des Uebels ist in Versailles, wir müssen den König holen und nach Paris bringen, das Volk will es."

Lafayette sieht, daß er mit seiner Person bezahlen muß. Das ist eine Nothwendigkeit, vor der er nie zurückgewichen.

Er geht mitten auf den Platz des Stadthauses hinab und will das Volk haranguiren: aber das Geschrei: Nach Versailles! nach Versailles! bedeckt seine Stimme.

Plötzlich wird ein gewaltiger Lärm auf der Seite der Rue de la Vannerie hörbar. Es ist Bailly, der sich ebenfalls nach dem Stadthause begibt.

Bei dem Anblick von Bailly brechen die Schreie: Brod! Brod! Nach Versailles! nach Versailles! auf allen Seiten los.

Zu Fuß, in der Menge verloren, fühlt Lafayette, daß die Fluth immer mehr steigt und ihn zu verschlingen im Begriff ist.

Er durchschneidet die Menge, um zu seinem Pferde zu gelangen, mit einem Eifer ähnlich dem des Schiffbrüchigen, der die Wellen durchschneidet, um einen Felsen zu erreichen.

Er erreicht sein Pferd, schwingt sich auf den Sattel und treibt es in der Richtung der Freitreppe an; aber der Weg ist völlig versperrt zwischen ihm und dem Stadthause; Mauern von Menschen sind emporgewachsen.

„Beim Henker! mein General, Sie werden bei uns bleiben," rufen diese Menschen.

Zugleich schreien alle Stimmen: „Nach Versailles!" nach Versailles!"

Lafayette schwankt, zögert. Ja, ohne Zweifel kann

er, wenn er sich nach Versailles begibt, dem König sehr nützlich sein; doch wird er der Herr dieser ganzen Menge sein, die ihn nach Versailles fortziehen will? Wird er diese Wellen beherrschen, durch die er den Grund verloren hat, und gegen welche er selbst, wie er fühlt, für sein eigenes Heil kämpft?

Plötzlich steigt ein Mann die Stufen der Freitreppe herab, bringt mit einem Briefe in der Hand durch die Menge und arbeitet so gut mit den Händen und den Füßen, daß er bis zu Lafayette gelangt.

Dieser Mann ist der unermüdliche Billot.

„Nehmen Sie, General," spricht er, „das ist von den Drei-Hundert."

So nannte man die Wähler.

Lafayette erbricht das Siegel und sucht den Brief leise zu lesen; aber gleichzeitig rufen ihm zwanzigtausend Stimmen zu:

„Den Brief! den Brief!"

Lafayette ist also genöthigt, den Brief laut zu lesen. Er winkt, um Stillschweigen zu verlangen. In demselben Augenblick folgt, wie durch ein Wunder, die Stille auf den ungeheuren Tumult, und ohne daß man ein einziges Wort verliert, liest Lafayette folgenden Brief:

„In Betracht der Umstände und des vom Volke ausgesprochenen Wunsches, sowie auf die Vorstellung des Herrn Generalcommandanten, daß es unmöglich sei, dies zu verweigern, ermächtigt man den Herrn Generalcommandanten und befiehlt ihm sogar, sich nach Versailles zu begeben.

„Vier Commissäre der Gemeinde werden ihn begleiten."

Der arme Lafayette hatte den Herren Wählern, denen es nicht unangenehm war, einen Theil der Verantwortlichkeit für die Ereignisse, welche vorfallen würden, ihm zu überlassen, durchaus nichts vorgestellt. Aber das Volk glaubte, er habe wirklich vorgestellt,

das Volk, mit dessen Wünschen die Vorstellung des
:ralcommandanten im Einklang stand, das Volk
„Es lebe Lafayette!"
Da wiederholte Lafayette erbleichend:
„Nach Versailles!"
Fünfzehntausend Männer folgten ihm mit einem
husiasmus, der stiller, aber zugleich furchtbarer als
der Weiber, welche als Vorhut abgegangen waren.
Alle diese Menschen sollten sich in Versailles an
ander anschließen, um vom König die bei der Orgie
1. und 2. October von der Tafel der Gardes-du-
ps gefallenen Brodkrümchen zu verlangen.

L.

Ungnade.

Wie immer, war man in Versailles in völliger Unwissenheit über das, was in Paris vorging.

Nach der von uns geschilderten Scene, zu welcher sich die Königin am andern Tag Glück gewünscht, ruhte Marie Antoinette aus.

Sie hatte ein Heer, sie hatte Trabanten, sie hatte ihre Feinde gezählt, sie wünschte den Kampf zu beginnen.

Hatte sie nicht die Niederlage vom 14. Juli zu rächen? Hatte sie nicht die Fahrt des Königs nach Paris, eine Fahrt, von der er mit der dreifarbigen Cocarde am Hut zurückgekommen, bei ihrem Hofe und bei sich selbst vergessen zu machen?

Die arme Frau, sie erwartete durchaus nicht die Fahrt, welche sie selbst zu machen genöthigt sein sollte.

Seit ihrem Streite mit Charny hatte sie nicht mehr mit diesem gesprochen. Sie beflis sich scheinbar, Andrée mit jener alten, einen Augenblick in ihrem Herzen ver-

düsterien, in dem ihrer Nebenbuhlerin auf immer erloschenen Freundschaft zu behandeln.

Was Charny betrifft, so wandte sie sich nur an ihn und schaute nur nach seiner Seite, wenn sie genöthigt war, das Wort in Betreff seines Dienstes an ihn zu richten oder ihm einen Befehl zu geben.

Das war keine Familienungnade, denn gerade am Morgen des Tages, wo die Pariser Paris verlassen sollten, um nach Versailles zu kommen, sah man die Königin sehr freundlich mit dem jungen Georges von Charny plaudern, mit dem zweiten der drei Brüder, mit demjenigen, welcher, Olivier entgegengesetzt, der Königin bei der Nachricht von der Einnahme der Bastille, so kriegerische Rathschläge gegeben hatte.

Gegen neun Uhr Morgens schritt dieser junge Officier in der That durch die Gallerie, um dem Jägermeister zu melden, der König wolle jagen, als ihn Marie Antoinette, welche die Messe in der Kapelle gehört hatte, erblickte und zu sich rief.

„Wohin laufen Sie so, mein Herr?" fragte sie.

„Ich lief nicht mehr, so bald ich Eure Majestät erblickte," erwiederte Georges; „ich blieb im Gegentheil stehen und wartete in Demuth auf die Ehre, die sie mir dadurch erweist, daß sie mich anspricht."

„Das verhindert Sie nicht, mein Herr, mir zu antworten und mir zu sagen, wohin Sie gehen."

„Madame, ich bin von der Escorte. Seine Majestät jagt, und ich will die Befehle des Oberjägermeisters in Betreff der Sammelplätze einholen."

„Ah! der König jagt heute abermals," sprach die Königin, während sie nach den Wolken schaute, welche schwer und schwarz von Paris her rollten; „er hat Unrecht. Man sollte glauben, das Wetter drohe, nicht wahr, Andrée?"

„Ja, Madame," antwortete die junge Frau zerstreut.

„Sind Sie nicht dieser Ansicht, mein Herr?"

„Doch, Madame; aber der König will es."

„Der Wille des Königs geschehe in den Wäldern und auf den Straßen," antwortete die Königin mit der ihr natürlichen Heiterkeit, welche ihr weder die Betrübnisse des Herzens, noch die politischen Ereignisse, mit einander verbunden, zu rauben vermochten.

Dann wandte sie sich zu Andrée um und sagte, die Stimme dämpfend:

„Es ist das Wenigste, daß er dies hat."

Und sie fragte Georges laut:

„Mein Herr, können Sie mir sagen, wo der König jagt?"

„Im Walde von Meudon, Madame."

„Wohlan, so begleiten Sie ihn und wachen Sie über ihm."

In diesem Augenblick war der Graf von Charny zurückgekehrt. Er lächelte Andrée sanft zu, schüttelte den Kopf und sagte zur Königin:

„Das ist eine Empfehlung, Madame, der sich mein Bruder, nicht inmitten der Vergnügungen des Königs, sondern inmitten seiner Gefahren erinnern wird."

Beim Tone dieser Stimme, welche an ihr Ohr traf, ohne daß ihr Gesicht von der Gegenwart von Charny benachrichtigt worden war, bebte Marie Antoinette, wandte sich um und sagte mit einer verächtlichen Härte:

„Ich würde mich sehr gewundert haben, wäre dieses Wort nicht von dem Herrn Grafen Olivier von Charny gekommen."

„Warum dies, Madame?" fragte ehrerbietig der Graf.

„Weil es eine Unglücksprophezeiung ist, mein Herr."

Andrée erbleichte, als sie den Grafen erbleichen sah.

Er verbeugte sich, ohne zu antworten.

Dann, auf einen Blick seiner Frau, welche darüber, daß sie ihn so geduldig fand, zu erstaunen schien, sagte er:

„Ich bin wahrhaftig sehr unglücklich, daß ich nicht mehr weiß, wie man mit der Königin spricht, ohne sie zu beleidigen."

Dieses mehr wurde betont, wie auf dem Theater ein geschickter Schauspieler die wichtigen Sylben betont.

Die Königin hatte ein zu geübtes Ohr, um nicht im Fluge die Intention aufzufassen, welche Charny diesem Worte gegeben hatte.

„Mehr?" sagte sie lebhaft, „mehr, was bedeutet mehr?"

„Ich habe mich abermals schlecht ausgedrückt, wie es scheint," erwiederte Herr von Charny einfach.

Und er wechselte mit Andrée einen Blick, den diesmal die Königin auffing.

Sie erbleichte ebenfalls, preßte aus Zorn die Zähne zusammen und rief:

„Das Wort ist schlecht, wenn die Absicht schlecht ist."

„Das Ohr ist feindselig, wenn der Geist feindselig ist," erwiederte Charny.

Und nach dieser mehr gerechten, als ehrerbietigen Entgegnung schwieg er.

„Ich werde, um zu antworten, warten, bis Herr von Charny mehr Glück in seinen Angriffen hat," sagte die Königin.

„Und ich," erwiederte Charny, „werde, um anzugreifen, warten, bis die Königin glücklicher, als sie es seit einiger Zeit ist, in Dienern ist."

Andrée ergriff rasch die Hand ihres Mannes und schickte sich an, mit ihm wegzugehen.

Ein Blick der Königin hielt sie zurück. Diese hatte die Bewegung gesehen.

„Aber was hatte er mir denn zu sagen, Ihr Mann?" fragte die Königin.

„Er wollte Eurer Majestät sagen, vom König nach Paris abgeschickt, habe er Paris in einer sonderbaren Gährung gefunden."

„Abermals!" rief die Königin; „und aus welchem

s? Die Pariser haben die Bastille eingenommen
sind im Zuge, sie zu zerstören. Was wollen sie
:? Antworten Sie, Herr von Charny."

„Das ist wahr, Madame," erwiederte der Graf;
h da sie die Steine nicht essen können, so sagen sie,
haben Hunger."

„Sie haben Hunger! sie haben Hunger!" rief die
nigin. „Was sollen wir dabei thun?"

„Madame, es hat eine Zeit gegeben, wo die Köni=
die Erste war, welche Mitleid mit den Schmerzen
Volkes empfand und sie erleichterte. Es gab eine
it, wo sie bis zu den Mansarden der Armen empor=
g, und wo die Gebete der Armen zu Gott empor=
egen."

„Ja," erwiederte bitter die Königin, „und nicht
ahr, ich bin gut belohnt worden für dieses Mitleid
it dem Elend der Anderen. Eines von meinen größ=
n Mißgeschicken ist davon hergekommen, daß ich in
ine solche Mansarde hinaufgestiegen bin."

„Weil Eure Majestät sich einmal getäuscht hat,
weil sie ihre Gnade und ihre Gunstbezeigungen auf
eine elende Creatur ausgedehnt hat, darf sie die ganze
Menschheit nach dem Niveau einer Schändlichen messen?
Ah! Madame, wie geliebt waren Sie zu jener Zeit!"

Die Königin schleuderte Charny einen Flammen=
blick zu.

„Sagen Sie kurz, was gestern in Paris vorfiel!"
rief sie. „Sagen Sie mir nur Dinge, die Sie gesehen
haben, mein Herr; ich will der Wahrheit Ihrer Worte
sicher sein."

„Was ich gesehen habe, Madame! Ich habe einen
Theil der Bevölkerung, auf den Quais vergeblich die
Ankunft von Mehl erwartend, zusammengeschaart ge=
sehen. Ich habe den andern Theil in Reihen vor den
Thüren der Bäcker, vergeblich Brod erwartend, stehen
sehen. Was ich gesehen habe! ein ausgehungertes Volk;
Männer traurig ihre Weiber, Weiber traurig ihre

Kinder anschauend. Was ich gesehen habe! geballte, drohende Fäuste gegen Versailles ausgestreckt. Ah! Madame, Madame, die Gefahren, von denen ich sprach, die Gelegenheit, für Eure Majestät zu sterben, ein Glück, das mein Bruder und ich zuerst in Anspruch nehmen, ich fürchte, diese Gelegenheit wird uns bald geboten sein."

Die Königin wandte Charny mit einer Bewegung der Ungeduld den Rücken zu und lehnte ihre brennende, obgleich bleiche Stirne an die Scheibe eines Fensters an, das nach dem Marmorhofe ging.

Kaum hatte sie diese Bewegung gemacht, als man sie beben sah.

„Andrée," sagte sie, „sehen Sie doch, wer der Reiter ist, der zu uns kommt; er scheint der Ueberbringer sehr dringender Nachrichten zu sein."

Andrée näherte sich dem Fenster; doch beinahe in demselben Augenblick trat sie erbleichend einen Schritt zurück.

„Ah! Madame," sagte sie mit einem Tone des Vorwurfs.

Charny trat rasch an's Fenster, er hatte nichts von dem, was vorgegangen, verloren.

„Dieser Reiter," sagte er, indem er nach einander die Königin und Andrée anschaute, „dieser Reiter ist der Doctor Gilbert."

„Ah! es ist wahr," sprach die Königin, auf eine Art, daß es selbst Andrée unmöglich war, zu beurtheilen, ob Marie Antoinette sie in einem von jenen Anfällen weiblicher Rache, denen sich die arme Frau überließ, an's Fenster gerufen hatte, oder ob ihre durch die Nachtwachen und die Thränen geschwächten Augen auf eine gewisse Entfernung selbst diejenigen nicht mehr erkannten, welche zu erkennen sie ein Interesse hatte.

Ein eisiges Stillschweigen breitete sich sogleich über den drei Hauptpersonen dieser Scene aus, deren Blicke allein zu fragen oder zu antworten fortfuhren.

s war wirklich Gilbert, der mit den unglücklichen
.chten ankam, welche Charny vorhergesehen hatte.
ber, obgleich er rasch vom Pferde gesprungen,
ch er hastig die Treppe heraufgestiegen war, ob-
die drei besorgten Köpfe der Königin, von Andrée
on Charny sich der mit dieser Treppe in Verbin-
stehenden Thüre zuwandten, durch welche der
r hätte eintreten müssen, öffnete sich diese Thüre
nicht.

Es fand nun von Seiten der drei Personen ein
liches Warten von einigen Minuten statt.

Plötzlich wurde die entgegengesetzte Thüre geöffnet,
Officier trat ein und meldete:

„Madame, der Doctor Gilbert, der so eben ange-
men ist, um den König in sehr wichtigen, dringenden
elegenheiten zu sprechen, bittet um die Ehre, von
er Majestät empfangen zu werden, da der König
einer Stunde nach Meudon abgegangen ist."

„Er trete ein!" rief die Königin, auf die Thüre
en bis zur Härte festen Blick heftend, während Andrée,
müßte sie einen natürlichen Beistand in ihrem
anne finden, rückwärts ging und sich auf den Arm
s Grafen stützte.

Gilbert erschien auf der Thürschwelle.

LI.

Der Abend des 5. October.

Gilbert warf einen Blick auf die verschiedenen Per-
sonen, die wir in Scene gebracht haben, ging ehrer-
bietig auf Marie Antoinette zu und sprach:

„Die Königin wird mir, in Abwesenheit ihres er-
habenen Gemahls, erlauben, ihr die Nachrichten mitzu-
theilen, welche ich bringe."

„Sprechen Sie, mein Herr," erwiederte Marie

war, im Nebel bis zu den letzten Häusern von Versailles sich entrollen sah.

Bald wurde der Himmel drohend für den Blick, wie er es für das Ohr war; ein weißer, scharfer Regen fing an den Nebel zu durchstreifen.

Und dennoch, trotz dieser Drohungen, füllte sich Versailles mit Menschen.

Die Emissäre folgten sich im Schlosse. Jeder Emissär verkündigte eine zahlreiche, von Paris kommende Colonne, und Jeder fühlte es, sich der Freuden und leichten Siege an den vorhergehenden Tagen erinnernd, der Eine wie einen Gewissensbiß, der Andere wie einen Schrecken in seinem Innern.

Unruhig und sich einander anschauend, nahmen die Soldaten langsam ihre Waffen. Trunkenen ähnlich, welche den Wein abzuschütteln suchen, athmeten die Officiere, demoralisirt durch die sichtbare Unruhe der Soldaten und das Gemurre der Menge, mühsam die ganz mit Unglück beladene Atmosphäre, die man ihnen zutheilte.

Die Gardes-du-corps, ungefähr dreihundert Mann, stiegen kalt und mit jenem Zögern zu Pferde, das den Mann des Schwertes erfaßt, wenn er begreift, er werde es mit Feinden zu thun haben, deren Angriff unbekannt ist.

Was gegen Weiber thun, welche drohend und mit Waffen abgegangen sind, aber entwaffnet und ohne mehr den Arm aufheben zu können, ankommen, so müde sind sie, so sehr haben sie Hunger!

Auf's Gerathewohl stellen sie sich aber auf, ziehen ihre Säbel und warten.

Endlich erscheinen die Weiber; sie kommen auf zwei Straßen; auf der Hälfte des Weges hatten sie sich getrennt; die Einen waren durch Saint-Cloud, die Anderen durch Sèvres gezogen.

Ehe man sich getrennt, hatte man acht Brode ausgetheilt: das war Alles, was man in Sèvres gefunden.

Zwei und dreißig Pfund Brod für siebentausend Personen.

Als sie nach Versailles kamen, konnten sie sich kaum fortschleppen; mehr als drei Viertel hatten ihre Waffen auf der Straße umhergestreut. Maillard hatte das letzte Viertel bewogen, die seinigen in den ersten Häusern der Stadt zu lassen.

Als sie in die Stadt eintraten, sagte er:

„Auf, damit man nicht bezweifelt, daß wir Freunde des Königthums sind, laßt uns singen: Vive Henri IV!“

Und mit einer sterbenden Stimme, welche kaum die Kraft hatte, Brod zu verlangen, sangen sie das königliche Lied.

Die Verwunderung war auch groß im Palaste, als man, statt der Schreie und Drohungen, Lieder hörte, als man besonders die schwankenden Sängerinnen — der Hunger gleicht der Trunkenheit — ihre abgezehrten, bleichen, beschmutzten, von Wasser und Schweiß triefenden Gesichter an die vergoldeten Gitter anlehnen sah, — Tausende von erschrecklichen Gestalten über einander gestellt, dem erstaunten Auge die Anzahl der Gesichter durch die Zahl der Hände verdoppelnd, die sich krampfhaft an den Gitterstangen anhalten und bewegen.

Dann brach von Zeit zu Zeit aus dem Schooße dieser Gruppen trauriges Geheul hervor; aus der Mitte dieser mit dem Tode ringenden Gesichter sprangen Blitze.

Von Zeit zu Zeit lassen auch alle diese Hände das Gitter los, an dem sie sich fest halten, und strecken sich durch die Zwischenräume nach dem Schlosse aus.

Die einen offen und zitternd, diese bitten.

Die anderen geballt und straff, diese drohen.

Oh! das Gemälde war ein düsteres.

Der Regen und der Koth, dies auf Seiten des Himmels und der Erde.

Der Hunger und die Drohung, dies auf Seiten der Belagernden.

Das Mitleid und der Zweifel, dies auf Seiten der Vertheidiger.

In Erwartung von Ludwig XVI. läßt die Königin, voll Fieber und Entschlossenheit, die Vertheidigung anordnen; allmälig haben sich die Höflinge, die Officiere, die hohen Staatsbeamten um sie gruppirt.

Unter ihnen erblickte sie Herrn von Saint-Priest, Minister von Paris.

„Sehen Sie, was die Leute wollen, mein Herr," sagte sie zu ihm.

Herr von Saint-Priest geht hinab, durchschreitet den Hof, tritt an's Gitter und fragt die Weiber:

„Was wollt Ihr?"

„Brod! Brod! Brod!" antworteten gleichzeitig tausend Stimmen.

„Brod! entgegnete Herr von Saint-Priest heftig, „als Ihr nur einen Herrn hattet, fehlte es Euch nicht an Brod. Jetzt, da Ihr zwölfhundert habt, seht, wie weit Ihr gekommen seid."

Und er zieht sich unter dem Geschrei der Ausgehungerten zurück und befiehlt, das Gitter geschlossen zu halten.

Doch eine Deputation kommt herbei, und vor dieser wird man wohl das Gitter öffnen müssen.

Maillard ist in der Nationalversammlung im Namen der Weiber erschienen; er hat es dahin gebracht, daß der Präsident mit einer Deputation von zwölf Weibern dem König Vorstellungen machen wird.

In dem Augenblick, wo die Deputation, Mounier an der Spitze, aus der Versammlung weggeht, kommt der König im Galopp beim Schloß an.

Charny hatte ihn im Walde von Meudon getroffen.

„Ah! Sie sind es, mein Herr?" fragte ihn der König. „Wollen Sie zu mir?"

„Ja, Sire."

„Was geht denn vor? Sie sind sehr rasch geritten."

„Sire, zehntausend Weiber sind zu dieser Stunde in Versailles, sie kommen von Paris und verlangen Brod."

Der König zuckte die Achseln, doch mehr mit einem Gefühle des Mitleids, als der Verachtung.

„Ach!" sagte er, „wenn ich Brod hätte, so würde ich nicht warten, bis sie nach Versailles kämen und von mir verlangten."

Doch ohne eine andere Bemerkung zu machen, warf er nur einen schmerzlichen Blick nach der Stelle, wo sich die Jagd entfernte, die er zu unterbrechen genöthigt war, und sprach:

„Kehren wir nach Versailles zurück, mein Herr."

Was er auch sogleich that.

Er war, wie wir erwähnt haben, eben angekommen, als gewaltige Schreie auf dem Paradeplatz erschollen.

„Was ist das?" fragte der König.

„Sire," rief Gilbert, bleich wie der Tod eintretend, „es sind Ihre Garden, welche unter der Anführung von Herrn Georges von Charny den Präsidenten der Nationalversammlung und die Deputation, die er zu Ihnen geleitet, angreifen."

„Unmöglich!" sagt der König.

„Hören Sie die Schreie derjenigen, welche man ermordet. Sehen Sie, sehen Sie, Alles flieht."

„Lassen Sie die Thore öffnen!" ruft der König. „Ich werde die Deputation empfangen."

„Aber, Sire!" entgegnete die Königin.

„Lassen Sie öffnen," wiederholte Ludwig XVI. „Ich werde die Deputation empfangen. Die Paläste der Könige sind Freistätten."

„Ach!" versetzte Maria Antoinette, „ausgenommen vielleicht für die Könige."

LII.

Die Nacht vom 5. auf den 6. October.

Charny und Gilbert stiegen die Stufen hinab.

„Im Namen des Königs!“ ruft der Eine.

„Im Namen der Königin!“ ruft der Andere.

Und Beide fügen bei:

„Oeffnet die Thore!“

Doch dieser Befehl ist nicht sobald vollzogen, als man den Präsidenten der Nationalversammlung im Hofe niedergeworfen und mit Füßen getreten hat.

An seiner Seite sind zwei Weiber von der Deputation verwundet worden.

Gilbert und Charny eilen hinzu; diese zwei Männer, der Eine oben von der Gesellschaft, der Andere unten von derselben ausgegangen, sind in einer und derselben Mitte zusammengetroffen.

Der Eine will die Königin aus Liebe für die Königin retten, der Andere will den König aus Liebe für das Königthum retten.

Sobald man die Gitter geöffnet hatte, sind die Weiber in den Hof gestürzt; sie haben sich in die Reihen der Garden, in die der Soldaten des Regiments Flandern geworfen; sie drohen, sie bitten, sie schmeicheln. Wie soll man Weibern widerstehen, welche Männer im Namen ihrer Mütter und ihrer Schwestern anflehen?

„Platz, meine Herren, Platz der Deputation!“ ruft Gilbert.

Und alle Reihen öffnen sich, um Mounier und die unglücklichen Weiber, die er dem König vorstellen will, durchzulassen.

Von Charny, der vorausgelaufen ist, benachrichtigt, erwartet der König die Deputation in dem Zimmer zunächst der Kapelle.

Mounier wird im Namen der Nationalversammlung sprechen.

Louison Chambry, die junge Blumenhändlerin, die den Rappell geschlagen hat, wird im Namen der Weiber sprechen.

Mounier sagt ein paar Worte zum König und stellt ihm die junge Blumenhändlerin vor.

Diese macht einen Schritt vorwärts, will sprechen, kann aber nur die Worte stammeln:

„Sire, Brod!"

Und sie fällt ohnmächtig nieder.

„Zu Hülfe!" ruft der König, „zu Hülfe!"

Andrée eilt hinzu und reicht dem König ihren Flacon.

„Oh! Madame," spricht Charny mit dem Tone des Vorwurfs zur Königin.

Die Königin erbleicht und zieht sich in ihre Gemächer zurück.

„Lassen Sie die Equipagen bereit halten," sagt sie, „der König und ich gehen nach Rambouillet ab."

Während dieser Zeit kam die arme junge Person wieder zu sich; als sie sich in den Armen des Königs sah, der sie an Salzen riechen ließ, stieß sie einen Schrei der Scham aus und wollte ihm die Hand küssen.

Doch der König hielt sie zurück.

„Mein schönes Kind," sagte er, lassen Sie mich Sie küssen, Sie sind es wohl werth."

„Oh! Sire, Sire, da Sie so gut sind, so geben Sie den Befehl." erwiederte das Mädchen.

„Welchen Befehl?" fragte der König.

„Den Befehl, Korn kommen zu lassen, damit die Hungersnoth aufhört."

„Mein Kind," sprach der König, „ich will wohl den Befehl, den Sie verlangen, unterzeichnen, aber wahrhaftig, ich befürchte, daß er Sie nicht viel nützt."

Der König setzte sich an einen Tisch und fing an zu schreiben, als man plötzlich einen vereinzelten Flinten-

schuß und darauf ein ziemlich lebhaftes Kleingewehrfeuer hörte.

„Oh! mein Gott! mein Gott!“ ruft der König, „was gibt es denn wieder? Sehen Sie nach, Herr Gilbert.“

Ein zweiter Angriff hat auf eine andere Gruppe von Weibern stattgefunden, und dieser Angriff hat den Flintenschuß und das Kleingewehrfeuer herbeigeführt.

Der vereinzelte Flintenschuß ist von einem Manne aus dem Volk abgefeuert worden und hat den Arm Herrn von Savonnières, Lieutenant der Garden, in dem Augenblick zerschmettert, wo dieser Arm aufgehoben war, um auf einen Soldaten einzuhauen, der sich gegen eine Barake geflüchtet hatte und mit seinen beiden ausgestreckten, unbewaffneten Armen ein Weib, das hinter ihm auf den Knieen lag, zu beschirmen suchte.

Auf diesen Flintenschuß haben von Seiten der Garden fünf bis sechs Carabinerschüsse geantwortet.

Zwei Kugeln haben getroffen: eine Frau ist todt niedergefallen.

Man trägt eine andere schwer verwundet weg.

Das Volk erwiedert das Feuer, und zwei Gardes-du-corps fallen von ihren Pferden.

In demselben Augenblick hört man: „Platz! Platz!“ rufen. Es sind Männer vom Faubourg Saint-Antoine; sie kommen drei Kanonen mit sich schleppend an und pflanzen ihr Geschütz dem Gitter gegenüber auf.

Zum Glück strömt der Regen, die Lunte wird vergebens an's Zündloch gehalten, das durchnäßte Pulver will nicht fangen.

In diesem Augenblick flüstert eine Stimme Gilbert die Worte in's Ohr:

„Herr von Lafayette kommt und ist nur noch eine halbe Meile von hier entfernt.“

Gilbert sucht vergebens, wer ihm diese Nachricht gegeben hat; doch, woher sie auch kommen mag, die Nachricht ist gut.

Er schaut umher und sieht ein Pferd ohne Herrn; dieses Pferd ist das von einem der zwei Garden, welche getödtet worden sind.

Er springt darauf und reitet im Galopp in der Richtung von Paris weg.

Das zweite Pferd ohne Reiter will ihm folgen; doch kaum hat es zwanzig Schritte auf dem Platze gemacht, da wird es am Zaum zurückgehalten. Gilbert glaubt, man erraihe seine Absicht und wolle ihn verfolgen. Er wirft einen Blick hinter sich, während er sich entfernt.

Man denkt nicht hieran, man hat Hunger; man will essen, und man tödtet das Pferd mit Messerstichen.

Das Pferd fällt und ist in einem Augenblick in zwanzig Stücke zerschnitten.

Während dieser Zeit hat man, wie Gilbert, dem König gesagt: Herr von Lafayette kommt.

Er hatte Mounier die Annahme der Menschenrechte unterzeichnet.

Er hatte Louison Chambry den Befehl, Korn kommen zu lassen, unterzeichnet.

Mit diesem Decret und diesem Befehle versehen, der, wie man dachte, alle Geister beruhigen mußte, schlugen Maillard, Louison Chambry und ein Tausend Weiber wieder den Weg nach Paris ein.

Bei den ersten Häusern der Stadt begegneten sie Lafayette, welcher, die Nationalgarde führend, im Geschwindschritt herbeikam.

„Es lebe der König!" rufen Maillard und die Weiber, indem sie ihre Decrete über ihre Köpfe emporheben.

„Was sagten Sie denn von Gefahren, die Seine Majestät laufe?" fragte Lafayette erstaunt.

„Kommen Sie, kommen Sie, General," ruft Gilbert, der ihn fortwährend antreibt. „Sie werden es selbst beurtheilen."

Lafayette beeilte sich.

Die Nationalgarde zieht unter Trommelschlag zu Versailles ein.

Beim ersten Rasseln der Trommeln, das man im Schlosse vernimmt, fühlt der König, daß man ehrerbietig seinen Arm berührt.

Er dreht sich um: es ist Andrée.

„Ah! Sie sind es, Frau von Charny!“ sagt er. „Was macht die Königin?“

„Sire, die Königin läßt sie inständig bitten, wegzufahren und die Pariser nicht zu erwarten. An der Spitze Ihrer Garden und der Soldaten vom Regiment Flandern werden Sie überall durchkommen.“

„Ist das Ihre Ansicht, Herr von Charny?“

„Ja, Sire, wenn Sie zugleich über die Grenze gelangen werden, wenn nicht . . .“

„Wenn nicht?“

„So ist es besser, hier zu bleiben.“

Der König schüttelte den Kopf.

Er bleibt, nicht weil er den Muth hat, zu bleiben, sondern weil er nicht die Kraft hat, zu gehen.

Ganz leise murmelt er:

„Ein flüchtiger König! ein flüchtiger König!“

Dann wendet er sich an Andrée:

„Sagen Sie der Königin, sie möge allein wegfahren.“

Andrée entfernte sich, um den Auftrag zu besorgen.

Fünf Minuten nachher trat die Königin ein und stellte sich neben den König.

„Was wollen Sie hier, Madame?“ fragte Ludwig XVI.

„Mit Ihnen sterben, mein Herr!“ antwortete die Königin.

„Ah!“ murmelte Charny, „hier ist sie wirklich schön.“

Die Königin bebte, sie hatte gehört.

„Ich glaube in der That, ich würde besser daran thun, zu sterben, als zu leben!“ sagte sie.

In diesem Augenblick wurde der Marsch der Nationalgarde unter den Fenstern des Palastes selbst geschlagen.

Gilbert trat hastig ein.

„Sire," sagte er zum König, „Eure Majestät hat nichts mehr zu befürchten: Herr von Lafayette ist da."

Der König liebte Herrn von Lafayette nicht, aber er begnügte sich damit, daß er ihn nicht liebte.

Bei der Königin war es anders, sie haßte ihn aufrichtig und verbarg ihren Haß nicht.

So geschah es, daß Gilbert auf diese Nachricht, die er für eine der glücklichsten hielt, welche er verkündigen konnte, keine Antwort erhielt.

Aber Gilbert war nicht der Mann, der sich durch das königliche Stillschweigen einschüchtern ließ.

„Hat Eure Majestät gehört?" sprach er mit festem Tone zum König. „Herr von Lafayette ist unten und stellt sich zu den Befehlen Eurer Majestät."

Die Königin blieb fortwährend stumm.

Der König machte eine Anstrengung gegen sich selbst.

„Man sage ihm, daß ich ihm danke, und lade ihn in meinem Namen ein, heraufzukommen."

Ein Officier verbeugte sich und ging ab.

Die Königin machte drei Schritte rückwärts.

Doch mit einer beinahe gebieterischen Geberde hielt sie der König zurück.

Die Höflinge bildeten zwei Gruppen.

Charny und Gilbert blieben beim König.

Alle Andere wichen wie die Königin zurück und stellten sich hinter sie.

Man hörte den Tritt eines einzigen Menschen, und Herr von Lafayette erschien im Thürrahmen.

Unter dem Stillschweigen, das bei seinem Anblick eintrat, sprach eine Stimme, welche der Gruppe der Königin angehörte, die drei Worte:

„Da ist Cromwell."

Lafayette lächelte.

„Cromwell wäre nicht allein zu Karl I. gekommen," sagte er.

Ludwig XVI. wandte sich gegen die furchtbaren Freunde um, welche ihm einen Feind aus dem Manne machten, der ihm zu Hülfe eilte.

Dann sagte er zu Herrn von Charny:

„Graf, ich bleibe. Sobald Herr von Lafayette hier ist, habe ich nichts mehr zu befürchten. Heißen Sie die Truppen sich gegen Rambouillet zurückziehen. Die Nationalgarde wird die äußeren Gräben, die Gardes-du-corps werden die des Schlosses besetzen."

Hienach wandte er sich an Lafayette und sprach:

„Kommen Sie, General, ich habe mit Ihnen zu reden."

Und als Gilbert einen Schritt machte, um sich zu entfernen, fügte er bei:

„Doctor, Sie sind nicht zu viel, kommen Sie."

Und Gilbert und Lafayette den Weg andeutend, trat er in ein Cabinet ein, wohin ihm Beide folgten.

Die Königin schaute ihnen nach, und als die Thüre wieder geschlossen war, sagte sie:

„Ach! heute mußte man fliehen; heute war es noch Zeit. Morgen wird es vielleicht zu spät sein!"

Und sie ging ebenfalls weg, um in ihre Gemächer zurückzukehren.

Mittlerweile schlug ein gewaltiger Schein, dem eines Brandes ähnlich, an die Scheiben des Palastes.

Das kam von einem ungeheuren Herd, wo man die Stücke des todten Pferdes braten ließ.

LIII.

Die Nacht vom 5. auf den 6. October.

Die Nacht war ziemlich ruhig; die Nationalversammlung blieb bis um drei Uhr Morgens in Sitzung.

Um drei Uhr Morgens, ehe die Mitglieder sich trennten, schickten sie zwei von ihren Huissiers ab, welche Versailles durchliefen, die Zugänge des Schlosses besichtigten und die Runde im Parke machten.

Alles war ruhig oder schien ruhig zu sein.

Die Königin hatte um Mitternacht durch das Gitter von Trianon hinaus gehen wollen, aber die Nationalgarde hatte sich geweigert, sie passiren zu lassen.

Sie hatte Befürchtungen geäußert, und man hatte ihr erwiedert, sie sei in Versailles mehr in Sicherheit, als überall anderwärts.

Dem zu Folge hatte sie sich in ihre kleinen Gemächer zurückgezogen, und sie hatte sich in der That beruhigt gefühlt, da sie dieselben durch ihre treuesten Garden beschützt sah.

Vor ihrer Thüre hatte sie Georges von Charny gefunden. Er war bewaffnet und stützte sich auf die kurze Flinte, welche die Garden wie die Dragoner trugen. Das war wider die Gewohnheit: im Innern standen die Garden nur mit ihren Säbeln Schildwache.

Da näherte sie sich ihm und sagte:

„Ah! Sie sind es, Baron?"

„Ja, Madame."

„Immer treu?"

„Bin ich nicht auf meinem Posten?"

„Wer hat Sie dahin gestellt?"

„Mein Bruder, Madame."

„Und wo ist Ihr Bruder?"

„Beim König."

„Warum beim König?"

„Weil er das Haupt der Familie ist, wie er gesagt hat, und weil er in dieser Eigenschaft das Recht hat, für den König zu sterben, der das Haupt des Staats ist."

„Ja," sagte Marie Antoinette mit einer gewissen Bitterkeit, „während Sie nur das Recht haben, für die Königin zu sterben."

„Es wird eine große Ehre für mich sein, Madame, wenn Gott mir erlaubt, daß ich je diese Pflicht erfülle," erwiederte der junge Mann, indem er sich verbeugte.

Die Königin machte einen Schritt, um sich zurückzuziehen, aber ein Verdacht erfaßte sie in ihrem Herzen.

Sie blieb stehen, wandte den Kopf halb um und fragte:

„Und . . . die Gräfin, wie ist es ihr ergangen?"

„Die Gräfin, Madame, ist vor zehn Minuten zurückgekommen und hat sich ein Bett im Vorzimmer Eurer Majestät aufschlagen lassen."

Die Königin biß sich auf die Lippen.

Man konnte diese Familie Charny anrühren, in welchem Punkte man wollte, man fand sie nie außerhalb ihrer Pflicht.

„Ich danke, mein Herr," sprach die Königin mit einem reizenden Zeichen zugleich der Hand und des Kopfs, „ich danke Ihnen, daß Sie so gut über der Königin wachen. Sie werden in meinem Auftrage Ihrem Bruder danken, daß er so gut über dem König wacht."

Nach diesen Worten ging sie hinein. Im Vorzimmer fand sie Andrée, sie war noch nicht zu Bette gegangen, sondern stand ehrerbietig da und wartete.

Marie Antoinette konnte nicht umhin, ihr die Hand zu reichen.

„Ich habe so eben Ihrem Schwager Georges ge-

dankt, Gräfin," sagte sie. „Ich habe ihn beauftragt, Ihrem Manne zu danken, und ich danke Ihnen ebenfalls."

Andrée verneigte sich und trat auf die Seite, um die Königin vorübergehen zu lassen, welche in ihr Schlafzimmer zurückkehrte.

Die Königin hieß sie nicht folgen; diese Ergebenheit, aus der sich, wie man fühlte, die Zuneigung zurückgezogen hatte, und die sich dennoch, so eisig sie war, bis zum Tode bot, bereitete ihr ein Mißbehagen.

Um drei Uhr Morgens war Alles ruhig.

Gilbert war aus dem Schlosse mit Herrn von Lafayette weggegangen, der zwölf Stunden zu Pferde gesessen hatte und vor Müdigkeit beinahe umfiel; vor der Thüre hatte er Billot begegnet, welcher mit der Nationalgarde gekommen war; er hatte Gilbert wegreiten sehen; er dachte, Gilbert könnte seiner dort bedürfen, und war ihm nachgefolgt, wie ein Hund seinem Herrn nachfolgt, der ohne ihn abgegangen ist.

Um drei Uhr war, wie gesagt, Alles still.

Durch den Bericht ihrer Huissiers beruhigt, hatte sich die Nationalversammlung selbst zurückgezogen.

Man hoffte, diese Ruhe würde nicht gestört werden.

Man rechnete schlecht.

Beinahe bei allen Volksbewegungen, welche die großen Revolutionen vorbereiten, ist eine Zeit des Stillstands, wobei man glaubt, Alles sei beendigt, und man könne ruhig schlafen.

Man täuscht sich.

Hinter den Menschen, welche die ersten Bewegungen machen, sind diejenigen, welche warten, bis die erste Bewegung gemacht ist, und bis, ermüdet oder befriedigt, diejenigen, welche diese erste Bewegung vollbracht haben, in dem einen oder in dem andern Falle nicht mehr weiter gehen wollen und ausruhen.

Diese unbekannten Menschen, geheimnißvolle Agenten unseliger Leidenschaften, schleichen dann in der Finster-

niß, nehmen die Bewegung wieder auf, wo sie verlassen worden ist, und erschrecken, indem sie dieselbe bis zu ihrer äußersten Grenze treiben, bei ihrem Erwachen diejenigen, welche ihnen die Bahn eröffnet und sich auf halbem Wege niedergelegt hatten, im Glauben, der ganze Weg sei durchlaufen und das Ziel erreicht.

Es fand ein ganz anderer Impuls während dieser furchtbaren Nacht statt, ein Impuls gegeben von zwei Schaaren, von denen die eine am Abend, die andere in der Nacht in Versailles angekommen war.

Die erste kam, weil sie Hunger hatte, und sie verlangte Brod.

Die andere kam aus Haß, und sie forderte Rache.

Wir wissen, wer die erste Schaar anführte, Maillard und Lafayette.

Wer führte nun die Zweite an? Die Geschichte nennt Niemand. Doch in Ermangelung der Geschichte nennt die Sage:

Marrat!

Wir kennen ihn, wir haben ihn beim Hochzeitfeste von Marie Antoinette Beine auf der Place Louis XV. abschneiden sehen. Wir haben ihn auf dem Platze vor dem Stadthause die Bürger nach dem Platze der Bastille antreiben sehen.

Wir sehen ihn endlich in der Nacht umherschleichen, wie die Wölfe, welche um die Schafpferche kriechen und warten, bis der Schäfer eingeschlafen ist, um ihr blutiges Werk zu wagen.

Verrière!

Diesen nennen wir zum ersten Mal. Es war ein ungestalter Zwerg, ein häßlicher Buckeliger, auf unmäßigen Beinen. Bei jedem Sturme, der den Grund der Gesellschaft trübte, sah man den blutigen Gnom mit dem Schaume aufsteigen und sich auf der Oberfläche bewegen; zwei oder dreimal sah man ihn in erschrecklichen Epochen in Paris erscheinen, auf einem schwarzen Rosse hockend, ähnlich einer Gestalt der

Apokalypse oder einem von jenen unmöglichen Teufeln, geboren unter dem Bleistift von Callot, um den heiligen Antonius zu versuchen.

Eines Tages in einem Club griff er, auf einem Tische stehend, Danton an, bedrohte er diesen. Das war zur Zeit, wo die Popularität des Mannes vom 2. September zu wanken anfing. Unter dieser giftigen Anklage fühlte sich Danton verloren, verloren wie der Löwe, der zwei Daumen breit von seinen Lippen den häßlichen Kopf der Schlange erblickt. Er schaute umher und suchte eine Waffe oder eine Stütze. Er erblickte zum Glück einen anderen Buckeligen, packte ihn unter seinen Schultern, hob ihn auf und stellte ihn auf den Tisch seinen Genossen gegenüber.

„Mein Freund," sagte er, „antworten Sie diesem Herrn, ich trete Ihnen das Wort ab."

Man brach in ein Gelächter aus, und Danton war gerettet.

Wenigstens für diesmal.

Es waren also, die Tradition behauptet es, Marat, Verrière, und dann noch:

Der Herzog von Aiguillon.

Der Herzog von Aiguillon, das heißt einer von den Musterfeinden der Königin.

Der Herzog von Aiguillon als Weib verkleidet.

Wer sagt das? Alle Welt.

Der Abbé Delille und der Abbé Maury, zwei Abbés, die sich so wenig gleichen.

Dem Ersten schreibt man den bekannten Vers zu:

En homme, c'est un lâche; en femme, un assassin. *)

Beim Abbé Maury ist es etwas Anderes.

Vierzehn Tage nach den Ereignissen, die wir erzählen, begegnete ihm der Herzog von Aiguillon auf der Terrasse der Feuillans und wollte ihn anreden.

---

*) Als Mann ist er ein Feiger, als Weib ein Mörder.

„Geh' Deines Weges, Schmutziger," spricht der Abbé Maury.

Und er entfernte sich majestätisch vom Herzog.

Diese drei Männer kamen also, wie man sagt, gegen vier Uhr Morgens in Versailles an.

Sie führten die zweite Schaar, von der wir gesprochen haben.

Sie bestand aus den Menschen, die nach denjenigen kommen, welche kämpfen, um zu siegen.

Sie kommen, um zu rauben und zu morden.

Bei der Bastille hatte man wohl ein wenig gemordet, aber man hatte gar nicht geraubt.

Versailles bot eine schöne Entschädigung, die man sich nehmen konnte.

Gegen halb fünf Uhr Morgens bebte das Schloß mitten in seinem Schlafe.

Ein Flintenschuß war vom Marmorhofe aus abgefeuert worden.

Fünf bis sechshundert Menschen waren plötzlich beim Gitter erschienen, und sich anreizend, antreibend, hatten sie mit einer gemeinschaftlichen Anstrengung, die Einen dieses Gitter erstiegen, die Anderen dasselbe gesprengt.

Dann hatte der Flintenschuß der Schildwache Lärm gemacht.

Einer von den Angreifenden war todt niedergestürzt. Sein blutiger Leichnam streckte sich auf dem Pflaster aus.

Dieser Schuß hat die Gruppe der Räuber zerspalten, von denen es die Einen auf das Silberzeug des Schlosses, die Anderen, wer weiß! auf die Krone des Königs abgesehen haben.

Wie durch einen ungeheuren Axtstreich getrennt, theilt sich die Woge in zwei Gruppen.

Die eine von den Gruppen zieht nach den Gemächern der Königin, die andere geht zur Kapelle, das heißt zur Wohnung des Königs hinauf.

Folgen wir zuerst derjenigen, welche zur Wohnung des Königs hinaufgeht.

Habt Ihr das Gewässer bei großen Fluthen steigen sehen? Nun! die Volksfluth ist diesem ähnlich, nur daß sie immer vorrückt, ohne zurückzuweichen.

Die ganze Bewachung des Königs besteht in diesem Augenblick aus dem Mann, der vor der Thüre Schildwache steht, und aus einem Officier, der hastig aus den Vorzimmern heraustritt, bewaffnet mit einer Hellebarde, die er dem erschrockenen Schweizer entrissen hat.

„Wer da!“ ruft die Schildwache, „wer da!“

Und da keine Antwort gegeben wird und die Fluth immer mehr steigt, ruft sie zum dritten Mal:

„Wer da!“

Und sie schlägt an.

Der Officier begreift, was aus einem Schuß, in den Gemächern gethan, entstehen muß; er hebt die Flinte auf, stürzt den Angreifenden entgegen und versperrt mit seiner Hellebarde die Treppe in ihrer ganzen Breite.

„Meine Herren! meine Herren!“ ruft er, „was wollt Ihr? was verlangt Ihr?“

„Nichts, nichts,“ antworteten spottend mehrere Stimmen. „Lassen Sie uns vorbei; wir sind gute Freunde Seiner Majestät.“

„Ihr seid gute Freunde Seiner Majestät, und Ihr bringt ihr den Krieg ...“

Diesmal keine Antwort ... Ein unheimliches Gelächter, das war Alles.

Ein Mann packt den Stiel der Hellebarde, die der Officier nicht loslassen will. Damit er sie loslasse, beißt er ihn in die Hand.

Der Officier reißt die Hellebarde aus den Händen seines Gegners, packt mit den seinigen zwei Fuß weit auseinander den eichenen Stiel, läßt mit seiner ganzen

Kraft diesen Stiel auf den Kopf seines Gegners fallen und zerschmettert ihm den Schädel.

Die Heftigkeit des Schlags hat die Hellebarde entzwei gebrochen.

Nun hat der Officier zwei Waffen statt einer, einen Stock und einen Dolch.

Mit dem Stock schlägt er das Rad, mit dem Dolche stößt er zu. Mittlerweile hat die Schildwache die Thüre des Vorzimmers wieder geöffnet und um Hülfe gerufen.

Fünf bis sechs Garden sind herausgekommen.

„Meine Herren, meine Herren," ruft die Schildwache, „Herrn von Charny zu Hülfe, zu Hülfe!"

Die Säbel fliegen aus der Scheide, glänzen einen Augenblick beim Scheine der Lampe, welche oben auf der Treppe brennt, und durchwühlen rechts und links von Charny die Angreifenden.

Schmerzensschreie werden hörbar, das Blut spritzt, die Fluth weicht zurück, rollt die Stufen hinab und entblößt diese, welche nun roth und schlüpfrig erschienen, bei ihrem Rückzuge.

Die Thüre des Vorzimmers öffnet sich zum dritten Mal und die Schildwache ruft:

„Kommen Sie herein, meine Herren, der König befiehlt es."

Die Garden benützen den Augenblick der Verwirrung, der bei der Menge eintritt. Sie stürzen nach der Thüre. Charny geht zuletzt hinein. Die Thüre schließt sich hinter ihm, die zwei großen Riegel gleiten in ihre Schließkappen.

Tausend Stöße geschehen zugleich an diese Thüre; aber man häuft hinter ihr Bänke, Tische, Sessel auf. Sie wird wohl zehn Minuten halten.

Zehn Minuten! Während dieser zehn Minuten wird eine Verstärkung kommen.

Sehen wir, was bei der Königin vorgeht.

Die zweite Gruppe ist nach den kleinen Gemächern gegangen; doch hier ist die Treppe sehr eng, und kaum

zwei Personen können neben einander durch den Corridor gehen.

Hier wacht Georges von Charny.

Bei dem dritten: „Wer da!“ das ohne Antwort geblieben, hat er gefeuert.

Auf den Lärm des Schusses öffnet sich die Thüre der Königin.

Andrée schaute bleich, aber ruhig heraus.

„Was gibt es?“ fragte sie.

„Madame,“ rief Georges, „retten Sie Ihre Majestät, man will ihr an's Leben gehen. Ich bin allein hier gegen Tausend. Doch gleichviel, ich werde so lange als möglich Stand halten ... beeilen Sie sich! beeilen Sie sich!“

Dann, da die Angreifenden auf ihn losstürzen, zieht er die Thüre zu und ruft:

„Schließen Sie die Riegel, schließen Sie. Ich werde lange genug leben, um der Königin Zeit zu lassen, aufzustehen und zu fliehen.“

Und er dreht sich um und durchbohrt mit seinem Bajonett die zwei ersten, die er im Corridor trifft.

Die Königin hatte Alles gehört, und als Andrée in ihr Zimmer eintrat, fand sie Marie Antoinette auf.

Zwei von ihren Frauen, Madame Hogué und Madame Thibault, kleiden sie in Eile an.

Halb angekleidet, führen sie sodann die zwei Frauen durch einen geheimen Gang zum König fort, während immer ruhig, und wie gleichgültig gegen ihre eigene Gefahr, Andrée eine nach der andern, mit dem Riegel jede Thüre verschließt, durch die sie Marie Antoinette auf dem Fuße folgend geht.

LIV.

Der Morgen.

Ein Mann erwartete die Königin auf der Grenze der beiden Wohnungen.

Dieser Mann war Charny ganz blutig.

„Der König!“ rief Marie Antoinette, als sie die gerötheten Kleider von Charny sah. „Der König! mein Herr, Sie haben versprochen, den König zu retten!“

„Der König ist gerettet, Madame,“ antwortete Charny.

Und er tauchte seinen Blick durch die Thüren, welche die Königin offen gelassen hatte, um von ihren Gemächern zum Oeil-de-Boeuf zu gelangen, wo in diesem Augenblick die Königin, Madame Royale, der Dauphin und einige Garden versammelt waren, und wollte eben fragen, wo Andrée sei, als er dem Blicke der Königin begegnete.

Dieser Blick hielt das Wort auf seinen Lippen zurück.

Doch der Blick der Königin drang noch tiefer in sein Herz ein.

Er hatte nicht nöthig, zu sprechen, Marie Antoinette errieth seine Gedanken.

„Sie kommt,“ sagte sie, „seien Sie unbesorgt.“

Und sie lief zum Dauphin und nahm ihn in ihre Arme.

Andrée und Charny wechselten nicht ein Wort.

Das Lächeln des Einen erwiederte das Lächeln der Andern, das war das Ganze.

Seltsam! diese zwei so lange getrennten Herzen hatten nun Schläge, welche einander antworteten.

Während dieser Zeit schaute die Königin umher, und als wäre sie glücklich gewesen, Charny bei einem Versehen zu ertappen, fragte sie:

„Der König? der König?“

„Der König sucht Sie, Madame," antwortete Charny ruhig. „Er ist durch einen Corridor zu Ihnen gegangen, während Sie durch einen andern gekommen sind."

In demselben Augenblick hörte man gewaltiges Geschrei im anstoßenden Saal.

Das waren Mörder, welche schrieen: „Nieder mit der Oesterreicherin! nieder mit der Messalina! nieder mit der Veto! Man muß sie erdrosseln, man muß sie aufhängen!"

Zu gleicher Zeit werden zwei Pistolenschüsse hörbar und zwei Kugeln durchlöchern die Thüre in verschiedenen Höhen.

Eine von diesen Kugeln flog eine paar Linien vom Kopfe des Dauphin vorüber und drang in das Getäfel ein.

„Oh! mein Gott! mein Gott!" rief die Königin, auf die Kniee fallend, „wir werden Alle sterben."

Auf einen Wink von Charny machten die fünf bis sechs Garden sodann einen Wall für die Königin und die zwei königlichen Kinder.

In diesem Augenblick erschien der König, die Augen voll Thränen, das Gesicht bleich; er rief der Königin, wie die Königin dem König gerufen hatte.

Er erblickte sie und warf sich in ihre Arme.

„Gerettet! gerettet!" rief die Königin.

„Durch ihn, Madame," antwortete der König, auf Charny deutend; „und Sie, auch gerettet, nicht wahr?"

„Durch seinen Bruder," erwiederte die Königin.

„Mein Herr," sprach Ludwig XVI. zum Grafen, „wir sind Ihrer Familie viel schuldig, zu viel, als daß wir unsere Schuld je bezahlen könnten."

Die Königin begegnete dem Blick von Andrée und wandte erröthend den Kopf ab.

Die Streiche der Angreifenden fingen an an der Thüre zu erschallen.

„Auf, meine Herren," sprach Charny, „wir müssen hier eine Stunde festhalten. Wir sind unserer sieben,

und man wird wohl eine Stunde brauchen, um uns zu tödten, wenn wir uns wohl vertheidigen. Binnen einer Stunde muß man nothwendig Ihren Majestäten zu Hülfe kommen."

Und bei diesen Worten packte Charny einen ungeheuren Schrank, der in der Ecke des königlichen Zimmers stand.

Man folgte seinem Beispiel, und bald war eine Menge von Meubles aufgehäuft, durch welche sich die Garden Schießscharten machten, um durchzufeuern.

Die Königin nahm ihre zwei Kinder in ihre Arme, erhob ihre Hände über ihrem Haupte und betete.

Die Kinder erstickten ihr Schluchzen und ihre Thränen.

Der König ging in das an das Oeil-de-Boeuf anstoßende Cabinet, um einige kostbare Papiere zu verbrennen, die er den Angreifenden entziehen wollte.

Diese wütheten gegen die Thüre. Jeden Augenblick sah man ein Stück davon unter der Schneide einer Axt oder unter der Wucht eines Brecheisens springen.

Durch die Oeffnungen drangen die Piken mit der gerötheten Zunge, die Bajonette mit der blutigen Spitze und suchten den Tod zu bereiten.

Zu gleicher Zeit durchlöcherten die Kugeln den Rahmen über der Barricade und durchfurchten den Gyps des vergoldeten Plafond.

Endlich stürzte eine Bank von dem Schranke herab. Der Schrank spaltete sich; eine ganze Füllung der Thüre, welche dieser Schrank bedeckte, öffnete sich gähnend wie ein Schlund, und man sah durch die erweiterte Oeffnung, statt der Bajonette und der Piken, blutige Arme bringen, welche sich an die Oeffnungen anklammerten, die sich immer mehr erweiterten.

Die Garden hatten ihre letzte Patrone verbrannt, und zwar nicht unnütz, denn durch die zunehmende Oeffnung sah man den Boden der Gallerie mit Verwundeten und Todten bestreut.

Auf das Geschrei der Frauen, welche durch diese Oeffnung schon den Tod eintreten zu sehen glaubten, kam der König zurück.

„Sire," sagte Charny, „schließen Sie sich mit der Königin im entferntesten Cabinet ein; verriegeln Sie hinter Ihnen alle Thüren; stellen Sie zwei von uns hinter die Thüren. Ich verlange der Letzte zu sein und die letzte zu bewachen. Ich stehe für zwei Stunden; sie haben mehr als vierzig Minuten gebraucht, um diese zu durchbrechen."

Der König zauderte; es kam ihm demüthigend vor, so von Zimmer zu Zimmer zu fliehen, sich hinter jeder Scheidewand zu verschanzen.

Hätte er nicht die Königin gehabt, er wäre nicht einen Schritt zurückgewichen.

Hätte die Königin nicht ihre Kinder gehabt, sie wäre so fest geblieben, als der König.

Aber, ach! arme Menschen! Könige oder Unterthanen, wir haben immer im Herzen eine geheime Oeffnung, durch welche die Kühnheit flieht und der Schrecken eintritt.

Der König war also im Begriff, den Befehl zu geben, in das abgelegenste Cabinet zu fliehen, als plötzlich die Arme sich zurückzogen, die Piken und die Bajonette verschwanden, die Schreie und die Drohungen erloschen.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, wo jeder Mund offen, jedes Ohr gespannt, jeder Athem gehemmt blieb.

Dann hörte man den abgemessenen Schritt einer regelmäßigen Truppe.

„Das ist die Nationalgarde!" rief Charny.

„Herr von Charny! Herr von Charny!" rief eine Stimme.

Und zu gleicher Zeit erschien das wohlbekannte Gesicht von Billot an der Oeffnung.

„Billot!" rief Charny; „Sie sind es, mein Freund?"

„Ja, ich bin es. Der König und die Königin, wo sind sie?"

„Sie sind hier."

„Unversehrt?"

„Unversehrt."

„Gott sei gelobt! Herr Gilbert! Herr Gilbert! hierher!"

Beim Namen Gilbert bebten zwei Frauenherzen auf eine sehr verschiedene Art.

Das Herz der Königin, das Herz von Andrée.

Charny wandte sich instinctartig um, er sah Andrée und die Königin bei diesem Namen erbleichen.

Er schüttelte den Kopf und seufzte.

„Oeffnen Sie die Thüren, meine Herren," sagte der König.

Die Gardes-du-corps stürzten hinzu und zerstreuten die Trümmer der Barricade.

Während dieser Zeit hörte man die Stimme von Lafayette rufen:

„Meine Herren von der Pariser Nationalgarde, ich habe gestern Abend dem König mein Wort gegeben, es würde Allem, was Seiner Majestät gehört, nichts Böses widerfahren. Wenn Sie die Garden ermorden lassen, so machen Sie, daß mein Ehrenwort gebrochen ist, und ich bin dann nicht mehr würdig, Ihr Chef zu seyn."

Als die Thüre sich öffnete, waren die zwei Personen, die man erblickte, der General Lafayette und Gilbert; etwas links stand Billot, ganz freudig über den Antheil, den er an der Befreiung des Königs gehabt hatte.

Billot hatte Lafayette aufgeweckt.

Hinter Lafayette, Gilbert und Billot stand der Kapitän Gondran, Commandant der Compagnie von Saint-Philippe-du-Roule.

Madame Adelaide war die Erste, welche Lafayette

entgegenlief; sie schlang ihre Arme mit der Dankbarkeit des Schreckens um seinen Hals und rief:

„Ah! mein Herr, Sie haben uns gerettet!"

Lafayette trat ehrerbietig vor, um über die Schwelle des Oeil-du-Boeuf zu schreiten; doch ein Officier hielt ihn zurück und fragte:

„Verzeihen Sie, mein Herr, haben Sie die großen Entrées?"

„Wenn er sie nicht hat, so gebe ich sie ihm," sprach der König, Lafayette die Hand reichend.

„Es lebe der König! es lebe die Königin!" rief Billot.

Der König wandte sich um.

„Das ist eine Stimme, die ich kenne," sagte er lächelnd.

„Sie sind sehr gnädig, Sire," antwortete der brave Pächter. „Ja, ja, es ist die Stimme von der Fahrt nach Paris. Ah! wenn Sie in Paris geblieben wären, statt hierher zurückzukehren!"

Der König faltete die Stirne.

„Ja," sagte er, „sie sind äußerst liebenswürdig, die Pariser!"

„Nun?" fragte der König Herrn von Lafayette, wie Einer, der sagen will: Was ist Ihrer Ansicht nach zu thun?

„Sire," antwortete ehrerbietig Herr von Lafayette, „ich glaube, es wäre gut, wenn Eure Majestät sich auf dem Balcon zeigte."

Der König befragte Gilbert, doch nur mit dem Auge.

Der König ging gerade auf das Fenster zu, öffnete es und erschien auf dem Balcon.

Es erscholl ein gewaltiger Ruf, ein einstimmiger Ruf.

„Es lebe der König!"

Dann folgte ein zweiter Ruf auf den ersten.

„Der König nach Paris!"

Und zwischen diesen zwei Rufen, diese zuweilen bedeckend, schrieen furchtbare Stimmen:

„Die Königin! die Königin!“

Bei diesem Schrei bebte alle Welt; der König erbleichte, Charny erbleichte, selbst Gilbert erbleichte.

Die Königin erhob das Haupt.

Auch bleich, die Lippen zusammengepreßt, die Stirne gefaltet, stand sie beim Fenster.

Madame Royal lehnte sich an sie. Vor ihr war der Dauphin, und auf dem blonden Kopfe des Kindes preßte sich krampfhaft ihre marmorweiße Hand an.

„Die Königin! die Königin!“ fuhren die Stimmen fort, welche immer furchtbarer wurden.

„Das Volk wünscht Sie zu sehen, Madame,“ sagte Lafayette.

„Oh! gehen Sie nicht, meine Mutter!“ rief Madame Royale, in Thränen zerfließend, indem sie ihren Arm um den Hals der Königin schlang.

Die Königin schaute Lafayette an.

„Fürchten Sie nichts, Madame,“ sagte er.

„Wie! ganz allein!“ versetzte die Königin.

Lafayette lächelte, und ehrerbietig, mit jenen anmuthigen Manieren, die er bis in sein Alter behielt, machte er die zwei Kinder von ihrer Mutter los und schob sie zuerst auf den Balcon.

Dann bot er der Königin den Arm und sprach:

„Eure Majestät geruhe, sich mir anzuvertrauen, und ich stehe für Alles.“

Und er führte die Königin auch auf den Balcon.

Es war ein entsetzliches Schauspiel, und ganz geeignet, den Schwindel zu geben, das Schauspiel, welches der Marmorhof, verwandelt in ein Menschenmeer von heulenden Wellen, bot.

Beim Anblick der Königin brach ein ungeheurer Schrei aus dieser Menge hervor, und man hätte nicht sagen können, ob es ein Schrei der Drohung oder ein Freudenschrei war.

Lafayette küßte der Königin die Hand; dann erscholl ein allgemeiner Beifallsruf.

In dieser edlen französischen Nation ist bis in den bürgerlichsten Adern ritterliches Blut.

Die Königin athmete.

„Seltsames Volk!" sagte sie.

Dann bebte sie plötzlich und sprach:

„Und meine Garden, mein Herr, meine Garden, die mir das Leben gerettet haben, vermögen Sie nichts für sie?"

„Geben Sie mir einen, Madame," erwiederte Lafayette.

„Herr von Charny! Herr von Charny!" rief die Königin.

Aber Charny machte einen Schritt rückwärts; er hatte begriffen, um was es sich handelte.

Er wollte nicht für den Abend des 1. Octobers öffentliche Abbitte thun.

Da er nicht schuldig war, so bedurfte er keiner Amnestie.

Andrée ihrerseits hatte denselben Eindruck gefühlt; sie hatte die Hand gegen Charny ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten.

Ihre Hand begegnete der Hand des Grafen, diese beiden Hände drückten sich.

Die Königin sah es, sie, die doch in diesem Augenblick so viele Dinge zu sehen hatte.

Ihr Auge flammte, und mit keuchender Brust, mit stockender Stimme sagte sie zu einem andern Garde:

„Mein Herr, mein Herr, kommen Sie, ich befehle es Ihnen."

Der Garde gehorchte.

Er hatte nicht dieselben Gründe des Zögerns wie Charny.

Herr von Lafayette zog den Garde auf den Balcon, steckte ihm seine eigene dreifarbige Cocarde an den Hut und umarmte ihn.

„Es lebe Lafayette! es leben die Gardes-du-corps!“ riefen fünfzigtausend Stimmen.

Einige Stimmen wollten das dumpfe Murren, die letzte Drohung des entfliehenden Sturmes, hören lassen.

Aber sie wurden durch den allgemeinen Zuruf bedeckt.

„Wohlan!“ sagte Lafayette, „Alles ist beendigt und das schöne Wetter ist wiedergekehrt!“

Dann trat er zurück und sprach:

„Doch damit es nicht abermals getrübt werde, Sire, bleibt ein letztes Opfer zu bringen.“

„Ja,“ versetzt der König nachdenkend, „Versailles verlassen, nicht wahr?“

„Und nach Paris kommen, ja, Sire.“

„Mein Herr,“ sagte der König, „Sie können dem Volke verkünden, in einer Stunde werden wir, die Königin, ich und meine Kinder, nach Paris abgehen.“

Dann zur Königin:

„Madame, gehen Sie in Ihre Gemächer und treffen Sie Anstalten.“

Dieser Befehl des Königs schien Charny an etwas wie ein wichtiges Ereigniß, das er vergessen hatte, zu erinnern.

Er eilte der Königin voran.

„Was wollen Sie bei mir machen, mein Herr?“ fragte die Königin hart; „Sie haben nichts dort zu thun.“

„Ich wünsche es sehr lebhaft, Madame,“ erwiederte Charny, „und wenn ich wirklich nichts dort zu thun habe, so werde ich nicht so lange bleiben, daß meine Gegenwart Eurer Majestät mißfallen könnte.“

Die Königin folgte ihm. Blutspuren befleckten den Boden; die Königin sah sie. Marie Antoinette schloß die Augen, suchte einen Arm, um sie zu führen, nahm den von Charny und ging so ein paar Schritte blind.

Plötzlich fühlte sie, wie Charny am ganzen Leibe schauerte.

„Was gibt es, mein Herr?“ fragte sie, die Augen wieder öffnend. Dann rief sie:

„Ein Leichnam! ein Leichnam!“

„Eure Majestät wird mich entschuldigen, wenn ich ihren Arm loslasse,“ sagte Charny. „Ich habe gefunden, was ich bei ihr gesucht, den Leichnam meines Bruders Georges.“

Es war in der That der des unglücklichen jungen Mannes, dem sein Bruder sich für die Königin tödten zu lassen befohlen hatte.

Er hatte pünktlich gehorcht.

LV.

Georges von Charny.

Die Erzählung, die wir gegeben haben, ist schon auf hundert verschiedene Arten gemacht worden, denn es ist sicherlich eine der interessantesten aus der großen von 1789 bis 1795 verlaufenen Periode, die man die französische Revolution nennt.

Sie wird noch auf hundert verschiedene Arten gemacht werden, aber wir versichern zum Voraus, Niemand wird sie mit mehr Unparteilichkeit gemacht haben, als wir.

Doch nach allen diesen Erzählungen, die unsrige mit einbegriffen, wird noch so viel zu thun bleiben, denn die Geschichte ist nie vollständig! Hunderttausend Zeugen haben jeder ihre eigene Version; hunderttausend verschiedene Einzelheiten haben jede ihr Interesse und ihre Poesie gerade dadurch, daß sie verschieden sind.

Doch wozu werden diese Erzählungen dienen? hat je eine politische Lection einen Politiker unterrichtet?

Haben je die Thränen und das Blut der Könige die Macht des einfachen Wassertropfens gehabt, der die Steine aushöhlt?

Nein, die Königinnen haben geweint; nein, die Könige sind ermordet worden, und zwar ohne daß ihre Nachfolger je aus der grausamen durch das Glück gegebenen Lehre Nutzen gezogen.

Die ergebenen Menschen haben ihre Ergebenheit verschwendet, ohne daß diejenige, welche vom Verhängniß zum Unglück bestimmt waren, Nutzen daraus gezogen.

Ach! wir haben die Königin beinahe über den Leichnam von einem der Menschen stolpern sehen, welche die Könige, wenn sie gehen, ganz blutig auf dem Wege lassen, den sie bei ihrem Fall durchlaufen haben.

Einige Stunden nach dem Schreckensschrei, den die Königin ausgestoßen, und in dem Augenblick, wo sie mit dem König und ihren Kindern Versailles verließ, wohin sie nicht mehr zurückkehren sollte, ereignete sich Folgendes in einem kleinen inneren, vom Regen, den ein scharfer Herbstwind zu trocknen anfing, befeuchteten Hof.

Ein schwarz gekleideter Mann neigte sich über einen Leichnam.

Ein Mann in der Uniform der Garden kniete auf der andern Seite dieses Leichnams.

Drei Schritte von ihnen stand, die Hände krampfhaft geballt, die Augen starr, ein dritter Gefährte.

Der Todte, das war ein junger Mann von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, dessen ganzes Blut durch die breiten Wunden, die er am Kopf und an der Brust erhalten, ausgeströmt zu sein schien.

Ganz durchfurcht und bläulichweiß geworden, schien sich seine Brust noch unter dem stolzen Athem eines hoffnungslosen Kampfes zu heben.

Sein leicht geöffneter Mund, sein mit einem Ausdruck des Schmerzes und des Zorns zurückgeworfener

Kopf erinnerten den Geist an jenes schöne Bild des römischen Volks: „Und mit einem langen Seufzer entflieht das Leben nach der Wohnung der Schatten.“

Der schwarz gekleidete Mann, das war Gilbert.

Der Officier auf den Knieen, das war der Graf.

Der stehende Mann, das war Billot.

Der Leichnam, das war der des Baron Georges von Charny.

Gilbert, der sich über den Leichnam neigte, schaute mit jener erhabenen Starrheit, die bei dem Sterbenden das Leben, das zu entfliehen im Begriff ist, zurückhält, und bei dem Todten die entflohene Seele beinahe zurückruft.

„Kalt, starr; er ist todt, ganz todt,“ sprach er endlich.

Der Graf von Charny gab ein heiseres Stöhnen von sich, schloß den unempfindlichen Leib in seine Arme und brach in ein so herzzerreißendes Schluchzen aus, daß der Arzt schauderte und Billot den Kopf in einem Winkel des kleinen Hofes verbarg.

Dann hob plötzlich der Graf den Leichnam auf, lehnte ihn an die Mauer an, zog sich langsam zurück und schaute immer, ob sein todter Bruder sich nicht wieder beleben und ihm folgen würde.

Gilbert blieb auf einem Knie, den Kopf auf seine Hand gestützt, nachdenkend, erschrocken, unbeweglich.

Billot verließ nun seinen düstern Winkel und trat auf Gilbert zu. Er hörte nicht mehr das Schluchzen des Grafen, das ihm das Herz zerrissen hatte.

„Ach! ach! Herr Gilbert,“ sprach er, „dies ist also entschieden der Bürgerkrieg, und das, was Sie mir vorhergesagt haben, geschieht, nur geschieht die Sache schneller, als ich glaubte, und als Sie selbst glaubten. Ich habe diese Schurken unredliche Leute ermorden sehen. Ich sehe nun diese Schurken redliche Leute ermorden. Ich habe Flesselles, ich habe Herrn de Launay, ich habe Foulon, ich habe Berthier niedermetzeln sehen.

Ich habe an allen meinen Gliedern gebebt, und es hat mir vor den Andern geschaudert!

„Und die Menschen, die man dort tödtete, waren doch nur Elende."

„Damals, Herr Gilbert, haben Sie mir vorhergesagt, es werde ein Tag kommen, wo man die ehrlichen Leute tödte.

„Man hat den Herrn Baron von Charny getödtet. Ich bebe nicht mehr, ich weine; es schaudert mich nicht mehr vor den Anderen, ich habe Furcht vor mir selbst."

„Billot!" versetzte Gilbert.

Doch ohne zu hören, fuhr Billot fort:

„Hier ist ein armer junger Mann, den man gemordet, Herr Gilbert; es war ein Soldat, der gekämpft hat; er mordete nicht, aber man hat ihn ermordet."

Billot stieß einen Seufzer aus, der aus der tiefsten Tiefe seines Innern zu kommen schien.

„Ah! der Unglückliche," sagte er, „ich kannte ihn als Kind, ich sah ihn von Boursonne nach Villers-Cotterets auf seinem kleinen Grauschimmel vorüber reiten, er brachte den Armen Brod von seiner Mutter.

„Es war ein schönes Kind mit weiß und rosigem Gesichte, mit großen blauen Augen, er lachte immer.

„Nun! es ist seltsam, seitdem ich ihn hier blutig, entstellt ausgestreckt gesehen habe, ist das nicht mehr ein Leichnam, was ich wiedersehe, es ist immer das lächelnde Kind, das am linken Arme einen Korb und mit der rechten Hand seine Börse hält.

„Ah! Herr Gilbert, wahrhaftig, ich glaube, es ist so genug, und ich fühle nicht Lust in mir, mehr zu sehen, denn Sie haben es mir vorhergesagt, wir werden dahin kommen, daß ich auch Sie sterben sehe, und dann . . ."

Gilbert schüttelte sanft den Kopf und erwiederte:

„Billot, seien Sie ruhig, meine Stunde ist noch nicht gekommen.“

„Es mag sein; doch die meinige ist gekommen, Doctor. Ich habe dort Ernten, welche verfault sind, Güter, welche brach bleiben, eine Familie, die ich liebe, die ich zehnmal mehr liebe, indem ich diesen Leichnam sehe, den seine Familie beweint.“

„Was wollen Sie damit sagen, mein lieber Billot? Denken Sie zufällig, ich soll mich vom Mitleid für Sie rühren lassen?“

„Oh! nein,“ antwortete Billot naiv, „doch da ich liebe, klage ich, und da das Klagen zu nichts führt, so gedenke ich mir zu helfen und mich auf meine Weise zu erleichtern.“

„Das heißt?“

„Das heißt, ich habe Lust, nach dem Pachthofe zurückzukehren, Herr Gilbert.“

„Abermals, Billot?“

„Ah! Herr Gilbert, sehen Sie, es ist dort eine Stimme, die mich ruft.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Billot, diese Stimme räth Ihnen die Desertion.“

„Ich bin kein Soldat, um zu desertiren, Herr Gilbert.“

„Was Sie thun werden, Billot, wird eine Desertion sein, welche noch viel strafbarer ist, als die des Soldaten.“

„Erklären Sie mir das, Doctor.“

„Wie! Sie sind nach Paris gekommen, um zu zerstören, und beim Einsturz des Gebäudes flüchten sie sich?“

„Um meine Freunde nicht zu zermalmen, ja.“

„Oder vielmehr, um nicht selbst zermalmt zu werden.“

„Ei! ei!“ versetzte Billot, „es ist nicht verboten, ein wenig an sich zu denken.“

„Ah! das ist eine schöne Berechnung; als ob die

Steine nicht rollten, und als ob sie nicht rollend selbst in der Entfernung die Furchtsamen, welche entfliehen, zermalmten!“

„Ah! Sie wissen wohl, daß ich kein Furchtsamer bin, Herr Gilbert.“

„Dann werden Sie bleiben, Billot, denn ich bedarf Ihrer noch hier.“

„Meine Familie bedarf dort meiner auch.“

„Billot! Billot! ich glaubte, Sie seien mit mir übereingekommen, es gebe keine Familie für einen Mann, der sein Vaterland liebt.“

„Ich möchte wissen, ob Sie das, was Sie so eben gesagt haben, wiederholen werden, angenommen, Ihr Sohn Sebastian sei da, wo dieser junge Mann ist.“

Und er deutete auf den Leichnam.

„Billot,“ antwortete Gilbert stoisch, „es wird ein Tag kommen, wo mein Sohn Sebastian mich sieht, wie ich diesen Leichnam sehe.“

„Schlimm für ihn, Doctor, wenn er an diesem Tag so kalt ist, als Sie es hier sind.“

„Ich hoffe, Billot, er wird würdiger, er wird fester seyn als ich, gerade, weil ich ihm das Beispiel der Festigkeit gegeben haben werde.“

„Sie wollen also, daß das Kind sich daran gewöhne, das Blut fließen zu sehen, daß es im zarten Alter sich an Feuersbrünste, an Galgen, an Aufstände, an nächtliche Angriffe gewöhne, daß es Königinnen beschimpfen, Könige bedrohen sehe, und wenn Ihr Sohn hart wie ein Schwert, kalt wie dieses sein wird, soll er Sie lieben, Sie achten?“

„Nein, ich will nicht, daß er dies Alles sehe, Billot, darum habe ich ihn nach Villers-Cotterets zurückgeschickt, was ich beinahe heute beklage.“

„Wie, was Sie beinahe heute beklagen?“

„Ja.“

„Und warum heute?“

„Weil er heute das Axiom des Löwen und der

Ratte, das für ihn nur eine Fabel ist, hätte in Anwendung bringen sehen."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Gilbert?"

„Ich sage, er hätte einen armen Pächter gesehen, den der Zufall nach Paris geführt hat, einen braven, redlichen Mann, welcher weder lesen, noch schreiben kann; der nie geglaubt hätte, sein Leben könnte einen guten oder schlechten Einfluß auf jene hohen Geschicke haben, die er kaum mit dem Auge zu messen wagte. Ich sage, er hätte diesen Mann gesehen, der schon zu einer Zeit Paris verlassen wollte, wie er es abermals will; ich sage, er hätte diesen Mann wirksam heute zur Rettung eines Königs, einer Königin und zweier königlichen Kinder beitragen sehen können."

Billot schaute Gilbert mit erstaunten Augen an.

„Wie dies, Herr Gilbert?" sagte er.

„Wie dies, erhabener Unwissender? ich will es Dir sagen: dadurch, daß er bei dem ersten Geräusche erwachte, daß er errieth, dieses Geräusch sei ein Sturm, bereit, auf Versailles niederzufallen, daß er eiligst Herrn Lafayette aufweckte; denn Herr Lafayette schlief."

„Ei! das war natürlich, er hatte zwölf Stunden auf dem Pferde gesessen; er hatte vierundzwanzig Stunden sich nicht niedergelegt."

„Dadurch, daß Du ihn in's Schloß führtest," fuhr Gilbert fort, „daß Du Dich mitten unter die Räuber warfst und ihnen zuriefst: „„Zurück, Elende! hier ist der Rächer!""

„Ah! das ist wahr, ich habe Alles dies gethan."

„Nun, Billot, Du stehst, das ist ein großer Ersatz, mein Freund; hast Du die Ermordung dieses jungen Mannes nicht verhindert, so hast Du es vielleicht verhindert, daß man den König, die Königin und die zwei Kinder ermordete! Undankbarer, der Du den Dienst des Vaterlandes in dem Augenblick, wo Dich das Vaterland belohnt, verlassen willst."

„Aber wer wird je erfahren, was ich gethan habe, da ich es selbst nicht vermuthete?“

„Du und ich, Billot, ist das nicht genug?“

Billot dachte einen Augenblick nach, dann reichte er dem Doctor seine rauhe Hand und sprach:

„Sie haben Recht, Herr Gilbert; doch Sie wissen, der Mensch ist ein schwaches, selbstsüchtiges, unbeständiges Geschöpf; nur Sie, Herr Gilbert, sind stark, edelmüthig und beständig. Was hat Sie so gemacht?“

„Das Unglück!“ antwortete Gilbert mit einem Lächeln, in welchem mehr Traurigkeit als in einem Schluchzen lag.

„Das ist sonderbar,“ sagte Billot; „ich glaubte, das Unglück mache böse.“

„Die Schwachen, ja.“

„Und wenn mich das Unglück träfe und ich würde böse?“

„Du wirst vielleicht unglücklich sein, doch Du wirst nie böse werden, Billot.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Ich hafte für Dich.“

„Dann . . .“ versetzte Billot seufzend.

„Dann?“ wiederholte Gilbert.

„Dann bleibe ich; doch ich weiß, ich werde noch mehr als einmal schwach werden.“

„Und jedes Mal, Billot, werde ich da sein, um Dich zu unterstützen.“

„So geschehe es,“ seufzte der Pächter.

Und er warf einen letzten Blick auf den Leichnam des Baron von Charny, den Bedienten auf einer Bahre wegzutragen sich anschickten, und sprach:

„Gleichviel, es war ein schönes Kind, dieser kleine Georges von Charny, auf seinem Grauschimmelchen, mit seinem Korbe am linken Arm und seiner Börse in der rechten Hand.“

LVI.

Abgang, Reise und Ankunft von Pitou und Sebastian Gilbert.

Wir haben gesehen, unter welchen Umständen, lange vor der Zeit, in der wir uns befinden, die Abreise von Pitou und von Gilbert beschlossen worden war.

Da es unsere Absicht ist, für den Augenblick die Hauptpersonen unserer Geschichte zu verlassen, um den zwei Reisenden zu folgen, so werden uns unsere Leser erlauben, daß wir in einige Einzelheiten in Betreff ihrer Abreise, des Wegs, den sie nehmen, und ihrer Ankunft in Villers-Cotterets eingehen, wo, wie Pitou nicht bezweifelte, ihr doppelter Abgang eine große Leere zurückgelassen haben mußte.

Gilbert beauftragte Pitou, ihm Sebastian zu holen und zu ihm zu bringen. Zu diesem Ende ließ man Pitou in einen Fiacre steigen, und da man Sebastian Pitou anvertraut hatte, so wurde Pitou dem Kutscher anvertraut.

Nach einer Stunde brachte der Fiacre Pitou zurück, Pitou brachte Sebastian zurück.

Gilbert und Billot warteten in einer Wohnung, die sie in der Rue Saint-Honoré gemiethet hatten.

Gilbert erklärte sodann seinem Sohne, er werde an demselben Abend mit Pitou abreisen, und fragte ihn, ob es ihm sehr angenehm sei, seine großen Wälder wiederzufinden, die er so sehr liebe.

„Ja, mein Vater," antwortete das Kind, „vorausgesetzt, daß Sie mich in Villers-Cotterets besuchen, oder daß ich Sie in Paris besuche."

„Sei ruhig, mein Kind," sagte Gilbert, indem er seinen Sohn auf die Stirne küßte. „Du weißt wohl, daß ich Dich zu sehen jetzt nicht mehr entbehren könnte."

Pitou erröthete vor Vergnügen bei dem Gedanken, an demselben Abend abzureisen.

Er erbleichte vor Glück, als ihm Gilbert in eine Hand die beiden Hände von Sebastian und in die andere zehn Louis d'or jeden von acht und vierzig Livres legte.

Eine lange Reihe von Empfehlungen, beinahe alle Gesundheitslehren betreffend, wurde gewissenhaft angehört.

Sebastian schlug seine großen feuchten Augen nieder.

Pitou wog in seiner ungeheuren Tasche seine Louis d'or und ließ sie klingen.

Gilbert gab Pitou, der mit den Functionen eines Hofmeisters bekleidet war, einen Brief.

Dieser Brief war an den Abbé Fortier.

Als die Rede des Doctors beendigt war, sprach Billot ebenfalls.

„Herr Gilbert," sagte er, „hat Dir das Moralische von Sebastian anvertraut, ich betraue Dich mit dem Körperlichen.

„Du hast Fäuste, und Du wirst Dich derselben bei Gelegenheit zu bedienen wissen."

„Ja," erwiederte Pitou, „und ich habe auch einen Säbel."

„Mißbrauche ihn nicht," fuhr Billot fort.

„Ich werde milde sein," sprach Pitou, „clemens ero."

„Ein Heros, wenn Du willst," versetzte Billot, der sich nicht auf den Witz verstand.

„Ich habe Euch nun nur noch die Art zu bezeichnen, wie Ihr, Sebastian und Du, reisen werdet," sprach Gilbert.

„Oh!" rief Pitou, „es sind nur achtzehn Meilen von Paris nach Villers-Cotterets, wir werden den ganzen Weg mit einander plaudern."

Sebastian schaute seinen Vater an, als wollte er ihn fragen, ob es belustigend sei, achtzehn Meilen mit Pitou zu plaudern.

Pitou fing diesen Blick auf.

„Wir werden lateinisch sprechen," sagte er, „und man wird uns für Gelehrte halten."

Das war der Traum des unschuldigen Geschöpfes.

Wie viele Andere hätten mit zehn doppelten Louis d'or in der Tasche gesagt:

„Wir werden Pfefferkuchen kaufen."

Gilbert hatte einen Augenblick des Zweifels.

Er schaute Pitou an, dann Billot.

„Ich verstehe," sagte der Letztere. „Sie fragen sich, ob Pitou ein Führer sei, und Sie zögern, ihm Ihr Kind anzuvertrauen."

„Oh!" erwiederte Gilbert, „nicht ihm vertraue ich es an."

„Wem denn?"

Gilbert schaute empor; er war noch zu sehr Voltairianer, als daß er zu antworten gewagt hatte:

„Gott."

Man beschloß, daß man sich, ohne etwas an dem Plane von Pitou zu ändern, der ohne zu große Anstrengung eine Reise voller Zerstreuungen dem jungen Gilbert versprach, am andern Morgen auf den Weg begeben würde.

Gilbert hätte seinen Sohn nach Villers-Cotterets in einen der öffentlichen Wagen, welche in jener Zeit den Dienst von Paris nach der Grenze versahen, oder sogar in einem eigenen Wagen schicken können; aber man weiß, wie sehr er für den jungen Sebastian die Vereinzelung des Geistes fürchtete, und nichts vereinzelt die Träumer so sehr, als das Rollen und das Geräusch des Wagens.

Er begnügte sich also damit, daß er die zwei Kinder bis zum Bourget führte, und, ihnen die unter einer schönen Sonne ausgestreckt liegende Straße mit ihrer doppelten Reihe von Bäumen bezeichnend, öffnete er seine Arme und sprach:

„Geht."

Pitou ging also mit Sebastian ab; dieser wandte

sich sehr oft um und sandte Küsse Gilbert zu, welcher mit gekreuzten Armen auf der Stelle stand, wo ihn sein Sohn verlassen hatte, und ihm mit den Augen folgte, wie er einem Traume gefolgt wäre.

Pitou richtete sich in der ganzen Höhe seiner langen Gestalt auf. Pitou war sehr stolz auf das Vertrauen, das ihm von einer Person von der Wichtigkeit von Herrn Gilbert, Arzt des Königs, bezeigt worden war.

Pitou schickte sich an, gewissenhaft seine Aufgabe zu erfüllen, welche zugleich die eines Hofmeisters und einer Gouvernante war.

Er führte übrigens voll Selbstvertrauen den kleinen Sebastian fort; er reiste ruhig, die Dörfer durchwandernd, welche voll Bewegung und Schrecken seit den Ereignissen in Paris, denen man, wie man sich erinnert, noch sehr nahe war, denn obgleich wir die Ereignisse bis zum 5. und 6. October erzählt haben, verließen doch Pitou und Sebastian Paris schon gegen das Ende des Juli oder am Anfang des August.

Pitou hatte als Kopfputz seinen Helm und als Waffe seinen großen Säbel beibehalten. Das war Alles, was er bei den Ereignissen vom 13. und 14. Juli gewonnen, doch diese doppelte Trophäe genügte seinem Ehrgeiz, und genügte sogar, indem sie ihm ein furchtbares Aussehen gab, für seine Sicherheit.

Dieses furchtbare Aussehen, zu dem unzweifelhaft der Helm und der Säbel des Dragoners beitrugen, hatte übrigens Pitou unabhängig von diesen erlangt. Man hat nicht der Einnahme der Bastille beigewohnt, man hat nicht dabei mitgewirkt, ohne etwas Heroisches zu behalten.

Pitou war überdies ein wenig Advocat geworden.

Man hat nicht die Motionen im Stadthause, die Reden von Herrn Bailly, die Haranguen von Herrn von Lafayette gehört, ohne ein wenig Redner zu werden, besonders wenn man schon die lateinischen Conciones studirt hat, von denen die französische Beredt-

samkeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine ziemlich bleiche, aber doch ziemlich genaue Copie war.

Ausgerüstet mit diesen zwei mächtigen Kräften, die er zwei starken Fäusten, einer seltenen Freundlichkeit des Lächelns und einem äußerst interessanten Appetit beizufügen wußte, reiste Pitou also sehr angenehm auf der Straße nach Villers-Cotterets.

Für die auf die Politik Neugierigen hatte er Neuigkeiten; übrigens fabricirte er sie zur Noth, denn er hatte in Paris gewohnt, wo die Fabrication zu jener Zeit merkwürdig war.

Er erzählte, wie Herr Berthier ungeheure vergrabene Schätze hinterlassen, welche die Gemeinde eines Tags ausgegraben. Wie Herr von Lafayette, das Muster jedes Ruhmes, der Stolz des provincialen Frankreichs, nur noch ein halb abgenutzter Gliedermann sei, dessen Schimmel die Witzbolde beköstige! Wie Herr Bailly, den Lafayette mit seiner innigen Freundschaft beehre, wie die anderen Personen seiner Familie, ein Aristokrat sei, und die bösen Zungen sagen noch etwas Anderes.

Wenn er dies Alles erzählte, erregte Pitou Stürme des Zorns, aber er besaß das quos ego aller Stürme; er erzählte ungedruckte Anekdoten von der Oesterreicherin.

Diese unversiegbare Lebendigkeit verschaffte ihm eine ununterbrochene Serie vortrefflicher Mahle bis Vauciennes, dem letzten Dorfe auf dem Wege, ehe man nach Villers-Cotterets kam.

Da Sebastian, im Gegentheil, wenig oder nichts aß, da er gar nicht sprach, da er überdies ein bleiches, kränkliches Kind war, so bewunderte Jeder, indem er sich für Sebastian interessirte, die Väterlichkeit von Pitou, der das Kind liebkoste, hätschelte, pflegte und noch oben darein seinen Theil aß, ohne daß er etwas Anderes zu suchen schien, als die Gelegenheit, ihm angenehm zu sein.

sich sehr oft um und sandte Küsse Gilbert zu, welcher mit gekreuzten Armen auf der Stelle stand, wo ihn sein Sohn verlassen hatte, und ihm mit den Augen folgte, wie er einem Traume gefolgt wäre.

Pitou richtete sich in der ganzen Höhe seiner langen Gestalt auf. Pitou war sehr stolz auf das Vertrauen, das ihm von einer Person von der Wichtigkeit von Herrn Gilbert, Arzt des Königs, bezeigt worden war.

Pitou schickte sich an, gewissenhaft seine Aufgabe zu erfüllen, welche zugleich die eines Hofmeisters und einer Gouvernante war.

Er führte übrigens voll Selbstvertrauen den kleinen Sebastian fort; er reiste ruhig, die Dörfer durchwandernd, welche voll Bewegung und Schrecken seit den Ereignissen in Paris, denen man, wie man sich erinnert, noch sehr nahe war, denn obgleich wir die Ereignisse bis zum 5. und 6. October erzählt haben, verließen doch Pitou und Sebastian Paris schon gegen das Ende des Juli oder am Anfang des August.

Pitou hatte als Kopfputz seinen Helm und als Waffe seinen großen Säbel beibehalten. Das war Alles, was er bei den Ereignissen vom 13. und 14. Juli gewonnen, doch diese doppelte Trophäe genügte seinem Ehrgeiz, und genügte sogar, indem sie ihm ein furchtbares Aussehen gab, für seine Sicherheit.

Dieses furchtbare Aussehen, zu dem unzweifelhaft der Helm und der Säbel des Dragoners beitrugen, hatte übrigens Pitou unabhängig von diesen erlangt. Man hat nicht der Einnahme der Bastille beigewohnt, man hat nicht dabei mitgewirkt, ohne etwas Heroisches zu behalten.

Pitou war überdies ein wenig Advocat geworden.

Man hat nicht die Motionen im Stadthause, die Reden von Herrn Bailly, die Haranguen von Herrn von Lafayette gehört, ohne ein wenig Redner zu werden, besonders wenn man schon die lateinischen Conciones studirt hat, von denen die französische Beredt-

samkeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine ziemlich bleiche, aber doch ziemlich genaue Copie war.

Ausgerüstet mit diesen zwei mächtigen Kräften, die er zwei starken Fäusten, einer seltenen Freundlichkeit des Lächelns und einem äußerst interessanten Appetit beizufügen wußte, reiste Pitou also sehr angenehm auf der Straße nach Villers-Cotterets.

Für die auf die Politik Neugierigen hatte er Neuigkeiten; übrigens fabricirte er sie zur Noth, denn er hatte in Paris gewohnt, wo die Fabrication zu jener Zeit merkwürdig war.

Er erzählte, wie Herr Berthier ungeheure vergrabene Schätze hinterlassen, welche die Gemeinde eines Tags ausgegraben. Wie Herr von Lafayette, das Muster jedes Ruhmes, der Stolz des provincialen Frankreichs, nur noch ein halb abgenutzter Gliedermann sei, dessen Schimmel die Witzbolde beköstige! Wie Herr Bailly, den Lafayette mit seiner innigen Freundschaft beehre, wie die anderen Personen seiner Familie, ein Aristokrat sei, und die bösen Zungen sagen noch etwas Anderes.

Wenn er dies Alles erzählte, erregte Pitou Stürme des Zorns, aber er besaß das quos ego aller Stürme; er erzählte ungedruckte Anekdoten von der Oesterreicherin.

Diese unversiegbare Lebendigkeit verschaffte ihm eine ununterbrochene Serie vortrefflicher Mahle bis Vauciennes, dem letzten Dorfe auf dem Wege, ehe man nach Villers-Cotterets kam.

Da Sebastian, im Gegentheil, wenig oder nichts aß, da er gar nicht sprach, da er überdies ein bleiches, kränkliches Kind war, so bewunderte Jeder, indem er sich für Sebastian interessirte, die Väterlichkeit von Pitou, der das Kind liebkoste, hätschelte, pflegte und noch oben darein seinen Theil aß, ohne daß er etwas Anderes zu suchen schien, als die Gelegenheit, ihm angenehm zu sein.

In Vauciennes angekommen, schien Pitou zu zögern, er schaute Sebastian an, Sebastian schaute Pitou an.

Pitou kratzte sich am Kopf. Das war seine Art, seine Verlegenheit auszudrücken.

Sebastian kannte Pitou genug, um mit diesem Umstand vertraut zu sein.

„Nun! was gibt es, Pitou?" fragte Sebastian.

„Sebastian," erwiederte Pitou, „wenn es Dir gleich und wenn Du nicht zu müde wärest, so würden wir, statt unseren Weg gerade zu verfolgen, über Haramont nach Villers-Cotterets zurückkehren."

Und Pitou, der ehrliche Junge, erröthete, während er diesen Wunsch ausdrückte, wie Catherine einen nicht minder unschuldigen Wunsch ausdrückend erröthet wäre.

Sebastian begriff.

„Ah! ja," sagte er, „dort ist unsere arme Mutter Pitou gestorben.

„Komm, mein Bruder, komm."

Pitou drückte Sebastian an sein Herz, daß er ihn beinahe erstickt hätte, nahm das Kind bei der Hand und fing an auf dem Querwege, längs dem Wuala-Thale, so hastig zu laufen, daß nach hundert Schritten der arme Sebastian ihm keuchend zu sagen genöthigt war:

„Zu schnell, Pitou, zu schnell!"

Pitou hielt an; er hatte nichts bemerkt, denn er war seinen gewöhnlichen Schritt gegangen.

Er sah Sebastian bleich und athemlos.

Er nahm ihn in seine Arme, wie der heilige Christoph Jesus genommen hatte, und trug ihn weiter.

So konnte Pitou so rasch gehen, als er wollte.

Da es nicht das erste Mal war, daß Pitou Sebastian trug, so ließ Sebastian mit sich machen.

Man kam so nach Largny. Als in Largny Sebastian die Brust von Pitou keuchen fühlte, sagte er,

er habe genug ausgeruht, und erklärte sich bereit, zu gehen, wie Pitou wollte.

Voll Großmuth mäßigte Pitou seinen Schritt.

Eine halbe Stunde nachher war Pitou am Eingang vom Dorfe Haramont, seinem hübschen Geburtsort.

Hier angelangt, schauten die zwei Kinder umher, um sich zurecht zu finden.

Das Erste, was sie erblickten, war das Crucifix, das die Frömmigkeit des Volks gewöhnlich an den Eingang der Dörfer stellt.

Ach! selbst in Haramont fühlte man den seltsamen Fortschritt, den Paris zum Atheismus gemacht hatte. Die Nägel, welche am Kreuze den rechten Arm und die Füße von Christus festhalten sollten, waren zerbrochen, vom Roste zerfressen. Christus hing nur am linken Arm festgehalten, und Niemand hatte den frommen Gedanken gehabt, das Symbol dieser Freiheit, dieser Gleichheit und dieser Brüderschaft, die man so stark predigte, wieder an den Platz zu bringen, wohin es die Juden gebracht haben.

Pitou war nicht gottesfürchtig, aber dieser vergessene Christus beklomm sein Herz. Er suchte in einer Hecke eine von jenen dünnen und wie Eisendraht zähen Lianen, legte auf das Gras seinen Helm und seinen Säb l, kletterte am Kreuze hinauf, band den rechten Arm des göttlichen Märtyrers wieder an sein Querholz fest, küßte ihm die Füße und stieg hinab.

Während dieser Zeit betete Sebastian unten am Kreuze auf den Knieen liegend. Für wen betete er? Wer weiß es!

Vielleicht für jene Vision seiner Kindheit, die er wohl unter den großen Bäumen des Waldes wiederzufinden hoffte, für jene unbekannte Mutter, die nie unbekannt ist. Denn wenn sie uns nicht neun Monate mit ihrer Milch genährt hat, so hat sie uns doch immer neun Monate mit ihrem Blute genährt.

Nachdem diese heilige Handlung vollbracht wa-

setzte Pitou wieder seinen Helm auf den Kopf und schnallte seinen Säbel um.

Nachdem er sein Gebet vollendet, machte Sebastian das Zeichen des Kreuzes und nahm wieder die Hand von Pitou.

Beide traten dann in das Dorf ein und wanderten nach der Hütte, wo Pitou geboren war, wo Sebastian gesäugt worden.

Pitou kannte Haramont wohl, Gott sei Dank! aber er konnte die Hütte nicht wieder finden. Er mußte sich erkundigen; man zeigte ihm ein Häuschen von Stein mit einem Schieferdach.

Der Garten des Häuschens war durch eine Mauer geschlossen.

Die Tante Angelique hatte das Haus ihrer Schwester verkauft, und der neue Eigenthümer hatte, das war sein Recht, Alles niedergerissen: die alten übertünchten Mauern von Erde, die alte Thüre mit ihrer Oeffnung, um die Katzen durchzulassen, die alten Fenster mit ihren Scheiben halb von Glas, halb von Papier, worauf sich die ungewandte Schrift von Pitou ausbreitete, das Strohdach mit seinem grünlichen Moos und seinen fetten Pflanzen, die auf dem Gipfel wachsen und blühen.

Der neue Eigenthümer hatte Alles niedergerissen, Alles!

Die Thüre war geschlossen, und auf der äußeren Schwelle dieser Thüre stand ein großer Hund, der Pitou die Zähne wies.

„Komm," sagte Pitou mit Thränen in den Augen, „komm, Sebastian; komm an einen Ort, wo ich wenigstens sicher bin, daß sich nichts verändert hat."

Und er zog Sebastian nach dem Friedhofe fort, wo seine Mutter begraben war.

Er hatte Recht, der arme Junge; hier hatte sich nichts verändert; nur war das Gras gewachsen, und das Gras wächst so gut auf den Friedhöfen, daß er

möglicher Weise das Grab seiner Mutter nicht zu erkennen vermochte.

Zum Glück war, zu gleicher Zeit mit dem Grase, ein Zweig von einer Trauerweide gewachsen; der Zweig war in drei bis vier Jahren ein Baum geworden. Er ging gerade auf diesen Baum zu und küßte die Erde, die er beschattete, mit derselben instinctartigen Frömmigkeit, mit der er die Füße des Christus geküßt hatte.

Als er wieder aufstand, fühlte er die Zweige der Weide, welche, vom Winde bewegt, um ihn her schwankten.

Er streckte die Arme aus, faßte die Zweige zusammen und drückte sie an seine Brust.

Es war etwas wie die Haare seiner Mutter, was er zum letzten Mal umfing.

Der Aufenthalt der zwei Kinder dauerte lange und der Tag rückte vor.

Man mußte dieses Grab, das Einzige, was sich des armen Pitou zu erinnern geschienen hatte, verlassen.

Als er es verließ, hatte Pitou den Gedanken, einen Zweig von der Trauerweide abzubrechen und an seinen Helm zu stecken; doch in dem Augenblick, wo er ihn abbrechen wollte, hielt er an.

Es kam ihm vor, als wäre es ein Schmerz für seine arme Mutter, wenn er den Zweig von einem Baume abbräche, dessen Wurzeln vielleicht den schlecht zusammengefügten tannenen Sarg umschlangen, in dem ihr Leichnam lag.

Er küßte noch einmal die Erde, nahm wieder die Hand von Sebastian und entfernte sich.

Alle Welt war auf dem Felde oder im Walde, nur wenige Personen hatten also Pitou gesehen, und verkleidet, wie er war, durch seinen Helm und durch seinen großen Säbel, hatte ihn von diesen Personen keine erkannt.

Er schlug also den Weg nach Villers-Cotterets ein, ein reizender Weg, der drei Viertelstunden durch den Wald geht, ohne daß es einem lebenden oder be-

seelten Gegenstand einfiel, ihn seinem Schmerz zu entziehen.

Sebastian folgte ihm nachdenkend und stumm wie er.

Man kam nach Villers-Cotterets gegen fünf Uhr Abends.

LVII.

Wie Pitou, der von seiner Tante verflucht und weggejagt worden war wegen eines Barbarismus und zweier Solecismen, abermals von ihr verflucht und weggejagt wird wegen eines Huhns mit Reis.

Pitou kam nach Villers-Cotterets natürlich durch denjenigen Theil des Parks, welchen man die Fasanerie nennt; er ging durch den, in der Woche leeren, Tanzsaal, zu welchem er drei Wochen vorher Catherine geführt hatte.

Wie viele Dinge waren für Pitou und für Frankreich während dieser drei Wochen vorgefallen.

Dann folgte er der langen Allee von Kastanienbäumen, erreichte den Schloßplatz und klopfte an die Hinterthüre des Collége des Abbé Fortier.

Es war drei Jahre, daß Pitou Haramont verlassen, während er Villers-Cotterets erst vor drei Wochen verlassen hatte; ganz natürlich also, daß man ihn in Haramont nicht erkannt hatte, und daß man ihn in Villers-Cotterets erkannte.

In einem Augenblick verbreitete sich durch die Stadt das Gerücht, Pitou sei mit dem jungen Sebastian Gilbert angekommen, Beide seien durch die Hinterthüre des Abbé Fortier eingetreten, Sebastian sei ungefähr wie bei seinem Abgang, aber Pitou habe einen Helm und einen großen Säbel.

In Folge hievon schaarte sich eine Menge bei der großen Thüre zusammen, denn man dachte, wenn Pitou

beim Abbé Fortier durch die kleine Thüre des Schlosses eingetreten sei, so werde er wohl durch die große Thüre der Rue de Soissons herauskommen.

Das war sein Weg, um zum Pleux zu gehen.

Pitou hielt sich in der That beim Abbé Fortier nur so lange auf, als er brauchte, um in die Hände seiner Schwester den Brief des Doctors, Sebastian Gilbert und fünf doppelte Louis d'or, bestimmt zu Bezahlung seiner Pension, zu übergeben.

Die Schwester des Abbé Fortier hatte Anfangs gewaltig bange, als sie durch die Gartenthüre den furchtbaren Soldaten hereinkommen sah; bald aber erkannte sie unter dem Helme des Dragoners das freundliche, redliche Gesicht, das sie ein wenig beruhigte.

Der Anblick der fünf doppelten Louis d'or beruhigte sie ganz und gar.

Diese Angst war um so leichter erklärlich bei der armen alten Jungfer, als der Abbé Fortier ausgegangen war, um seine Zöglinge spazieren zu führen, und als sie sich völlig allein im Hause befand.

Pitou, nachdem er den Brief und die fünf doppelten Louis d'or übergeben hatte, umarmte Sebastian und ging weg, indem er mit einer ganz militärischen Windbeutelei seinen Helm auf seinen Kopf drückte.

Sebastian vergoß ein paar Thränen, als er sich von Pitou trennte, obgleich die Trennung nicht lange dauern sollte und seine Gesellschaft nicht erquicklich war; aber die Heiterkeit, die Milde, die ewige Gefälligkeit hatten das Herz des jungen Gilbert gerührt. Pitou war von der Natur jener großen, guten Neufundländer Hunde, die uns zuweilen ermüden, am Ende aber doch, indem sie uns lecken, unsern Zorn entwaffnen.

Eines milderte den Kummer von Sebastian: daß ihm Pitou versprach, er werde ihn oft besuchen. Eines milderte den Kummer von Pitou: daß ihm Sebastian dankte.

Folgen wir nun ein wenig unserem Helden vom

Hause des Abbé Fortier zu dem seiner Tante Angélique, das, wie man weiß, am Ende des Pleux lag.

Als Pitou vom Abbé Fortier wegging, fand er ungefähr zwanzig Personen, welche auf ihn warteten. Sein seltsamer Putz, dessen Beschreibung schon die ganze Stadt durchlaufen hatte, war theilweise der Versammlung bekannt. Da man ihn so von Paris zurückkommen sah, wo man sich schlug, so nahm man an, Pitou habe sich geschlagen, und man wollte Neuigkeiten von ihm erfahren.

Diese Neuigkeiten gab Pitou mit seiner gewöhnlichen Majestät; er erzählte die Einnahme der Bastille, die Heldenthaten von Billot und von Herrn Maillard, von Elie und von Herrn Hullin; wie Billot in die Gräben der Festung gefallen war, und wie er, Pitou, ihn herausgezogen; wie man endlich Herrn Gilbert gerettet hatte, der seit acht bis zehn Tagen zu den Gefangenen gehörte.

Die Zuhörer wußten schon ungefähr Alles, was Ihnen Pitou erzählte, aber sie hatten diese Einzelheiten in den Zeitungen gelesen, und so interessant ein Journalist in dem, was er schreibt, sein mag, er ist es doch immer weniger, als ein Augenzeuge, der erzählt, den man unterbrechen kann und der wieder aufnimmt, den man befragen kann und der antwortet.

Pitou nahm aber wieder auf, antwortete, gab alle Details, behandelte alle Unterbrechungen mit einer großen Gefälligkeit, ertheilte alle Antworten mit großer Freundlichkeit.

Daraus ging hervor, daß es, nachdem er ungefähr eine Stunde lang Details vor der von Zuhörern belagerten Thüre des Abbé Fortier in der Rue de Soissons gegeben hatte, einem der Anwesenden, als er einige Merkmale der Unruhe sich auf dem Gesichte von Pitou offenbaren sah, einfiel, zu sagen:

„Ah! er ist müde, der arme Pitou, und wir halten ihn hier auf den Beinen, statt ihn zu seiner Tante

Angélique zurückkehren zu lassen. Die liebe, arme alte Jungfer, sie wird so glücklich sein, ihn wiederzusehen!"

„Ich bin nicht müde," erwiederte Pitou, „ich habe Hunger. Ich bin nie müde, aber ich habe immer Hunger!"

Dann, vor dieser naiven Erklärung, trat die Menge, welche die Bedürfnisse des Magens von Pitou respectirte, ehrerbietig auseinander, und Pitou konnte, gefolgt von einigen Neugierigen, welche hitziger waren, als die Andern, den Weg nach dem Pleux, das heißt nach dem Hause der Tante Angélique nehmen.

Die Tante Angélique war abwesend, sie machte ohne Zweifel ihre Runde in der Nachbarschaft, und die Thüre war geschlossen.

Mehrere Personen boten Pitou nun an, er möge bei ihnen die Nahrung, die er nöthig hatte, zu sich nehmen, aber Pitou schlug es stolz aus.

„Du siehst wohl, mein guter Pitou, daß die Thüre Deiner Tante geschlossen ist," sagte man zu ihm.

„Die Thüre einer Tante vermöchte nie vor einem unterwürfigen und hungerigen Neffen geschlossen zu bleiben," sprach er pathetisch.

Und er zog seinen großen Säbel, dessen Anblick die Weiber und die Kinder zurückweichen machte, schob das Ende davon zwischen den Riegel und die Schließkappe des Schlosses, drückte kräftig, und die Thüre öffnete sich zur großen Bewunderung aller Anwesenden, welche die Heldenthaten von Pitou nicht mehr in Abrede zogen, so bald sie ihn so verwegen sich dem Zorne der alten Jungfer aussetzen sahen.

Das Innere des Hauses war genau dasselbe wie zur Zeit von Pitou: der bekannte lederne Lehnstuhl nahm königlich die Mitte der Stube ein, ein paar verkrüppelte Sessel bildeten den hinkenden Hof des großen Lehnstuhls; im Hintergrunde war der Brodkasten, rechts der Speiseschrank und der Kamin.

Pitou trat mit einem sanften Lächeln in das Haus ein; er hatte nichts gegen diese armseligen Meubles; im Gegentheil, es waren Freunde aus seiner Kindheit. Sie waren allerdings beinahe so hart als die Tante Angélique, doch wenn man sie öffnete, fand man wenigstens etwas Gutes in ihnen, während man, wenn man die Tante Angélique geöffnet hätte, sicherlich das Innere noch viel trockener und schlechter als das Aeußere gefunden haben würde.

Pitou gab auf der Stelle einen Beweis von dem, was wir behaupten, den Personen, die ihm gefolgt waren und, als sie sahen, was vorging, von außen herein schauten, neugierig, zu erfahren, was bei der Rückkehr der Tante Angélique geschehen würde.

Es ließ sich leicht sehen, daß diese paar Personen voll Mitgefühl für Pitou waren.

Pitou hatte, wie gesagt, Hunger, Hunger in einem Grade, daß man es an der Veränderung seines Gesichtes hatte wahrnehmen können.

Er verlor auch keine Zeit und ging gerade auf den Brodkasten und den Speiseschrank zu.

Einst, — wir sagen einst, obgleich kaum drei Wochen seit dem Abgange von Pitou verlaufen sind, denn unserer Ansicht nach mißt sich die Zeit nicht nach der Dauer, sondern nach den vorgefallenen Ereignissen; — einst, wäre er nicht etwa durch den bösen Geist oder einen unwiderstehlichen Hunger, zwei höllische Mächte, die sich ungemein gleichen, angetrieben worden, — einst hätte sich Pitou auf die Schwelle der geschlossenen Thüre gesetzt und demüthig auf die Rückkehr der Tante Angélique gewartet; wäre sie zurückgekehrt, so hätte er sie mit einem sanften Lächeln gegrüßt und ihr Platz gemacht, um sie vorüber zu lassen; nachdem sie eingetreten, wäre er auch eingetreten, und dann hätte er das Brod und das Messer geholt, um sich seinen Theil abschneiden zu lassen; wäre sein Theil abgeschnitten gewesen, so hätte er mit einem lüsternen Auge, mit

einem einfachen feuchten und magnetischen Blick, magnetisch in dem Grade, um den Käse oder den Leckerbissen herbeizurufen, nach dem Brette des Speiseschrankes geschaut, worauf diese Gegenstände lagen.

Eine Electricität, welche selten, aber doch zuweilen von günstigem Erfolge war.

Heute, da Pitou ein Mann geworden, machte er es nicht mehr so; er öffnete ruhig den Brodkasten, zog aus seiner Tasche sein breites Messer, nahm das Brod und schnitt eckig ein Stück ab, das ein gutes Kilogramm wägen mochte, wie man so zierlich seit der Annahme der neuen Maße sagt.

Dann ließ er wieder das Brod in den Kasten und den Deckel auf das Brod fallen.

Wonach er, ohne etwas von seiner Ruhe zu verlieren, den Speiseschrank öffnete.

Es kam Pitou wohl einen Augenblick vor, als hörte er das Brummen der Tante Angélique, aber der Speiseschrank ächzte auf seinem Scharnier, und dieses Geräusch, das die ganze Macht der Wirklichkeit hatte, erstickte das andere, das nur den Einfluß der Phantasie ausübte.

Zur Zeit, wo Pitou zum Hause gehörte, verschanzte sich die geizige Tante hinter Widerstandsvorräthen; das war der Käse von Maroles oder das dünne Stück Speck, umgeben von grünen Blättern von einem ungeheuren Kohl; doch seitdem dieser fabelhafte Esser die Gegend verlassen hatte, bereitete sich die Tante trotz ihres Geizes gewisse Gerichte, welche eine Woche dauerten und denen es nicht an einem gewissen Werthe gebrach.

Bald war es ein gedämpftes Rindfleisch, umgeben von Moorrüben und Zwiebeln, im Fett vom vorhergehenden Tag gekocht; bald ein Ragout von Hammelfleisch und weißen Rüben mit schmackhaften Kartoffeln, so dick wie Kindsköpfe und so lang wie Kürbisse; bald ein Kalbsfuß, den man mit Zipollen und Schalotten,

in Essig eingemacht, würzte; bald war es ein riesiger Pfannkuchen, im großen Ofen gebacken und mit Schnittlauch und Petersilie bestreut, oder mit Speckschnitten emaillirt, wovon eine einzige für das Mahl der Alten, selbst an Tagen ihres großen Appetits genügte.

Die ganze Woche hindurch sprach die Tante Angélique diesen Gerichten mit Bescheidenheit zu und machte an dem kostbaren Stück nur gerade nach den Bedürfnissen des Augenblicks Bresche.

Alle Tage freute sie sich, daß sie so gute Dinge allein zu verzehren hatte, und während dieser seligen Woche dachte sie so oft an ihren Neffen Ange Pitou, als sie die Hand in die Schüssel streckte und als sie den Bissen an ihre Lippen führte.

Pitou hatte Glück.

Er traf einen Tag, es war der Montag, wo die Tante Angélique in Reis einen alten Hahn hatte kochen lassen; dieser Hahn hatte, obgleich umgeben von einer kräftigen Scheidewand von Teig, so gesotten, daß die Knochen das Fleisch verlassen hatten und daß das Fleisch beinahe zart geworden war.

Das Gericht war furchtbar; es bot sich in einer tiefen, außen schwarzen, sonst aber glänzenden und reizvollen Schüssel.

Das Fleisch überragte den Reis, wie die kleinen Inseln einen weiten See, und der Kamm des Hahns erhob sich zwischen den vielfachen Pics, wie der Kamm von Ceuta an der Meerenge von Gibraltar.

Pitou hatte nicht einmal die Artigkeit, ein ach! der Bewunderung von sich zu geben, als er dieses herrliche Gericht sah.

Durch die Küche verdorben, vergaß der Undankbare, daß nie eine solche Herrlichkeit den Speiseschrank der Tante Angélique bewohnt hatte.

Er hielt sein Stück Brod in der rechten Hand, faßte die Schüssel mit der linken und hielt sie im Gleichgewicht durch den Druck seines breiten Daumens, den

er bis an das erste Glied in ein compactes Fett von vortrefflichem Geruch tauchte.

In diesem Augenblick kam es Pitou vor, als stellte sich ein Schatten zwischen das Licht der Thüre und ihn.

Er wandte sich lächelnd um, denn Pitou war eine von jenen naiven Naturen, bei denen sich die Befriedigung des Herzens im Gesichte ausprägt.

Dieser Schatten war der Körper der Tante Angélique.

Der Tante Angélique, welche noch geiziger, herber, vertrockneter als je.

Früher, wir sind genöthigt, unablässig wieder auf dieselbe Figur, das heißt auf die Vergleichung zurückzukommen, in Betracht, daß die Vergleichung allein unsere Gedanken ausdrücken kann, früher hätte Pitou beim Anblick der Tante Angélique die Schüssel fallen lassen, und während sich die Tante Angelique in Verzweiflung gebückt haben würde, um die Trümmer ihres Hahns und die Theilchen von ihrem Reis aufzulesen, wäre er über ihren Kopf gesprungen und, sein Brod unter seinem Arme haltend, entflohen.

Aber Pitou war nicht mehr derselbe; sein Helm und sein Säbel veränderten ihn weniger im Aeußeren, als ihn sein Umgang mit den großen Philosophen der Zeit in moralischer Hinsicht geändert hatte.

Statt erschrocken vor seiner Tante zu fliehen, näherte er sich ihr mit einem anmuthigen Lächeln, streckte die Arme aus, umfing sie, obgleich sie dem Drucke zu entweichen suchte, mit seinen zwei Fühlhörnern, genannt Arme, und schloß die alte Jungfer an seine Brust, während seine Hände, die eine beladen mit dem Brod und dem Taschenmesser, die andere mit der Schüssel und dem Hahn in Reis, sich hinter ihrem Rücken kreuzten.

Dann, als er diesen Act des Nepotismus, welchen er als eine seiner Stellung vorgeschriebene Aufgabe

betrachtete, vollbracht hatte, athmete er mit der ganzen Fülle seiner Lunge und sprach:

„Nun wohl, ja, Tante Angélique, es ist der arme Pitou."

Bei diesem ungewohnten Umfangen hatte sich die alte Jungfer vorgestellt, von ihr auf frischer That ertappt, habe sie Pitou ersticken wollen, wie Hercules einst den Anteus erstickt hatte.

Sie athmete also ihrerseits, als sie sich von diesem gefährlichen Drucke befreit sah.

Nur war der Tante nicht entgangen, daß Pitou nicht einmal seine Bewunderung beim Anblick des Hahns geoffenbart hatte.

Doch Eines benahm der Tante Angélique den Athem noch ganz anders, nämlich, daß Pitou, der es früher, wenn sie in ihrem ledernen Lehnstuhl thronte, nicht einmal wagte, sich auf einen der verstümmelten Sessel oder auf einen von den hinkenden Schemeln, von denen er umgeben war, zu setzen, daß Pitou, nachdem er sie umarmt, sich bequem in ihren Lehnstuhl gesetzt, seine Schüssel zwischen seine Beine gestellt und sie in Angriff zu nehmen begonnen hatte.

Mit seiner mächtigen Rechten, wie die Schrift sagt, hielt er das schon erwähnte Messer mit breiter Klinge, einen wahren Spatel, mit dem Polyphem seine Suppe gegessen hätte.

Mit der andern Hand hielt er ein Stück Brod, drei Finger breit, sechs Zoll lang, mit dem er gegen den Reis der Schüssel losfegte, während seinerseits das Messer in seiner Dankbarkeit das Fleisch auf das Brod trieb.

Ein geschicktes und unbarmherziges Manoeuvre, welches nach einigen Minuten zur Folge hatte, daß es das blau und weiße Fayence vom Innern der Schüssel erscheinen ließ, wie bei der Ebbe die Ringe und Steine der Hafendämme erscheinen, von denen sich das Wasser zurückgezogen hat.

Die erschreckliche Bangigkeit der Tante Angélique zu schildern, ihre Verzweiflung zu schildern, darauf müssen wir verzichten.

Sie glaubte jedoch einen Augenblick, schreien zu können.

Sie konnte es nicht.

Pitou lächelte mit einer so bezaubernden Miene, daß der Schrei auf den Lippen der Tante Angélique verschied.

Da versuchte sie es, auch zu lächeln, in der Hoffnung, das grimmige Thier zu beschwören, das man den Hunger nennt, und das gerade in den Eingeweiden ihres Neffen wohnte.

Doch das Sprüchwort hat Recht, die hungerigen Eingeweide von Pitou blieben taub und stumm.

Als sie mit ihrem Lächeln zu Ende war, weinte die Tante.

Das belästigte Pitou ein wenig, aber es verhinderte ihn durchaus nicht, zu essen.

„Ho! ho! meine Tante," sagte er, „wie gut sind Sie, daß Sie so aus Freude über meine Ankunft weinen. Ich danke, meine gute Tante, ich danke."

Und er aß weiter.

Die französische Revolution hatte offenbar diesen Menschen völlig entartet.

Er verschlang drei Viertel des Hahns, ließ ein wenig Reis auf dem Grunde der Schüssel und sprach:

„Meine gute Tante, Sie mögen den Reis lieber, nicht wahr? Das ist zarter für Ihre Zähne; ich lasse Ihnen den Reis."

Bei dieser Aufmerksamkeit, die sie ohne Zweifel für einen Spott hielt, wäre die Tante Angélique beinahe erstickt. Sie rückte entschlossen auf den jungen Pitou zu, riß ihm die Schüssel aus den Händen und stieß eine Blasphemie aus, welche zwanzig Jahre später ein Grenadier von der alten Garde vortrefflich vervollständigt hätte.

Pitou gab einen Seufzer von sich.

„Oh! meine Tante, nicht wahr, Sie beklagen Ihren Hahn?"

„Der Schurke!" rief die Tante Angélique; „ich glaube, er spottet meiner."

Pitou stand aber auf und sprach majestätisch:

„Meine Tante, es ist durchaus nicht meine Absicht, nichts zu bezahlen; ich habe Geld. Ich werde mich, wenn Sie wollen, bei Ihnen in Pension geben, nur muß ich mir das Recht vorbehalten, selbst die Rechnung zu machen."

„Schuft!" rief die Tante Angélique.

„Nehmen wir die Portion zu vier Sous an, ich bin Ihnen ein Mahl schuldig, vier Sous für Reis und zwei Sous für Brod, das macht sechs Sous."

„Sechs Sous!" rief die Tante. „Sechs Sous! das ist allein für acht Sous Reis und für sechs Sous Brod!"

„Auch habe ich den Hahn nicht gerechnet, meine gute Tante, in Betracht, daß er von Ihrem Geflügelhofe ist. Es ist ein alter Bekannter von mir, ich habe ihn sogleich an seinem Kamm erkannt."

„Er ist dennoch seinen Preis werth."

„Er ist neun Jahre alt. Ich habe ihn für Sie unter dem Bauche seiner Mutter gestohlen, er war nicht faustgroß, und Sie haben mich sogar geschlagen, weil ich Ihnen nicht zugleich mit ihm das Korn brachte, um ihn am andern Tag zu füttern. Mamselle Catherine hat mir das Korn geschenkt. Das war mein Gut. Ich habe mein Gut verzehrt; ich hatte das Recht dazu."

Trunken vor Zorn, vernichtete die Tante diesen Revolutionär mit dem Blicke.

Sie hatte keine Stimme mehr.

„Fort von hier," murmelte sie.

„Auf der Stelle, nachdem ich zu Mittag gespeist, und ohne mir Zeit zu lassen, meine Verdauung zu machen? Ah! das ist nicht artig, meine Tante."

„Fort!“

Pitou, der sich wieder gesetzt hatte, stand auf: er bemerkte, nicht ohne eine lebhafte Befriedigung, daß sein Magen nicht ein Körnchen Reis mehr hätte fassen können.

„Meine Tante,“ sprach er majestätisch, „Sie sind eine schlechte Verwandte. Ich will Ihnen beweisen, daß Sie dasselbe Unrecht gegen mich begehen, wie früher, daß Sie immer noch so hart und geizig sind. Nun denn! Sie sollen nicht überall von mir sagen, ich sei ein Mensch, der Alles auffresse.“

Er stellte sich auf die Thürschwelle und rief mit einer Stentorstimme, die nicht nur von den Neugierigen, welche Pitou begleitet und dieser Scene beigewohnt hatten, sondern auch von Gleichgültigen, die in einer Entfernung von fünfhundert Schritten vorübergingen, gehört werden konnte:

„Ich nehme diese braven Leute zu Zeugen, daß ich zu Fuß von Paris ankomme, nachdem ich die Bastille erstürmt; daß ich müde war; daß ich Hunger hatte; daß ich mich setzte; daß ich bei meiner Verwandten gegessen, und daß man mir so hart meine Nahrung vorgeworfen und mich so unbarmherzig fortgejagt hat, daß ich zu gehen genöthigt bin.“

Pitou legte so viel Pathos in diese Rede, daß die Nachbarn gegen die Alte zu murren anfingen.

„Ein armer Reisender, der neun Meilen zu Fuß zurückgelegt hat,“ fuhr Pitou fort, „ein redlicher Junge, beehrt mit dem Vertrauen von Herrn Billot und Herrn Gilbert, der Sebastian Gilbert zum Abbé Fortier zurückgebracht hat; ein Sieger der Bastille, ein Freund von Herrn Bailly und vom General Lafayette. Ich nehme Euch zu Zeugen, daß man mich weggejagt.“

Das Gemurre nahm zu.

„Und,“ fuhr er fort, „da ich kein Bettler bin, da ich, wenn man mir mein Brod vorwirft, es bezahle,

so ist hier ein kleiner Thaler, den ich als Bezahlung von dem, was ich bei meiner Tante gegessen, niederlege."

So sprechend, zog Pitou stolz einen Thaler aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch, von wo er vor Aller Augen in die Schüssel zurücksprang und halb in den Reis eindrang.

Dieser letzte Zug gab der Alten den Rest, sie neigte das Haupt unter der allgemeinen Verdammung, die sich durch ein langes Gemurre übersetzte; zwanzig Arme streckten sich gegen Pitou aus, dieser verließ die Hütte, schüttelte auf der Schwelle den Staub von seinen Schuhen und verschwand, geleitet von einer Menge von Leuten, die ihm Tisch und Bett anboten, glücklich, einen Sieger der Bastille, einen Freund von Herrn Bailly und vom General Lafayette zu beherbergen.

Die Tante raffte den Thaler auf, trocknete ihn und legte ihn in die Lade, wo er in Gesellschaft von mehreren anderen auf seine Verwandlung in einen alten Louis d'or warten mußte.

Doch indem sie diesen auf eine so sonderbare Art zu ihr gekommenen Thaler aufbewahrte, seufzte sie und bedachte, daß Pitou vielleicht das Recht hatte, Alles zu essen, da er so gut bezahlte.

LVIII.

Pitou revolutionär.

Pitou wollte, nachdem er den ersten Pflichten des Gehorsams entsprochen hatte, die ersten Bedürfnisse seines Herzens befriedigen.

Es ist eine sehr sanfte Sache um das Gehorchen, wenn der Befehl des Herrn alle geheimen Sympathien desjenigen, welcher gehorcht, verwirklicht.

Er schlug also einen kräftigen Schritt an, folgte

dem Gäßchen, das vom Pleux nach der Straße von Lonnet führt und gleichsam einen grünen Gürtel aus seinen beiden Hecken für diese Seite der Stadt macht, und warf sich querfeldein, um schneller zu dem Pachthofe von Pisseleux zu gelangen.

Doch bald wurde sein Lauf ruhiger; jeder Schritt rief eine Erinnerung in ihm zurück.

Wenn man in die Stadt oder in das Dorf zurückkehrt, wo man geboren ist, geht man auf seiner Jugend, geht man auf seinen vergangenen Tagen, die sich, sagt der englische Dichter, wie ein Teppich unter den Füßen ausbreiten, um dem Reisenden, der zurückkehrt, Ehre anzuthun.

Man findet auf jedem Schritte eine Erinnerung in einem Schlage seines Herzens.

Hier hat man gelitten; dort ist man glücklich gewesen; hier hat man vor Schmerz geschluchzt; dort hat man vor Freude geweint.

Pitou, der kein Analyst war, war wohl genöthigt, ein Mensch zu sein; er häufte von der Vergangenheit den ganzen Weg entlang an, und er kam die Seele voll von Empfindungen nach dem Pachthofe der Mutter Billot.

Als er hundert Schritte vor sich den langen Kamm der Dächer erblickte, als er mit den Augen die alten Ulmen maß, die sich krümmen, um von oben herab die moosbewachsenen Kamine rauchen zu sehen; als er den entfernten Lärmen des Viehs, das lebt und spricht, der Hunde, welche knurren, der Wagen, welche rollen, hörte, richtete er seinen Helm auf seinem Kopfe zurecht, befestigte er an seiner Seite seinen Dragonersäbel und suchte sich eine muthige Haltung zu geben, wie es sich für einen Verliebten und einen Militär geziemt.

Niemand erkannte ihn Anfangs.

Ein Knecht ließ die Pferde an der Lache trinken.

Er hörte Geräusch, wandte sich um und erblickte

durch den zerzausten Kopf einer Weide Pitou, oder vielmehr einen Helm und einen Säbel.

Der Knecht war ganz erstaunt.

Pitou, als er an ihm vorüberkam, rief:

„He! Barnaut! guten Morgen, Barnaut!"

Der Knecht wunderte sich sehr, als er sah, daß dieser Helm und dieser Säbel seinen Namen wußten, nahm seinen kleinen Hut ab und ließ die Leine seiner Pferde los.

Pitou ging lächelnd weiter.

Doch der Knecht war nicht beruhigt; das wohlwollende Lächeln von Pitou war unter seinem Helme begraben geblieben.

Zugleich erblickte die Mutter Billot durch das Fenster des Speisezimmers den Militär.

Sie stand auf.

Man lebte damals in Besorgniß auf dem Lande; es verbreiteten sich erschreckliche Gerüchte; man sprach von Räubern, welche die Wälder umhieben und die Ernten noch grün abschnitten.

Was bedeutete die Ankunft dieses Soldaten; war es Angriff, war es Hülfe?

Die Mutter Billot hatte Pitou mit einem einzigen Blick in seinem Gesammtwesen umfaßt, sie fragte sich, warum so bäuerische Hosen bei einem so glänzenden Helme, und, müssen wir es sagen, sie neigte sich in ihren Muthmaßungen eben so sehr auf die Seite des Verdachts, als auf die Seite der Hoffnung.

Der Soldat, wer er auch sein mochte, trat in die Küche ein.

Die Mutter Billot ging dem Ankömmling zwei Schritte entgegen.

Pitou, seinerseits, um in der Höflichkeit nicht zurückzubleiben, nahm seinen Helm ab.

„Ange Pitou!" rief sie, „Ange hier!"

„Guten Morgen, Frau Billot," antwortete er.

„Ange! Oh! mein Gott, wer hätte das errathen; doch Du bist also in Militärdiensten?"

„Oh! in Diensten!" versetzte Pitou.

Und er lächelte mit Erhabenheit.

Dann schaute er umher, suchend, was er nicht sah.

Die Mutter Billot lächelte; sie errieth den Zweck der Blicke von Pitou.

Sie sagte einfach:

„Du suchst Catherine?"

„Um ihr mein Compliment zu machen," erwiederte Pitou, „ja, Frau Billot."

„Sie läßt Wäsche trocknen. Auf, setze Dich, schau' mich an und sprich mit mir."

„Das will ich wohl," erwiederte Pitou. „Guten Tag, guten Tag, guten Tag, Frau Billot."

Pitou nahm einen Stuhl.

Um ihn gruppirten sich bei den Thüren und auf den Stufen der Treppen alle Mägde und Knechte des Pachthofes, herbeigezogen durch die Erzählung des Stallknechts.

Und bei jeder neuen Ankunft hörte man flüstern:

„Das ist Pitou . . ."

„Ja er ist es!"

„Bah!!"

Pitou ließ einen wohlwollenden Blick auf seinen alten Kameraden umherlaufen. Sein Lächeln war eine Liebkosung für die Mehrzahl.

„Und Du kommst von Paris, Ange?" fuhr die Gebieterin des Hauses fort.

„Geraden Wegs, Frau Billot."

„Wie geht es unserem Herrn?"

„Sehr gut, Frau Billot."

„Wie geht es in Paris?"

„Sehr schlecht, Frau Billot."

„Oh!"

Und der Kreis der Zuhörer zog sich enger zusammen.

Catherine wieder anfangen müssen, und das ist lang," erwiederte Pitou.

Zwei bis drei Personen eilten nach dem Waschhause, um Mademoiselle Catherine zu holen.

Doch während alle Welt nach einer Seite lief, wandte Pitou maschinenmäßig die Augen nach der Treppe, die in den ersten Stock führte, und da der Wind von unten einen Luftzug mit oben gemacht hatte, so erblickte er durch eine offene Thüre Catherine, welche aus einem Fenster schaute.

Catherine schaute nach dem Walde, das heißt, in der Richtung von Boursonne.

Catherine war dergestalt in ihr Schauen vertieft, daß nichts von dieser Bewegung sie berührt, daß nichts im Innern ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, welche ganz von dem, was außen vorging, in Anspruch genommen war.

„Ah! ah!" sagte er seufzend, „nach dem Walde, nach Boursonne, nach Herrn Isidor von Charny; ja, so ist es."

Und er stieß einen zweiten Seufzer aus, der noch kläglicher, als der erste.

In diesem Augenblick kamen die Boten, nicht nur vom Waschhause, sondern von allen Orten, wo Catherine sein konnte, zurück.

„Nun?" fragte Frau Billot.

„Wir haben sie nicht gesehen."

„Catherine! Catherine!" rief Frau Billot.

Das Mädchen hörte nichts.

Pitou wagte es nun, zu sprechen.

„Frau Billot," sagte er, „ich weiß wohl, warum man Mademoiselle Catherine nicht im Waschhause gefunden hat."

„Warum hat man sie nicht dort gefunden?"

„Ei! weil sie nicht dort ist."

„Du weißt also, wo sie ist?"

„Ja."

„Wo ist sie?"

„Sie ist oben."

Und er nahm die Pächterin bei der Hand, ließ sie die drei bis vier ersten Stufen der Treppe hinaufsteigen und zeigte ihr Catherine, welche auf dem Rande des Fensters im Rahmen der Winden und des Epheu saß.

„Sie macht sich den Kopf zurecht," sagte die gute Frau.

„Ach! nein, er ist ganz zurecht gemacht," antwortete Pitou schwermüthig.

Die Pächterin schenkte der Schwermuth von Pitou keine Aufmerksamkeit und rief mit starker Stimme:

„Catherine! Catherine!"

Das Mädchen bebte überrascht, schloß rasch sein Fenster und fragte:

„Was gibt es?"

„Ei! so komm' doch, Catherine," rief die Mutter Billot, die nicht an der Wirkung zweifelte, welche ihre Worte hervorbringen würden. „Ange ist von Paris angekommen."

Pitou horchte mit Bangen auf die Antwort, welche Catherine geben würde.

„Ah!" machte sie kalt.

So kalt, daß dem armen Pitou das Herz sank.

Und sie stieg die Treppe mit dem Phlegma hinab, das die Flamänderinnen in den Gemälden von Van Ostede oder von Brouwer haben.

„Ah!" sprach sie, als sie den Boden berührte, „er ist es."

Pitou verbeugte sich roth und schauernd.

„Er hat einen Helm," sagte eine Magd der jungen Gebieterin in's Ohr.

Pitou hörte das Wort und studirte die Wirkung davon im Gesichte von Catherine.

Ein reizendes Gesicht, vielleicht ein wenig bleich geworden, aber noch mehr voll und sammetartig.

Catherine zeigte aber keine Bewunderung für den Helm von Pitou.

„Ah! er hat einen Helm," sagte sie, „wozu?"

Diesmal gewann die Entrüstung die Oberhand im Herzen des ehrlichen Jungen.

„Ich habe einen Helm und einen Säbel," sprach er mit Stolz, „weil ich mich geschlagen und Dragoner und Schweizer getödtet habe, und wenn Sie daran zweifeln, so werden Sie Ihren Vater fragen, Mademoiselle Catherine . . . so ist es."

Catherine war so zerstreut, daß sie nur den letzten Theil der Antwort von Pitou zu hören schien.

„Wie geht es meinem Vater?" fragte sie, „und warum kommt er nicht mit Ihnen zurück? Sind die Nachrichten von Paris schlecht?"

„Sehr schlecht," erwiederte Pitou.

„Ich glaubte, Alles sei in Ordnung gebracht gewesen," versetzte Catherine.

„Ja, das ist wahr; doch Alles ist wieder in Unordnung gebracht."

„Hat nicht Einklang des Volks und des Königs stattgefunden, ist nicht Herr Necker zurückberufen worden?"

„Es handelt sich wohl um Herrn Necker," erwiederte Pitou anmaßend.

„Das hat aber doch das Volk zufrieden gestellt, nicht wahr?"

„So gut zufrieden gestellt, daß das Volk im Zuge ist, sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und alle seine Feinde zu tödten."

„Alle seine Feinde!" rief Catherine erstaunt. „Und wer sind denn die Feinde des Volks?"

„Die Aristokraten."

Catherine erbleichte.

„Was nennt man denn die Aristokraten?" fragte sie.

„Ei! diejenigen, welche große Güter haben, — diejenigen, welche schöne Schlösser haben, — diejenigen, welche Alles haben, während wir nichts haben."

„Ferner, ferner," sagte Catherine ungeduldig.

„Die Leute, welche die schönen Pferde und die schönen Wagen haben, während wir zu Fuße gehen."

„Mein Gott!" rief das Mädchen entsetzlich erbleichend.

Pitou bemerkte diese Veränderung in ihren Zügen.

„Ich nenne Aristokraten Personen von Ihrer Bekanntschaft."

„Von meiner Bekanntschaft?"

„Von unserer Bekanntschaft?" fragte die Mutter Billot.

„Aber wen denn?" fragte Catherine.

„Herrn Berthier von Sauvigny, zum Beispiel."

„Herrn Berthier von Sauvigny?"

„Der Ihnen die goldenen Ohrringe geschenkt hat, die Sie an dem Tage trugen, wo Sie mit Herrn Isidor tanzten."

„Nun?"

„Nun! ich habe Leute gesehen, die sein Herz fraßen, ich, der ich mit Ihnen spreche!"

Ein entsetzlicher Schrei drang aus der Brust Aller hervor. Catherine warf sich auf den Stuhl zurück, den sie genommen hatte.

„Du hast das gesehen?" sagte die Mutter Billot vor Entsetzen.

„Und Herr Billot hat es auch gesehen!"

„Ach! mein Gott."

„Ja," fuhr Pitou fort, „zu dieser Stunde muß man alle Aristokraten von Paris und von Versailles getödtet oder verbrannt haben."

„Das ist gräßlich," murmelte Catherine.

„Gräßlich! und warum denn? Sie sind keine Aristokratin, Sie, Frau Billot?"

„Herr Pitou," sprach Catherine mit einer düstern Energie, „mir scheint, Sie waren nicht so grimmig, ehe Sie nach Paris abgingen."

„Und ich bin es nicht mehr, Mademoiselle," erwiederte Pitou sehr erschüttert, „aber . . ."

„Dann rühmen Sie sich nicht der Verbrechen, welche die Pariser begehen, da Sie kein Pariser sind, und da Sie diese Verbrechen nicht begangen haben."

„Ich habe sie so wenig begangen, daß Herr Billot und ich beinahe, Herrn Berthier vertheidigend, umgebracht worden wären."

„Oh! mein Vater! mein braver Vater! daran erkenne ich ihn!" rief Catherine begeistert.

„Mein würdiger Mann!" sprach die Mutter Billot mit feuchten Augen. „Ei! was hat er denn gethan?"

Pitou erzählte die erschreckliche Scene auf der Grève, die Verzweiflung von Billot und seinen Wunsch, nach Villers-Cotterets zurückzukehren.

„Warum ist er denn nicht gekommen?" sprach Catherine mit einem Ausdruck, der das Herz von Pitou tief bewegte, wie eine von den unglücklichen Prophezeiungen, welche die Wahrsager so tief in die Gemüther eindringen zu machen wußten.

Die Mutter Billot faltete die Hände.

„Herr Gilbert hat es nicht gewollt," antwortete Pitou.

„Herr Gilbert will also, daß man meinen Mann tödte?" versetzte die Mutter Billot schluchzend.

„Will er, daß das Haus meines Vaters verloren sei?" fügte Catherine mit demselben Tone finsterer Schwermuth bei.

„Oh! nein!" rief Pitou. „Herr Gilbert und Herr Billot sind mit einander übereinig kommen. Herr Billot wird noch einige Zeit in Paris bleiben, um die Revolution zu Ende zu bringen."

„Sie Beide allein wollen das?" fragte die Mutter Billot.

„Nein, mit Herrn von Lafayette und Herrn Bailly."

„Ah!" rief die Pächterin mit Bewunderung, „sobald er mit Herrn von Lafayette und Herrn Bailly ist . . ."

„Wann gedenkt er zurückzukommen?" fragte Catherine.

„Oh! was das betrifft, ich weiß es nicht."

„Und Du, Pitou, wie bist Du denn zurückgekommen?"

„Ich, ich habe zum Abbé Fortier Sebastian Gilbert geführt, und ich bin hierher gekomm'n, um die Instructionen von Herrn Billot zu überbringen."

Pitou erhob sich nach diesen Worten nicht ohne eine gewisse diplomatische Würde, welche, wenn nicht von den Dienstboten, doch wenigstens von den Gebietern begriffen wurde.

Die Mutter Billot stand auch auf und entließ ihre Leute.

Catherine, welche sitzen geblieben war, studirte bis in die Tiefe der Seele den Gedanken von Pitou, ehe er über seine Lippen kam.

„Was wird er mir sagen lassen?" fragte sie sich.

LIX.

Frau Billot dankt ab.

Um den Willen des geehrten Vaters zu hören, vereinigten die zwei Frauen ihre ganze Aufmerksamkeit. Pitou wußte wohl, daß die Aufgabe ziemlich schwierig war; er hatte die Mutter Billot und Catherine bei der Arbeit gesehen; er kannte die Gewohnheit des Befehlens der Einen, die unbändige Unabhängigkeit der Andern.

Catherine, ein so sanftes, ein so arbeitsames, ein so gutes Mädchen, hatte gerade durch die Wirkung aller dieser Eigenschaften eine ungeheure Gewalt über alle Welt im Pachthofe erlangt; und was ist der Herrschgeist, wenn nicht ein fester Wille, nicht zu gehorchen?

Pitou, indem er seinen Auftrag auseinandersetzte,

wußte ganz genau, welches Vergnügen er der Einen machen, und welchen Kummer er der Andern bereiten würde.

Auf die secundäre Rolle zurückgewiesen, kam ihm die Mutter Billot wie eine unregelmäßige, alberne Sache vor. Das vergrößerte Catherine in Beziehung auf Pitou, und Catherine bedurfte dessen nicht unter den gegenwärtigen Umständen.

Aber er repräsentirte im Pachthofe einen von den Herolden von Homer, einen Mund, ein Gedächtniß, und nicht einen Verstand. Er drückte sich in folgenden Worten aus:

„Frau Billot, es ist die Absicht von Herrn Billot, daß Sie sich so wenig als möglich plagen."

„Wie so?" fragte die gute Frau erstaunt.

„Was bedeutet das Wort plagen?" fragte die junge Catherine.

„Das bedeutet," antwortete Pitou, „daß die Verwaltung eines Pachthofes wie der Ihrige eine Regierung voller Sorgen und Arbeiten ist; es sind Händel zu machen . . ."

„Nun?" versetzte die gute Frau.

„Bezahlungen . . ."

„Nun?"

„Feldgeschäfte . . ."

„Weiter?"

„Ernten . . ."

„Wer sagt das Gegentheil?"

„Sicherlich Niemand, Frau Billot; doch um die Händel zu machen, muß man reisen."

„Ich habe mein Pferd."

„Um zu bezahlen, muß man sich streiten."

„Oh! ich habe einen guten Schnabel!"

„Für die Feldgeschäfte . . ."

„Bin ich nicht gewohnt, die Leute zu beaufsichtigen?"

„Und um zu ernten! oh! das ist etwas Anderes; man muß für die Arbeiter die Küche besorgen, den Fuhrleuten helfen . . ."

„Dies Alles erschreckt mich nicht für das Beste meines Mannes," rief die würdige Frau.

„Aber, Frau Billot . . ."

„Was denn?"

„So viel Arbeit... und . . . ein wenig Alter..."

„Ah!" machte die Mutter Billot, indem sie Pitou schief anschaute.

„Helfen Sie mir doch, Mademoiselle Catherine," sagte der arme Junge, da er sah, daß seine Kräfte in demselben Maße abnahmen, in welchem die Lage schwieriger wurde.

„Ich weiß nicht, was ich thun soll, um Ihnen zu helfen," erwiederte Catherine.

„Nun! so hören Sie!" sprach Pitou. „Herr Billot hat nicht Frau Billot gewählt, um sich so wehe zu thun . . ."

„Wen denn?" unterbrach sie zitternd zugleich vor Bewunderung und vor Ehrfurcht.

„Er hat Jemand gewählt, der stärker ist und der er selbst ist und der Sie ist. Er hat Mademoiselle Catherine gewählt."

„Meine Tochter Catherine, um das Haus zu regieren!" rief die alte Mutter mit einem Ausdruck von Mißtrauen und unbeschreiblicher Eifersucht.

„Unter Ihren Befehlen, meine Mutter," sagte erröthend hastig das junge Mädchen.

„Nein, nein," entgegnete Pitou, der, sobald er einmal die Bahn gebrochen, auch gerade zu auf das Ziel losging, „nein, ich vollziehe den Auftrag ganz und gar. Herr Billot betraut und bevollmächtigt Mademoiselle Catherine, an seiner Stelle, für jede Arbeit und alle Angelegenheiten des Hauses."

Jedes von diesen Worten drang, von der Wahrheit betont, in das Herz der Hausfrau ein, und diese Natur war so gut, daß, statt eine herbere Eifersucht und einen brennenderen Zorn darauf zu ergießen, die Gewißheit ihrer Verminderung sie resignirter, gehor-

samer, mehr von der Unfehlbarkeit ihres Mannes durchdrungen fand.

Konnte sich Billot täuschen? Konnte man Billot nicht gehorchen?

Das waren die zwei einzigen Argumente, die sich die wackere Frau gegen sich selbst gab.

Und ihr ganzer Widerstand hörte auf.

Sie schaute ihre Tochter an, in deren Augen sie nur Vertrauen, guten Willen für das Gelingen, unveränderliche Zärtlichkeit und Ehrfurcht las. Sie gab durchaus nach.

„Herr Billot hat Recht," sagte sie; „Catherine ist jung, sie hat einen guten Kopf, sie ist sogar starrköpfig."

„Oh! ja," sprach Pitou überzeugt, er schmeichle der Eitelkeit von Catherine, während er zugleich ein Witzwort auf sie abschoß.

„Catherine," fuhr die Mutter Billot fort, „Catherine wird gemächlicher auf den Wegen sein, als ich; sie wird besser ganze Tage den Arbeitern nachzulaufen im Stande sein. Sie wird besser verkaufen; sie wird sicherer einkaufen. Sie wird sich Gehorsam zu verschaffen wissen!"

Catherine erröthete.

„Wohlan!" fuhr die gute Frau fort, ohne daß sie nur einen Seufzer zu unterdrücken nöthig hatte, „Catherine wird ein wenig auf den Feldern umherlaufen! sie wird die Börse führen, man wird sie immer unter Weges sehen . . . meine Tochter wird nun in einen Jungen verwandelt sein . . ."

Mit der Miene eines von sich eingenommenen Menschen entgegnete Pitou:

„Fürchten Sie nichts für Mademoiselle Catherine; ich bin da, und ich werde sie überallhin begleiten."

Dieses freundliche Anerbieten, mit welchem Pitou ohne Zweifel Effect zu machen hoffte, zog ihm von

Catherine einen so seltsamen Blick zu, daß er ganz verblüfft war.

Das Mädchen erröthete, nicht wie die Frauen, denen man Vergnügen macht, sondern in jener gesprenkelten Nuance, welche, durch ein doppeltes Symptom die doppelte Operation der Seele übersetzend, zugleich den Zorn und die Ungeduld, den Wunsch, zu sprechen, und das Bedürfniß, zu schweigen, bezeichnet.

Pitou war kein Mensch von Welt, er fühlte die Nuancen nicht.

Da er aber begriffen hatte, daß die Röthe von Catherine keine vollständige Einwilligung war, so fragte er mit einem angenehmen Lächeln, das seine mächtigen Zähne unter seinen dicken Lippen enthüllte:

„Wie! Sie schweigen, Mademoiselle Catherine?"

„Sie wissen also nicht, Herr Pitou, daß Sie eine Albernheit gesagt haben?"

„Eine Albernheit!" versetzte der Verliebte.

„Wahrlich!" rief die Mutter Billot, „sehen Sie meine Tochter mit einer Leibwache!"

„Aber in den Wäldern!" versetzte Pitou mit einer so naiv gewissenhaften Miene, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, darüber zu lachen.

„Ist das auch in den Instructionen unseres Mannes?" fuhr die Mutter Billot fort, welche so Pitou einige Geneigtheit zum Witz zeigte.

„Oh!" sagte Catherine, „das wäre das Gewerbe eines Faulenzers, das mein Vater Herrn Pitou nicht gerathen haben kann, und das Herr Pitou von meinem Vater nicht angenommen hätte."

Pitou ließ erschrockene Augen von Catherine auf die Mutter Billot laufen; sein ganzes Gerüste stürzte zusammen.

Catherine, ein ächtes Weib, begriff die schmerzliche Täuschung von Pitou.

„Herr Pitou," sagte sie, „haben Sie in Paris die

Mädchen so ihre Ehre bloßstellen sehen, daß sie immer Jungen hinter sich schleppten?"

„Sie sind aber kein Mädchen," entgegnete Pitou, „da Sie die Gebieterin des Hauses sind."

„Vorwärts! genug geschwatzt!" rief ungestüm die Mutter Billot, „die Gebieterin des Hauses hat viele Dinge zu thun. Komm, Catherine, daß ich Dir nach den Befehlen Deines Vaters das Haus übergebe."

Da begann vor den Augen des erstaunten, unbeweglichen Pitou eine Ceremonie, der es weder an Größe, noch an Poesie in ihrer ländlichen Einfachheit gebrach.

Die Mutter Billot zog ihre Schlüssel vom Bund, händigte einen nach dem andern Catherine ein und übergab ihr das Verzeichniß der Wäsche, der Flaschen, der Meubles und der Vorräthe. Sie führte ihre Tochter zu dem alten Secretaire von eingelegter Arbeit vom Jahre 1738 oder 1740, in welchem der Vater Billot seine Papiere, seine Louis d'ors und den ganzen Schatz und die Archive der Familie verwahrte.

Catherine ließ sich ernst mit der Allmacht und den Geheimnissen bekleiden; sie befragte ihre Mutter mit Scharfsinn, dachte bei jeder Antwort nach und schien die Unterweisung, wenn sie dieselbe einmal empfangen, in die Tiefen ihres Gedächtnisses und ihrer Vernunft, wie eine für die Bedürfnisse des Streites vorbehaltene Waffe, verschlossen zu haben.

Nach der Untersuchung der Gegenstände des Hauses ging die Mutter Billot zum Vieh über, das man mit großer Genauigkeit in Augenschein nahm.

Kranke oder kräftige Schafe, Lämmer, Ziegen, Hühner, Tauben, Pferde, Ochsen und Kühe.

Doch das war eine einfache Förmlichkeit.

Längst hatte bei diesem Zweige der Bewirthschaftung das Mädchen die specielle Verwaltung.

Niemand kannte besser als Catherine das Geflügel mit dem rauhen Geklucke, die Lämmer, welche nach

einem Monat mit ihr vertraut waren, die Tauben, die sich so sehr mit ihr befreundeten, daß sie Catherine oft mitten im Hofe in den Ellipsen ihres Fluges einschloßen, häufig sich auch auf ihre Schulter setzten, nachdem sie sie zu ihren Füßen durch die seltsame Bewegung des Hin- und Hergehens, welche den Bären in seinen Träumereien characterisirt, begrüßt hatten.

Die Pferde wieherten, wenn sich Catherine näherte. Sie allein wußte die hitzigsten zum Gehorsam zu bringen. Eines von ihnen, ein auf dem Pachthofe aufgezogenes Füllen, das ein unzugänglicher Hengst geworden, zerbrach Alles im Stall, um zu Catherine zu kommen, um in ihren Händen und in ihren Taschen die harte Brodkruste zu suchen, die es immer hier zu finden wußte.

Nichts war so schön und so anlockend im Lächeln, als dieses blonde Mädchen mit den großen blauen Augen, mit dem weißen Halse, den runden Armen und fleischigen Händen, wenn es, seine Schürze voll Korn, sich dem sauberen Platze unfern der Lache näherte, wo der geschlagene Boden unter dem Korn klang, das sie vollauf ausstreute.

Dann sah man alle Küchlein, alle Tauben, alle freie Lämmer nach der Seite der Lache stürzen; das Gepicke der Schnäbel gab dem Boden ein buntscheckiges Aussehen; die rosenfarbige Zunge der Kaninchen leckte den krachenden Buchweizen. Die durch die Kornlagen geschwärzte Tenne wurde in zwei Minuten so weiß und so rein, als der Fayenceteller des Schnitters, wenn er sein Mahl beendigt hat.

Gewisse menschliche Geschöpfe haben in den Augen die Blendung, welche verführt, oder die Blendung, welche erschreckt; zwei so mächtige Eindrücke beim Thier, daß es nie daran denkt, ihnen zu widerstehen.

Wer von uns hat nicht den wilden Stier einige Minuten lang das Kind, das ihm zulächelt, ohne die Gefahr zu begreifen, anschauen sehen; er hat Mitleid.

Wer hat nicht denselben Stier einen hinterhältischen, scheuen Blick auf einen kräftigen Pächter heften sehen, der ihn nicht aus dem Auge läßt und unter einer stummen Drohung auf der Stelle festhält. Das Thier senkt die Stirne; es scheint sich zum Kampfe vorzubereiten, aber seine Füße haben im Boden Wurzel gefaßt; es schauert, es hat den Schwindel, es hat Furcht.

Catherine übte einen von diesen Einflüssen auf Alles auf, was sie umgab; sie war zugleich so ruhig und so fest; es lag in ihr so viel Sanftmuth und so viel Willen, so wenig Mißtrauen, so wenig Furcht, daß das Thier ihr gegenüber nicht die Versuchung eines schlimmen Gedankens fühlte.

Diesen seltsamen Einfluß übte sie um so viel mehr auf die denkenden Geschöpfe aus. Der Zauber dieser Jungfrau war unwiderstehlich; kein Mann in der Gegend hatte, von Catherine sprechend, je gelächelt; kein junger Mensch hatte gegen sie einen Hintergedanken; diejenigen, welche sie liebten, wünschten sie zur Frau; diejenigen, welche sie nicht liebten, hätten sie zur Schwester gewünscht.

Den Kopf gesenkt, die Hände hängend, die Gedanken abwesend, folgte Pitou maschinenmäßig dem Mädchen und seiner Mutter bei ihrem Musterungsgange.

Man hatte kein Wort an ihn gerichtet. Er war da wie ein Wächter in der Tragödie, und sein Helm trug nicht wenig dazu bei, ihm eigenthümlich den bizarren Anschein hievon zu geben.

Man ließ sodann Knechte und Mägde die Revue passiren.

Die Mutter Billot befahl, einen Halbkreis zu bilden, in dessen Mitte sie sich stellte.

„Meine Kinder," sagte sie, „unser Herr kommt noch nicht von Paris zurück; doch er hat uns einen Herrn an seiner Stelle gewählt.

„Das ist meine Tochter Catherine hier, welche

ganz jung und ganz stark; ich, ich bin alt und habe einen schwachen Kopf. D r Herr hat wohl gethan. Die Patronin ist nun Catherine. Das Geld gibt und empfängt sie. Ihre Befehle werde ich zuerst einholen und vollziehen; diejenigen von Euch, welche ungehorsam wären, hätten es mit ihr zu thun."

Catherine fügte kein Wort bei. Sie küßte ihre Mutter zärtlich.

Die Wirkung dieses Kusses war größer als alle Phrasen. Die Mutter Billot weinte.

Alle Knechte begrüßten die neue Herrschaft durch Zuruf.

Sogleich trat Catherine in Function und vertheilte die Dienste. Jeder empfing seinen Auftrag und ging weg, um ihn mit dem guten Willen auszuführen, mit dem man beim Anfang einer Regierung zu Werke geht.

Pitou, der allein geblieben, näherte sich am Ende Catherine und sagte zu ihr:

„Und ich?"

„Ah!" antwortete sie, „ich habe Ihnen nichts zu befehlen."

„Wie, ich soll also bleiben, um nichts zu thun?"

„Was wollen Sie thun?"

„Was ich vor meinem Abgang that."

„Vor Ihrem Abgang waren Sie von meiner Mutter aufgenommen."

„Aber Sie sind die Gebieterin, geben Sie mir Arbeit."

„Ich habe keine für Sie, Herr Ange."

„Warum nicht?"

„Weil Sie ein Gelehrter, ein Herr von Paris sind, dem diese bäuerischen Arbeiten nicht anstehen."

„Ist es möglich!" rief Pitou.

Catherine machte ein Zeichen, welches besagen wollte: Es ist so.

„Ich, ein Gelehrter!" wiederholte Pitou.

„Allerdings."

„Aber sehen Sie doch meine Arme, Mademoiselle Catherine."

„Gleichviel."

„Ei! Mademoiselle Catherine," sprach der arme Junge in Verzweiflung, „warum sollten Sie mich denn unter dem Vorwand, ich sei ein Gelehrter, nöthigen, Hungers zu sterben? Sie wissen also nicht, daß der Philosoph Epiktet diente, um zu essen, daß der Fabeldichter Aesop sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdiente? Das waren doch gelehrtere Leute als ich, diese zwei Herren."

„Was wollen Sie, das ist nun so."

„Aber Herr Billot hat mich als zu seinem Hause gehörig angenommen; aber er schickt mich von Paris zurück um abermals dazu zu gehören."

„Es mag sein, mein Vater konnte Sie nöthigen, Arbeiten zu verrichten, die ich, seine Tochter, Ihnen aufzulegen nicht wagen würde."

„Legen Sie mir dieselben nicht auf."

„Ja, dann werden Sie im Müßiggang bleiben, und das vermöchte ich Ihnen nicht zu erlauben. Mein Vater hatte als Herr das Recht, zu thun, was mir als Mandatarin verboten ist. Ich verwalte sein Gut, sein Gut muß eintragen."

„Aber da ich arbeiten werde, werde ich eintragen; Sie sehen wohl, Mademoiselle Catherine, Sie drehen sich in einem fehlerhaften Kreise."

„Wie beliebt?" versetzte Catherine, welche die großen Phrasen von Pitou nicht verstand. „Was ist ein fehlerhafter Kreis?"

„Man nennt einen fehlerhaften Kreis ein schlechtes Raisonnement. Nein, lassen Sie mich auf dem Pachthof und geben Sie mir die Frohnen, wenn Sie wollen. Sie werden dann sehen, ob ich ein Gelehrter und ein Faulenzer bin. Uebrigens haben Sie Bücher zu führen und Register in Ordnung zu halten. Das Rechenwesen ist meine Specialität."

„Das ist meiner Ansicht nach keine genügende Beschäftigung für einen Mann," erwiederte Catherine.

„Dann bin ich also zu nichts nütze?"

„Leben Sie immerhin hier," sprach Catherine gelinder, „ich werde nachdenken und wir wollen sehen."

„Sie verlangen nachzudenken, um zu wissen, ob Sie mich behalten sollen? Aber was habe ich Ihnen denn gethan, Mademoiselle Catherine? Ah! Sie waren früher nicht so."

Catherine zuckte unmerklich die Achseln.

Sie hatte Pitou keine gute Gründe anzugeben, und nichtsdestoweniger ermüdete sie offenbar seine Beharrlichkeit.

Sie brach auch das Gespräch ab und sagte:

„Genug hiemit, Herr Pitou; ich gehe nach La Ferté-Milon."

„Dann sattle ich eiligst Ihr Pferd, Mademoiselle Catherine."

„Durchaus nicht; bleiben Sie im Gegentheil."

„Sie verbieten, daß ich Sie begleite?"

„Bleiben Sie," sprach Catherine gebieterisch.

Pitou blieb an seinen Platz genagelt, neigte das Haupt und sandte nach innen eine Thräne zurück, die sein Augenlid brannte, als wäre sie von siedendem Oel gewesen.

Catherine ließ Pitou, wo er war, ging weg und gab einem Knechte des Pachthofes den Befehl, ihr Pferd zu satteln.

„Ah!" murmelte Pitou, „Sie finden mich verändert, Mademoiselle Catherine, doch Sie sind es, und zwar ganz anders als ich."

LX.

Was Pitou bestimmt, den Pachthof zu verlassen und nach Haramont, seiner einzigen und wahren Heimath, zurückzukehren.

Sich in die Functionen einer ersten Magd fügend, hatte die Mutter Billot ihre Arbeit, ohne sich geflissentlich den Anschein zu geben, ohne Bitterkeit, mit gutem Willen wieder aufgenommen. Einen Augenblick in der ganzen landwirthschaftlichen Hierarchie unterbrochen, fing die Bewegung wieder an dem Inneren des summenden und arbeitenden Bienenkorbs nachzuahmen.

Während man das Pferd von Catherine sattelte, kehrte diese nach dem Hause zurück und warf dabei einen Seitenblick auf Pitou, dessen Leib unbeweglich blieb, während sich sein Kopf drehte wie eine Wetterfahne und der Bewegung des jungen Mädchens folgte, bis es in seinem Zimmer verschwunden war.

Was wollte Catherine in ihrem Zimmer thun? fragte sich Pitou.

Armer Pitou, was sie thun wollte! Sie wollte sich die Haare ordnen, eine weiße Haube aufsetzen, einen feineren Strumpf anziehen.

Dann, als diese Ergänzung der Toilette beendigt war und sie ihr Pferd unter dem Hause stampfen hörte, ging sie hinab, küßte ihre Mutter und ritt weg.

Müßig, schlecht gesättigt durch den kleinen, halb mitleidigen, halb gleichgültigen Blick, den Catherine bei ihrem Abgange auf ihn gerichtet hatte, konnte sich Pitou nicht entschließen, so in der Bangigkeit zu bleiben.

Seitdem Pitou Catherine wiedergesehen, schien es Pitou, als wäre ihm das Leben von Catherine durchaus nothwendig.

Und dann, außer dem, ging im Grunde dieses schwer-

fälligen Geistes etwas wie ein Verdacht mit der eintönigen Regelmäßigkeit der Unruhe einer Uhr hin und her.

Das ist das Eigenthümliche der naiven Geister, daß sie Alles in gleichen Stufen wahrnehmen. Diese trägen Naturen sind nicht weniger empfänglich als andere, nur fühlen sie, analysiren aber nicht.

Die Analyse, das ist die Gewohnheit, zu genießen und zu leiden; man muß eine gewisse Gewohnheit der Gefühle angenommen haben, um ihr Wallen in der Tiefe des Abgrundes, den man das menschliche Herz nennt, zu erschauen und zu betrachten.

Es gibt keine naive Greise.

Pitou, als er den Tritt des Pferdes, das sich entfernte, gehört hatte, lief nach der Thüre. Er erblickte nun Catherine, einem schmalen Querwege folgend, der vom Pachthofe nach der Landstraße von La Ferté-Milon führte und unten an einem kleinen Berge ausmündete, dessen Gipfel sich im Walde verliert.

Von der Schwelle dieser Thüre aus sandte er dem Mädchen ein Lebewohl voll Bedauern und Demuth zu.

Doch kaum war dieses Lebewohl mit Hand und Herz abgesandt, als Pitou Eines überlegte.

Catherine hatte ihm wohl verbieten können, sie zu begleiten, aber sie konnte ihm nicht verbieten, ihr zu folgen.

Catherine konnte wohl zu Pitou sagen: Ich will Sie nicht sehen; aber sie konnte nicht zu Pitou sagen: Ich verbiete Ihnen, mich anzuschauen.

Pitou überlegte sich also, daß ihn, da er nichts zu thun hatte, nichts in der Welt verhinderte, unter dem Walde am Wege hin zu gehen, den Catherine machen würde. Ohne gesehen zu werden, würde er sie so von fern durch die Bäume sehen.

Es waren nur anderthalb Meilen vom Pachthofe nach La Ferté-Milon. Anderthalb Meilen für den

Hinweg, anderthalb Meilen für den Herweg, was war das für Pitou?

Uebrigens gelangte Catherine zur Straße auf einer Linie, welche einen Winkel mit dem Walde bildete. Wenn er die gerade Linie nahm, so ersparte Pitou eine Viertelmeile. Es blieben also nur noch zwei und eine halbe Meile, um nach La Ferté-Milon zu gehen und von dort zurückzukommen.

Zwei und eine halbe Meile, das war ein wahrer Bissen Weg zu verschlucken für einen Menschen, der den Däumling geplündert, oder ihm die Stiefel genommen zu haben schien, welche derselbe Däumling dem Währwolf genommen hatte.

Kaum hatte Pitou diesen Plan in seinem Innern festgestellt, als er ihn in Ausführung brachte.

Während Catherine die Landstraße erreichte, erreichte Pitou, hinter den hohen Roggen gebückt, den Wald.

In einem Augenblick war er am Saume, und einmal am Saume, übersprang er den Graben des Waldes und stürzte unter das Gehölze, minder anmuthig, aber eben so rasch als ein erschrockenes Reh.

Er lief so eine Viertelmeile und, am Ende einer Viertelmeile erblickte er die Lichtung, welche die Landstraße bildete. Hier blieb er stehen und lehnte sich an eine ungeheure Eiche an, die ihn völlig hinter ihrem rauhen Stamme verbarg. Er war sicher, Catherine zuvorgekommen zu seyn.

Und dennoch wartete er zehn Minuten, eine Viertelstunde sogar, und sah Niemand.

Hatte sie etwas im Pachthofe vergessen und war dahin zurückgekehrt? Das war möglich.

Mit der größten Vorsicht näherte sich Pitou der Straße und streckte seinen Kopf hinter einer dicken Buche vor, die im Graben selbst wuchs, welcher halb zur Straße, halb zum Walde gehörte; er strengte seinen

Blick bis zur Ebene an, die zu erschauen die Schärfe der Linie ihm erlaubte, und sah nichts.

Catherine hatte etwas vergessen und war nach dem Pachthofe zurückgekehrt.

Pitou lief weiter. Entweder war sie noch nicht angekommen und er würde sie in den Pachthof eintreten sehen, oder sie war zurückgekehrt und er würde sie herauskommen sehen.

Pitou öffnete den Zirkel seiner langen Beine und durchmaß den Raum, der ihn von der Ebene trennte.

Er lief auf der sandigen Rückseite der Straße, was sanfter für seine Schritte war, als er plötzlich stehen blieb.

Das Pferd von Catherine war ein Paßgänger.

Das Pferd, das den Paß ging, hatte die Straße verlassen, um einem kleinen Fußpfade zu folgen, an dessen Eingang man auf einem Pfosten las:

„Fußpfad von der Straße von La Ferté-Milon nach Boursonne.

Pitou schlug die Augen auf und erblickte am entgegengesetzten Ende des Fußpfades, in einer großen Entfernung in den bläulichen Horizont des Waldes getaucht, das weiße Pferd und den rothen Rock von Catherine.

Es war, wie gesagt, in einer großen Entfernung, aber es gab keine Entfernungen für Pitou.

„Ah!" rief Pitou, abermals in den Wald stürzend, „also nicht nach La Ferté-Milon geht sie, sondern nach Boursonne.

„Und ich täusche mich doch nicht. Sie hat mehr als zehnmal La Ferté-Milon gesagt; man hat ihr Aufträge für La Ferté-Milon gegeben. Die Mutter Billot hat selbst von La Ferté-Milon gesprochen."

Und während er dies sagte, lief Pitou immer; Pitou lief mehr und mehr; Pitou lief wie Einer, der keine Milz hat.

Durch den Zweifel, diese erste Hälfte der Eifer-

sucht, angetrieben, war Pitou nicht mehr ein einfaches zweifüßiges Thier; Pitou schien eine von den geflügelten Maschinen zu sein, wie Dädalus insbesondere oder im Allgemeinen die großen Mechaniker des Alterthums sie so gut träumten und leider so schlecht ausführten.

Er glich zum Täuschen jenen guten Strohmännern mit Armen von Rohren, welche der Wind in den Auslagen der Spielwaarenhändler sich drehen macht.

Arme, Beine, Köpfe, Alles bewegt sich, Alles dreht sich, Alles fliegt.

Seine ungeheuren Beine zeichneten Winkel von fünf Fuß in der Weite bei ihrer größten Oeffnung; seine Hände arbeiteten durch die Luft wie Ruder. Sein Kopf, ganz Mund, ganz Nasenlöcher, ganz Augen, verschluckte die Atmosphäre und sandte sie in geräuschvollem Athem zurück.

Kein Pferd wäre von dieser Wuth des Laufens besessen gewesen.

Kein Löwe hätte diesen grimmigen Willen, seine Beute zu erreichen, gehabt.

Pitou hatte mehr als eine halbe Meile zu machen, als er Catherine erblickte; er ließ ihr nicht Zeit, eine Viertelmeile zu machen, während er diese halbe Meile zurücklegte.

Sein Lauf hatte also das Doppelte der Geschwindigkeit von der eines Pferdes im Trabe erlangt.

Endlich erreichte er eine der ihrigen parallele Linie.

Man war nicht mehr fünfhundert Schritte vom entgegengesetzten Saume des Waldes; diese Lichtung, die man durch die Bäume erblickte, war Boursonne.

Catherine hielt an. Pitou hielt an.

Es war Zeit, der Athem fing an dem armen Teufel zu fehlen.

Nicht mehr allein, um Catherine zu sehen, folgte ihr Pitou: er folgte ihr auch, um sie zu beobachten.

Sie hatte gelogen. In welcher Absicht?

Gleichviel, um wieder ein gewisses Uebergewicht über sie zu erlangen, mußte er sie auf frischer That der Lüge ertappen.

Pitou drang mit gesenktem Kopfe durch das Farnkraut und die Dornen, zerbrach die Hindernisse mit seinem Helm und wandte, wenn es Noth that, seinen Säbel an.

Da aber Catherine nur noch im Schritte ritt, so drang von Zeit zu Zeit das Geräusch der gebrochenen Zweige bis zu ihr und machte zugleich das Pferd und die Gebieterin die Ohren spitzen.

Da hielt Pitou, der Catherine nicht aus den Augen verlor, an und schöpfte Athem; er zerstörte den Verdacht.

Doch das konnte nicht lange fortdauern, und es dauerte auch nicht fort.

Pitou hörte plötzlich das Pferd von Catherine wiehern, und auf dieses Wiehern antwortete ein anderes Wiehern.

Man vermochte das zweite Pferd, das wieherte, noch nicht zu sehen.

Doch wie es auch sein mochte, Catherine schlug Cadet mit ihrer Stechpalmreitgerte, und Cadet, der einen Augenblick geschnauft hatte, schlug den starken Trab an.

Nach Verlauf von fünf Minuten traf sie, in Folge dieser Vermehrung der Schnelligkeit, mit einem Reiter zusammen, der ihr mit demselben Eifer entgegeneilte, mit dem sie ihm entgegengekommen.

Catherine hatte sich so rasch und so unerwartet fortbewegt, daß der arme Pitou, ohne sich zu rühren, an derselben Stelle geblieben war und sich nur auf die Fußspitzen erhoben hatte, um weiter zu sehen.

Das war sehr weit, um zu sehen.

Doch [illegible]n er es nicht sah, so war das, was Pitou wie einen [illegible]ischen Schlag fühlte, die Freude und

das Erröthen des Mädchens, es war das Beben, das ihren ganzen Körper bewegte, es war das Sprühen ihrer gewöhnlich so sanften, so ruhigen, und nun so funkelnden Augen.

Er sah auch nicht so genau, wer der Reiter war, um seine Züge zu unterscheiden. Doch da er an seiner Tournure, an seinem Jagdrock von grünem Sammet, an seinem Hut mit breiter Rundschnur, an seiner freien und anmuthigen Kopfhaltung erkannte, daß er der höchsten Klasse der Gesellschaft angehören mußte, so richtete sich sein Geist sogleich auf den hübschen jungen Mann, auf den schönen Tänzer von Villers-Cotterets zurück. Sein Herz, sein Mund, alle seine Fibern bebten zugleich und murmelten den Namen von Isidor von Charny.

Er war es in der That.

Pitou stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich, drang abermals in das Gestrüppe und gelangte bis auf eine Entfernung von zwanzig Schritten zu den jungen Leuten, welche indessen zu sehr auf einander aufmerksam waren, um sich darum zu bekümmern, ob das Geräusch, das sie hörten, von einem vierfüßigen oder einem zweifüßigen Thiere herrührte.

Der junge Mann drehte sich indessen gegen Pitou um, erhob sich auf dem Steigbügel und schaute mit einem unbestimmten Blicke umher; doch um der Forschung zu entgehen, warf sich Pitou sogleich auf den Bauch und drückte das Gesicht gegen die Erde.

Dann kroch er, wie eine Schlange, noch einen Raum von zehn Schritten weiter, gelangte so in den Bereich der Stimmen und horchte.

„Guten Morgen, Herr Isidor,“ sagte Catherine.

„Herr Isidor,“ murmelte Pitou, „ich wußte es wohl.“

Da fühlte er es auf seinem armen Herzen wie das ungeheure Gewicht eines Pferdes und eines Reiters, die ihn mit Füßen getreten hätten.

Da fühlte er durch seine ganze Person die ungeheure Ermüdung von all der Arbeit, die der Zweifel, das Mißtrauen und die Eifersucht ihn seit einer Stunde hatten durchmachen lassen.

Einander gegenüber, hatten die beiden jungen Leute den Zügel fallen lassen und sich bei den Händen genommen; sie hielten sich aufrecht und bebend, stumm und lächelnd, während die zwei Pferde, ohne Zweifel an einander gewöhnt, sich mit den Nüstern liebkosten und mit ihren Füßen auf dem Moose der Straße spielten.

„Sie sind heute im Verzug, Herr Isidor," sagte Catherine, das Stillschweigen unterbrechend.

„Heute!" murmelte Pitou, „es scheint, an den anderen Tagen ist er nicht im Verzug."

„Das ist nicht meine Schuld, liebe Catherine," erwiederte der junge Mann; „ich bin durch einen Brief von meinem Bruder zurückgehalten worden, der mir diesen Morgen zugekommen ist, und auf den ich mit umgehendem Courier antworten mußte. Doch seien Sie unbesorgt, morgen werde ich pünktlicher sein."

Catherine lächelte und Isidor drückte noch zärtlicher die Hand, die man ihm überließ.

Ach! das waren eben so viele Dorne, welche das Herz des armen Pitou bluten machten.

„Sie haben also frische Nachrichten von Paris?" fragte sie.

„Ja."

„Nun, ich auch," sprach sie lächelnd. „Haben Sie mir nicht eines Tags gesagt, wenn etwas Aehnliches zwei Personen, die sich lieben, begegne, so nenne man das Sympathie?"

„Ganz richtig, und wie haben Sie Nachrichten erhalten, meine schöne Catherine?"

„Durch Pitou."

„Was ist das, Pitou?" fragte der junge Adelige mit einer unbefangenen, heiteren Miene, welche das

schon auf den Wangen von Pitou ausgebreitete Roth in Carmesin verwandelte.

„Sie wissen es wohl," sagte sie: „Pitou, der arme Junge, den mein Vater im Pachthofe aufgenommen hatte, und der mir an einem Sonntag den Arm gab."

„Ah! ja," versetzte der Edelmann; „derjenige, welcher Kniee hat wie Serviettenknoten."

Catherine lachte. Pitou fühlte sich gedemüthigt, in Verzweiflung. Er schaute seine in der That Knoten ähnliche Kniee an, indem er sich auf seine beiden Hände stützte und sich erhob; dann fiel er mit einem Seufzer wieder auf seinen Bauch nieder.

„Ah!" sagte Catherine, „zerreißen Sie mir nicht zu sehr meinen armen Pitou. Wissen Sie, was er mir vorhin vorgeschlagen hat?"

„Nein; erzählen Sie mir das ein wenig, meine Schönste."

„Nun! er wollte mich nach La Ferté-Milon begleiten."

„Wohin Sie nicht gehen?"

„Nein, da ich wußte, daß Sie mich hier erwarteten, während ich beinahe auf Sie gewartet habe."

„Ah! wissen Sie, daß Sie da ein königliches Wort gesagt haben, Catherine?"

„Wahrhaftig, ich vermuthete es nicht."

„Warum haben Sie den Vorschlag dieses schönen Ritters nicht angenommen? er hätte uns belustigt."

„Nicht immer, vielleicht," antwortete Catherine lachend.

„Sie haben Recht," sprach Isidor, indem er auf die schöne Pächterin von Liebe glänzende Augen heftete.

Und er verbarg den erröthenden Kopf des Mädchens in seinen Armen, mit denen er sie umfing.

Pitou schloß die Augen, um nicht zu sehen, aber er hatte vergessen, die Ohren zu schließen, um nicht zu hören; das Geräusch eines Kusses gelangte zu ihm.

Pitou faßte sich voll Verzweiflung bei den Haaren,

wie es der Pestkranke im Vordergrunde des Gemäldes von Gros thut, das Bonaparte, die Pestkranken von Jaffa besuchend, vorstellt.

Als Pitou wieder zu sich kam, hatten die jungen Leute ihre Pferde in Schritt gesetzt und entfernten sich langsam.

Die letzten Worte, welche Pitou hörte, waren:

„Ja, Sie haben Recht, Herr Isidor, lassen Sie uns eine Stunde beisammen bleiben; ich werde diese Stunde auf den Beinen meines Pferdes wieder einholen und," fügte sie lachend bei, „es ist ein gutes Thier, das nichts sagen wird."

Dies war Alles, die Vision erlosch, die Dunkelheit trat in der Seele von Pitou ein, wie sie in der Natur eintrat, und der arme Junge wälzte sich im Grase und überließ sich den naiven Zuckungen seines Schmerzes.

Die Kühle der Nacht brachte ihn wieder zu sich.

„Ich werde nicht nach dem Pachthofe zurückkehren," sagte er; „ich würde dort gedemüthigt, schmählich behandelt; ich würde das Brod einer Frau essen, welche einen andern Mann liebt, und zwar, ich muß es gestehen, einen Mann, der viel schöner, reicher und eleganter ist, als ich. Nein, mein Platz ist nicht in Pisseleux, sondern in Haramont, in meiner Heimath, wo ich vielleicht Leute finden werde, welche nicht bemerken, daß ich Kniee gemacht wie Serviettenknoten habe."

Nachdem er so gesprochen, rieb sich Pitou seine guten langen Beine und wanderte gen Haramont, wohin ihm, ohne daß er es vermuthete, sein Ruf und der seines Helmes und seines Säbels vorangegangen waren, und wo seiner, wenn nicht das Glück, doch wenigstens ruhmwürdige Geschicke harrten.

Doch man weiß, es ist nicht das Attribut der Menschheit, vollkommen glücklich zu sein.

LXI.

Pitou als Redner.

Als er indessen Abends gegen zehn Uhr nach Villers-Cotterets kam, nachdem er um sechs Uhr Morgens abgegangen war und im Zwischenraume die ungeheure Wanderung, die wir zu beschreiben versucht, gemacht hatte, begriff Pitou, so traurig er sich fühlte, es wäre besser, im Gasthofe zum Dauphin in einem Bette, als unter freiem Himmel am Fuße einer Buche oder einer Eiche des Waldes zu schlafen.

Denn in einem Hause in Haramont zu schlafen, wenn er dort um halb eilf Uhr Abends ankäme, daran war nicht zu denken; seit anderthalb Stunden waren alle Lichter ausgelöscht und alle Thüren geschlossen.

Pitou kehrte also im Gasthause zum Dauphin ein, wo er für dreißig Sous ein vortreffliches Bett, einen vierpfündigen Laib Brod, ein Stück Käse und einen Krug Aepfelmost bekam.

Pitou war zugleich abgemattet und verliebt, lahm und in Verzweiflung; daraus erfolgte zwischen dem Physischen und Moralischen ein Kampf, in welchem das Moralische, Anfangs siegend, am Ende unterlag.

Das heißt von eilf Uhr bis zwei Uhr Morgens seufzte, stöhnte Pitou, drehte er sich im Bette um, ohne schlafen zu können; um zwei Uhr aber schloß er, durch die Müdigkeit besiegt, die Augen, um sie erst um sieben Uhr wieder zu öffnen.

Wie um halb eilf Uhr Abends alle Welt in Haramont im Bette liegt, so ist um sieben Uhr Morgens alle Welt in Villers-Cotterets aufgestanden.

Als Pitou das Gasthaus zum Dauphin verließ, bemerkte er daher, daß sein Helm und sein Säbel abermals die öffentliche Aufmerksamkeit erregten.

Er sah sich auch, als er ungefähr hundert Schritte gemacht hatte, als den Mittelpunkt einer Versammlung.

Pitou hatte entschieden eine ungeheure Popularität in der Gegend erlangt.

Wenige Reisende haben ein solches Glück. Die Sonne, welche, wie man sagt, für alle Welt scheint, scheint nicht immer mit einem günstigen Glanze für die Leute, die in ihr Vaterland mit dem Wunsche, hier Propheten zu sein, zurückkommen.

Es widerfährt auch nicht aller Welt, eine bis zum Grimm mürrische und geizige Tante zu haben, wie Tante Angélique war; es widerfährt nicht jedem Gargantua, der im Stande ist, einen Hahn mit Reis zu verschlingen, daß er einen kleinen Thaler denjenigen, welche ein Recht auf das Opfer haben, anbieten kann.

Was aber am wenigsten diesen Rückkehrenden widerfährt, von denen der Ursprung und die Traditionen bis zur Odyssee zurückgehen, das ist, daß sie mit einem Helme auf dem Kopf und einem Säbel an der Seite heimkehren, besonders wenn die übrige Kleidung nichts weniger als militärisch ist.

Denn, sagen wir es, dieser Helm und dieser Säbel waren es besonders, die Pitou der Aufmerksamkeit seiner Mitbürger empfahlen.

Man sieht, daß ohne den Liebeskummer, der ihn bei seiner Rückkehr betroffen, Pitou alle Arten von Glück als Ersatz zugefallen waren.

Einige Einwohner von Villers-Cotterets, welche Pitou am Tage vorher vom Abbé Fortier, in der Rue de Soissons, bis zur Thüre der Tante Angélique, auf dem Pleux, begleitet hatten, beschlossen auch, um die Huldigung fortzusetzen, Pitou von Villers-Cotterets nach Haramont zu geleiten.

Dies thaten sie, wie sie es beschlossen, und als es die Einwohner von Haramont sahen, so fingen dieselben an ihren Landsmann zu seinem wahren Werthe zu schätzen.

Allerdings war der Boden schon vorbereitet, um den Samen aufzunehmen. Der erste Durchzug von Pitou, so rasch er gewesen, hatte doch eine Spur in den Geistern zurückgelassen: sein Helm und sein Säbel, waren denjenigen, welche ihn im Zustande einer leuchtenden Erscheinung gesehen, im Gedächtniß geblieben.

Dem zu Folge, als die Einwohner von Haramont sich durch diese zweite Rückkehr von Pitou, auf die sie nicht hofften, begünstigt sahen, umgaben sie ihn auch mit allen Zeichen der Hochachtung und baten ihn, seine kriegerische Rüstung niederzulegen und sein Zelt unter den vier Linden aufzuschlagen, welche den Platz des Dorfes beschatteten, wie man Mars in Thessalien bei den Jahrestagen seiner großen Triumphe bat.

Pitou ließ sich um so leichter herbei, hiezu einzuwilligen, als es seine Absicht war, sein Domicil in Haramont zu fixiren. Er nahm also das Obdach eines Zimmers an, das ein Kriegerischer des Dorfes ganz meublirt an ihn vermiethete.

Meublirt mit einem Bett von Brettern, mit einem Strohsack und einer Matratze; meublirt mit zwei Kästen, einem Tische und einem Wasserkrug.

Das Ganze wurde vom Eigenthümer selbst zu sechs Livres jährlich, das heißt zum Preise von zwei Schüsseln Hahn mit Reis angeschlagen.

Nachdem dieser Preis festgestellt war, nahm er Besitz von der Wohnung, wobei er denjenigen, welche ihn begleitet hatten, zu trinken bezahlte, und da ihm die Ereignisse nicht weniger als der Aepfelwein zu Kopf gestiegen waren, so hielt er ihnen auf der Schwelle seiner Thüre eine Rede.

Sie war ein großes Ereigniß, diese Rede von Pitou; es bildete auch ganz Haramont einen Kreis um das Haus.

Pitou war ein wenig Gelehrter und kannte die Schönredenheit; er wußte die acht Worte, mit welchen

zu jener Zeit die Ordner der Nationen, wie sie Homer nannte, die Volksmassen in Bewegung setzten.

Von Herrn von Lafayette bis Pitou war es allerdings weit, aber von Haramont bis Paris, welche Entfernung!

Moralisch gesprochen, wohl verstanden!

Pitou debutirte mit einem Eingang, mit dem der Abbé Fortier selbst, so wunderlich er war, nicht unzufrieden gewesen wäre.

„Bürger," sprach er, „Mitbürger, dieses Wort ist süß auszusprechen, ich habe es schon zu anderen Franzosen gesagt, denn alle Franzosen sind Brüder; hier glaube ich es aber zu wahren Brüdern zu sagen, und ich finde eine ganze Familie in meinen Landsleuten von Haramont."

Die Frauen, es fanden sich einige unter den Zuhörern, und das waren nicht die am Besten gestimmten — Pitou hatte noch zu dicke Kniee und zu kleine Waden, um mit dem ersten Blicke ein weibliches Auditorium für sich einzunehmen, — die Frauen dachten bei dem Worte Familie an den armen Pitou, das Waisenkind, an diesen armen Verlassenen, der, seit dem Tode seiner Mutter, nie nach seinem Hunger gegessen hatte. Und das Wort Familie von diesem Jungen ausgesprochen, der keine hatte, bewegte bei mehreren von ihnen die empfindliche Fiber, die den Thränenbehälter schließt.

Nachdem der Eingang beendigt war, fing Pitou die Erzählung, diesen zweiten Theil der Rede, an.

Er sprach von seiner Reise nach Paris, von den Aufständen mit den Büsten, von der Einnahme der Bastille und der Rache des Volks, er schlüpfte leicht über den Antheil weg, den er am Kampfe auf dem Platze des Palais-Royal und im Faubourg Saint-Antoine genommen hatte; doch je weniger er sich rühmte, desto mehr wuchs er in den Augen seiner Landsleute, und am Ende der Erzählung von Pitou war sein Helm

so groß wie das Dach des Invalidenhauses, sein Säbel so hoch wie der Glockenthurm von Haramont.

Nachdem die Erzählung beendigt war, kam Pitou zur Beweisführung, dieser zarten Operation, an der Cicero den wahren Redner erkannte.

Er bewies, daß die Leidenschaften des Volks gerade durch die Aufkäufer erregt worden waren. Er sagte ein paar Worte von den Herren Pitt, Vater und Sohn; er erklärte die Revolution durch die dem Adel und der Geistlichkeit bewilligten Privilegien; er forderte endlich das Volk von Haramont auf, insbesondere zu thun, was das französische Volk im Allgemeinen gethan hatte: nämlich, sich gegen den allgemeinen Feind zu vereinigen.

Dann ging er von der Beweisführung zum Schluß durch eine von jenen erhabenen Bewegungen über, welche allen großen Rednern gemein sind.

Er ließ seinen Säbel fallen, und indem er ihn wieder aufhob, zog er ihn gleichsam aus Unachtsamkeit aus der Scheide.

Was ihm den Text zu einem aufrührerischen Antrag gab, der alle Einwohner der Gemeinde, nach dem Beispiel der Pariser, zu den Waffen rief.

Die enthusiastischen Haramonter antworteten kräftig.

Die Revolution wurde im Dorfe proclamirt und acclamirt.

Die Leute von Villers-Cotterets, welche der Versammlung beigewohnt hatten, gingen, das Herz angeschwollen vom patriotischen Sauerteig, weg und sangen auf eine für die Aristokraten höchst bedrohliche Weise und mit einer unbändigen Wuth:

Vive Henri quatre!
Vive ce roi vaillant!

Rouget de l'Isle hatte die Marseillaise noch nicht componirt, und die Föderirten von 90 hatten das alte volksthümliche Ça ira noch nicht wiedererweckt, in Betracht, daß man erst im Jahre der Gnade 1789 war.

Pitou glaubte nur eine Rede gehalten zu haben, Pitou hatte eine Revolution gemacht.

Er kehrte in seine Wohnung zurück, regalirte sich mit einem Stück Schwarzbrod und dem Reste von feinem Käse aus dem Gasthause zum Dauphin, welchen Käserest er sorgfältig in seinem Helme mitgebracht hatte; dann kaufte er Messingdraht, machte sich Schlingen und legte sie, als es Nacht geworden war, im Walde.

In derselben Nacht fing Pitou ein älteres und ein jüngeres Kaninchen.

Pitou hätte gern auf einen Hasen abzielen mögen, aber er fand keine Fährte, was ihm durch das alte Axiom der Jäger: Hunde und Katzen, Hasen und Kaninchen leben nicht beisammen, erklärt wurde.

Er hätte drei bis vier Meilen machen müssen, um bis zu einem an Hasen reichen Bezirk zu kommen, und Pitou war ein wenig müde, seine Beine hatten am vorhergehenden Tag Alles gethan, was sie an einem Tag thun konnten; abgesehen von fünfzehn zurückgelegten Meilen, hatten sie auf den vier bis fünf letzten einen vom Schmerz niedergebeugten Menschen getragen, und nichts ist so schwer für lange Beine.

Gegen ein Uhr nach Mitternacht kehrte er mit seiner ersten Ernte zurück, er hoffte wohl eine zweite bei den Fährten vom Morgen zu machen.

Er legte sich nieder, bewahrte aber in seinem Innern noch einen so bittern Rest von dem Schmerz, der am Tage vorher seine Beine so sehr ermüdet hatte, daß er nur sechs Stunden hinter einander auf der grausamen Matraze schlafen konnte, die der Hauseigenthümer selbst eine Galette*) nannte.

Pitou schlief also von ein Uhr bis sieben Uhr Morgens. Die Sonne überraschte ihn bei offenem Laden und schlafend.

---

*) Harter, flacher Zwieback für das Schiffsvolk.

Durch diesen offenen Laden sahen ihm dreißig bis vierzig Einwohner von Haramont zu, wie er schlief.

Er erwachte wie Turenne auf seiner Laffette, lächelte seinen Landsleuten zu und fragte sie freundlich, warum sie in so großer Anzahl und so frühzeitig zu ihm kämen.

Einer von ihnen nahm das Wort. Wir werden dieses Gespräch getreu wiederholen. Es war ein Holzhacker Namens Claude Tellier.

„Ange Pitou," sagte er, „wir haben die ganze Nacht überlegt; die Bürger müssen sich in der That, wie Du es uns gestern gesagt hast, für die Freiheit bewaffnen."

„Ich habe es gesagt," erwiederte Pitou mit einem festen Ton, welcher verkündigte, er sei bereit, seinen Worten zu entsprechen.

„Nur fehlt es uns, um uns zu bewaffnen, an einer Hauptsache."

„An was?" fragte Pitou mit Theilnahme.

„An Waffen."

„Ah! das ist wahr!"

„Wir haben aber genug überlegt, um unser Ueberlegen nicht zu verlieren, und wir werden uns um jeden Preis bewaffnen."

„Bei meinem Abgang," sprach Pitou, „waren fünf Flinten in Haramont: drei Commißflinten, eine Jagdflinte mit einem Lauf und eine andere Jagdflinte mit zwei Läufen."

„Es sind nur noch vier da," antwortete der Redner, „die Jagdflinte ist vor einem Monat aus Alter zersprungen."

„Das war die Flinte von Desiré Maniquet," bemerkte Pitou.

„Ja, und sie hat mir sogar beim Zerspringen zwei Finger mitgenommen," sagte Desiré Maniquet, indem er seine verstümmelte Hand über seinen Kopf emporhob, „und da mir der Unfall im Kaninchengehäge des

Aristokraten begegnet ist, den man Herrn von Longuré nennt, so werden wir die Aristokraten das bezahlen."

Pitou nickte mit dem Kopfe, um anzudeuten, er billige diese gerechte Rache.

„Wir haben also nur vier Flinten," fuhr Claude Tellier fort.

„Nun!" sprach Pitou, „mit vier Flinten habt Ihr die Mittel, um schon fünf Männer zu bewaffnen."

„Wie so?"

„Ja, der fünfte wird eine Pike tragen; das ist so in Paris: auf vier mit Flinten bewaffnete Männer kommt immer ein mit einer Pike bewaffneter. Die Piken, das ist sehr bequem, das dient, um die Köpfe darauf zu stecken, die man abgeschnitten hat."

„Ho! ho!" rief eine kräftige, heitere Stimme, „wir wollen hoffen, daß wir keine Köpfe abschneiden werden."

„Nein," erwiederte Pitou ernst, „wenn wir das Geld der Herren Pitt Vater und Sohn zurückzuweisen wissen. Doch wir waren bei den Flinten; bleiben wir in der Frage, wie Herr Bailly sagt. Wie viel Männer sind in Haramont fähig, Waffen zu tragen? Habt Ihr Euch gezählt."

„Ja."

„Und Ihr seid?"

„Zwei und dreißig."

„Es fehlen also acht und zwanzig Flinten."

„Wie wird man sie haben?" fragte der dicke Mann mit dem heiteren Gesichte.

„Oh!" versetzte Pitou, „man muß das wissen, Boniface."

„Warum muß man das wissen?"

„Ja, ich sage, man muß das wissen, weil ich das weiß."

„Was weißt Du?"

„Ich weiß, daß man sich verschaffen kann."

„Sich verschaffen?"

„Ja, das Pariser Volk hatte auch keine Waffen.

Nun wohl! Herr Marat, ein sehr gelehrter, aber sehr häßlicher Arzt, hat dem Pariser Volke gesagt, wo es Waffen gab; das Pariser Volk ging dahin, wo Herr Marat sagte, und es fand Waffen."

„Und wohin hieß Herr Marat die Leute gehen?"

„In's Invalidenhaus."

„Ja, doch wir haben kein Invalidenhaus in Haramont."

„Ich, ich weiß einen Ort, wo es mehr als hundert Flinten gibt."

„Und wo dies?"

„In einem der Säle des Collége des Abbé Fortier."

„Der Abbé Fortier hat hundert Flinten? Er will also seine Chorknaben, diese kleinen Pfaffennarren, bewaffnen?" versetzte Claude Tellier.

Pitou hatte keine tiefe Zuneigung für den Abbé Fortier; doch dieser heftige Ausfall gegen seinen ehemaligen Lehrer verwundete ihn in seinem Innersten.

„Claude!" rief er, „Claude!"

„Nun?"

„Ich habe nicht gesagt, die Flinten gehören dem Abbé Fortier!"

„Wenn sie bei ihm sind, gehören sie ihm."

„Das Dilemma ist falsch, Claude. Ich bin im Hause von Bastien Godinet, und dennoch gehört das Haus von Bastien Godinet nicht mir."

„Das ist wahr," sprach Bastien, welcher antwortete, ohne daß Pitou ihn besonders aufzufordern nöthig gehabt hatte.

„Die Flinten gehören nicht dem Abbé Fortier," sagte Pitou.

„Wem gehören sie denn?"

„Der Gemeinde."

„Wenn sie der Gemeinde gehören, warum sind sie beim Abbé Fortier?"

„Sie sind beim Abbé Fortier, weil das Haus des Abbé Fortier der Gemeinde gehört, die ihm Quartier

dafür gibt, daß er die Messe liest und gratis die Kinder der armen Bürger unterrichtet. Da nun das Haus des Abbé Fortier der Gemeinde gehört, so hat die Gemeinde wohl das Recht, in dem Hause, das ihr gehört, sich ein Zimmer vorzubehalten, um die Flinten darin aufzubewahren; ha!"

„Das ist wahr," sprachen die Zuhörer, „sie hat das Recht dazu."

„Nun aber, hernach, wie werden wir uns diese Waffen verschaffen? sprich."

Die Frage brachte Pitou in Verlegenheit, er kratzte sich hinter dem Ohr.

„Ja, sprich geschwinde," sagte eine andere Stimme, „wir müssen zur Arbeit gehen."

Pitou athmete, der Letzte, der gesprochen, hatte ihm eine Ausflucht geöffnet.

„Zur Arbeit!" rief Pitou. „Ihr sprecht davon, daß Ihr Euch für die Vertheidigung des Vaterlands bewaffnen wollt, und Ihr denkt an das Arbeiten?

Und Pitou punktirte seinen Satz mit einem so spöttischen und verächtlichen Gelächter, daß sich die Haramonter gedemüthigt anschauten.

„Wir würden wohl, wenn es durchaus nothwendig wäre, noch ein paar Tage opfern, um frei zu sein," sagte eine andere Stimme.

„Um frei zu sein," entgegnete Pitou, „ist es nicht ein Tag, den man opfern müßte, sondern alle seine Tage."

„Also," sagte Boniface, „wenn man für die Freiheit arbeitet, ruht man aus."

„Boniface," erwiederte Pitou mit der Miene eines erzürnten Lafayette: „diejenigen werden nie frei sein können, welche nicht die Vorurtheile mit den Füßen zu treten wissen."

„Mir, was mich betrifft," sagte Boniface, „mir ist nichts lieber, als nichts zu arbeiten. Aber wie macht man es, um zu essen?"

„Ißt man?" entgegnete Pitou.

„In Haramont ißt man noch, ja. Ißt man in Paris nicht mehr?"

„Man ißt, wenn man die Tyrannen besiegt hat," antwortete Pitou. „Hat man am 14. Juli gegessen? Dachte man an diesem Tage daran, zu essen? Nein, man hatte nicht die Zeit."

„Ah! ah!" sagten die Eifrigsten, „das mußte schön sein, die Einnahme der Bastille."

„Essen!" fuhr Pitou verächtlich fort. „Ah! trinken, da sage ich nicht nein. Es war so heiß, und das Kanonenpulver ist so beißend."

„Aber was trank man?"

„Was trank man? Wasser, Wein, Branntwein. Die Weiber hatten diese Sorge übernommen."

„Die Weiber?"

„Ja, herrliche Weiber, welche Fahnen aus dem Vordertheil ihrer Röcke gemacht hatten."

„Wahrhaftig!" riefen die erstaunten Zuhörer.

„Aber am andern Tage mußte man doch essen?" fragte ein Skeptiker.

„Ich leugne das nicht," antwortete Pitou.

„Dann," versetzte Boniface triumphirend, „wenn man gegessen hat, hat man auch arbeiten müssen."

„Herr Boniface," erwiederte Pitou, „Ihr sprecht von diesen Dingen, ohne sie zu kennen. Paris ist kein Flecken. Es besteht nicht aus einem Haufen am Herkommen hängender Landleute, den Gewohnheiten des Bauches ergeben, Obedientia ventri, wie wir Gelehrte uns lateinisch ausdrücken. Nein, Paris ist, wie Herr von Mirabeau sagt, der Kopf der Nationen; es ist ein Gehirn, das für die ganze Welt denkt. Ein Gehirn, das ißt nie, mein Herr."

„Das ist wahr," dachten die Zuhörer.

„Und dennoch nährt sich das Gehirn, das nicht ißt, ebenso," fuhr Pitou fort.

„Wie nährt es sich denn?" fragte Boniface.

„Unsichtbar, von der Nahrung des Leibes.“

Hier hörten die Haramonter auf, zu begreifen.

„Erkläre uns das, Pitou?“ fragte Boniface.

„Das ist sehr leicht. Paris ist das Gehirn, wie ich gesagt habe; die Provinzen, das sind die Glieder; die Provinzen werden arbeiten, trinken, essen, und Paris wird denken.“

„Dann verlasse ich die Provinz und gehe nach Paris,“ sprach der Skeptiker Boniface. „Kommt Ihr mit mir nach Paris, Ihr Leute?“

Ein Theil der Zuhörer brach in ein Gelächter aus und schien sich Boniface anzuschließen.

Pitou bemerkte, er würde durch den Spötter in Mißcredit kommen, und rief:

„Geht doch dahin, geht doch nach Paris! und wenn Ihr dort ein einziges Gesicht findet, das so lächerlich ist als das Eurige, so kaufe ich Euch junge Kaninchen wie dieses hier um einen Louis d'or das Stück ab.“

Und mit einer Hand zeigte Pitou sein Kaninchen, während er mit der andern die paar Louis d'or, die ihm von der Freigebigkeit von Gilbert übrig geblieben waren, tanzen und klingen ließ.

Pitou machte nun ebenfalls lachen.

Wonach sich Boniface ganz roth ärgerte.

„Ei! Pitou, Du machst wohl den Großprahler, daß Du uns lächerlich nennst!“

„Lächerlich bist Du,“ erwiederte Pitou majestätisch.

„Aber schau' doch Dich an,“ sagte Boniface.

„Ich mag mich immerhin anschauen,“ entgegnete Pitou, „ich werde vielleicht etwas ebenso Häßliches, wie Du, sehen, aber nie etwas so Dummes.

Pitou hatte kaum geendigt, als ihm Boniface, — man ist beinahe Picardier in Haramont, — einen Faustschlag versetzte, den Pitou geschickt mit seinem

Auge parirte und dann sogleich mit einem ächten Pariser Fußtritt erwiederte.

Auf diesen ersten Fußtritt folgte ein zweiter, der den Skeptiker niederwarf.

Dann bückte sich Pitou zu seinem Gegner hinab, als wollte er dem Siege höchst fatale Folgen geben, und Jeder eilte schon Boniface zu Hülfe, als sich Pitou wieder erhob und sprach:

„Erfahre, daß die Sieger der Bastille nicht auf Faustschläge kämpfen. Ich habe einen Säbel, nimm einen Säbel und machen wir ein Ende."

Hienach zog Pitou vom Leder, vergessend oder nicht vergessend, daß es in Haramont nur seinen Säbel und den des Flurschützen, der anderthalb Fuß kürzer war, als der seinige, gab.

Es ist wahr, um das Gleichgewicht herzustellen, setzte er seinen Helm auf.

Diese Seelengröße elektrisirte die Versammlung; man kam überein, Boniface sei ein Lümmel, ein dummer Kerl, ein Einfaltspinsel, unwürdig, an der Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen.

Dem zu Folge stieß man ihn aus.

„Ihr seht das Bild der Revolutionen von Paris," sprach sodann Pitou. „Wie es Herr Prudhomme oder Loustalot gesagt hat, ich glaube, es ist der tugendhafte Loustalot ... ja, er ist es, ich bin dessen sicher:

„Die Großen scheinen uns nur groß, weil wir auf den Knieen sind: stehen wir auf.""

Dieser Spruch hatte nicht die geringste Beziehung zu der Lage der Dinge. Doch vielleicht gerade deshalb brachte er eine wunderbare Wirkung hervor.

Der Skeptiker Boniface, der ungefähr zwanzig Schritte entfernt stand, war davon betroffen, kam demüthig herbei und sagte zu Pitou:

„Du mußt uns nicht böse sein, Pitou, wenn wir die Freiheit nicht so gut kennen, als Du."

„Das ist nicht die Freiheit," erwiederte Pitou. „Das sind die Menschenrechte."

Ein anderer Keulenschlag, mit dem Pitou die Versammlung zum zweiten Mal niederschmetterte.

„Pitou," sprach Boniface, „Du bist entschieden ein Gelehrter, und wir bezeigen Dir unsere Ehrfurcht."

Pitou verbeugte sich.

„Ja," sagte er, „die Erziehung und die Erfahrung haben mich über Euch gestellt, und wenn ich so eben ein wenig hart mit Euch sprach, so geschah es aus Freundschaft für Euch."

Der Beifallssturm brach los. Pitou sah, daß er sich kühn in die Brust werfen konnte.

„Ihr habt von Arbeit gesprochen," sagte er; „aber wißt Ihr wohl, was Arbeit ist? Für Euch besteht die Arbeit im Holzspalten, im Schneiden der Ernte, im Buchelnlesen, im Binden der Garben, im Setzen von Steinen und im Befestigen derselben durch Mörtel... Das ist die Arbeit für Euch. Nun! Ihr täuscht Euch, ich allein arbeite mehr, als Ihr Alle, denn ich sinne auf Eure Emancipation, ich träume Eure Freiheit, Eure Gleichheit. Ein einziger von meinen Augenblicken ist so viel werth, als hundert von Euren Tagen. Die Ochsen, welche arbeiten, thun alle dasselbe, aber der Mensch, welcher denkt, übertrifft alle Kräfte der Materie. Ich allein bin so viel werth, als Ihr Alle.

„Seht Herrn von Lafayette: das ist ein magerer, blonder Mann, nicht viel größer als Claude Tellier; er hat eine spitzige Nase, kleine Beine, und Arme wie der Stock von diesem Stuhl; was die Hände und die Füße betrifft, so lohnt es sich nicht der Mühe, davon zu sprechen, es wäre eben so gut, gar keine zu haben. Nun! dieser Mann hat zwei Welten auf seinen Schultern getragen, eine mehr als Atlas, und seine Hände, sie haben die Ketten Amerikas und Frankreichs gebrochen..."

„Da nun seine Arme dies gethan haben, Arme

wie Stuhlstöcke, beurtheilt, was die meinigen thun können," sprach Pitou.

Und er zeigte seine Arme so knorrig wie Stechpalmenstämme.

Nach dieser Vergleichung hielt er inne, überzeugt, ohne etwas zu schließen, ein ungeheure Wirkung hervorgebracht zu haben.

Er hatte sie hervorgebracht.

LXII.

Pitou Verschwörer.

Die meisten Dinge, die dem Menschen begegnen und für ihn ein großes Glück oder eine große Ehre sind, widerfahren ihm beinahe immer, weil er viel gewollt oder viel verachtet hat.

Will man die Anwendung dieser Maxime auf die Ereignisse und auf die Menschen der Geschichte machen, so wird man sehen, daß sie nicht nur Tiefe, sondern auch Wahrheit hat.

Wir werden uns darauf beschränken, sie, ohne unsere Zuflucht zu den Beweisen zu nehmen, auf Ange Pitou, unsern Mann und unsere Geschichte, anzuwenden.

In der That, Pitou, wenn es uns erlaubt ist, einige Schritte rückwärts zu thun und wieder auf die Wunde zu kommen, die er in's volle Herz erhalten, Pitou hatte sich, nach seiner Entdeckung am Saume des Waldes von einer großen Verachtung gegen die Dinge dieser Welt ergriffen gefühlt.

Er, der in seinem Herzen die kostbare und seltene Pflanze, die man die Liebe nennt, blühen zu machen gehofft hatte; er, der in seine Heimath mit einem Helme und einem Säbel zurückgekommen war, stolz, Mars mit Venus zu verbinden, wie sein berühmter Lands-

mann Demoustier in seinen Briefen an Emilie über die Mythologie gesagt hatte, er fühlte sich sehr bestürzt und sehr unglücklich, als er sah, daß es in Villers-Cotterets und seiner Umgegend Verliebte mehr als nöthig gab.

Er, der einen so thätigen Antheil an dem Kreuzzuge der Pariser gegen die Edelleute genommen, er fand sich sehr klein gegenüber dem Landadel, vertreten durch Herrn Isidor Charny.

Ach! ein so schöner Junge, ein Mann im Stande, beim ersten Anblick zu gefallen, ein Cavalier, der eine lederne Hose und eine Sammetweste trug.

Wie mit einem solchen Manne kämpfen!

Mit einem Manne, der Stallmeistersstiefel und Sporen an seinen Stiefeln hatte, mit einem Manne, dessen Bruder noch viele Leute Monseigneur nannten!

Wie gegen einen solchen Nebenbuhler kämpfen! Wie nicht zugleich die Scham und die Bewunderung haben, zwei Gefühle, welche im Herzen des Eifersüchtigen eine doppelte Qual sind, eine Qual so gräßlich, daß man nie hat sagen können, ob ein Eifersüchtiger einen Nebenbuhler, der unter ihm ist, oder einen, der über ihm ist, vorzieht.

Pitou kannte also die Eifersucht, eine unheilbare Wunde, fruchtbar an Schmerzen bis dahin dem naiven, redlichen Herzen unseres Helden unbekannt; die Eifersucht, ein giftiges, wunderartiges Gewächs, hervorgegangen ohne Samen aus einem Boden, wo bis jetzt Niemand eine schlimme Leidenschaft, nicht einmal die Eitelkeit, dieses Unkraut, das sich der unfruchtbarsten Erde bemächtigt, hatte keimen sehen.

Ein so verwüstetes Herz bedarf einer sehr tiefen Philosophie, um seine gewöhnliche Ruhe wiederzuerlangen.

War Pitou ein Philosoph, er, der am ersten Tage, nachdem ihn dieses schreckliche Gefühl erfaßt, den Gedanken hatte, Krieg gegen die Kaninchen und Hasen

des Herzogs von Orleans zu führen, und am zweiten Tage die herrlichen Reden hielt, die wir mitgetheilt haben?

Hatte sein Herz die Härte des Kieselsteins, aus dem jeder Schlag einen Funken springen macht, oder einfach den sanften Widerstand des Schwamms, der die Fähigkeit hat, die Thränen einzuschlucken und ohne Verwundung im Schlage der Unfälle weich zu werden?

Das wird uns die Zukunft lehren. Urtheilen wir nicht vorläufig, erzählen wir.

Nachdem er seinen Besuch erhalten und seine Reden beendigt hatte, war Pitou durch seinen Appetit genöthigt, zu geringeren Sorgen herabzusteigen; er kochte sein Kaninchen, aß es und bedauerte, daß es kein Hase war.

In der That, wäre das Kaninchen von Pitou ein Hase gewesen, so würde ihn Pitou nicht gegessen, sondern verkauft haben.

Das war keine unbedeutende Sache. Ein Hase galt, je nach seiner Größe, von 18 bis 24 Sous, und obgleich noch im Besitze von einigen Louis d'ors, die ihm der Doctor Gilbert gegeben, hätte Pitou, der, ohne geizig zu sein, wie die Tante Angélique, von seiner Mutter eine gute Dosis Sparsamkeit besaß, diese achtzehn Sous seinem Schatze beigefügt, wodurch sich derselbe gerundet, statt geschmälert haben würde.

Denn Pitou überlegte sich, es sei nicht nöthig, daß ein Mensch bald Mahle von drei Livres, bald von achtzehn Sous mache. Man ist kein Lucullus, und Pitou sagte sich, mit den achtzehn Sous für seinen Hasen hätte er eine ganze Woche gelebt.

Während dieser Woche aber, angenommen, er hätte einen Hasen am ersten Tag gefangen, würde er wohl drei während der sieben darauf folgenden Tage, oder vielmehr während der sieben darauf folgenden Nächte gefangen haben. In einer Woche hätte er also die Nahrung von einem Monat gewonnen.

Nach dieser Rechnung genügten ihm achtundvierzig Hasen für ein Jahr.

Pitou machte diese ökonomische Rechnung, während er sein Kaninchen aß, das ihn, statt ihm achtzehn Sous einzutragen, einen Sou für Butter und einen Sou für Speck kostete. Was die Zwiebel betrifft, so hatte er sie auf dem Gebiete der Gemeinde aufgelesen.

Nach dem Mahle war Pitou in den Wald gegangen, um sich ein hübsches Winkelchen zum Schlafen zu suchen.

Es versteht sich von selbst, daß der Unglückliche, sobald er nicht mehr von Politik sprach und sich wieder mit sich selbst allein befand, unablässig vor dem Geiste das Schauspiel von Herrn Isidor in seinem Liebeshandel mit Mademoiselle Catherine hatte.

Die Eichen und die Buchen zitterten vor seinen Seufzern; die Natur, welche beinahe immer dem befriedigten Magen zulächelt, machte eine Ausnahme zu Gunsten von Pitou und kam ihm wie eine weite, schwarze Wüste vor, in der nur noch Kaninchen, Hasen und Rehe blieben. Sobald er unter den großen Bäumen seines heimathlichen Waldes verborgen war, begeisterte sich Pitou durch ihren Schatten und ihre Kühle in seinem heldenmüthigen Entschluß, aus den Augen von Catherine zu verschwinden, sie frei zu lassen, sich nicht übermäßig über ihre Bevorzugungen zu betrüben, sich nicht tiefer, als es sich geziemte, durch die Vergleichung demüthigen zu lassen.

Es war eine sehr schmerzliche Anstrengung, Mademoiselle Catherine nicht mehr zu sehen, aber ein Mann mußte ein Mann sein.

Die Frage beschränkte sich indessen nicht allein hierauf.

Es handelte sich hier nicht gerade darum, Mademoiselle Catherine nicht mehr zu sehen, sondern nicht mehr von ihr gesehen zu werden.

Was würde aber ein Hinderniß dagegen sein, daß

von Zeit zu Zeit der lästige Verliebte, wenn er sich sorgfältig verbärge, im Vorübergehen die schöne Spröde erblickte? Nichts.

Was war die Entfernung von Haramont nach Pisseleux? Kaum anderthalb Meilen, das heißt ein paar Schritte, und nicht mehr.

So feig es von Seiten von Pitou wäre, nach dem, was er gesehen, sich um die Gunst von Catherine zu bewerben, so geschickt wäre es, fortwährend über ihre Handlungen und Thaten durch eine Leibesübung, in die sich die Gesundheit von Pitou vortrefflich schicken würde, auf dem Laufenden zu bleiben.

Dabei hätten die hinter Pisseleux liegenden und bis nach Boursonne sich erstreckenden Bezirke des Waldes Ueberfluß an Hasen.

Pitou würde bei Nacht dahin gehen, um seine Schlingen zu legen, und am andern Morgen würde er von einem Hügel herab die Ebene erforschen und die Ausgänge von Mademoiselle Catherine belauern. Das war sein Recht, das war bis auf einen gewissen Grad seine Pflicht, so wie er vom Vater Billot mit Vollmachten versehen war.

Auf diese Art durch sich selbst gegen sich selbst gestärkt, glaubte Pitou das Seufzen aufgeben zu können. Er speiste ein ungeheures Stück, das er mitgebracht hatte, und als der Abend kam, legte er ein Dutzend Schlingen und streckte sich auf dem noch von der Sonne des Tages warmen Heidekraut aus.

Hier schlief er wie ein Mensch in der Verzweiflung, das heißt, einen dem Tode ähnlichen Schlaf.

Die Kühle der Nacht weckte ihn auf. Er untersuchte seine Schlingen, noch war nichts gefangen, aber Pitou zählte gewöhnlich nur auf den Wechsel am Morgen; da er indessen seinen Kopf ein wenig beschwert fühlte, so beschloß er, nach seiner Wohnung zurückzukehren und am andern Vormittag wieder zu kommen.

Doch diesen Tag, der für ihn so leer an Ereig-

nissen und Intriguen vorübergegangen, hatten die Bewohner des Fleckens damit zugebracht, daß sie nachgedacht und Combinationen gemacht.

Um die Mitte dieses Tages, den Pitou im Walde verträumte, hätte man können die Holzhauer sich auf ihre Aexte stützen, die Drescher mit ihren Flegeln in der Luft bleiben, die Tischler den Hobel auf dem glatten Brette anhalten sehen.

An allen diesen verlorenen Augenblicken war Pitou Schuld. Pitou hatte die Uneinigkeit in den Geistern, welche schon durch die verworrenen Gerüchte aufgeregt worden waren, vollends angefacht.

Und er, der Urheber dieser Unruhen, erinnerte sich derselben nicht einmal mehr.

Doch in der Stunde, wo er nach seiner Wohnung zurückkehrte, erblickte er, obgleich es zehn Uhr geschlagen hatte und zu dieser Stunde in der Regel nicht ein Licht mehr angezündet, nicht ein Auge mehr offen war, in der Umgebung seines Hauses eine ungewöhnliche Scenirung. Es waren sitzende Gruppen, es waren stehende Gruppen, es waren gehende Gruppen.

Die Haltung jeder dieser Gruppen hatten eine ungewöhnliche Bedeutung.

Ohne zu wissen warum, stellte sich Pitou vor, diese Leute sprechen von ihm.

Und als er in die Straße kam, waren Alle wie von einem elektrischen Schlage getroffen und zeigten sich ihn einander.

„Was haben sie denn?“ fragte sich Pitou; „ich habe doch meinen Helm nicht aufgesetzt?“

Und er ging bescheiden in sein Domicil hinein, nachdem er da und dort gegrüßt hatte.

Er hatte indessen die schlecht zusammengefügte Thüre des Hauses noch nicht geschlossen, als er an das Holz klopfen zu hören glaubte.

Pitou zündete kein Licht an, ehe er sich niederlegte; das Licht war ein zu großer Luxus für einen Menschen,

der, da er nur eine ärmliche Lagerstätte hatte, sich nicht im Bette irren konnte, und da er keine Bücher hatte, nicht lesen konnte.

Es war indessen sicher, daß man an seine Thüre klopfte.

Er hob die Klinke auf.

Zwei junge Leute von Haramont traten vertraulich bei ihm ein.

„Ah! Du hast kein Licht, Pitou," sagte der Eine von ihnen.

„Nein," antwortete Pitou, „wozu?"

„Um hier zu sehen."

„Oh! ich sehe in der Nacht: ich bin Tagblinder."

Und um dies zu beweisen, fügte er bei:

„Guten Abend, Claude, guten Abend, Desiré."

„Nun!" sagten diese, „da sind wir, Pitou."

„Das ist ein angenehmer Besuch; was wollt Ihr von mir, meine Freunde?"

„Komm doch an die Helle," sagte Claude.

„An die Helle von was? es scheint kein Mond."

„An die Helle des Himmels."

„Du hast also mit mir zu sprechen?"

„Ja, wir haben mit Dir zu sprechen, Ange," erwiederte Claude, indem er einen bezeichnenden Nachdruck auf diese Worte legte.

„Vorwärts," erwiederte Pitou.

Alle drei verließen das Haus.

Sie gingen so bis zum ersten Kreuzwege des Waldes, wo sie stehen blieben, ohne daß Ange Pitou wußte, was man von ihm wollte.

„Nun?" fragte Pitou, als er sah, daß seine Gefährten Halt machten.

„Siehst Du, Ange," sagte Claude, „da sind wir, ich und Desiré Maniquet, wir Beide, die wir die Leute in der Gegend leiten, willst Du mit uns sein?"

„Wozu?"

„Ah! um zu ..."

„Um?" fragte Pitou, indem er sich hoch aufrichtete, „um was zu thun?"

„Um eine Verschwörung zu machen," flüsterte ihm Claude ins Ohr.

„Ah! ah! wie in Paris," versetzte Pitou kichernd. Es ist nämlich eine Thatsache, daß er vor dem Wort und vor dem Echo des Wortes selbst mitten im Walde bange hatte.

„Sprich, erkläre Dich," sagte er.

„Vernimm, wie sich die Sache verhält: nähere Dich, Desiré, Du, der Du Wildschütze im Herzen bist und alle Geräusche des Tages und der Nacht, der Flur und des Waldes kennst, schau', ob man uns nicht gefolgt ist; horche, ob man uns nicht bespäht."

Desiré nickte mit dem Kopf, beschrieb um Pitou und Claude einen Kreis, so leise als es der eines Wolfes ist, welcher sich um eine Schafherde dreht.

Dann kam er zurück und sagte:

„Sprich, wir sind allein."

„Meine Kinder," sprach Claude, „alle Gemeinden Frankreichs wollen, wie uns Pitou gesagt hat, unter den Waffen und auf dem Fuß von Nationalgarden sein."

„Das ist wahr," versetzte Pitou.

„Nun, warum sollte Haramont nicht unter den Waffen sein, wie die anderen Gemeinden?"

„Ei! Du hast es gestern gesagt, Claude, als ich die Motion machte, uns zu bewaffnen, "erwiederte Pitou. „Haramont ist nicht unter den Waffen, weil es keine Flinten hat."

„Oh! die Flinten, das beunruhigt uns nicht, da Du weißt, wo es gibt."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte Pitou, der Claude kommen sah und die Gefahr begriff.

„Nun wohl!" fuhr Claude fort, „wir haben uns heute berathen, alle wir patriotischen jungen Leute der Gegend."

„Gut."

„Und wir sind unserer drei und dreißig."

„Das ist das Drittel von hundert, weniger eins."

„Kannst Du das Exerciren?" fragte Claude.

„Bei Gott!" erwiederte Pitou, der nicht einmal das Gewehr schultern konnte.

„Gut. Und Du kannst das Manoeuvre?"

„Ich habe zehnmal den General Lafayette mit vierzigtausend Mann manoeuvriren sehen," antwortete Pitou verächtlich.

„Sehr gut," versetzte Desiré, der es müde war, nicht zu reden, und, ohne sehr anspruchsvoll zu sein, wenigstens auch ein Wort anbringen wollte.

„Willst Du uns also commandiren?" fragte Claude.

„Ich!" rief Pitou, indem er einen Sprung des Erstaunens machte.

„Du selbst," antworteten die zwei Verschwörer.

Und sie schauten Pitou fest an.

„Oh! Du zögerst," versetzte Claude.

„Aber..."

„Du bist also kein guter Patriot?" sagte Desiré.

„Oh! gewiß bin ich das."

„Du hast also Angst vor etwas?"

„Ich, ein Sieger der Bastille, ein Decorirter!"

„Du bist decorirt!"

„Ich werde es, wenn die Medaillen geschlagen sind. Herr Billot hat mir versprochen, die meinige in meinem Namen in Empfang zu nehmen."

„Er wird decorirt sein! wir werden einen decorirten Anführer haben!" rief Claude voll Entzücken.

„Sprich, nimmst Du unsern Vorschlag an?" fragte Desiré.

„Nimmst Du ihn an?" fragte Claude.

„Ja, ich nehme ihn an," sagte Pitou, fortgerissen durch seine Begeisterung und vielleicht auch durch ein Gefühl, das in ihm erwachte und das man den Stolz nennt.

„Das ist abgeschlossen!“ rief Claude; „von morgen an commandirst Du uns.“

„Was werde ich Euch commandiren?“

„Das Exerciren.“

„Und die Flinten?“

„Du weißt ja, wo es gibt.“

„Ah! ja, beim Abbé Fortier.“

„Allerdings.“

„Nur ist der Abbé Fortier im Stande, sie mir zu verweigern.“

„Dann wirst Du es machen, wie es die Patrioten im Invalidenhause gemacht haben: Du wirst sie nehmen.“

„Ich ganz allein?“

„Du wirst unsere Unterschriften haben, und überdies werden wir Dir im Nothfalle Arme zuführen, wir werden Villers-Cotterets aufwiegeln, wenn es sein muß.“

Pitou schüttelte den Kopf.

„Der Abbé Fortier ist halsstarrig!“ sagte er.

„Bah! Du warst sein Lieblingsschüler; er wird nicht im Stande sein, Dir etwas abzuschlagen.“

„Man sieht wohl, daß Ihr ihn nicht kennt,“ erwiederte Pitou mit einem Seufzer.

„Wie, Du glaubst, der Alte würde sich sträuben?“

„Er würde sich gegen eine Schwadron von Royal-Allemand sträuben. Das ist ein hartnäckiger, injustum et tenacem ... Ah! es ist wahr,“ unterbrach sich Pitou, „Ihr könnt nicht einmal Lateinisch.“

Doch die zwei Haramonter ließen sich weder durch die Citation, noch durch die Apostrophe blenden.

„Ah! bei meiner Treue,“ sprach Desiré, „da haben wir einen schönen Anführer gewählt, Claude; er hat vor Allem Angst.“

Claude schüttelte den Kopf.

Pitou bemerkte, daß er seine hohe Stellung gefährdet hatte. Er erinnerte sich, daß das Glück die Kühnen liebt.

„Nun! es sei,“ sagte er, „man wird sehen.“

„Du übernimmst es also, die Flinten herbeizuschaffen?"

„Ich übernehme es... den Versuch zu machen."

Ein Gemurmel der Befriedigung trat an die Stelle von einem leichten mißbilligenden Gemurre, das sich erhoben hatte.

„Ho! ho!" dachte Pitou: „diese Leute schreiben mir schon vor, ehe ich ihr Anführer bin. Wie wird es sein, wenn ich es erst wirklich bin."

„Den Versuch machen," sagte Claude, den Kopf schüttelnd. „Oh! das ist nicht genug."

„Wenn es nicht genug ist," antwortete Pitou, „so thue mehr, ich trete Dir mein Commando ab; reibe Dich immerhin am Abbé Fortier und seiner Schulgeißel."

„Es ist wohl der Mühe werth, mit einem Säbel und einem Helme von Paris zurückzukommen, um vor einer Schulgeißel Angst zu haben," sagte Maniquet verächtlich.

„Ein Säbel und ein Helm sind kein Harnisch, und wenn sie ein Harnisch wären, so hätte der Abbé Fortier mit seiner Schulgeißel doch wohl rasch die Blöße des Harnisches gefunden."

Claude und Desiré schienen diese Bemerkung zu begreifen.

„Auf, Pitou, mein Sohn," sprach Claude.

(Mein Sohn ist ein auf dem Lande sehr üblicher Freundschaftsausdruck.)

„Gut, es sei," sagte Pitou, „doch Gehorsam, alle Teufel!"

„Du sollst sehen, wie gehorsam wir sein werden," rief Claude, Desiré mit dem Auge zublinzend.

„Nur übernimm die Herbeischaffung der Flinten," sprach Desiré.

„Das ist abgemacht," versetzte Pitou, im Grunde sehr beängstigt; aber der Ehrgeiz fing an ihm die großen Kühnheiten zu rathen.

„Du versprichst es?"

„Ich schwöre es."

Pitou streckte die Hand aus, seine zwei Freunde thaten dasselbe und so wurde beim Sternenschein, in einer Lichtung, im Departement der Aisne durch die drei Haramonter, unschuldige Plagiatoren von Wilhelm Tell und seinen Freunden, der Aufstand erklärt.

Pitou erschaute allerdings am Ende seiner Mühewaltungen das Glück, sich stolz mit den Insignien eines Commandanten der Nationalgarde bekleidet zu zeigen, und diese Insignien schienen ihm ganz geeignet, bei Mlle. Catherine, wenn nicht Gewissensbisse, doch wenigstens Reflexionen hervorzubringen.

Geweiht durch den Willen seiner Wähler, kehrte Pitou, von den Mitteln und Wegen, seinen dreiunddreißig Mann Nationalgarde Waffen zu verschaffen, träumend, in seine Wohnung zurück.

LXIII.

Worin man das monarchische Princip durch den Abbé Fortier und das revolutionäre Princip durch Pitou vertreten sieht.

In dieser Nacht war Pitou so ganz und gar von der großen Ehre erfüllt, die ihm zu Theil geworden, daß er darüber seine Schlingen zu besuchen vergaß.

Am Morgen rüstete er sich mit seinem Helme und seinem Säbel und begab sich auf den Weg nach Villers-Cotterets.

Es schlug sechs Uhr, als Pitou auf dem Schloßplatz ankam und bescheiden an die kleine Thüre klopfte, welche in den Garten des Abbé Fortier führte.

Pitou hatte stark genug geklopft, um sein

Gewissen zu beruhigen, und leise genug, daß man ihn nicht im Hause hörte.

Er hoffte sich so eine Viertelstunde Frist zu geben und wollte während dieser Zeit mit einigen oratorischen Blumen die Rede schmücken, die er für den Abbé Fortier vorbereitet hatte.

Sein Erstaunen war groß, als er sah, daß man, so sanft er geklopft hatte, die Thürr öffnete, doch dieses Erstaunen hörte auf, sobald er in demjenigen, welcher öffnete, Sebastian Gilbert erkannte.

Der junge Mensch ging im Gärtchen spazieren und studirte seine Lection in der ersten Sonne oder that vielmehr, als studirte er; denn das offene Buch hing in seiner Hand und der Geist des Kindes lief launenhaft Allem dem, was es auf der Welt liebte, entgegen oder nach.

Sebastian gab einen Freudenschrei von sich, als er Pitou gewahrte.

Sie umarmten sich; dann war das erste Wort des Kindes:

„Hast Du Nachrichten von Paris?"

„Nein, und Du?" versetzte Pitou.

„Ah! ich, ich habe; mein Vater hat mir einen reizenden Brief geschrieben."

„Ah!" machte Pitou.

„Es steht darin ein Wort für Dich," fügte Sebastian bei.

Und er zog den Brief aus seiner Brust und reichte ihn Pitou.

„N. S. Billot empfiehlt Pitou, die Leute vom Pachthofe nicht zu langweilen oder zu zerstreuen."

„Oh!" seufzte Pitou, „das ist bei meiner Treue eine sehr unnöthige Ermahnung. Ich habe auf dem Pachthofe Niemand mehr zu quälen oder zu belustigen."

Dann fügte er leise, noch stärker seufzend, bei:

„Diese Worte hätte man an Herrn Isidor richten müssen."

Bald aber faßte er sich wieder, gab Sebastian den Brief zurück und fragte:

„Wo ist der Abbé?“

Der Knabe horchte, und obgleich die ganze Breite des Hofes und ein Theil vom Garten ihn von der Treppe trennten, die unter den Füßen des würdigen Priesters krachte, sagte er:

„Ah! er kommt gerade herab.“

Pitou ging vom Garten in den Hof, doch nun erst hörte er den schweren Tritt des Abbé.

Der würdige Lehrer kam seine Zeitung lesend die Treppe herab.

Seine getreue Schulgeißel hing an seiner Seite wie ein Schwert am Gürtel eines Kapitäns.

Die Nase auf dem Papier, denn er kannte die Zahl seiner Stufen und jeden Vorsprung oder jede Vertiefung seines alten Hauses auswendig, ging er gerade auf Ange Pitou zu, der die möglichst majestätische Haltung seinem politischen Gegner gegenüber angenommen hatte.

Vor Allem über die Situation ein paar Worte, welche auf einer andern Seite einen Aufenthalt gemacht hätten, während sie auf eine natürliche Art ihren Platz auf dieser finden.

Sie werden das Vorhandensein beim Abbé Fortier der dreißig oder vierzig Flinten erklären, welche der Gegenstand des Trachtens von Pitou und seinen zwei Genossen, Claude und Desiré, waren.

Der Abbé Fortier, früher Almosenier oder Unteralmosenier des Schlosses, wie wir schon anderswo zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, war mit der Zeit und besonders mit jener geduldigen Beharrlichkeit der Geistlichen, der einzige Verwalter von Allem geworden, was man bei der Theaterökonomie die Accessorien des Hauses nennt.

Außer seinen heiligen Gefäßen, außer der Bibliothek, außer der Geräthkammer, hatte er zur Aufbewah-

rung die alten Jagdrequisiten des Herzogs von Orleans, Louis Philipp, Vater von Philipp, den man seitdem Egalité nannte, erhalten. Einige von diesen Equipagen stammten aus der Zeit von Ludwig XIII und Heinrich III. Alle diese Utensilien waren von ihm künstlerisch in einer Gallerie des Schlosses, die man ihm zu diesem Zweck eingeräumt hatte, aufgestellt worden. Und um ihnen einen pittoreskeren Anblick zu verleihen, hatte er sie mit Spießen, mit Dolchen, mit Degen, mit Schwertern und Musketen mit eingelegter Arbeit aus der Zeit der Ligue geschmückt.

Die Thüre dieser Gallerie war furchtbar beschirmt durch zwei kleine Kanonen von versilbertem Bronze, welche Ludwig XIV seinem Bruder Monsieur geschenkt hatte.

Ueberdies waren etwa fünfzig als Trophäen von Joseph Philipp aus dem Gefecht bei Ouessant zurückgebrachte Musketen der Municipalität geschenkt worden, und die Municipalität, welche, wie wir erwähnt, dem Abbé Fortier freie Wohnung gab, hatte diese Musketen, mit denen sie nichts zu thun wußte, in ein Zimmer des Schulhauses bringen lassen.

Das war der Schatz, den der Drache genannt Fortier, bedroht von Jason genannt Ange Pitou, hütete.

Das kleine Arsenal des Schlosses war berühmt genug in der Gegend, daß man es ohne Kosten zu erwerben suchte.

Aber, wie gesagt, ein wachsamer Drache, schien der Abbé nicht geneigt, irgend einem Jason die goldenen Aepfel seiner Hesperiden zu überlassen.

Nachdem dies herausgestellt ist, kehren wir zu Pitou zurück.

Er verbeugte sich artig vor dem Abbé Fortier und begleitete seinen Gruß mit jenem kleinen Husten, das die Aufmerksamkeit der zerstreuten oder der beschäftigten Leute in Anspruch nimmt.

Der Abbé Fortier hob die Nase von seiner Zeitung auf.

„Sieh da, Pitou," sagte er.

„Ihnen zu dienen, wenn ich dazu fähig wäre, Herr Abbé," erwiederte Pitou mit Höflichkeit.

Der Abbé legte seine Zeitung zusammen oder schloß sie vielmehr, wie er es mit einem Portefeuille gethan hätte, denn in jener glücklichen Zeit waren die Jounale noch kleine Bücher.

Dann, als er das Journal geschlossen hatte, steckte er es in seinen Gürtel auf der seiner Schulgeißel entgegengesetzten Seite.

„Oh! ja; doch das ist das Unglück," sagte der Abbé höhnend, „Du bist nicht dazu fähig."

„Oh! Herr Abbé!"

„Verstehst Du, Herr Heuchler?"

„Oh! Herr Abbé!"

„Verstehen Sie, Herr Revolutionär."

„Gut, gut; sehen Sie, ehe ich gesprochen, gerathen Sie in Zorn gegen mich. Das heißt sehr schlecht anfangen, Herr Abbé."

Sebastian, welcher wußte, was der Abbé Fortier seit zwei Tagen zu Jedermann von Pitou gesagt hatte, wollte lieber dem Streite nicht beiwohnen, der unfehlbar sogleich zwischen seinem Freunde und seinem Lehrer ausbrechen mußte, und verschwand.

Pitou sah Sebastian mit einem gewissen Schmerz nach, als er sich entfernte. Es war kein sehr starker Verbündeter, aber es war ein Kind von derselben politischen Gemeinschaft wie er.

Er stieß auch, als er aus dem Rahmen der Thüre verschwand, einen Seufzer aus, kehrte dann zum Abbé zurück und sagte:

„Ah! sprechen Sie, Herr Abbé, warum nennen Sie mich Revolutionär? Bin ich zufällig Schuld, daß man die Revolution gemacht hat?"

„Du hast mit denjenigen gelebt, welche sie machen."

„Herr Abbé," erwiederte Pitou mit erhabener Würde, „Jedem steht die Freiheit seines Geistes zu."

„Ah! ja wohl!“

„Est penes hominem arbitrium, est ratio.“

„Ah!“ rief der Abbé, „Du kannst Lateinisch, Schulfuchs?“

„Ich kann, was Sie mich gelehrt haben.“

„Ja, durchgesehen, verbessert, vermehrt und verschlimmert mit Barbarismen.“

„Gut, Herr Abbé, Barbarismen! Ei! mein Gott, wer macht keine?“

„Bursche,“ sagte der Abbé, sichtbar verletzt durch das Bestreben, zu generalisiren, das der Geist von Pitou zu haben schien, „glaubst Du, ich mache Barbarismen?“

„Sie würden solche in den Augen eines Mannes machen, der ein stärkerer Lateiner wäre als Sie.“

„Seht einmal!“ rief der Abbé bleich vor Zorn und dennoch betroffen von diesem Urtheil, dem es nicht an einer gewissen Stärke mangelte.

Dann fuhr er schwermüthig fort:

„Das ist mit zwei Worten das System von diesen Ruchlosen: sie zerstören und entwürdigen zum Nutzen von wem? sie wissen es selbst nicht; zum Nutzen des Unbekannten. Auf, Krabbe, sprechen Sie offenherzig. Kennen Sie Einen, der ein stärkerer Lateiner ist, als ich?“

„Nein, doch es mag wohl welche geben, wenn ich sie auch nicht kenne ... ich kenne durchaus keinen.“

„Beim Henker! ich glaube es wohl.“

Pitou bekreuzt sich.

„Was machst Du, leichtfertiger Geselle?“

„Sie fluchen, Herr Abbé, ich bekreuze mich.“

„Ah! Herr Bursche, sind Sie zu mir gekommen, um mich zu tympanisiren?“

„Sie tympanisiren!“ wiederholte Pitou.

„Gut, nun verstehst Du nicht!“

„Doch, Herr Abbé, ich verstehe. Ah! Ihnen sei es gedankt, man kennt die Wurzeln: tympanisiren,

tympanum, Trommel, kommt vom griechischen tympanon, Trommel, Stock oder Glocke."

Der Abbé war ganz erstaunt.

„Wurzel, typos, Merkzeichen, Spur, und wie Lancelot in seinem Garten den griechischen Wurzeln sagt, typos, die Form, die sich eindrückt, welches Wort offenbar von topto, schlage, kommt."

„Ah! ah! Schlingel," rief der Abbé immer mehr verblüfft, „es scheint, Du weißt noch etwas, selbst das, was Du nicht wußtest."

„Je nun!" machte Pitou mit einer falschen Bescheidenheit.

„Wie kommt es, daß Du zur Zeit, wo Du bei mir warst, nie so geantwortet hättest?"

„Weil Sie mich zur Zeit, wo ich bei Ihnen war, Herr Abbé, völlig stumpfsinnig machten; weil Sie durch Ihren Despotismus in meinem Verstande und in meinem Gedächtniß Alles zurückpreßten, was die Freiheit seitdem herauskommen gemacht hat. Ja, die Freiheit," wiederholte hartnäckig Pitou, der nun seinen Kopf aufsetzte, „die Freiheit!"

„Ah! Schuft!"

„Herr Abbé," versetzte Pitou mit einer warnenden Miene, welche nicht ganz frei von Drohungen war, „Herr Abbé, beleidigen Sie mich nicht. Contumelia non argumentum, sagt ein Redner, die Beleidigung ist kein Beweis."

„Ich glaube, der Bursche hält sich für genöthigt, mir sein Lateinisch zu übersetzen," rief der Abbé wüthend.

„Das ist kein Lateinisch von mir, Herr Abbé, das ist Lateinisch von Cicero, das heißt von einem Manne, der sicherlich gefunden hätte, Sie machen eben so viele Barbarismen im Verhältniß zu ihm, als ich im Verhältniß zu Ihnen habe machen können."

„Du verlangst wohl nicht, hoffe ich," sagte der Abbé in seinen Grundfesten erschüttert, „Du verlangst nicht, daß ich mit Dir streite."

„Warum nicht? wenn aus dem Streite das Licht entsteht?" Abstrusium versis silicum!"

„Ah! ja," rief Abbé Fortier, „ah! ja, der Bursche ist in der Schule der Revolutionäre gewesen."

„Nein, da Sie sagen, die Revolutionäre seien blödsinnige und unwissende Menschen."

„Ja, das sage ich."

„Dann machen Sie einen falschen Schluß, Herr Abbé, und Ihr Syllogismus ist schlecht gestellt."

„Schlecht gestellt! ich habe einen Syllogismus schlecht gestellt?"

„Allerdings, Herr Abbé; Pitou schließt und spricht gut; Pitou ist in der Schule der Revolutionäre gewesen, folglich schließen und sprechen die Revolutionäre gut. Das ist gezwungen!"

„Dummkopf! Einfaltspinsel!"

„Belästigen Sie mich nicht mit Worten, Herr Abbé. Objurgatio imbellum animum arguit, die Schwäche verräth sich durch den Zorn."

Der Abbé zuckte die Achseln.

„Antworten Sie," sprach Pitou.

„Du sagst, die Revolutionäre sprechen gut und schließen gut. Führe mir doch einen Einzigen von diesen Unglücklichen an, einen Einzigen, der schreiben und lesen kann."

„Ich kann es," antwortete Pitou mit Sicherheit.

„Lesen, das leugne ich nicht, obwohl! . . . Doch schreiben!"

„Schreiben," wiederholte Pitou.

„Ja, schreiben ohne Orthographie."

„Das steht noch dahin."

„Willst Du wetten, daß Du nicht eine Seite unter meinem Dictat schreibst, ohne vier Fehler zu machen?"

„Wollen Sie wetten, daß Sie nicht eine halbe unter meinem Dictat schreiben, ohne zwei zu machen?"

„Ho! ho!"

„Nun alſo! Ich ſuche Ihnen Participien und zurückführende Zeitwörter. Ich werde Ihnen das mit gewiſſen daß würzen, die ich kenne, und ich halte die Wette.“

„Wenn ich die Zeit hätte,“ ſagte der Abbé.

„Sie würden verlieren.“

„Pitou, Pitou, erinnnere Dich des Sprüchworts: Pitovius Angelus asinus est.“

„Bah! Sprichwörter, es gibt über alle Welt. Kennen Sie das, welches mir beim Vorübergehen die Schilfrohre von Wualu in die Ohren geſungen haben?“

„Nein, aber ich wäre begierig, es kennen zu lernen, Meiſter Midas.“

„Fortierus abbas forte fortis.“

„Herr!“ rief der Abbé aus.

„Freie Ueberſetzung: der Abbé Fortier iſt nicht alle Tage ſtark.“

„Zum Glück,“ ſagte der Abbé, „zum Glück iſt es nicht damit abgethan, daß man anſchuldigt, man muß beweiſen.“

„Ah! Herr Abbé, wie leicht wäre das! Was lehren Sie Ihre Zöglinge?“

„Nun . . .“

„Folgen Sie meiner Schlußkette. Was lehren Sie Ihre Zöglinge?“

„Was ich weiß.“

„Gut, bemerken Sie, daß Sie geantwortet: was ich weiß.“

Oh! ja, was ich weiß,“ ſprach der Abbé erſchüttert: denn er fühlte, daß während ſeiner Abweſenheit dieſer ſeltſame Streiter unbekannte Schläge gelernt hatte. „Ja, ich habe es geſagt; weiter?“

„Nun wohl! da Sie Ihre Zöglinge lehren, was Sie wiſſen, laſſen Sie hören, was Sie wiſſen!“

„Das Lateiniſche, das Franzöſiſche, das Griechiſche, die Geographie, die Arithmetik, die Algebra, die Aſtronomie, die Botanik, die Numismatik.“

„Was noch mehr?"

„Aber . . ."

„Suchen Sie, suchen Sie."

„Das Zeichnen."

„Immer weiter."

„Die Architectur."

„Immer weiter."

„Die Mechanik."

„Das ist ein Zweig der Mathematik, doch gleichviel, immerzu."

„Ah! worauf zielen Sie ab?"

„Einfach hierauf: Sie haben eine sehr umfassende Rechnung von dem gemacht, was Sie wissen, machen Sie nun die Rechnung von dem, was Sie nicht wissen."

Der Abbé bebte.

„Ah!" sagt Pitou, „ich sehe wohl, daß ich Ihnen hiebei helfen muß; Sie können weder das Deutsche, noch das Hebräische, noch das Arabische, noch das Sanskrit, vier Muttersprachen. Ich rede nicht von den Unterabtheilungen, welche zahllos sind. Sie wissen nichts von der Naturgeschichte, der Chemie, der Physik . . ."

„Aber, Herr Pitou . . ."

„Unterbrechen Sie mich nicht; Sie wissen nichts von der Physik, von der geradlinigen Trigonometrie, nichts von der Medicin, von der Akustik, von der Schifffahrt, Sie sind unbekannt mit Allem, was sich auf die gymnastischen Wissenschaften bezieht."

„Wie beliebt?"

„Ich sage gymnastisch vom griechischen gymnazo, was von gymnos, nackt, kommt, weil sich die Athlethen nackt übten."

„Ich habe Dich doch dies Alles gelehrt!" rief der Abbé getröstet über den Sieg seines Zöglings.

„Das ist wahr."

„Welch ein Glück, daß Du das zugestehst!"

„Mit Dankbarkeit, Herr Abbé. Wir sagten also, Sie wissen nichts ...“

„Genug! Es ist sicher, daß ich mehr nicht weiß, als ich weiß.“

„Sie bekennen also, daß viele Menschen mehr wissen, als Sie.“

„Das ist möglich.“

„Das ist sicher, und je mehr der Mensch weiß, desto mehr bemerkt er, daß er nichts weiß. Dieses Wort ist von Cicero.“

„Schließe.“

„Ich schließe.“

„Laß den Schluß hören, er wird herrlich sein.“

„Ich schließe, daß Sie zu Folge Ihrer relativen Unwissenheit mehr Nachsicht mit dem relativen Wissen der andern Menschen haben müßten. Das constituirt eine doppelte Tugend, welche, wie man versichert, die von Fenelon war, der doch wohl eben so viel wußte, als Sie: die christliche Liebe und Demuth.

Der Abbé brüllte vor Zorn.

„Schlange!“ schrie er; „Du bist eine Schlange!“

„„Du beleidigst mich und antwortest mir nicht,““ erwiederte ein Weiser Griechenlands. Ich würde es Ihnen gern griechisch sagen, aber ich habe es Ihnen schon ungefähr lateinisch gesagt.“

„Gut,“ rief der Abbé, „das ist abermals eine Wirkung der revolutionären Lehren.“

„Was?“

„Sie haben Dich überredet, Du wärest meines Gleichen.“

„Und hätten sie mich überredet, so wären Sie darum doch nicht mehr berechtigt, einen Fehler im Französischen zu machen!“

„Wie beliebt?“

„Ich sage, Sie haben einen ungeheuren Fehler im Französischen gemacht, mein Meister.“

„Ich! das ist hubsch, und welchen?“

„Hören Sie. Sie haben gesagt: die revolutionären Lehrer haben Dich überredet, Du wärest meines Gleichen." *)

„Nun?"

„Nun, wärest ist im Imperfectum."

„Bei Gott! ja."

„Das Präsens muß es sein."

„Ah!" machte der Abbé erröthend.

„Uebersetzen Sie ein wenig die Phrase ins Lateinische, und Sie werden sehen, welchen ungeheuren Solecismus Ihnen das Zeitwort im Imperfectum genommen gibt."

„Pitou! Pitou!" rief der Abbé, der etwas Uebernatürliches in einer solchen Gelehrsamkeit zu erblicken glaubte. „Pitou, was für ein Dämon gibt Dir alle diese Angriffe gegen einen Greis und gegen die Kirche ein?"

„Herr Abbé," erwiederte Pitou, ein wenig bewegt von dem Ausdruck wahrer Verzweiflung, mit dem diese Worte gesprochen worden waren, „nicht der Dämon gibt mir ein, und ich greife Sie nicht an. Sie behandeln mich nur immer als einen Dummkopf, und Sie vergessen, daß alle Menschen gleich sind."

Der Abbé gerieth abermals in Zorn.

„Nie," sprach er, „nie werde ich es dulden, daß man in meiner Gegenwart solche Blasphemien ausspricht. Du, Du, gleich mit einem Mann, den zu bilden Gott und die Arbeit sechzig Jahre gebraucht haben! nie! nie!"

„Ei! fragen Sie Herrn von Lafayette, der die Menschenrechte proclamirt hat."

„Ja, führe als Autorität den schlechten Unterthan des Königs, die Fackel aller Zwietracht, den Verräther an!"

„Wie!" rief Pitou entsetzt, „Herr von Lafayette

*) ... que tu étais mon égal.

ein schlechter Unterthan des Königs; Herr von Lafayette eine Fackel der Zwietracht; Herr von Lafayette ein Verräther! Sie blasphemiren, Herr Abbé! Sie haben also seit drei Monaten in einer Schachtel gelebt? Sie wissen also nicht, daß dieser schlechte Unterthan des Königs der Einzige ist, der dem König dient? Daß diese Fackel der Zwietracht das Unterpfand des öffentlichen Friedens ist? Daß dieser Verräther der Beste der Franzosen ist!"

„Oh!" versetzte der Abbé, „hätte ich je geglaubt, das Ansehen des Königs könnte so tief fallen, daß ein Taugenichts dieser Art," und er bezeichnete Pitou, „den Namen von Lafayette anrufen würde, wie man einst den von Aristides oder von Phokion anrief."

„Sie sind sehr glücklich, daß Sie das Volk nicht hört, Herr Abbé," sagte unkluger Weise Pitou.

„Ha!" rief der Abbé triumphirend, „endlich verräthst Du Dich! Du drohst. Das Volk! ja, das Volk, welches die Officiere des Königs feig ermordet, welches die Eingeweide seiner Opfer durchwühlt hat. Ja, das Volk von Herrn Lafayette, das Volk von Herrn Bailly, das Volk von Herrn Pitou! Nun, warum denuncirst Du mich nicht auf der Stelle bei den Revolutionären von Villers-Cotterets? Warum schleppst Du mich nicht nach dem Pleux? Warum schlägst Du nicht Deine Aermel hinauf, um mich an die Laterne zu hängen? Auf, Pitou, macte animo, Pitou! Sursum! sursum! Pitou. Vorwärts, wo ist der Strick? wo ist der Galgen? da steht der Henker: Macte animo generoso Piteo."

„Sic itur ad astra," fuhr Pitou zwischen seinen Zähnen fort, einzig und allein in der Absicht, den Vers zu vollenden, und ohne zu bemerken, daß er einen Cannibalenwitz gemacht hatte.

Aber er war bald genöthigt, es an der Erbitterung des Abbé zu bemerken.

„Ah! ah!" schrie dieser. „Ah! Du nimmst es so.

Ah! so werde ich zu den Sternen gehen. Ah! Du bestimmst den Galgen für mich."

„Ich sage das nicht," rief Pitou, der über die Wendung, welche der Streit nahm, zu erschrecken anfing.

„Ah! Du versprichst mir den Himmel des beklagenswerthen Foulon, des unglücklichen Berthier!"

„Oh! nein, Herr Abbé."

„Ah! Du hältst schon die Schlinge, fleischgieriger Henker; nicht wahr, Du warst es, der vor dem Stadthause auf die Laterne gestiegen ist und mit seinen häßlichen Spinnenarmen die Opfer hinaufgezogen hat?"

Pitou gab ein Gebrülle des Zorns und der Entrüstung von sich.

„Ja, Du bist es, und ich erkenne Dich," fuhr der Abbé in der Entzückung eines Sehers fort, die ihn Joad ähnlich machte, „ich erkenne Dich! Catilina, Du bist es!"

„Ah! ah!" rief Pitou, „wissen Sie, daß Sie mir da abscheuliche Dinge sagen, Herr Abbé! Wissen Sie, daß Sie mich streng genommen beschimpfen!"

„Ich beschimpfe Dich."

„Wissen Sie, daß ich mich, wenn das so fortgeht, bei der Nationalversammlung beklagen werde! Ah! ich . . ."

Der Abbé lachte auf eine höhnische Art.

„Zeige mich doch an," sagte er.

„Und daß es eine Strafe gegen die schlechten Bürger gibt, welche die guten beschimpfen."

„Die Laterne!"

„Sie sind ein schlechter Bürger!"

„Der Strang! der Strang!

„Ha!" rief der Abbé mit einer Bewegung plötzlicher Erleuchtung und edler Entrüstung: „Ha! der Helm, der Helm, er ist es!"

„Nun, was ist es mit meinem Helm?" fragte Pitou.

„Der Mensch, der das rauchende Herz Berthier ausriß, der Menschenfresser, der es ganz blutig auf den

Tisch der Wähler trug, hatte einen Helm; der Mensch mit dem Helme bist Du, Pitou; der Mensch mit dem Helme bist Du, Ungeheuer; fliehe, fliehe, fliehe!"

Und bei jedem auf eine tragische Art ausgesprochenen: fliehe! war der Abbé einen Schritt vorgerückt und Pitou einen Schritt zurückgewichen.

Bei dieser Bezüchtigung einer Gräuelthat, an der, wie der Leser weiß, Pitou sehr unschuldig war, warf der arme Junge seinen Helm, auf den er so stolz, fern von sich, daß er, mit einem matten Ton auf dem Pflaster aufschlagend, von Beulen überzogen wurde.

„Siehst Du, Unglücklicher!" rief der Abbé, „Du gestehst es!"

Und er nahm eine Stellung an wie Lekain in Orosmane in dem Augenblick, wo er, das Billet findend, Zaïre anklagt.

„Oh! oh!" sagte Pitou, ganz aus aller Fassung gebracht durch eine solche Bezüchtigung, „Sie übertreiben, Herr Abbé."

„Ich übertreibe; das heißt, Du hast nur ein wenig gehenkt, Du hast nur ein wenig ausgeweidet, schwaches Kind!"

„Herr Abbé, Sie wissen wohl, daß ich es nicht gethan habe; Sie wissen wohl, daß es Pitt ist."

„Welcher Pitt?"

„Pitt der zweite, der Sohn vom ersten Pitt, von Lord Chatam, der Geld ausgetheilt hat mit den Worten: Gebt aus und legt mir keine Rechenschaft ab. Wenn Sie Englisch verstünden, würde ich Ihnen das englisch sagen; aber Sie verstehen es nicht."

„Du verstehst es?"

„Herr Gilbert hat es mich gelehrt."

„In drei Wochen? Elender Betrüger!"

Pitou sah, daß er einen falschen Weg einschlug.

„Hören Sie, Herr Abbé," sagte er, „ich bestreite Ihnen nichts mehr, Sie haben Ihre Ideen."

„Wahrhaftig!"

„Das ist nur billig."

„Du erkennst es an? Herr Piton erlaubt mir, Ideen zu haben; ich danke, Herr Pitou."

„Gut, nun ärgern Sie sich abermals: Sie sehen wohl, wenn das so fortgeht, werde ich Ihnen nicht sagen können, was mich zu Ihnen führt."

„Unglücklicher! es führte Dich also etwas hierher? Du warst vielleicht abgeordnet?" sagte der Abbé.

Und er lachte spöttisch.

„Herr Abbé," erwiederte Pitou, vom Abbé selbst auf den Boden gestellt, auf dem er sich seit dem Anfang des Streites zu befinden wünschte, „Herr Abbé, Sie wissen, wie sehr ich immer Achtung vor Ihrem Charakter gehabt habe."

„Ah! ja, reden wir hievon."

„Und Bewunderung für Ihr Wissen," fügte Pitou bei.

„Schlange!"

„Ich!" versetzte Pitou. „Oh! ja wohl!"

„Sprich, was hast Du von mir zu verlangen? Daß ich Dich wieder hier aufnehme? Oh! nein, nein, ich werde meine Schüler nicht verderben; nein, es bliebe Dir immer das schädliche Gift. Du würdest meine jungen Pflanzen anstecken: Infecit pabulo tabo."

„Aber, Herr Abbé . . ."

„Nein, verlange das nicht von mir, wenn Du durchaus essen willst, denn ich nehme an, die wilden Henker von Paris essen wie die ehrlichen Leute. Das ißt! o Götter! Kurz, wenn Du forderst, daß ich Dir Deinen Theil blutiges Fleisch zuwerfe, so sollst Du es haben; doch vor der Thüre, in den Sportulis, wie es in Rom die Patrone ihren Hunden gaben."

„Herr Abbé," erwiederte Pitou, indem er sich in die Brust warf, „ich verlange meine Nahrung nicht von Ihnen, ich habe meine Nahrung, Gott sei Dank, und ich will Niemand zur Last sein."

„Ah!" machte der Abb erstaunt.

„Ich lebe, wie alle Wesen leben, ohne zu betteln,

und von der Industrie, welche die Natur in mich gelegt hat. Ich lebe von meinen Arbeiten; ja, ich bin meinen Mitbürgern so entfernt nicht zur Last, daß mich mehrere von ihnen zu ihrem Anführer gewählt haben."

„Wie!" machte der Abbé mit einem solchen Erstaunen, gemischt mit einem solchen Schrecken, daß man hätte glauben sollen, er sei auf eine Natter getreten.

„Ja, ja, sie haben mich zum Anführer gewählt," wiederholte Pitou wohlgefällig.

„Anführer von was?" fragte der Abbé.

„Anführer von einer Schaar freier Männer."

„Oh! mein Gott!" rief der Abbé, „der Unglückliche ist ein Narr geworden."

„Chef der Nationalgarde von Haramont," vollendete Pitou, Bescheidenheit heuchelnd.

Der Abbé neigte sich zu Pitou herab, um in seinem Gesichte die Bestätigung seiner Worte besser zu sehen.

„Es gibt eine Nationalgarde in Haramont?" rief er.

„Ja, Herr Abbé."

„Und Du bist ihr Chef?"

„Ja, Herr Abbé."

„Du, Pitou?"

„Ich, Pitou."

Der Abbé hob seine Hände zum Himmel empor wie der Oberpriester Phineas.

„Gräuel der Verwüstung!" murmelte er.

„Herr Abbé," sprach Pitou mit sanftem Tone, „Sie wissen also nicht, daß die Nationalgarde ein Institut ist, welches die Bestimmung hat, das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Bürger zu schützen?"

„Oh! oh!" fuhr der Greis, in seine Verzweiflung versunken, fort.

„Und daß man," sprach Pitou, „und daß man diesem Institute nicht genug Stärke zu geben vermöchte, besonders auf dem Lande wegen der Banden."

„Der Banden, von denen Du der Anführer bist,"

rief der Abbé, „der Räuberbanden, der Mordbrennerbanden, der Mörderbanden.“

„Oh! verwechseln Sie nicht, lieber Herr Abbé; Sie werden meine Soldaten sehen, wie ich hoffe, und nie sind ehrlichere Bürger...“

„Schweige! schweige!“

„Stellen Sie sich im Gegentheil vor, Herr Abbé, daß wir Ihre Beschützer sind, und zum Beweise mag dienen, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin.“

„In welcher Absicht?“

„Ah! das ist es,“ sagte Pitou, indem er sich hinter dem Ohr kratzte und den Ort betrachtete, wohin sein Helm gefallen war, um zu sehen, ob er sich, wenn er diesen wesentlichen Theil seiner militärischen Kleidung aufhob, sich nicht zu weit von seiner Rückzugslinie entfernte.

Der Helm war nur ein paar Schritte von der großen Thüre gefallen, welche nach der Rue de Soissons ging.

„Ich habe Dich gefragt in welcher Absicht?“

„Nun denn,“ sprach Pitou, indem er zwei Schritte rückwärts zu seinem Helme machte, „erfahren Sie den Gegenstand meiner Sendung; Herr Abbé, erlauben Sie mir, daß ich ihn vor Ihrem Scharfsinn entwickle.“

„Eingang.“ murmelte der Abbé.

Pitou machte noch zwei Schritte zu seinem Helme.

Aber durch ein ähnliches Manoeuvre, das Pitou beunruhigen mußte, machte der Abbé, wie Pitou zwei Schritte zu seinem Helme machte, gerade ebenso zwei Schritte gegen Pitou.

„Nun also!“ fuhr Pitou fort, der durch die Nähe seiner Vertheidigungswaffe Muth zu fassen anfing, „jeder Soldat braucht nothwendig eine Flinte, und wir haben keine.“

„Ah! Ihr habt keine Flinten,“ rief der Abbé, trippelnd vor Freude. „Ah! sie haben keine Flinten!

Soldaten, die keine Flinten haben! Ah! bei meiner Treue, das sind schöne Soldaten!"

„Aber, Herr Abbé," entgegnete Pitou, während er zwei neue Schritte gegen seinen Helm machte, „wenn man keine Flinten hat, sucht man."

„Ja," sagte der Abbé, „und Ihr sucht?"

Pitou war so nahe zu seinem Helme gekommen, daß er ihn zu erreichen vermochte; er zog ihn mit dem Fuß an sich, und mit dieser Operation beschäftigt, antwortete er dem Abbé nicht sogleich.

„Und Ihr sucht?" wiederholte dieser.

„Ja, Herr Abbé."

„Wo dies?"

„Bei Ihnen," antwortete Pitou, während er seinen Helm auf seinen Kopf drückte.

„Flinten bei mir!" rief der Abbé.

„Ja, es fehlt Ihnen nicht daran."

„Ah! mein Museum!" rief der Abbé. „Du kommst, um mein Museum zu plündern? Küraſſe von unseren alten Tapfern auf dem Rücken von solchen Burschen! Herr Pitou, ich habe Ihnen vorhin schon gesagt, Sie sind ein Narr. Die Schwerter der Spanier von Almanza, die Piken der Schweizer von Marignan, um Herrn Pitou und Consorten zu bewaffnen! Ha! ha! ha!"

Der Abbé schlug ein Gelächter so voll verächtlicher Drohung auf, daß ein Schauer die Adern von Pitou durchlief.

„Nein, Herr Abbé," sagte er, „nicht die Piken der Schweizer von Marignan, nicht die Schwerter der Spanier von Almanza; nein, diese Waffen wären unnütz."

„Es ist ein Glück, daß Du das anerkennst."

„Nein, Herr Abbé, nicht diese Waffen."

„Welche denn?"

„Die guten Marine-Flinten, Herr Abbé. Die guten Marine-Flinten, die ich oft unter dem Titel von Strafaufgaben putzen mußte, als ich die Ehre hatte, unter Ihren Gesetzen zu studiren:

Dum me Galatea tenebat,

fügte Pitou mit einem anmuthigen Lächeln bei.

„Wahrhaftig!“ versetzte der Abbé, der seine spärlichen Haare bei dem Lächeln von Pitou zu Berge stehen fühlte, „wahrhaftig, meine Marine-Flinten?“

„Das heißt, die einzigen von Ihren Waffen, welche keinen geschichtlichen Werth haben und für einen andern Dienst empfänglich sind.“

„Ha!“ machte der Abbé, indem er die Hand an den Griff seiner Schulgeißel legte, wie ein Kapitän die Hand an das Stichblatt seines Degens gelegt hätte; „ha! nun offenbart sich der Verräther!“

„Herr Abbé,“ erwiederte Pitou, vom Tone der Drohung zu dem der Bitte übergehend, „bewilligen Sie uns diese dreißig Marine-Flinten.“

„Zurück!“ rief der Abbé.

Und er that einen Schritt gegen Pitou.

„Es wird Ihnen der Ruhm zu Theil werden,“ sprach Pitou, der seinerseits auch einen Schritt rückwärts that, „der Ruhm, zu der Befreiung des Vaterlandes von seinen Unterdrückern beigetragen zu haben.“

„Ich soll Waffen liefern gegen mich und die Meinigen!“ rief der Abbé; „ich soll Flinten geben, mit denen man auf mich schießen wird!“

Und er zog seine Schulgeißel aus seinem Gürtel.

„Nie! nie!“

Und er schwang seine Schulgeißel über seinem Haupte.

„Herr Abbé, man wird Ihren Namen in die Zeitung von Herrn Prudhomme setzen.“

„Meinen Namen in die Zeitung von Herrn Prudhomme!“ rief der Abbé.

„Mit ehrenvoller Erwähnung des Bürgersinns.“

„Eher den Pranger und die Galeeren!“

„Wie, Sie weigern sich?“ sagte Pitou beharrlich, aber mit weichem Tone.

„Ich weigere mich und jage Dich fort.“

Und der Abbé wies mit dem Finger Pitou die Thüre.

„Das wird aber eine schlimme Wirkung hervorbringen,“ versetzte Pitou, „man wird Sie des Mangels an Bürgersinn, des Verraths beschuldigen. Herr Abbé, ich flehe Sie an, setzen Sie sich diesem nicht aus.“

„Mache aus mir einen Märtyrer, Narr, das ist Alles, was ich verlange!“ rief mit flammendem Auge der Abbé, der viel mehr dem Scharfrichter, als dem armen Sünder glich.

Diesen Eindruck machte er auf Pitou, denn Pitou nahm wieder seinen Rückzug.

„Herr Abbé,“ sagte er, während er einen Schritt rückwärts machte, „ich bin ein friedlicher Abgeordneter, ein Botschafter der Pacification, ich kam ...“

„Du kamst, um meine Waffen zu plündern, wie Deine Genossen das Invalidenhaus geplündert haben.“

„Was ihnen dort eine Menge von Lobeserhebungen eingetragen hat,“ sagte Pitou.

„Und was Dir hier eine Tracht Geißelhiebe eintragen wird,“ erwiederte der Abbé.

„Ah! Herr Fortier,“ rief Pitou, der in dem Instrument einen alten Bekannten wiedererblickte, „Sie werden nicht so das Völkerrecht verletzen.“

„Das wirst Du sehen, Elender, warte.“

„Herr Abbé, ich bin beschützt durch meinen Charakter als Botschafter.“

„Warte.“

„Herr Abbé!!! Herr Abbé!!! Herr Abbé!!!“

Pitou war bis zur Thüre gelangt, welche nach der Straße führte, und hatte seinem Gegner immer das Gesicht geboten; aber bis in diesen Winkel getrieben, mußte er entweder den Kampf annehmen oder fliehen.

Doch um zu fliehen, mußte er die Thüre öffnen, und um die Thüre zu öffnen, mußte er sich umwenden.

Indem er sich umwandte, bot aber Pitou den

Streichen des Abbé den unbewehrten Theil seines Leibes, den er selbst durch einen Küraß nicht hinreichend beschützt fand.

„Ah! Du willst meine Flinten," sagte der Abbé... „Ah! Du kommst, um meine Flinten zu holen!... Ah! Du kommst und sagst: „„Ihre Flinten oder den Tod!""

„Herr Abbé, im Gegentheil, ich sage Ihnen nicht ein Wort von diesem..."

„Nun, Du weißt, wo meine Flinten sind, erwürge mich, um Dich derselben zu bemächtigen. Gehe über meinen Leichnam und nimm sie."

„Dazu bin ich unfähig, Herr Abbé, unfähig," sprach Pitou.

Und die Hand auf der Klinke, das Auge auf dem emporgehobenen Arm des Abbé, berechnete er nicht mehr die Zahl der im Arsenal des Abbé aufbewahrten Flinten, sondern die Zahl der an den Riemen seiner Schulgeißel schwebenden Streiche.

„Sie wollen mir also Ihre Flinten nicht geben, Herr Abbé?"

„Nein, ich will sie Dir nicht geben."

„Sie wollen einmal nicht?"

„Nein."

„Zweimal?"

„Nein."

„Dreimal?"

„Nein! nein! nein!"

„Nun! so behalten Sie Ihre Flinten!" rief Pitou.

Und er machte eine rasche Bewegung, wandte sich um und stürzte zu der halbgeöffneten Thüre hinaus.

Doch seine Bewegung war nicht so rasch, daß die verständige Geißel nicht pfeifend niederfuhr und die Lenden von Pitou so kräftig traf, daß, so groß auch der Muth des Siegers der Bastille war, dieser sich eines Schmerzensschreis nicht erwehren konnte.

Auf diesen Schrei kamen mehrere Nachbarn heraus,

und sie sahen, zu ihrem tiefen Erstaunen, Pitou in der ganzen Geschwindigkeit seiner Beine mit seinem Helme und seinem Säbel fliehen und den Abbé Fortier auf der Thürschwelle stehend seine Schulgeißel, wie der Würgengel sein flammendes Schwert, schwingend.

LXIV.

Pitou Diplomat.

Wir haben gesehen, wie Pitou von der Höhe seiner Hoffnungen herabfiel.

Der Fall war tief. Niedergeschmettert, hatte Satan vom Himmel in die Hölle rollend nicht mehr Raum durchmessen. Auch war Satan in der Hölle als König zu Boden gefallen, während Pitou, vom Abbé Fortier niedergeschmettert, ganz einfach wieder Pitou geworden war.

Wie sollte er sich nun vor seinen Mandataren zeigen? Wie sollte er, nachdem er Ihnen so viel unkluges Vertrauen zu erkennen gegeben, ihnen nun sagen, ihr Anführer sei ein Prahler, ein Großsprecher, der mit einem Helme auf dem Ohr und einem Säbel an der Seite sich von einem alten Abbé Geißelhiebe auf den Hintern geben ließ?

Sich gerühmt haben, er werde beim Abbé Fortier siegen, und dann scheitern, welch ein Fehler!

Auf dem Rande des ersten Grabens, den er fand, nahm Pitou seinen Kopf in seine beiden Hände und dachte nach. Er hatte den Abbé Fortier dadurch zu ködern geglaubt, daß er Griechisch und Lateinisch sprach. Er hatte sich in seiner naiven Treuherzigkeit geschmeichelt, er werde den Cerberus mit dem Honig eines Kuchens von schönen Ausdrücken bestechen, und nun hatte sich sein Kuchen bitter gefunden, und Cerberus

hatte ihn in die Hand gebissen, statt den Kuchen zu verschlucken. So waren alle seine Pläne über den Haufen geworfen.

Der Abbé Fortier besaß also eine ungeheure Eitelkeit; Pitou hatte ohne diese Eitelkeit gerechnet; denn was den Abbé Fortier so sehr erbittert, war viel mehr der Fehler im Französischen gewesen, den Pitou in einem Satze gefunden, als die dreißig Flinten, die er aus seinem Arsenal hatte nehmen wollen.

Die jungen Leute, wenn sie gut sind, begehen immer den Fehler, daß sie an die Vollkommenheit bei Andern glauben.

Der Abbé Fortier war also ein wüthender Royalist, und besonders ein hoffärtiger Philolog.

Pitou machte sich bittere Vorwürfe, daß er in ihm in Beziehung auf König Ludwig XVI. und das Zeitwort sein den doppelten Zorn, dessen Opfer er geworden, erregt hatte. Er kannte ihn, er hätte ihn schonen müssen. Hierin lag wirklich sein Fehler, und er beklagte ihn zu spät, wie immer.

Es blieb ihm noch die Aufgabe, zu finden, was er hätte thun sollen.

Er hätte seine Beredtsamkeit anwenden müssen, um dem Abbé Fortier eine royalistische Gesinnung darzuthun, und er hätte besonders seine Grammatikfehler unbemerkt vorübergehen lassen müssen.

Er hätte ihn überreden müssen, die Nationalgarde von Haramont sei contrerevolutionär.

Er hätte ihm versprechen müssen, diese Armee sei die Hülfsarmee des Königs.

Er hätte besonders nichts von dem unglücklichen Verbum sein sagen müssen, das in einer Zeit statt in einer andern genommen worden war.

Und es unterlag keinem Zweifel, der Abbé würde dann seine Schätze und seine Arsenale geöffnet haben, um der Monarchie den Beistand einer so muthigen Schaar und ihres heldenmüthigen Anführers zu sichern.

Diese Falschheit, das ist Diplomatie. Pitou, nachdem er wohl überlegt hatte, durchging in seinem Kopfe alle Geschichten der alten Zeit.

Er dachte an Philipp von Macedonien, der so viele falsche Eide schwur, und den man einen großen Mann nennt.

An Brutus, der das Vieh nachmachte, um seine Feinde einzuschläfern, und den man einen großen Mann nennt.

An Themistokles, der sein Leben damit zubrachte, daß er seine Mitbürger täuschte, um ihnen zu dienen, und den man einen großen Mann nennt.

Dagegen erinnerte er sich auch des Aristides, der die ungerechten Mittel nicht zuläßt, und den man auch einen großen Mann nennt.

Dieses Argument brachte ihn in Verlegenheit.

Aber durch Nachdenken fand er, Aristides habe großes Glück gehabt, daß er in einer Zeit gelebt, wo die Perser so dumm gewesen, daß man sie mit der Redlichkeit allein habe besiegen können.

Bei weiterer Ueberlegung dachte er, daß am Ende Aristides verbannt worden sei, und diese Verbannung, so ungerecht sie war, machte, daß sich die Wagschale auf die Seite von Philipp von Macedonien, Brutus und Themistokles neigte.

Zu den Beispielen der Neuzeit übergehend, fragte sich Pitou, wie es Herr Gilbert, wie es Herr Bailly, wie es Herr Lameth, wie es Herr Barnave, wie es Herr von Mirabeau gemacht hätten, wenn sie Pitou gewesen wären und Ludwig XVI. der Abbé Fortier.

Was hätte man gethan, um den König zu bewegen, drei bis fünfmal hunderttausend Nationalgarden in Frankreich zu bewaffnen?

Gerade das Gegentheil von dem, was Pitou gethan hatte.

Man hätte Ludwig XVI. überredet, die Franzosen wünschen nichts so sehr, als den Vater der Franzosen

zu retten und zu erhalten; um ihn aber wirksam zu retten, brauchen die Franzosen drei bis fünfmal hunderttausend Flinten.

Und Herrn von Mirabeau wäre es sicherlich gelungen.

Indem er dann auch an das Sprüchwort-Lied dachte, welches sagt:

Lorsque l'on veut quelque chose du diable,
Il faut l'appeler Monseigneur! *)

schloß er aus Allem dem, er, Pitou, sei nur ein vierfacher Dummkopf, und wenn er mit einer Art von Ruhm zu seinen Wählern zurückkehren wolle, so müsse er gerade das Gegentheil von dem thun, was er gethan:

Diesen neuen Erzgang durchsuchend, beschloß Pitou sodann durch die List oder durch die Gewalt die Waffen zu erlangen, die er sich durch die Ueberredung hatte verschaffen wollen.

Ein Mittel zeigte sich zuerst.

Das war die List.

Man konnte sich in das Museum des Abbé einschleichen und die Waffen des Arsenals stehlen oder wegnehmen.

Mit Hülfe seiner Gefährten bewerkstelligte Pitou die Wegnahme; allein bewerkstelligte er den Diebstahl.

Der Diebstahl! das war ein Wort, das schlecht in den ehrlichen Ohren von Pitou klang.

Was die Wegnahme betrifft, so unterlag es keinem Zweifel, daß es in Frankreich noch genug an die alten Gesetze gewöhnte Leute gab, welche dies eine Räuberei oder einen Diebstahl mit bewaffneter Hand nennen würden.

Alle diese Betrachtungen machten, daß Pitou vor den zwei von uns angeführten Mitteln zurückwich.

---

*) Wenn man etwas vom Teufel will, muß man ihn „Gnädigster Herr" nennen.

Uebrigens war die Eitelkeit von Pitou verpfändet, und sollte sich diese Eitelkeit auf eine ehrenhafte Weise aus der Sache herausziehen, so durfte Pitou zu Niemand seine Zuflucht nehmen.

Er fing wieder an zu suchen, — nicht ohne eine gewisse Bewunderung für die Richtung, welche die Speculationen seines Geistes nahmen.

Endlich rief er wie Archimed: Eureka! was besagen will: „Ich habe gefunden."

Folgendes war das Mittel, das Pitou in seinem Arsenal gefunden hatte:

Herr von Lafayette war der Obercommandant der Nationalgarden von Frankreich.

Haramont war in Frankreich.

Haramont hatte eine Nationalgarde.

Folglich war Herr von Lafayette Obercommandant der Nationalgarden von Haramont.

Herr von Lafayette durfte es also nicht dulden, daß es den Milizen von Haramont an Waffen fehlte, da die Milizen anderer Gegenden bewaffnet waren oder werden sollten.

Um zu Herrn von Lafayette zu gelangen — Gilbert — um zu Gilbert zu gelangen — Billot.

Pitou schrieb einen Brief an Billot.

Da Billot nicht lesen konnte, so würde Gilbert lesen, und hiedurch wäre natürlich der zweite Vermittler erreicht.

Nachdem dies beschlossen war, wartete Pitou die Nacht ab, kehrte geheimnißvoll nach Haramont zurück und nahm eine Feder.

Welche Vorsicht er aber auch angewandt hatte, um incognito heimzukehren, er war von Claude Tellier und Desiré Maniquet gesehen worden.

Sie zogen sich stille, einen Finger auf dem Mund, die Augen auf den Brief gerichtet, zurück.

Pitou schwamm im vollen Strome der praktischen Politik.

Wir geben nun den Brief, der in dem Gevierte von weißem Papier eingeschlossen war, das einen so großen Eindruck auf Claude und Desiré gemacht hatte:

„Lieber und geehrter Herr Billot,

„Die Sache der Revolution gewinnt alle Tage in unserer Gegend; die Aristokraten verlieren Terrain, die Patrioten rücken vor.

„Die Gemeinde Haramont tritt in den activen Dienst der Nationalgarde ein.

„Doch sie hat keine Waffen.

„Es gibt ein Mittel, sich zu verschaffen. Gewisse Privatleute vorenthalten Quantitäten von Kriegswaffen, welche dem öffentlichen Schatze große Ausgaben ersparen könnten, wenn sie in den Dienst der Nation übergingen.

„Dem Herrn General von Lafayette beliebe es, zu befehlen, daß diese ungesetzlichen Waffendepots zur Verfügung der Gemeinden gestellt werden, nach Maßgabe der zu bewaffnenden Mannschaft, und ich übernehme es für meinen Theil, wenigstens dreißig Flinten in die Arsenale von Haramont schaffen zu lassen.

„Das ist das einzige Mittel, um einen Damm den contrerevolutionären Schlichen und Ränken der Aristokraten und der Feinde der Nation entgegenzusetzen.

„Ihr

„Mitbürger und ergebenster Diener
„Ange Pitou."

Als er diese Vorstellung niedergeschrieben, bemerkte Pitou, daß er dem Pächter etwas von seinem Hause und seiner Familie zu sagen vergessen hatte.

Er behandelte ihn zu sehr als Brutus; andererseits, wenn er Billot Einzelheiten über Catherine gab, setzte er sich der Gefahr aus, zu lügen oder das Herz eines Vaters zu zerreißen; das hieß auch blutende Wunden in der Seele von Pitou wiederöffnen.

Pitou unterdrückte einen Seufzer und fügte als Nachschrift bei:

„N. S. Frau Billot, Mlle. Catherine und das ganze Haus befinden sich wohl und empfehlen sich dem Andenken von Herrn Billot."

Auf diese Art gefährdete Pitou weder sich, noch sonst Jemand.

Als der Commandant der Truppen von Haramont dem Eingeweihten den weißen Umschlag zeigte, der mit seinem Inhalt nach Paris abgehen sollte, beschränkte er sich darauf, daß er zu ihnen sagte:

„Das ist es."

Und er warf seinen Brief in die Lade.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

Nach zwei Tagen kam ein eigener Bote zu Pferd in Haramont an und fragte nach Ange Pitou.

Groß war das Aufsehen, groß die Erwartung und die Angst der Milizer.

Der Eilbote ritt ein von Schaum weißes Pferd.

Er trug die Uniform des Generalsstabs der Pariser Nationalgarde.

Man denke sich die Wirkung, die er hervorbrachte, man denke sich auch die Bangigkeit und das Herzklopfen von Pitou.

Er näherte sich zitternd, bleich, und nahm das Paquet, das ihm, nicht ohne zu lächeln, der mit der Sendung beauftragte Officier reichte.

Es war eine Antwort von Herrn Billot durch die Hand von Gilbert.

Billot empfahl Pitou Mäßigung im Patriotismus.

Und er sandte den Befehl des General Lafayette, contrasignirt vom Kriegsminister, um die Nationalgarde von Haramont zu bewaffnen.

Er benützte den Abgang eines Officiers, der, im Namen des General Lafayette, die Nationalgarde von Soissons und von Laon zu bewaffnen beauftragt war.

Dieser Befehl war also abgefaßt:

„Diejenigen, welche mehr als eine Flinte und einen Säbel besitzen, sind gehalten, ihre anderen Waffen den Corpschefs jeder Gemeinde zur Verfügung zu stellen.

„Gegenwärtige Maßregel soll im ganzen Umfang der Provinz vollzogen werden."

Roth vor Freude, dankte Pitou dem Officier; dieser lächelte abermals und ging auf der Stelle nach der folgenden Station ab.

Pitou sah sich so auf dem Gipfel der Ehre, er empfing unmittelbar Botschaften vom General Lafayette und von den Ministern.

Und ihre Botschaften bedienten auf eine gefällige Weise die ehrgeizigen Pläne von Pitou.

Die Wirkung dieses Besuches auf die Wähler von Pitou schildern wäre eine unmögliche Arbeit. Wir erklären, daß wir darauf verzichten.

Nur, wenn er diese bewegten Gesichter, diese glänzenden Augen, diesen Eifer der Bevölkerung, die tiefe Ehrfurcht sah, die unmittelbar Jedermann für Ange Pitou faßte, konnte sich auch der ungläubigste Beobachter überzeugen, daß unser Held fortan ein großer Mann sein sollte.

Die Wähler verlangten, Einer nach dem Andern, das Siegel des Ministeriums zu sehen und zu berühren, was ihnen Pitou sehr huldreich bewilligte.

Und als die Zahl der Anwesenden bis auf die einzigen Eingeweihten geschmolzen war, sprach Pitou:

„Bürger, meine Pläne sind geglückt, wie ich es vorhergesehen. Ich habe dem General Lafayette geschrieben, daß Ihr Euch als Nationalgarde zu constituiren gewünscht und mich zu Eurem Befehlshaber gewählt habt.

„Leset die Aufschrift des Briefes, den ich vom Ministerium erhalte."

Und er reichte ihnen die Depeche, als deren Adresse man lesen konnte:

Dem Herrn Ange Pitou, Commandanten der Nationalgarde von Haramont.

„Ich bin also," fuhr Pitou fort, „ich bin also anerkannt und bestätigt vom General Lafayette als Commandant der Nationalgarde.

„Ihr seid anerkannt und bestätigt als Nationalgarden vom General Lafayette und vom Kriegsministerium."

Ein langer Schrei der Freude und der Bewunderung erschütterte die Wände der Dachstube, welche Pitou bewohnte.

„Was die Waffen betrifft," fügte unser Mann hinzu, „so habe ich die Mittel, um sie zu bekommen.

„Ihr werdet Euch schleunigst einen Lieutenant und einen Sergenten ernennen. Diese zwei Autoritäten werden mich bei dem Schritte begleiten, den ich zu thun habe."

Die Eingeweihten schauten sich ungewiß an.

„Deine Meinung, Pitou?" sagte Maniquet.

„Das geht mich nichts an," erwiederte Pitou mit einer gewissen Würde, „es darf kein Einfluß auf die Wahlen geübt werden; versammelt Euch außer meiner Gegenwart; ernennt die zwei Chefs, die ich Euch bezeichnet habe, aber ernennt tüchtige. Das ist Alles, was ich Euch zu sagen habe. Geht."

Mit diesem königlich ausgesprochenen Wort entließ Pitou seine Soldaten und blieb allein in seine Größe gehüllt, wie Agamemnon.

Er versenkte sich in seine Herrlichkeit, während sich außen die Wähler um einen Brocken der militärischen Macht stritten, welche Haramont regieren sollte.

Die Wahl dauerte eine Stunde. Der Lieutenant und der Sergent wurden ernannt; das waren: der Sergent, Claude Tellier, und der Lieutenant, Desiré

Maniquet. Man kam wieder zurück, und er bestätigte sie und verkündigte ihre Ernennung.

Als diese Arbeit beendigt war, sprach er:

„Meine Herren, es ist nun nicht ein Augenblick zu verlieren.“

„Ja, ja, lernen wir das Exerciren,“ rief einer der Begeistertsten.

„Eine Minute Geduld,“ erwiederte Pitou, „ehe wir exerciren, müssen wir vor Allem Flinten haben.“

„Das ist nur zu richtig,“ sagten die Führer.

„Kann man nicht in Erwartung der Flinten mit Stöcken lernen?“

„Betreiben wir die Dinge militärisch,“ antwortete Pitou, der, als er den allgemeinen Eifer wahrnahm, sich nicht stark genug fühlte, um Unterricht in einer Kunst zu geben, von der er noch gar nichts verstand. „Soldaten, welche im Feuer exerciren mit Stöcken lernen, das ist grotesk; fangen wir nicht damit an, daß wir uns lächerlich machen.“

„Das ist richtig,“ rief man; „die Flinten!“

„Kommt mit mir, Lieutenant und Sergent,“ sagte Pitou zu seinen Untergebenen; „Ihr Andern, wartet auf unsere Rückkehr.“

Eine ehrerbietige Einwilligung war die Antwort der Schaar.

„Es bleiben uns sechs Stunden Tag. Das ist mehr, als wir brauchen, um nach Villers-Cotterets zu gehen, unsere Angelegenheit abzumachen und zurückzukehren.“

„Vorwärts, Marsch!“ rief Pitou.

Der Generalstab des Heeres von Haramont setzte sich sogleich in Bewegung.

Als aber Pitou den Brief von Billot noch einmal las, um sich zu überzeugen, so viel Ehre sei kein Traum, fand er darin folgende Worte von Gilbert, die ihm entgangen waren:

„Warum hat Pitou vergessen, dem Herrn Doctor Gilbert Nachrichten von Sebastian zu geben?

„Warum schreibt Sebastian nicht an seinen Vater?“

LXV.

Pitou siegt.

Der Abbé Fortier, der wackere Mann, vermuthete entfernt nichts, sowohl von dem Sturm, den ihm diese tiefe Diplomatie vorbereitete, als von dem Ansehen, das Ange Pitou bei den Häuptern der Regierung genoß.

Er beschäftigte sich gerade damit, daß er Sebastian zu beweisen suchte, die schlechten Gesellschaften seien der Untergang jeder Tugend und jeder Unschuld; Paris sei ein Abgrund; selbst die Engel würden dort verderben, wenn sie wie diejenigen, welche sich auf dem Wege nach Gomorrha verirrt hatten, nicht rasch zum Himmel aufstiegen. Und den Besuch von Pitou, einem gefallenen Engel, tragisch auffassend, ermahnte er Sebastian mit aller ihm zu Gebot stehenden Beredtsamkeit, ein guter und ächter Royalist zu bleiben.

Unter einem guten und ächten Royalisten, bemerken wir dies sogleich, verstand der Abbé Fortier durchaus nicht, was der Doctor Gilbert unter denselben Worten verstand.

Er vergaß, der gute Abbé, daß in Betracht dieser Verschiedenheit im Verstehen derselben Worte seine Propaganda eine schlimme Handlung war, da er unwillkürlich, ohne Zweifel, den Geist des Sohnes gegen den des Vaters zu bewaffnen suchte.

Man muß übrigens gestehen, daß er keine große Vorbereitungen darin fand.

Eine seltsame Erscheinung! in dem Alter, wo die Kinder noch der weiche Thon sind, von dem der Dichter

spricht, wo jedes Siegel, das man auf sie drückt, sein Gepräge zurückläßt, war Sebastian schon ein Mann durch die Entschlossenheit und die Zähigkeit des Gedankens.

War das der Sohn der aristokratischen Natur, welche bis zum Abscheu einen Plebejer verachtet hatte? Oder war es wirklich die Aristokratie des Plebejers in Gilbert bis zum Stoicismus getrieben?

Der Abbé Fortier war nicht im Stande, ein solches Geheimniß zu ergründen; er wußte, daß der Doctor ein etwas exaltirter Patriot war; er versuchte es, mit der versöhnenden Naivetät der Geistlichen, ihm seinen Sohn für das Wohl des Königs und Gottes zu reformiren.

Während übrigens Sebastian sehr aufmerksam schien, horchte er nicht auf diese Rathschläge; er dachte gerade an die unbestimmten Visionen, die ihn seit einiger Zeit wieder unter den großen Bäumen des Parkes von Villers-Cotterets überfallen hatten, wenn der Abbé Fortier seine Zöglinge nach dem Clouis-Steine, nach dem St. Huberts-Brunnen oder nach Latour-Aumont führte, an die Sinnenblendungen, welche ihm ein zweites Leben neben seinem natürlichen Leben bildeten, ein betrügliches Leben von poetischen Glückseligkeiten neben der unempfindlichen Prosa seiner Studien- und Schultage.

Plötzlich öffnete sich die Thüre der Rue de Soissons mit einer gewissen Heftigkeit und gewährte mehreren Menschen Eingang.

Diese Menschen waren der Maire der Stadt Villers-Cotterets, der Adjunct und der Secretaire der Mairie.

Hinter ihnen erschienen zwei Gendarmenhüte und hinter diesen Hüten fünf bis sechs Köpfe von Neugierigen.

Beängstigt, ging der Abbé gerade auf den Maire zu.

„Was gibt es denn, Herr Longpré?“ fragte er.

„Herr Abbé,“ antwortete ernst der Maire, „Sie haben Kenntniß von dem neuen Decret des Kriegsministeriums?“

„Nein, Herr Maire."

„So bemühen Sie sich, dasselbe zu lesen."

Der Abbé nahm die Depeche und las sie.

Während er las, erbleichte er.

„Nun?" fragte er ganz bewegt.

„Nun, Herr Abbé, die Herren von der Nationalgarde von Haramont sind da und erwarten eine Waffenauslieferung."

Der Abbé machte einen Sprung, als wollte er die Herren von der Nationalgarde verschlingen.

Da näherte sich Pitou, welcher dachte, der Augenblick, sich zu zeigen, sei gekommen, gefolgt von seinem Lieutenant und seinem Sergenten.

„Hier sind sie!" sagte der Maire.

Der Abbé war von Weiß zu Roth übergegangen.

„Diese Bursche!" rief er, „diese Taugenichtse!"

Der Maire war ein guter Mann, er hatte noch keine entschiedene politische Meinung; er verdarb es mit keiner Partei und wollte sich weder mit Gott, noch mit der Nationalgarde entzweien.

Die Schmähungen des Abbé Fortier erregten bei ihm ein schallendes Gelächter, mit dem er die Lage beherrschte.

„Ihr hört, wie der Abbé die Nationalgarde von Haramont behandelt," sagte er zu Pitou und seinen zwei Officieren.

„Das ist so, weil uns der Abbé Fortier als Kinder gesehen hat und immer noch für Kinder hält," erwiederte Pitou mit seiner melancholischen Sanftmuth.

„Diese Kinder sind aber Männer geworden," sprach mit dumpfem Tone Maniquet, indem er seine verstümmelte Hand gegen den Abbé ausstreckte.

„Und diese Männer sind Schlangen!" rief der gereizte Abbé.

„Und Schlangen, welche beißen werden, wenn man sie verletzt," sagte der Sergent Claude.

Der Maire ahnete in diesen Drohungen nur die zukünftige Revolution.

Der Abbé errieth darin das Märtyrthum.

„Sprecht, was will man von mir?“ sagte er.

„Man will einen Theil von den Waffen, die Sie hier haben,“ antwortete der Maire, der Alles zu versöhnen suchte.

„Diese Waffen gehören nicht mir,“ entgegnete der Abbé.

„Wem gehören sie denn?“

„Sie gehören Seiner Hoheit dem Herzog von Orleans.“

„Einverstanden, Herr Abbé,“ versetzte Piton; „doch das ist kein Hinderniß.“

„Wie, das ist kein Hinderniß?“ rief der Abbé.

„Ja; wir verlangen die Waffen gerade so.“

„Ich werde an den Herrn Herzog schreiben!“ sprach der Abbé majestätisch.

„Der Herr Abbé vergißt, daß das umsonst aufschieben heißt,“ sagte leise der Maire. „Der Herr Herzog, wenn man ihn um Rath fragt, wird erwiedern, man müsse den Patrioten nicht nur die Flinten von seinen Feinden, den Engländern, sondern auch die Kanonen von seinem Ahnherrn Ludwig XIV. geben.“

Von dieser Wahrheit war der Abbé schmerzlich betroffen.

Er murmelte:

„Circumdedisti me hostibus meis.“

„Ja, Herr Abbé,“ sagte Piton, „das ist wahr; doch nur mit ihren politischen Feinden; denn wir hassen in Ihnen nur den schlechten Patrioten.“

„Dummkopf,“ rief der Abbé in einem Augenblick einer Exaltation, die ihm eine gewisse Beredtsamkeit verlieh, „gefährlicher Dummkopf! wer von uns ist der gute Patriot, ich, der ich die Waffen für den Frieden des Vaterlandes behalten will, oder Du, der Du sie für die Zwietracht und den Bürgerkrieg verlangst! wer

ist der gute Sohn, ich, der ich mich an den Olivenbaum halte, um unserer gemeinschaftlichen Mutter zu huldigen, oder Du, der Du das Eisen suchst, um ihr den Schooß zu zerreißen?"

Der Maire wandte sich ab, um seine Gemüthsbewegung zu verbergen, und während er sich abwandte, machte er dem Abbé ein kleines hinterhältisches Zeichen, welches besagen wollte:

„Sehr gut."

Der Adjunct, ein neuer Tarquinius, schlug mit seinem Stocke Blumen ab.

Pitou war aus dem Sattel gehoben.

Als sie dies sahen, falteten seine zwei Subalterne die Stirne.

Sebastian allein, das Spartanerkind, war unempfindlich.

Er näherte sich Pitou und fragte:

„Um was handelt es sich denn?"

Pitou erklärte es ihm mit zwei Worten.

„Ist der Befehl unterzeichnet?"

„Vom Minister, vom General Lafayette, und er ist von der Hand Deines Vaters."

„Warum zögert man dann, zu gehorchen?" sprach stolz das Kind.

Und in seinen erweiterten Augensternen, in seinen bebenden Nasenflügeln, in der Strenge seiner Stirne offenbarte er den unversöhnlichen Herrschgeist der zwei Racen, die ihn geschaffen hatten.

Der Abbé hörte die Worte, die aus dem Munde des Kindes kamen, schauerte und neigte das Haupt.

„Drei Generationen von Feinden gegen uns," murmelte er.

„Auf, Herr Abbé," sagte der Maire, „man muß sich ergeben."

Der Abbé machte einen Schritt, mit seinen Schlüsseln klirrend, die er durch einen Ueberrest von klösterlicher Gewohnheit an seinem Gürtel trug.

„Nein! tausendmal nein!“ rief er; „es ist nicht mein Eigenthum, und ich werde den Befehl meines Herrn abwarten“

„Ah! Herr Abbé!“ rief der Maire, der sich einer Mißbilligung nicht enthalten konnte.

„Das ist Rebellion,“ sprach Sebastian zum Priester; „nehmen Sie sich in Acht, lieber Herr.“

„Tu quoque!“ murmelte der Abbé, indem er sich in seine Sutane hüllte, um die Geberde Cäsars nachzuahmen.

„Auf, Herr Abbé,“ sagte Pitou, „seyen Sie ruhig, diese Waffen werden für das Glück des Vaterlands wohl versorgt sein.“

„Schweige, Judas!“ erwiederte der Abbé; „Du hast wohl Deinen alten Meister verrathen, warum solltest Du das Vaterland nicht verrathen?“

Durch sein Gewissen niedergeschmettert, beugte Pitou die Stirne. Was er gethan, war nicht der Ausfluß eines guten Herzens.

Doch während er den Kopf senkte, sah er von der Seite seine zwei Lieutenants an, welche darüber, daß sie einen so schwachen Chef hatten, unwillig zu sein schienen.

Pitou begriff, daß, wenn er seine Wirkung verfehlte, sein Blendwerk zerstört war.

Der Stolz spannte die Feder dieses muthigen Streiters der französischen Revolution.

Er erhob daher das Haupt und sprach:

„Herr Abbé, so unterwürfig ich auch gegen meinen alten Lehrer bin, so werde ich doch diese beleidigenden Worte nicht ohne Commentar vorübergehen lassen.“

„Ah!“ Du commentirst nun,“ sagte der Abbé, der Pitou durch seine Spöttereien außer Fassung zu bringen hoffte.

„Ja, ich commentire, Herr Abbé, und Sie werden sehen, daß meine Commentare richtig sind,“ fuhr Pitou fort. „Sie nennen mich einen Verräther, weil Sie

mir geneigter Weise die Waffen verweigert haben, um die ich Sie neulich, den Oelzweig in der Hand, ersuchte, und die ich Ihnen heute mit Hülfe eines Befehls der Regierung entreiße. Nun denn, Herr Abbé, ich will lieber dem Anscheine nach meine Pflichten verrathen, als meine Hand geboten haben, um mit Ihnen die Gegenrevolution zu begünstigen. Es lebe das Vaterland! Zu den Waffen! zu den Waffen!"

Der Maire machte Pitou das Seitenstück zu dem Zeichen, das er dem Abbé gemacht hatte, und das besagen wollte:

„Ah! sehr gut! sehr gut!"

Diese Rede hatte in der That ein niederschmetterndes Resultat beim Abbé, ein elektrisches Resultat bei den übrigen Anwesenden.

Der Maire schlich sich davon und bedeutete seinem Adjuncten durch einen Wink, er möge bleiben.

Der Adjunct hätte sich gern wie der Maire aus dem Staube gemacht; doch die Abwesenheit der zwei Hauptautoritäten der Stadt wäre sicherlich bemerkt worden.

Er folgte also mit seinem Schreiber den Gendarmen, die den drei Nationalgarden nach dem Museum folgten, in welchem Pitou Weg und Steg kannte, Pitou, der im Serail aufgezogen worden war.

Springend wie ein junger Löwe, lief Sebastian den Patrioten auf der Spur nach.

Die anderen Kinder schauten ganz verdutzt zu.

Der Abbé, als er die Thüre seines Museums geöffnet hatte, fiel halb todt vor Zorn und Scham auf den ersten Stuhl, den er fand.

Sobald sie in das Museum eingetreten waren, wollten die zwei Gehülfen von Pitou Alles plündern, aber die ehrliche Schüchternheit des Commandanten der Nationalgarde trat abermals dazwischen.

Er machte eine Berechnung der seinen Befehlen

untergebenen Leute, und da es drei und dreißig waren, so befahl er, drei und dreißig Flinten zu nehmen.

Und da man, vorkommenden Falls, einen Schuß zu thun haben konnte und Pitou hiebei nicht zurückzubleiben gedachte, so nahm er für sich eine vier und dreißigste Flinte, eine wahre Officiersflinte, etwas kürzer und leichter als die andern, eine Flinte, welche, obgleich von Caliber, ebensowohl das Schrot auf ein Kaninchen oder auf einen Hasen, als die Kugel gegen einen falschen Patrioten oder einen ächten Preußen lenken konnte.

Ueberdies wählte er sich einen geraden Degen, wie der von Lafayette, den Degen von irgend einem Helden von Fontenoy oder von Philippsburg, den er in seinen Gürtel steckte.

Seine zwei Collegen luden jeder zwölf Flinten auf ihre Schultern, und unter dieser ungeheuren Last bogen sie sich nicht, so wahnsinnig war ihre Freude.

Pitou lud sich das Uebrige auf.

Man zog durch den Park, denn man wollte nicht durch Villers-Cotterets gehen, um das Aufsehen zu vermeiden.

Uebrigens war dies der kürzeste Weg.

Dieser kürzeste Weg bot dabei den Vortheil, daß er den drei Officieren jede Chance benahm, Parteigängern von einer der ihrigen entgegengesetzten Ansicht zu begegnen. Pitou fürchtete den Kampf nicht, und die Flinte, die er sich für den Fall eines Kampfes gewählt hatte, bezeugte seinen Muth. Aber Pitou war ein Mann der Ueberlegung geworden, und seitdem er überlegte, hatte er bemerkt, daß, wenn eine Flinte ein Mittel zur Vertheidigung eines Menschen ist, Flinten in größerer Anzahl dies nicht sind.

Unsere Helden liefen also, beladen mit dieser Beute, durch den Park und erreichten ein Rondel, wo sie anhalten sollten. Erschöpft, triefend von Schweiß, dies aber in Folge einer ruhmwürdigen Anstrengung, brachten sie

endlich zu Pitou das kostbare Depot, welches ihnen das Vaterland, vielleicht ein wenig blindlings, anvertraut hatte.

Es fand an demselben Abend eine Versammlung der Nationalgarde statt, und der Commandant Pitou übergab eine Flinte jedem Soldaten, wobei er zu ihnen, wie die Mutter der Spartaner zu ihren Söhnen in Beziehung auf den Schild, sagte:

„Mit, oder darauf."

Es war nun in dieser kleinen, so durch das Genie von Pitou umgewandelten, Gemeinde eine Rührigkeit ähnlich der eines Ameisenhaufens am Tage eines Erdbebens.

Die Freude, eine Flinte zu besitzen, bei dieser wesentlich wilddiebischen Völkerschaft, der die lange Unterdrückung durch die Aufseher die Jagdwuth gegeben hatte, machte, daß für sie Pitou ein Gott auf Erden wurde.

Man vergaß seine langen Beine, man vergaß seine langen Arme, man vergaß seine dicken Kniee und seinen großen Kopf, man vergaß endlich seine grotesken Lebensvorgänge, und er war und blieb der Schutzgeist der Gegend während der ganzen Zeit, die der blonde Phöbus brauchte, um der schönen Amphitrite seinen Besuch zu machen.

Am andern Tag beschäftigten sich die Enthusiasten einzig und allein damit, daß sie ihre Waffen als instinktartige Kenner untersuchten, handhabten, probirten und putzten: die Einen freudig, wenn sich die Batterie tüchtig fand, die Anderen darauf bedacht, die Ungleichheit des Schicksals gut zu machen, wenn ihnen ein Gewehr von geringerer Eigenschaft zugefallen war.

In seine Stube zurückgezogen wie der große Agamemnon unter sein Zelt, dachte Pitou mittlerweile, während die Andern putzten, zermarterte er sich das Gehirn, während sie sich die Hände schunden.

Woran dachte Pitou? wird der an diesem heranwachsenden Genie Theil nehmende Leser fragen.

Hirte der Völker geworden, dachte Pitou an die hohle Nichtigkeit der Größen dieser Welt.

Es kam in der That der Augenblick, wo von diesem ganzen mit so großer Mühe errichteten Gebäude nichts aufrecht stehen bleiben sollte.

Die Flinten waren seit dem vorhergehenden Tage übergeben. Man hatte diesen Tag dazu angewendet, um sie in geeigneten Stand zu setzen. Morgen würde er das Exercitium seinen Soldaten zeigen müssen, und Pitou kannte nicht das erste Commando vom Laden in zwölf Tempos.

Pitou hatte immer seine Flinte geladen, ohne die Tempos zu zählen und wie er hatte können.

Was das Manoeuvre betrifft, so war das noch schlimmer.

Was war aber ein Commandant der Nationalgarde, der das Laden in zwölf Tempos nicht versteht und das Manoeuvre nicht zu commandiren weiß. Derjenige, welcher diese Zeilen schreibt, hat nur einen Einzigen gekannt; er war allerdings ein Landsmann von Pitou.

Seinen Kopf in seine Hände versenkt, das Auge starr, den Leib unbeweglich, dachte Pitou also nach.

Cäsar in den Wäldern des rauhen Galiien, Hannibal in den schneebedeckten Alpen verloren, Columbus auf einem unbekannten Ocean verirrt, überlegten nie feierlicher im Angesichte des Unbekannten, widmeten nie tiefer ihren Geist Deis ignotis, diesen furchtbaren Gottheiten, die das Geheimniß des Todes und des Lebens haben, als es Pitou während dieses langen Tages that.

„Oh!“ sprach Pitou, „die Zeit schreitet fort, morgen rückt heran, und morgen wird in seiner ganzen Nichtigkeit dieses Nichts erscheinen, das ich bin.

„Morgen wird der große Kriegsheld, der die Bastille genommen hat, als ärmlicher Wicht von der ganzen

Versammlung der Haramonter behandelt werden, wie ... ich weiß nicht mehr wer, von der ganzen Versammlung der Griechen behandelt worden ist.

„Morgen ausgezischt! während ich heute ein Triumphator bin.

„Das wird nicht sein. Das kann nicht sein. Catherine würde es erfahren, und ich wäre entehrt."

Pitou schöpfte einen Augenblick Athem.

„Was kann mir da heraushelfen?" fragte er sich.

„Die Kühnheit! Dreistigkeit.

„Nein, nein, die Dreistigkeit dauert eine Minute, und das Exercitium nach preußischer Manier hat zwölf Tempos.

„Welch eine sonderbare Idee ist es auch, die Franzosen das Exerciren auf preußische Manier zu lehren.

„Wenn ich sagte, ich sei ein zu guter Patriot, um Franzosen das Exerciren auf preußische Manier zu lehren, und ich erfinde ein anderes mehr nationales Exercitium?

„Nein, ich würde mich verwickeln und in eine neue Verlegenheit gerathen.

„Ich habe wohl einen Affen auf dem Markte von Villers-Cotterets gesehen. Dieser Affe machte das Exercitium; aber er machte es wahrscheinlich wie ein Affe, ohne Regelmäßigkeit.

„Ah!" rief er plötzlich, „ein Gedanke."

Und auf der Stelle den Zirkel seiner langen Beine öffnend, fing er an den Raum zu durchschreiten, als ihn eine Betrachtung wieder aufhielt.

„Mein Verschwinden würde Erstaunen erregen," sagte er; „benachrichtigen wir meine Leute."

Und er öffnete die Thüre, rief Claude und Desiré, und sprach zu ihnen:

„Verkündigt übermorgen als den ersten Tag für das Exerciren."

„Warum nicht morgen?" fragten die zwei Subalternofficiere.

„Weil Ihr Beide müde seid," erwiederte Pitou, „und ehe ich die Soldaten instruire, will ich zuvor die Anführer instruiren. Und dann," fügte Pitou mit strengem Tone bei, „ich bitte Euch, gewöhnt Euch daran, immer im Dienste zu gehorchen, ohne Bemerkungen zu machen."

Claude und Desiré verbeugten sich.

„Es ist gut," sprach Pitou, „sagt das Exerciren auf übermorgen, Morgens um vier Uhr, an.

Die Officiere verbeugten sich abermals und gingen weg, und da es neun Uhr Abends war, so legten sie sich zu Bette.

Pitou ließ sie gehen. Dann, als sie sich um die Ecke gedreht hatten, lief er in der entgegengesetzten Richtung fort und erreichte in fünf Minuten das dunkelste Dickicht des Waldes.

Sehen wir, was die errettende Idee von Pitou war.

XLVI.

Der Vater Clouis und der Clouis-Stein, oder wie Pitou ein Taktiker wurde und ein stattliches Aussehen hatte.

Pitou lief so ungefähr eine halbe Stunde und drang immer weiter in den wildesten und tiefsten Theil des Waldes ein.

Es war da unter diesen hohen, drei Jahrhunderte alten Stämmen, an einem ungeheuren Felsen angelehnt und mitten in furchtbarem Gestrüppe, eine fünf und dreißig bis vierzig Jahre früher erbaute Hütte, welche eine Person enthielt, die sich, in ihrem eigenen Interesse, mit einem gewissen geheimnißvollen Dunkel zu umgeben gewußt hatte.

Halb in die Erde gegraben, halb außen aus Zweigen und unbeschlagenem Holze geflochten, empfing diese

Hütte Luft und Licht nur durch ein schräges im Dache angebrachtes Loch.

Den Wohnungen der Zigeuner des Albaycin ziemlich ähnlich, verrieth sich diese Hütte zuweilen den Blicken durch den blauen Rauch, der aus ihrer Firste emporströmte.

Sonst hätte, die Waldhüter, die Jäger, die Wildschützen und die Bauern der Umgegend ausgenommen, Niemand errathen, diese Hütte diene einem Menschen als Aufenthaltsort.

Und dennoch wohnte hier seit vierzig Jahren ein ehemaliger Jagdaufseher mit Gnadengehalt verabschiedet, dem aber der Herzog von Orleans, der Vater von Louis Philipp, die Erlaubniß gegeben hatte, im Walde zu bleiben, eine Uniform zu trugen und alle Tage einen Schuß auf einen Hasen oder ein Kaninchen zu thun.

Das Federwild und das Hochwild waren ausgenommen.

Der gute Mann war in der Zeit, zu der wir gekommen sind, neun und sechzig Jahre alt; er hatte sich Anfangs Clouis und dann bei allmäliger Zunahme des Alters Vater Clouis genannt.

Von seinem Namen hatte der ungeheure Felsen, an den seine Hütte angelehnt war, die Taufe erhalten: man nannte ihn Clouis-Stein.

Er war bei Fontenoy verwundet worden und in Folge dieser Verwundung hatte man ihm das Bein abnehmen müssen. Darum hatte er, frühzeitig verabschiedet, vom Herzog von Orleans die von uns erwähnten Privilegien erhalten.

Der Vater Clouis trat nie in die Städte ein und kam nur einmal alle Jahre nach Villers-Cotterets; dies geschah, um 365 Ladungen Pulver und Blei, 366 in Schaltjahren zu kaufen.

An demselben Tag trug er zu Herrn Cornu, Hutmacher in der Rue de Soissons, 365 oder 366 Bälge, zur Hälfte von Hasen, zur Hälfte von Kaninchen; wofür ihm der Hutmacher 75 Livres gab.

Und wenn wir sagen 365 Bälge in den gewöhnlichen Jahren und 366 in den Schaltjahren, so irren wir uns nicht um einen einzigen, denn der Vater Elouis, dem das Recht auf einen Schuß im Tage ertheilt worden war, hatte es so eingerichtet, daß er einen Hasen oder ein Kaninchen mit jedem Schuß erlegte.

Und da er nie einen Schuß mehr, nie einen Schuß weniger that, als die 365 in den gewöhnlichen Jahren und die 366 in den Schaltjahren ihm erlaubten Schüsse, so erlegte der Vater Elouis gerade 183 Hasen und 182 Kaninchen in den gewöhnlichen Jahren und 183 Hasen und 183 Kaninchen in den Schaltjahren.

Von dem Fleisch der Thiere lebte er, mochte er es nun essen oder verkaufen.

Ueberdies machte der Vater Elouis einmal im Jahr eine kleine Speculation.

Der Felsen, an den seine Hütte angelehnt war, hatte einen wie ein Dach abhängigen Platz.

Diese geneigte Fläche bot einen Raum von ungefähr achtzehn Fuß in ihrer größten Ausdehnung.

Ein an das obere Ende gelegter Gegenstand rutschte sachte bis zum unteren Ende herab.

Der Vater Elouis verbreitete allmälig in den umliegenden Dörfern durch die Vermittelung der guten Weiber, die ihm seine Hasen oder Kaninchen abkauften, die Ansicht: die Mädchen, welche am Feiertage des heiligen Ludwig dreimal auf dem Felsen von oben bis unten rutschen, werden im Verlauf des Jahres verheirathet.

Im ersten Jahre kamen viele junge Mädchen, doch nicht eines wagte es, zu rutschen.

Im zweiten Jahre wagten es drei solche junge Personen, zwei wurden im Verlaufe des Jahres verheirathet. Was die Dritte betrifft, welche ledig blieb, so behauptete der Vater Elouis kühn, wenn es ihr an einem Manne gefehlt, so sey dies der Fall gewesen, weil sie nicht mit demselben Vertrauen gerutscht, wie die Andern.

Im folgenden Jahre liefen alle Mädchen der Umgegend herbei und rutschten.

Der Vater Clouis erklärte, es würde nie genug junge Männer für so viele Mädchen geben; dennoch würde sich ein Drittel der Rutscherinnen, und das wären die Gläubigsten, verheirathen.

Viele heiratheten wirklich. Von diesem Augenblick an war der heirathliche Ruf des Clouis-Steins gegründet, und alle Jahre hatte der heilige Ludwig ein doppeltes Fest, ein Fest in der Stadt und ein Fest im Walde.

Nun verlangte der Vater Clouis ein Privilegium. Da man nicht den ganzen Tag rutschen konnte, ohne zu essen und zu trinken, so war dies Anfangs das Monopol für den 25. August, zu essen und zu trinken an die Rutscher und die Rutscherinnen zu verkaufen, denn es war den jungen Männern gelungen, die Mädchen zu überreden, damit die Kraft des Felsen unfehlbar sei, müsse man mit einander und besonders zu gleicher Zeit rutschen.

Seit fünfunddreißig Jahren lebte der Vater Clouis so. Die Gegend behandelte ihn, wie die Araber ihre Marabuts behandeln. Er war zum Zustande der Legende übergegangen.

Was aber besonders die Jäger beschäftigte und die Jagdaufseher vor Neid bersten machte, war die erwiesene Thatsache, daß der Vater Clouis im Jahre nur 365 Schüsse that, und daß er mit diesen 365 Schüssen 183 Hasen und 182 Kaninchen erlegte.

Mehr als einmal hatten vornehme Herren von Paris, welche vom Herzog von Orleans auf einige Tage nach dem Schlosse eingeladen worden waren, da sie von der Geschichte des Vater Clouis erzählen hörten, diesem je nach ihrer Freigebigkeit einen Louis d'or oder einen Thaler in seine plumpe Hand gedrückt und das seltsame Geheimniß eines Mannes, der auf 365 Schüsse 365 mal tödtet, zu erforschen gesucht.

Doch der Vater Clouis hatte ihnen keine andere

Erklärung zu geben gewußt, als die, daß er sich bei dem Heere daran gewöhnt, mit derselben mit einer Kugel geladenen Flinte auf jeden Schuß einen Mann zu tödten; was er aber mit der Kugel auf einen Mann gethan, hatte er noch viel leichter mit Schrot auf ein Kaninchen oder einen Hasen zu thun gefunden.

Und diejenigen, welche lächelten, wenn sie ihn so sprechen hörten, fragte er:

„Warum schießen Sie, wenn Sie nicht sicher sind, daß Sie treffen?“

Ein Wort würdig unter denen des Herrn de la Palisse zu figuriren, wäre es nicht die wunderbare Unfehlbarkeit des Schützen gewesen.

„Aber,“ sagte man zu ihm, „warum hat Ihnen der Herzog von Orleans, Vater, der doch kein Filz war, nur einen einzigen Schuß für den Tag bewilligt?“

„Weil mehr zu viel gewesen wäre, und weil er mich wohl kannte.“

Die Seltsamkeit dieses Schauspiels und diese sonderbare Theorie trugen dem alten Einsiedler, ein Jahr in das andere gerechnet, ungefähr zehn Louis d'or ein.

Da er aber eben so viel mit seinen Kaninchenbälgen und mit dem Feiertag, den er selbst gestiftet, verdiente und nur ein Paar Jagdstiefel alle fünf Jahre und einen Rock alle zehn Jahre kaufte, so war der Vater Clouis durchaus nicht unglücklich.

Im Gegentheil, es ging die Sage, er habe einen verborgenen Schatz, und derjenige, welcher ihn beerbe, werde kein schlechtes Geschäft machen.

Das ist die seltsame Person, welche Pitou mitten in der Nacht aufsuchte, als ihm der treffliche Gedanke kam, der ihn seiner tödtlichen Verlegenheit entziehen sollte.

Doch um den Vater Clouis zu treffen, mußte man nicht ungeschickt sein.

Wie der alte Hirte der Herden von Neptun, ließ sich Clouis nicht mit dem ersten Sprunge fassen. Er

unterschied vortrefflich den unproductiven Ueberlästigen vom vermöglichen Faullenzer, und da er schon eine ziemlich große Verachtung gegen die Letzteren hegte, so kann man sich denken, mit welchem Ingrimm er die erste Classe der Aergerlichen austrieb.

Clouis lag auf seinem Bette von Heidekraut, einem vortrefflichen, aromatischen Bette, das ihm der Wald im Monat September gab und das nur in dem darauf folgenden Monat September erneuert werden durfte.

Es mochte etwa elf Uhr sein, das Wetter war klar und kühl.

Um zur Hütte des Vaters Clouis zu kommen, mußte man durch ein so dichtes, undurchsichtiges Gestrüppe dringen, daß das Geräusch der Brüche immer den Besuch dem Einsiedler verkündigte.

Pitou machte viermal mehr Lärmen als eine einzelne Person. Der Vater Clouis erhob das Haupt und schaute, denn er schlief nicht.

Der Vater Clouis war an diesem Tag in einer grimmigen Laune. Ein furchtbarer Unfall war ihm begegnet und machte ihn unzugänglich für seine freundlichsten Mitbürger.

Der Unfall war in der That furchtbar. Seine Flinte, die ihm fünfunddreißig Jahre mit Schroten gedient hatte, war, als er auf ein Kaninchen schoß, zersprungen.

Das war das erste, das er seit fünfunddreißig Jahren gefehlt.

Doch das unversehrte Kaninchen war für den Vater Clouis nicht die schlimmste Unannehmlichkeit, die ihm widerfahren. Zwei Finger seiner linken Hand waren durch die Explosion zerrissen worden. Clouis hatte seine Finger mit zerriebenen Kräutern und Blättern wieder geflickt, doch seine Flinte hatte er nicht wieder flicken können.

Um sich aber eine andere Flinte zu verschaffen, mußte der Vater Clouis einen Griff in seinen Schatz

thun, und welches Opfer er auch für ein neues Gewehr brachte, wenn er auch die ungeheure Summe von zwei Louis d'or aufwandte, wer weiß, ob dieses Gewehr auf jeden Schuß tödten würde, wie das, welches so unglücklicher Weise zersprungen war.

Pitou kam, wie man sieht, zu einer schlimmen Stunde.

In dem Augenblick, wo Pitou die Hand auf die Klinke der Thür legte, ließ auch der Vater Clouis ein Knurren hören, das den Commandanten der Nationalgarde von Haramont zurückweichen machte.

War es ein Wolf, war es eine Bache, was die Stelle des Vaters Clouis eingenommen hatte?

Pitou, der das Rothkäppchen nicht gelesen, zögerte auch, einzutreten.

„He! Vater Clouis!“ rief er.

„Was!“ machte der Menschenfeind.

Pitou war beruhigt, er hatte die Stimme des würdigen Einsiedlers erkannt.

„Gut, Ihr seid da,“ sagte er.

Dann that er einen Schritt in das Innere der Hütte, machte seinen Bückling vor ihrem Eigenthümer und sagte freundlich:

„Guten Morgen, Vater Clouis.“

„Wer ist da?“ fragte der Verwundete.

„Ich.“

„Wer, Du?“

„Ich, Pitou.“

„Wer, Pitou?“

„Ich, Ange Pitou von Haramont, Ihr wißt?“

„Nun! was geht das mich an, daß Ihr Ange Pitou von Haramont seid?“

„Ho! ho!“ sprach Pitou scherzend, „er ist nicht guter Laune, der Vater Clouis; ich habe ihn schlecht aufgeweckt.“

„Sehr schlecht aufgeweckt, Ihr habt Recht.“

„Was muß ich denn thun?“

„Oh! das Beste, was Ihr thun könnt, ist, daß Ihr geht."

„Ei! ohne ein wenig zu reden?"

„Worüber reden?"

„Ueber einen Dienst, den Ihr mir leisten sollt, Vater Clouis."

„Ich leiste keinen Dienst umsonst."

„Und ich, ich bezahle diejenigen, welche man mir leistet."

„Das ist möglich, doch ich, ich kann keinen mehr leisten."

„Warum nicht?"

„Ich schieße nichts mehr."

„Wie, Ihr schießt nichts mehr? Ihr, der Ihr auf jeden Schuß tödtet; das ist nicht möglich, Vater Clouis."

„Geht, sage ich Euch."

„Väterchen Clouis ..."

„Ihr langweilt mich."

„Höret mich an, und Ihr werdet es nicht bereuen."

„Sprecht, doch macht nicht viel Worte ... was wollt Ihr?"

„Ihr seid ein alter Soldat?"

„Weiter?"

„Nun! Vater Clouis, Ihr sollt ..."

„Vollende doch, Bursche."

„Ihr sollt mich das Exerciren lehren."

„Seid Ihr verrückt?"

„Nein, ich habe im Gegentheil mein ganzes Gehirn. Lehrt mich das Exerciren, Vater Clouis, und wir werden über den Preis reden."

„Ah! dieses Thier ist offenbar verrückt," sprach ungeschlacht der alte Soldat, während er sich auf seinem dürren Heidekraut aufrichtete.

„Vater Clouis, ja oder nein? lehrt mich das Exerciren, wie man es bei der Armee thut, in zwölf Tempos, und verlangt von mir, was Euch gefällt."

Der Alte erhob sich auf ein Knie, heftete sein fahles Auge auf Pitou und fragte:

„Was mir gefällt?"

„Ja."

„Nun! was mir gefällt, ist eine Flinte."

„Ah! das macht sich vortrefflich, ich habe vierunddreißig Flinten."

„Du hast vierunddreißig Flinten?"

„Und die vierunddreißigste, die ich für mich genommen, wird Euch wohl taugen. Es ist ein hübsches Sergentengewehr mit dem Wappen des Königs in Gold auf der Schwanzschraube."

Und wie hast Du Dir diese Flinte verschafft? Ich hoffe, Du hast sie nicht gestohlen."

Pitou erzählte ihm seine Geschichte offenherzig, redlich, lebhaft.

„Gut," sagte der alte Jagdaufseher. „Ich begreife. Ich will Dich wohl das Exerciren lehren, doch ich habe ein Uebel an den Fingern."

Und er erzählte seinerseits Pitou den Unfall, der ihm begegnet war.

„Gut!" sprach Pitou, „kümmert Euch nicht mehr um Eure Flinte. Sie ist ersetzt. Ach! es handelt sich nur um Eure Finger ... Das ist nicht wie mit den Flinten, ich habe keine vierunddreißig."

„Oh! was die Finger betrifft, das ist nichts, und wenn Du mir versprichst, daß die Flinte morgen hier sein wird, so komm."

Und er stand sogleich auf.

Der Mond im Zenith ergoß Ströme weißer Flammen auf die Lichtung, die sich vor dem Hause ausdehnte.

Wer in dieser Einsamkeit die zwei schwarzen Schatten auf der gräulichen Fläche hätte gesticuliren sehen, wäre nicht im Stande gewesen, sich eines geheimnißvollen Schreckens zu erwehren.

Der Vater Clouis nahm seinen Flintenstumpf und

zeigte ihn seufzend Pitou. Zuerst aber unterwies er ihn in der Haltung des Militärs.

Es war übrigens etwas Seltsames, das plötzliche Geraderichten des großen Greises, der durch die Gewohnheit, in Gebüschen zu gehen, immer gebückt war und nun, wiederbelebt durch die Erinnerung an das Regiment und den Stachel des Exercirens, sein Haupt mit der weißen Mähne über breiten, wohlbefestigten Schultern schüttelte.

„Schau wohl," sagte er zu Pitou, „schau wohl! Wenn man schaut, lernt man. Wenn Du wohl gesehen hast, was ich mache, versuche es, und ich werde Dir meinerseits zuschauen."

Pitou versuchte.

„Ziehe Deine Kniee an, nimm Deine Schultern zurück, gib Deinem Kopf ein freies Spiel; mache Dir einen Boden, alle Teufel! mache Dir einen Boden, Deine Füße sind breit genug hiezu."

Pitou gehorchte nach seinen besten Kräften.

„Gut," sagte der Greis, „Du hast ein ziemlich stattliches Aussehen."

Pitou fühlte sich unendlich geschmeichelt, daß man ihm ein stattliches Aussehen zuerkannte. Er hatte nicht so viel gehofft.

In der That, wenn er schon nach einer Stunde Exerciren ein stattliches Aussehen hatte, wie würde es nach Verlauf eines Monats sein. Er würde ein majestätisches Aussehen haben.

Er wünschte auch fortzufahren, doch das war genug für eine Lection.

Ueberdies wollte sich der Vater Clouis nicht zu weit einlassen, ehe er seine Flinte hatte.

„Nein," sagte er, „das ist genug für einmal; Du hast ihnen nur dies für die erste Lection zu zeigen, und sie werden es nicht einmal vor vier Tagen lernen; Du wirst während dieser Zeit zweimal hier gewesen sein."

„Viermal,“ rief Pitou.

„Ah! ah!“ erwiederte kalt Vater Clouis, „Du hast Eifer und Beine, wie es scheint. Viermal, es sei. Doch ich sage Dir, wir sind am Ende des letzten Mondviertels, und morgen wird es nicht mehr hell sein.“

„Wir exerciren in der Grotte.“

„Dann wirst Du Licht bringen.“

„Ein Pfund, zwei wenn es sein muß.“

„Gut. Und meine Flinte?“

„Ihr werdet sie morgen haben.“

„Ich rechne darauf. Laß sehen, ob Du behalten hast, was ich Dir gezeigt habe.“

Pitou fing wieder an und erwarb sich Complimente. In seiner Freude hätte er dem Vater Clouis eine Kanone versprochen.

Nach dieser zweiten Uebung, da es ungefähr ein Uhr Morgens war, nahm er Abschied von seinem Instructor und kehrte, allerdings langsam, aber mit einem immer noch sehr weiten Schritt, nach dem Dorfe Haramont zurück, wo alle Welt, Nationalgarden und einfache Schäfer, im tiefsten Schlafe lag.

Pitou träumte, er commandire als Feldherr ein Heer von mehreren Millionen Menschen, und er lasse das ganze Weltall, in einer Linie aufgestellt, die Bewegung des Rottenmarsches und ein Schultert das Gewehr machen, das sich bis zum Ende des Thales Josaphat erstreckte.

Schon am andern Tag gab er oder wiederholte er vielmehr seine Lection seinen Soldaten mit einer Unverschämtheit in der Haltung und einer Sicherheit in der Unterweisung, welche die Gunst, in der er stand, bis zum Unmöglichen steigerten.

O Volksbeliebtheit, ungreifbarer Hauch!

Pitou wurde volksbeliebt und war bewundert von den Männern, den Kindern und den Greisen.

Selbst die Frauen blieben ernst, wenn er in ihrer

Gegenwart seinen in einer Linie aufgestellten dreißig Soldaten zurief;

„Alle Teufel! seid doch stattlich! Schaut mich an.“

Und er war stattlich.

LXVII.

Worin Catherine auch Diplomatie treibt.

Der Vater Clouis hatte seine Flinte. Pitou war ein Junge von Ehre: für ihn war die versprochene Sache eine schuldige Sache.

Zwei dem ersten ähnliche Besuche machten aus Pitou einen vollkommenen Grenadier.

Leider war der Vater Clouis nicht so stark im Manoeuvre als im Exerciren: als er die Wendungen und die Veränderungen erklärt hatte, war er mit seinem Wissen zu Ende.

Pitou nahm nun seine Zuflucht zu dem so eben erschienenen Handbuch für die Nationalgarde, worauf er die Summe von einem Thaler verwandte.

Durch das großmüthige Opfer seines Commandanten lernte das Bataillon von Haramont sich ziemlich angenehm auf einem Terrain bewegen.

Als Pitou fühlte, daß sich die Bewegungen verwickelten, machte er eine Reise nach Soissons, einer Garnisonsstadt, sah wahre Bataillons, geführt von wahren Officieren, manoeuvriren, und er lernte hier an einem Tage mehr, als er in zwei Monaten mit den Theorien gelernt hätte.

So vergingen zwei Monate, zwei Monate der Arbeit, der Anstrengung und des Fiebers.

Pitou ehrgeizig, Pitou verliebt, Pitou unglücklich in der Liebe, aber, eine schwache Entschädigung, mit Ruhm gesättigt, Pitou hatte tüchtig geschüttelt, was

gewisse Philosophen geistreicher Weise **das Thier** nennen.

Das Thier war bei Pitou unbarmherzig der Seele geopfert worden. Dieser Mensch war so viel gelaufen, hatte so viel seine Glieder gerührt, so viel seinen Geist geschärft, daß man sich wundern müßte, wenn er dabei an die Befriedigung oder die Tröstung seines Herzens gedacht hätte.

Dennoch war es so.

Wie oft nach dem Exerciren, und das Exerciren kam beinahe immer nach der nächtlichen Arbeit, wie oft hatte sich Pitou nicht hinreißen lassen, die Ebenen von Largny und von Roue in ihrer ganzen Länge und dann den Wald in seiner ganzen Tiefe zu durchwandern, um an den Saum der Felder von Boursonne zu gehen und Catherine, die immer ihren Rendezvous getreu, zu belauern.

Catherine, welche, ein paar Stunden des Tags den Arbeiten des Hauses entziehend, bei einem kleinen, mitten in dem zum Schlosse Boursonne gehörigen Kaninchengehäge liegenden, Pavillon mit dem geliebten Isidor zusammentraf, mit diesem glücklichen Sterblichen, der immer stolzer, immer schöner, während Alles um ihn her litt und sank.

Wie viel Bangigkeiten verschlang er, der arme Pitou, welche traurige Betrachtungen war er über die Ungleichheit der Menschen im Punkte der Glückseligkeit anzustellen genöthigt.

Er, dem die Mädchen von Haramont, von Taillefontaine und von Vivières huldigten, er, der auch seine Rendezvous im Walde gefunden hätte, und der, statt stolz einherzugehen wie ein glücklicher Liebhaber, lieber wie ein geschlagenes Kind vor der geschlossenen Thüre des Pavillon von Herrn Isidor weinte.

Das war so, weil Pitou Catherine liebte, weil er sie leidenschaftlich liebte, weil er sie um so mehr liebte, als er sie über ihm erhaben fand.

Er dachte nicht einmal mehr darüber nach, daß sie einen Andern liebte. Nein, für ihn hatte Isidor aufgehört, ein Gegenstand der Eifersucht zu sein. Isidor war würdig, geliebt zu sein; aber Catherine, ein Mädchen aus dem Volke, hätte vielleicht ihre Familie nicht entehren müssen, oder sie hätte wenigstens Pitou nicht in Verzweiflung bringen müssen.

Wenn er überlegte, hatte die Reflexion sehr scharfe Spitzen, sehr grausame Stiche.

„Wie!" sagte sich Pitou, „es hat ihr dergestalt an Gemüth gefehlt, daß sie mich hat gehen lassen! Und seitdem ich gegangen bin, hat sie nicht einmal die Gewogenheit gehabt, sich zu erkundigen, ob ich Hungers gestorben. Was würde der Vater Billot sagen, wenn er wüßte, daß man so seine Freunde verläßt, daß man so seine Angelegenheiten vernachlässigt? Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß, statt die Arbeit der Leute des Pachthofes zu beaufsichtigen, die Verwalterin des Hauses ihrer Liebschaft mit Herrn von Charny, einem Aristokraten, nachgeht!

„Der Vater Billot würde nichts sagen. Er würde Catherine umbringen.

„Es ist doch etwas," dachte Pitou, „es ist etwas, in seinen Händen das leichte Mittel einer solchen Rache zu haben."

Ja, doch es war schön, sich desselben nicht zu bedienen.

Pitou hatte es indessen schon erprobt, die mißkannten schönen Handlungen nützen denjenigen nicht, welche sie vollbracht haben.

Wäre es nicht möglich, Catherine zu wissen zu thun, daß man so schöne Handlungen vollbringe?

Ei! mein Gott, nichts war leichter: man durfte nur Catherine an einem Sonntag beim Tanze anreden und ihr wie zufällig eines von den schrecklichen Worten sagen, welche den Schuldigen offenbaren, daß ein Dritter ihr Geheimniß ergründet hat.

War die Sache nicht zu thun, und geschähe es nur, um diese Hoffärtige ein wenig leiden zu sehen?

Doch um zum Tanze zu gehen, mußte man sich abermals in Parallele mit diesem schönen Herrn zeigen, und es war keine annehmbare Stellung für einen Nebenbuhler, diese Parallele mit einem so wohlgeformten und so wohlgekleideten Mann.

Erfindungsreich wie alle diejenigen, welche ihren Kummer zu concentriren wissen, fand Pitou etwas Besseres als das Gespräch beim Tanze.

Der Pavillon, in welchem die Rendezvous von Catherine mit dem Vicomte von Charny stattfanden, war umgeben von einem dichten Gehölze, das an den Wald von Villers-Cotterets stieß.

Ein einfacher Graben bezeichnete die Grenze zwischen dem Eigenthum des Grafen und dem Eigenthum des Privatmanns.

Catherine, welche jeden Augenblick in den Geschäften des Pachthofes nach den umliegenden Dörfern gerufen wurde, Catherine, welche, um zu diesen Dörfern zu gelangen, nothwendig durch den Wald reiten mußte, Catherine, der man nichts sagen konnte, so lange sie in diesem Walde war, hatte nur über den Graben zu setzen, um im Walde ihres Liebhabers zu sein.

Dieser Punkt war gewiß als der vortheilhafteste für das Leugnen gewählt.

Der Pavillon beherrschte dergestalt das Gehölze, daß man durch die schrägen, mit farbigen Gläsern versehenen Luken Alles in der Umgebung wahrnehmen konnte, und der Ausgang dieses Pavillon war so gut durch das Gehölze verborgen, daß eine Person, welche heraustritt, sich mit drei Sprüngen ihres Pferdes im Walde, das heißt auf neutralem Gebiete, befinden konnte.

Pitou war aber so oft bei Tag und bei Nacht gekommen, er hatte so gut das Terrain studirt, daß er den Ort, wo Catherine herauskam, so genau wußte,

als der Wildschütz den Wechsel weiß, wo die Hirschkuh erscheint, die er auf dem Anstand schießen will.

Nie kehrte Catherine gefolgt von Isidor in den Wald zurück. Isidor blieb einige Zeit nach ihr im Pavillon, um darüber zu wachen, daß ihr nichts bei ihrem Abgang begegnete; dann entfernte er sich auf der entgegengesetzten Seite, und Alles war vorbei.

An dem Tag, den Pitou für seine Demonstration wählte, legte er sich beim Wechsel von Catherine in den Hinterhalt; er stieg auf eine ungeheure Buche, welche mit ihren dreihundert Jahren den Pavillon und das Gehölze überragte.

Es verging keine Stunde, bis er Catherine vorbeireiten sah. Sie band ihr Pferd in einer Schlucht des Waldes an, und mit einem Sprung, wie eine erschrockene Hindin, setzte sie über den Graben und durchschritt das Gehölze, das zum Pavillon führte.

Catherine war gerade unter der Buche, auf der Pitou saß, vorübergekommen.

Pitou brauchte nur von seinem Aste herabzusteigen und sich an den Baumstaum anzulehnen. Sobald er hier war, zog er aus seiner Tasche ein Buch, der Vollkommene Nationalgarde, das er zu lesen sich den Anschein gab.

Nach einer Stunde drang das Geknarre einer Thüre an das Ohr von Pitou. Das Rauschen eines Kleides im Blätterwerk wurde hörbar. Der Kopf von Catherine erschien außerhalb der Zweige; sie schaute mit erschrockener Miene umher, ob sie Niemand sehen könne.

Sie war zehn Schritte von Pitou.

Unbeweglich und unempfindlich, hielt Pitou sein Buch in seinem Schooße.

Nur stellte er sich nicht mehr, als läse er, und er schaute Catherine mit der Absicht an, daß sie sehe, er schaue sie an.

Catherine gab einen halberstickten Schrei von sich, erkannte Pitou, wurde bleich, als ob der Tod an ihr

War die Sache nicht zu thun, und geschähe es nur, um diese Hoffärtige ein wenig leiden zu sehen?

Doch um zum Tanze zu gehen, mußte man sich abermals in Parallele mit diesem schönen Herrn zeigen, und es war keine annehmbare Stellung für einen Nebenbuhler, diese Parallele mit einem so wohlgeformten und so wohlgekleideten Mann.

Erfindungsreich wie alle diejenigen, welche ihren Kummer zu concentriren wissen, fand Pitou etwas Besseres als das Gespräch beim Tanze.

Der Pavillon, in welchem die Rendezvous von Catherine mit dem Vicomte von Charny stattfanden, war umgeben von einem dichten Gehölze, das an den Wald von Villers-Cotterets stieß.

Ein einfacher Graben bezeichnete die Grenze zwischen dem Eigenthum des Grafen und dem Eigenthum des Privatmanns.

Catherine, welche jeden Augenblick in den Geschäften des Pachthofes nach den umliegenden Dörfern gerufen wurde, Catherine, welche, um zu diesen Dörfern zu gelangen, nothwendig durch den Wald reiten mußte, Catherine, der man nichts sagen konnte, so lange sie in diesem Walde war, hatte nur über den Graben zu setzen, um im Walde ihres Liebhabers zu sein.

Dieser Punkt war gewiß als der vortheilhafteste für das Leugnen gewählt.

Der Pavillon beherrschte dergestalt das Gehölze, daß man durch die schrägen, mit farbigen Gläsern versehenen Luken Alles in der Umgebung wahrnehmen konnte, und der Ausgang dieses Pavillon war so gut durch das Gehölze verborgen, daß eine Person, welche herausritt, sich mit drei Sprüngen ihres Pferdes im Walde, das heißt auf neutralem Gebiete, befinden konnte.

Pitou war aber so oft bei Tag und bei Nacht gekommen, er hatte so gut das Terrain studirt, daß er den Ort, wo Catherine herauskam, so genau wußte,

als der Wildschütz den Wechsel weiß, wo die Hirschkuh erscheint, die er auf dem Anstand schießen will.

Nie kehrte Catherine gefolgt von Isidor in den Wald zurück. Isidor blieb einige Zeit nach ihr im Pavillon, um darüber zu wachen, daß ihr nichts bei ihrem Abgang begegnete; dann entfernte er sich auf der entgegengesetzten Seite, und Alles war vorbei.

An dem Tag, den Pitou für seine Demonstration wählte, legte er sich beim Wechsel von Catherine in den Hinterhalt; er stieg auf eine ungeheure Buche, welche mit ihren dreihundert Jahren den Pavillon und das Gehölze überragte.

Es verging keine Stunde, bis er Catherine vorbeireiten sah. Sie band ihr Pferd in einer Schlucht des Waldes an, und mit einem Sprung, wie eine erschrockene Hindin, setzte sie über den Graben und durchschritt das Gehölze, das zum Pavillon führte.

Catherine war gerade unter der Buche, auf der Pitou saß, vorübergekommen.

Pitou brauchte nur von seinem Aste herabzusteigen und sich an den Baumstamm anzulehnen. Sobald er hier war, zog er aus seiner Tasche ein Buch, der Vollkommene Nationalgarde, das er zu lesen sich den Anschein gab.

Nach einer Stunde drang das Geknarre einer Thüre an das Ohr von Pitou. Das Rauschen eines Kleides im Blätterwerk wurde hörbar. Der Kopf von Catherine erschien außerhalb der Zweige; sie schaute mit erschrockener Miene umher, ob sie Niemand sehen könne.

Sie war zehn Schritte von Pitou.

Unbeweglich und unempfindlich, hielt Pitou sein Buch in seinem Schooße.

Nur stellte er sich nicht mehr, als läse er, und er schaute Catherine mit der Absicht an, daß sie sehe, er schaue sie an.

Catherine gab einen halberstickten Schrei von sich, erkannte Pitou, wurde bleich, als ob der Tod an ihr

vorübergezogen wäre und sie berührt hätte, und nach einer kurzen Unentschlossenheit, die sich im Zittern ihrer Hände und im Zucken ihrer Schultern verrieth, stürzte sie blindlings in den Wald, wo sie ihr Pferd wieder fand, auf dem sie entfloh.

Die Falle von Pitou war gut gelegt gewesen, und Catherine hatte sich fangen lassen.

Pitou kam nach Haramont halb glücklich, halb erschrocken zurück.

Denn kaum hatte er sich durch die Thatsache von dem, was er vollbracht, Rechenschaft gegeben, als er in diesem einfachen Schritt eine Menge erschrecklicher Einzelheiten erblickte, an die er Anfangs nicht gedacht.

Der folgende Sonntag war in Haramont für eine militärische Feierlichkeit bestimmt.

Hinreichend instruirt, wenigstens erklärten sie sich hiefür, hatten die Nationalgarden des Dorfes ihren Commandanten gebeten, sie zu versammeln und sie eine öffentliche Uebung vornehmen zu lassen.

Einige durch die Rivalität in Bewegung gesetzte Dörfer, welche auch militärische Studien gemacht hatten, sollten nach Haramont kommen, um eine Art von Wettkampf mit ihren Aelteren in der Laufbahn der Waffen einzugehen.

Eine Deputation von jedem dieser Dörfer hatte sich mit dem Generalstab von Pitou verständigt; ein Ackermann, ein ehemaliger Sergent, befehligte sie.

Die Ankündigung eines so schönen Schauspiels machte eine große Anzahl Neugieriger im Sonntagsstaat herbeilaufen, und das Marsfeld von Haramont wurde vom Morgen an von einer Menge von Mädchen und Kindern überströmt, denen langsamer, aber mit nicht geringerem Interesse die Väter und die Mütter der Streiter folgten.

Es waren Anfangs Imbisse auf dem Grase, frugale Schwelgereien mit Obst und Brodkuchen durch das klare Wasser der Quelle angefeuchtet.

Bald erschollen vier Trommeln in verschiedenen Richtungen; sie kamen von Largny, von Vez, von Taillefontaine und von Vivières.

Haramont war ein Mittelpunkt geworden; es hatte seine vier Hauptpunkte.

Die fünfte Trommel ging muthig und führte aus Haramont ihre drei und dreißig Nationalgarden.

Man bemerkte unter den Zuschauern einen Theil der adeligen und bürgerlichen Aristokratie, welche um zu lachen gekommen war.

Dabei viele Pächter aus der Umgegend, die um zu sehen gekommen waren.

Bald trafen auf zwei Pferden neben einander Catherine und die Mutter Billot ein.

Das war der Augenblick, wo die Nationalgarde von Haramont aus dem Dorfe ausmündete, mit einem Pfeifer, einem Trommler und ihrem Commandanten Pitou auf einem großen Schimmel, den ihm sein Lieutenant Maniquet geliehen hatte, damit die Nachahmung von Paris vollkommener wäre und der Herr Marquis von Lafayette ad vivum in Haramont repräsentirt würde.

Strahlend vor Stolz, mit würdevoller Haltung, ritt Pitou, den Degen in der Hand, auf dem breiten Roß mit goldener Mähne, und, ohne Spott, er stellte, wenn nicht etwas Elegantes und Aristokratisches, wenigstens etwas Kräftiges und Beherztes vor, was mit Vergnügen anzuschauen war.

Der siegreiche Aufmarsch von Pitou und seinen Leuten, das heißt von denjenigen, welche die Provinz in Bewegung gesetzt hatten, wurde durch freudigen Zuruf begrüßt.

Die Nationalgarde von Haramont hatte gleiche Hüte, alle geschmückt mit der Nationalcocarde, glänzende Flinten, und marschirte in zwei Gliedern mit einem sehr befriedigenden Gesammtwesen.

Als sie auf den Exercirplatz kam, hatte sie auch

schon alle Stimmen der Versammlung für sich gewonnen.

Pitou erblickte aus dem Augenwinkel Catherine.

Er erröthete, sie erbleichte.

Die Revue hatte von diesem Augenblick an für ihn mehr Interesse als für Jedermann.

Er ließ die Leute zuerst das einfache Exercitium mit der Flinte machen, und jede Bewegung, die er commandirte, wurde so pünktlich ausgeführt, daß die Luft von Bravos erscholl.

Nicht dasselbe war bei den anderen Dörfern der Fall; sie zeigten sich matt und unregelmäßig. Halb bewaffnet, halb unterrichtet, fühlten sich die Einen schon demoralisirt durch die Vergleichung, die Andern übertrieben hochmüthig, was sie am Tage vorher so gut wußten.

Alle gaben nur unvollkommene Resultate.

Doch vom Exercitium sollte man zum Manoeuvre übergehen. Hier erwartete der Sergent seinen Wetteiferer Pitou.

Der Sergent hatte, in Betracht seines Dienstalters, das Obercommando erhalten, und es handelte sich für ihn ganz einfach darum, die hundert und siebenzig Mann der Hauptarmee marschiren und manoeuvriren zu lassen.

Er konnte es nicht zu Stande bringen.

Seinen Degen unter dem Arm und seinen getreuen Helm auf dem Kopfe schaute Pitou mit dem Lächeln des überlegenen Mannes zu.

Als der Sergent die Spitzen seiner Colonne unter den Bäumen des Waldes hatte verschwinden sehen, während die Schweife den Weg nach Haramont einschlugen; als er seine Carrés sich in unrichtigen Entfernungen hatte zerstreuen sehen; als er die Rotten auf eine sehr unerfreuliche Art hatte sich vermengen und die Rottenführer sich verirren sehen, verlor er den Kopf, und

wurde mit einem mißbilligenden Gemurmel von seinen zwanzig Soldaten begrüßt.

Ein Schrei erscholl auf der Seite von Haramont.

„Pitou! Pitou! Pitou!"

„Ja, ja, Pitou!" riefen die Leute von anderen Dörfern, wüthend über ihre geringeren Fähigkeiten, die sie liebreich ihren Instructoren zuschrieben.

Pitou bestieg wieder seinen Schimmel, kehrte zu seiner Mannschaft zurück, die er an die Spitze der Armee stellte, und ließ ein Commando von einer solchen Stärke und mit einem so herrlichen Baß hören, daß die Eichen darüber erbebten.

Auf der Stelle und wie durch ein Wunder bildeten sich die in Unordnung gerathenen Glieder wieder; die befohlenen Bewegungen wurden mit einer Uebereinstimmung ausgeführt, deren Regelmäßigkeit der Enthusiasmus nicht störte, und Pitou wandte so glücklich in der Praxis die Lectionen des Vater Clouis und die Theorie des Vollkommenen Nationalgarde an, daß er einen ungeheuren Succeß erlangte.

Einmüthig und einstimmig ernannte ihn das Heer auf dem Schlachtfelde zum Imperator.

Pitou stieg, in Schweiß gebadet und trunken vor Stolz, von seinem Pferde und empfing, als er den Boden berührte, die Glückwünsche der Völker.

Zu gleicher Zeit suchte er aber unter der Menge den Blicken von Catherine zu begegnen.

Plötzlich ertönte die Stimme des Mädchens an seinem Ohr.

Pitou hatte nicht nöthig, zu Catherine zu gehen, Catherine war zu ihm gekommen.

Der Triumph war groß.

„Nun!" sprach sie mit einer lachenden Miene, welche ihr bleiches Gesicht Lügen strafte, „wie! Herr Ange, Sie sagen uns nichts? Sie sind stolz geworden, weil Sie ein großer General sind ..."

„Oh! nein," rief Pitou, „oh!.. guten Morgen, Mademoiselle!"

Dann zu Frau Billot:

„Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, Frau Billot."

Und zu Catherine zurückkehrend:

„Sie täuschen sich, Mademoiselle, ich bin kein großer General, ich bin nur ein armer Junge, beseelt von dem Wunsche, meinem Vaterlande zu dienen."

Dieses Wort wurde auf den Wogen der Menge fortgetragen und unter einem Sturme von Acclamationen für ein erhabenes Wort erklärt.

„Ange," sagte leise Catherine, „ich muß mit Ihnen sprechen."

„Ah! ah!" dachte Pitou, „da sind wir."

Dann erwiederte er laut:

„Zu Ihren Befehlen, Mademoiselle."

„Kommen Sie bald mit uns in den Pachthof zurück."

„Gut."

LXVIII.

Der Honig und der Wermuth.

Catherine hatte es so eingerichtet, daß sie mit Pitou allein war, trotz der Gegenwart ihrer Mutter.

Die gute Frau Billot hatte ein paar gefällige Nachbarinnen gefunden, welche, das Gespräch unterhaltend, ihrem Pferde folgten, während Catherine, die das ihrige einer von ihnen überlassen hatte, zu Fuß mit Pitou, der sich seinen Triumphen entzogen, durch den Wald ging.

Ueber solche Anordnungen wundert sich Niemand auf dem Lande, wo alle Geheimnisse von ihrer Wichtig=

keit durch die Nachsicht verlieren, die man sich gegenseitig bewilligt.

Man fand es natürlich, daß Pitou mit Frau Billot und ihrer Tochter zu reden hatte; vielleicht bemerkte man es nicht einmal.

An diesem Tage hatte Jeder sein Interesse in der Stille und in der Tiefe der Schatten. Alles, was Ruhm oder Glück ist, sucht ein Obdach unter den hundertjährigen Eichen in den waldreichen Gegenden.

„Hier bin ich, Mademoiselle Catherine," sagte Pitou, als sie allein waren.

„Warum sind Sie so lange vom Pachthofe verschwunden geblieben?" fragte Catherine; „das ist schlimm, Herr Pitou."

„Aber, Mademoiselle," entgegnete Pitou erstaunt, „Sie wissen wohl ..."

„Ich weiß nichts... Das ist schlimm."

Pitou kniff sich die Lippen, es widerstrebte ihm, Catherine lügen zu sehen.

Sie bemerkte es. Sonst war der Blick von Pitou gewöhnlich gerade und ehrlich; er hatte eine schiefe Richtung.

„Hören Sie, Herr Pitou," sprach sie, „ich habe Ihnen etwas Anderes zu sagen."

„Ah!" machte er.

„Neulich bei der Strohhütte, wo sie mich gesehen haben...

„Wo habe ich Sie gesehen?"

„Ah! Sie wissen wohl."

„Ich weiß ..."

Sie erröthete.

„Was machten Sie dort?" sagte sie.

„Sie haben mich also erkannt?" fragte er mit einem sanften, schwermüthigen Vorwurf.

„Anfangs nein, doch hernach ja."

„Wie hernach?"

„Man ist zuweilen zerstreut; man geht ohne zu wissen, und dann überlegt man."

„Sicherlich."

Sie versank wieder in ein Stillschweigen, er auch; der Eine und die Andere hatten zu viele Dinge zu denken, um so gerade heraus zu sprechen.

„Kurz," sagte Catherine, „Sie waren es?"

„Ja, Mademoiselle."

„Was machten Sie denn dort? Waren Sie nicht versteckt?"

„Versteckt? nein. Warum sollte ich versteckt gewesen seyn?"

„Ah! die Neugierde ..."

„Ich bin nicht neugierig."

Sie stieß ungeduldig mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden.

„So viel ist immerhin gewiß, daß Sie da waren, und daß dies kein gewöhnlicher Ort für Sie ist."

„Mademoiselle, Sie haben gesehen, daß ich las."

„Ah! ich weiß nicht."

„Da Sie mich gesehen, so müssen Sie es wissen."

„Ich habe Sie gesehen, das ist wahr, doch nicht genau. Und ... Sie lasen?"

„Den Vollkommenen Nationalgarde."

„Was ist das?"

„Ein Buch, aus dem ich die Taktik lerne, um hernach meine Leute darin zu unterweisen, und um gut zu studiren, muß man, wie Sie wissen, bei Seite gehen."

„Das ist im Ganzen wahr, und dort, am Saume des Waldes, stört Sie nichts."

„Nichts."

Neues Stillschweigen. Die Mutter Billot und die Gevatterinnen gingen immer weiter.

„Wenn Sie so studiren," sagte Catherine, „studiren Sie lange?"

„Oft ganze Tage."

„Also waren Sie lange dort?" rief Catherine lebhaft.

„Sehr lange."

„Es ist wunderbar, daß ich Sie nicht sah, als ich dahin kam."

Hier log sie, und zwar so dreist, daß Pitou Lust hatte, sie davon zu überzeugen; doch er schämte sich für sie; er war verliebt und folglich schüchtern; alle diese Fehler verliehen ihm eine gute Eigenschaft: die Behutsamkeit.

„Ich werde geschlafen haben," sagte er: „das geschieht zuweilen, wenn man zu viel mit dem Kopf gearbeitet hat."

„Und während Ihres Schlafes bin ich in den Wald gegangen, um Schatten zu haben. Ich ging ... ich ging bis zu den alten Mauern des Pavillon."

„Ah!" versetzte Pitou, „des Pavillon ... welches Pavillon?"

Catherine erröthete abermals. Die Unwissenheit war diesmal zu erkünstelt, als daß sie hätte daran glauben können.

„Des Pavillon von Charny," erwiederte sie Ruhe heuchelnd. „Dort wächst die beste Hauswurz der Gegend."

„Potz tausend!"

„Ich hatte mich bei der Wäsche gebrannt, und ich brauchte Blätter."

Ange, als hätte er zu glauben gesucht, warf, der Unglückliche, einen Blick auf die Hände von Catherine.

„Nicht an den Händen, am Fuß," sagte sie rasch.

„Und Sie haben gefunden?"

„Vortrefflich; sehen Sie, ich hinke nicht mehr."

„Sie hinkte noch weniger, als ich sie schneller als ein Reh durch das Gebüsche entfliehen sah," dachte Pitou.

Catherine stellte sich vor, es sei ihr geglückt; sie stellte sich vor, Pitou habe nichts gewußt, nichts gesehen.

Einer Bewegung der Freude nachgebend, einer schlimmen Bewegung für eine so schöne Seele, sagte sie:

„Also Herr Pitou schmollte mit uns; Herr Pitou ist stolz auf seine neue Stellung; Herr Pitou verachtet die armen Bauern, seitdem er Officier ist."

Pitou fühlte sich verletzt. Ein so großes Opfer, selbst wenn man es verhehlt, verlangt beinahe immer belohnt zu werden, und da ihn Catherine im Gegentheil zu mystificiren schien, da sie ihn durch Vergleichung, ohne Zweifel, mit Isidor von Charny verspottete, so verschwand alle gute Gesinnung von Pitou: die Eitelkeit ist eine schlafende Schlange, auf welche zu treten nie klug ist, wenn man sie nicht mit dem Tritte zermalmt.

„Mademoiselle," sagte er, „mir scheint, daß Sie vielmehr mit mir schmollten."

„Wie so?"

„Einmal haben Sie mich vom Pachthofe weggejagt, indem Sie mir Arbeit verweigerten; oh! ich habe nichts davon Herrn Billot gesagt. Gott sei Dank ich besitze Arme und Muth im Dienste meiner Bedürfnisse."

„Ich versichere Sie, Herr Pitou . . ."

„Genug, Mademoiselle, Sie sind die Gebieterin in Ihrem Hause. Sie haben mich also weggejagt; da Sie sodann in den Pavillon von Charny gingen und ich dort war, und da Sie mich gesehen haben, so war es an Ihnen, mit mir zu sprechen, statt zu entfliehen wie ein Aepfeldieb."

Die Schlange hatte gebissen, Catherine fiel von der Höhe ihrer Ruhe herab.

„Entfliehen," sagte sie; „ich entfloh?"

„Als brennte es im Pachthofe; ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mein Buch zu schließen, als Sie schon auf dem im Blätterwerk verborgenen armen Cadet saßen, der die ganze Rinde einer Esche gefressen hat, ein verlorener Baum . . ."

„Ein verlorener Baum, aber was sagen Sie mir denn da, Herr Pitou?" stammelte Catherine, welche

fühlte, wie sie ihre ganze Dreistigkeit zu verlassen anfing.

„Das ist sehr natürlich: während Sie Hauswurz suchten, fraß Cadet. Und in einer Stunde frißt ein Pferd teufelmäßig viel Dinge ab."

Catherine rief:

„In einer Stunde!"

„Es ist unmöglich, Mademoiselle, daß ein Pferd einen Baum wie diesen in weniger als einer Stunde mit den Zähnen abschält. Sie mußten Hauswurz für so viele Wunden sammeln, als auf dem Platze der Bastille gemacht worden sind; das ist eine herrliche Pflanze für Kataplasmen."

Ganz bleich und außer Fassung gebracht, fand Catherine kein Wort mehr. Pitou schwieg auch, er hatte genug gesagt.

Die Mutter Billot hielt gerade auf einem Kreuzwege an, um von den Gevatterinnen Abschied zu nehmen.

Pitou, auf die Folter gespannt, denn er hatte sich eine Wunde versetzt, deren Schmerz er fühlte, wiegte sich bald auf einem, bald auf dem andern Beine, wie ein Vogel, der zu entfliegen im Begriffe ist.

„Nun, was sagt der Officier?" rief die Pächterin.

„Er sagt, er wünsche Ihnen einen guten Abend, Frau Billot."

„Noch nicht; bleiben Sie," sprach Catherine mit einem beinahe verzweifelten Ausdruck.

„Guten Abend," erwiederte die Pächterin. „Kommst Du, Catherine?"

„Oh! sagen Sie mir doch die Wahrheit!" flüsterte das Mädchen.

„Welche?"

„Sie sind also nicht mehr mein Freund?"

„Ach!" seufzte der Unglückliche, der, noch ohne Erfahrung, in der Liebe durch den erschrecklichen Dienst der Vertrauten debutirte, eine Rolle, aus der nur die

Gewandten einen Nutzen zum Nachtheil ihrer Eitelkeit zu ziehen wissen.

Pitou fühlte, daß ih[illegible] sein Geheimniß auf die Lippen trat; er fühlte, da[illegible]erste Wort von Catherine ihn ihrer Willkür anhei[illegible] würde.

Er fühlte aber auch zu[illegible]aß es um ihn geschehen war, wenn er sprach[illegible]r fühlte, daß er vor Schmerz an dem Tage sterben würde, wo ihm Catherine das verkündigte, was er nur ahnen ließ.

Diese Furcht machte ihn stumm wie ein Römer.

Er verbeugte sich mit einer Ehrerbietung, die ihr das Herz durchbohrte; er grüßte Frau Billot mit einem freundlichen Lächeln und verschwand im Dickicht des Waldes.

Catherine machte unwillkürlich einen Sprung, als wollte sie ihm folgen.

Die Mutter Billot sagte zu ihrer Tochter:

„Dieser Junge hat seine guten Seiten; er ist gelehrt und er hat Herz."

Als Pitou allein war, begann er einen langen Monolog über dieses Thema.

„Nennt man das die Liebe? Das ist sehr unschmackhaft in gewissen Augenblicken, und sehr bitter in andern."

Der arme Junge war so naiv und so gut, daß er nicht bedachte, es gebe in der Liebe Wermuth und Honig, und Herr Isidor habe den Honig für sich gewonnen.

Von diesem Augenblick an, wo sie entsetzlich gelitten, faßte Catherine für Pitou eine Art von Ehrfurcht, die sie ein paar Tage vorher entfernt nicht für diesen harmlosen und grotesken Menschen gehabt hatte.

Wenn man keine Liebe einflößt, ist es nicht unartig, ein wenig Furcht einzuflößen, und Pitou, der großen Appetit nach persönlicher Würde besaß, würde es nicht wenig geschmeichelt haben, wenn er dieses Gefühl bei Catherine entdeckt hätte.

Da er aber nicht stark genug in der Physiologie war, um die Ideen einer Frau auf eine Entfernung von anderthalb Meilen zu errathen, so beschränkte er sich darauf, daß er viel weinte und sich immer wieder eine Menge von traurigen Dorfliedern auf die melancholischsten Melodien vorsand.

Seine Armee wäre sehr enttäuscht gewesen, wenn sie ihren General so elegischen Jeremiaden preisgegeben gesehen hätte.

Als Pitou viel gesungen, viel geweint hatte, viel marschirt war, kehrte er nach seiner Stube zurück, vor der die abgöttischen Haramonter eine Schildwache, das Gewehr im Arm, aufgestellt hatten, um ihm Ehre zu erweisen.

Die Schildwache hatte nicht mehr das Gewehr im Arm, so sehr war sie betrunken; sie schlief auf der Steinbank, mit der Flinte zwischen ihren Beinen.

Erstaunt weckte sie Pitou auf.

Er erfuhr sodann, daß die dreißig guten Leute einen Schmaus beim Vater Tellier, dem Vatel von Haramont, bestellt hatten; daß zwölf von den begeistertsten Gevatterinnen die Sieger dort bekränzten, und daß man den Ehrenplatz für den Turenne, der den Condé des benachbarten Canton geschlagen, aufbewahrt hatte.

Das Herz war bei Pitou zu sehr angegriffen worden, als daß der Magen nicht gelitten haben sollte. „Man ist erstaunt," sagt Chateaubriand, „über die Menge der Thränen, welche das Auge eines Königs enthält; aber man hat nie die Leere messen können, welche die Thränen in den Magen eines Erwachsenen machen."

Von seiner Schildwache in den Bankettsaal fortgezogen, wurde Pitou mit einem Zuruf, um die Mauern zu erschüttern, empfangen.

Er grüßte stillschweigend, setzte sich ebenso und

griff mit der Ruhe, die man an ihm kennt, die Kalbsschnitten und den Salat an.

Das dauerte die ganze Zeit, die sein Herz brauchte, um abzuschmollen, und sein Magen, um sich anzufüllen.

LXIX.

Unvorhergesehene Entwickelung.

Ein Bankett zu einem Schmerz, das ist ein noch stärkerer Schmerz oder die völlige Tröstung.

Pitou bemerkte nach Verlauf von zwei Stunden, daß es kein Zuwachs an Schmerzen war.

Er stand auf, als alle seine Gefährten nicht mehr aufstehen konnten.

Er hielt eine Rede an sie über die Mäßigkeit der Spartaner, als Alle bis zur Bewußtlosigkeit berauscht waren.

Und er sagte sich, es wäre gut, spazieren zu gehen, indeß Alle unter dem Tische schnarchten.

Was die jungen Mädchen von Haramont betrifft, so sind wir es ihrer Ehre schuldig, zu erklären, daß sie vor dem Nachtisch verschwunden waren, ohne daß ihr Kopf, ihre Beine und ihr Herz bezeichnend gesprochen hatten.

Pitou, der Brave der Braven, konnte nicht umhin, einige Betrachtungen anzustellen.

Von all dieser Liebe, von allen diesen Reichthümern, von allen diesen Schönheiten, blieb ihm nichts mehr im Gedächtniß, als die letzten Blicke und die letzten Worte von Catherine.

Er erinnerte sich, in dem Halbdunkel, das sein Gedächtniß bedeckte, daß mehrere Male die Hand von Catherine die seinige berührt, daß die Schulter von Catherine freundschaftlich die seinige gestreift hatte, daß

sogar in den Stunden der Erörterung gewisse Vertraulichkeiten von Catherine ihm alle ihre Vorzüge und alle ihre Lieblichkeiten enthüllt hatten.

Dann ebenfalls trunken von dem, was er bei kaltem Blute vernachlässigt, suchte er um sich her, wie es ein Mensch thut, der eben erwacht.

Er fragte die Schatten, warum so viel Strenge gegen eine junge Frau voller Liebe, Süßigkeit und Anmuth; gegen eine junge Frau, welche beim Eintritt in das Leben eine Chimäre gehabt haben konnte. Ach! wer hatte nicht die seinige?

Pitou fragte sich auch, warum es ihm, einem Bären, einem Häßlichen, einem Armen, sogleich gelungen sein sollte, Liebesgefühle dem hübschesten Mädchen der Gegend einzuflößen, während bei diesem Mädchen ein schöner adeliger Herr, der Pfau der Gegend, das Rad zu schlagen sich die Mühe gab.

Pitou schmeichelte sich sodann, sein Verdienst zu haben; er verglich sich mit dem Veilchen, das heimlich und unsichtbar seine Düfte ausströmt.

Unsichtbar, was die Düfte betrifft, das war ein wenig zu wahr; doch die Wahrheit ist im Wein, sogar in dem von Haramont.

So durch die Philosophie gegen die schlimmen Neigungen wieder gestählt, gestand sich Pitou, er habe gegen das Mädchen ein unpassendes, wenn nicht verdammenswerthes Benehmen beobachtet.

Er sagte sich, das sei das Mittel, zu machen, daß man einen verabscheue, die Berechnung sei höchst schlecht; geblendet durch Herrn von Charny, werde Catherine den Vorwand nehmen, die glänzenden und soliden Eigenschaften von Pitou nicht anzuerkennen, wenn Pitou jenen schlimmen Charakter offenbare.

Er müsse also einen Beweis von einem guten Charakter gegen Catherine geben.

Und wie?

Ein Lovelace hätte gesagt: Diese junge Person be-

trügt mich und treibt ihr Spiel mit mir, ich werde sie betrügen und mich über sie lustig machen.

Ein Lovelace hätte gesagt: Ich werde sie verachten, ich werde sie wegen ihrer Liebe als einer Schändlichkeit beschämen.

Ich werde sie einschüchtern, ich werde sie entehren, ich werde machen, daß sie die Pfade der Rendezvous dornig findet.

Pitou, diese gute Seele, diese schöne Seele, glühend durch den Wein und das Glück, sagte sich, er werde Catherine so beschämen, daß sie einen Jungen wie ihn nicht liebe, daß er sich eines Tags gestehen werde, er habe andere Ideen gehabt.

Und dann, müssen wir es sagen? die keuschen Ansichten von Pitou konnten es nicht zulassen, die keusche, die stolze, die schöne Catherine sei etwas Anderes für Herrn Isidor, als eine Coquette, welche den Spitzenjabots und den ledernen Beinkleidern in bespornten Stiefeln zulächle.

Welchen Kummer konnte es aber dem trunkenen Pitou machen, daß sich Catherine in ein Jabot und in einen Sporn verliebt hatte?

An einem schönen Tag würde Herr Isidor nach der Stadt gehen, eine Gräfin heirathen, Catherine nicht mehr anschauen, und der Roman hätte ein Ende.

Alle diese eines Greises würdige Betrachtungen gab der Wein, der die Alten verjüngt, unserem wackeren Commandanten der Nationalgarde von Haramont ein.

Um nun Catherine wohl zu beweisen, er sei ein Mensch von gutem Charakter, beschloß er, eines um das andere die schlimmen Worte von diesem Abend wieder zu verwischen.

Um dies zu thun, mußte er vor Allem Catherine wieder erwischen.

Die Stunden existiren nicht für einen trunkenen Menschen, der keine Uhr hat.

Pitou besaß keine Uhr, und er hatte nicht zehn

Schritte außer dem Hause gemacht, als er trunken war wie ein Bacchus oder sein vielgeliebter Sohn Thespis.

Er erinnerte sich nicht mehr, daß er seit mehr als drei Stunden Catherine verlassen hatte, und daß Catherine, um nach Pisseleux zurückzukehren, höchstens eine kleine Stunde brauchte.

Er stürzte in den Wald und schritt kühn quer durch die Bäume, um Pisseleux mit Vermeidung der Winkel der gebahnten Wege zu erreichen.

Lassen wir ihn mit gewaltigen Fußtritten und Stockstreichen die Bäume, die Büsche, die Sträuche des Waldes des Herzogs von Orleans beschädigen, der ihm die Streiche mit Wucher zurückgab.

Begeben wir uns wieder zu Catherine, welche, nachdenkend und trostlos, mit ihrer Mutter nach Hause kehrte.

Einige Schritte vom Pachthofe ist ein Sumpf; bei dieser Stelle wird der Weg schmäler, und zwei Pferde, welche neben einander gekommen sind, müssen hinter einander gehen.

Die Mutter Billot ritt voran.

Catherine wollte auch weiter reiten, als sie ein leichtes Pfeifen hörte, das einen Ruf bedeutete.

Sie wandte sich um und erblickte im Schatten die Treffen einer Mütze, welche die des Lackeis von Isidor war.

Sie ließ ihre Mutter ihres Weges ziehen, was diese auch ohne Besorgniß that, da man nur hundert Schritte vom Pachthof entfernt war.

Der Lackei kam auf sie zu und sagte.

„Mademoiselle, Herr Isidor muß Sie nothwendig heute Abend sehen; er bittet sie, ihn um eilf Uhr irgendwo, wo Sie wollen, zu erwarten."

„Mein Gott!" versetzte Catherine, „sollte ihm ein Unglück widerfahren sein?"

„Ich weiß es nicht, Mademoiselle; doch er hat heute Abend von Paris einen schwarz gesiegelten Brief erhalten; ich bin schon seit einer Stunde hier."

Es schlug zehn Uhr in der Kirche von Villers-Cotterets, und die Stunden zogen eine nach der andern in der Luft bebend, auf ihren ehernen Flügeln getragen vorüber.

Catherine schaute umher.

„Der Ort ist dunkel und abgelegen," sagte sie, „ich werde Ihren Herrn hier erwarten."

Der Lackei stieg wieder zu Pferde und ritt im Galopp weg.

Catherine kehrte ganz zitternd hinter ihrer Mutter in den Pachthof zurück.

Was konnte ihr Isidor zu einer solchen Stunde zu eröffnen haben, wenn nicht ein Unglück?

Ein Liebesrendezvous entlehnt lachendere Formen.

Doch das war nicht die Frage, Isidor verlangte ein Rendezvous in der Nacht, gleichviel zu welcher Stunde, gleichviel an welchem Ort: sie hätte ihn auf dem Friedhofe von Villers-Cotterets um Mitternacht erwartet.

Sie wollte also nicht einmal nachdenken, küßte ihre Mutter und zog sich in ihr Zimmer zurück, scheinbar, um sich schlafen zu legen.

Ihre Mutter kleidete sich ohne Mißtrauen aus und ging selbst zu Bette.

Wenn sie aber auch mißtraut hätte, war Catherine nicht Gebieterin auf höheren Befehl?

Als Catherine in ihr Zimmer zurückgekehrt war, kleidete sie sich weder aus, noch legte sie sich nieder.

Sie wartete.

Sie hörte halb eilf Uhr schlagen, dann drei Viertel auf eilf Uhr.

Um drei Viertel auf eilf Uhr löschte sie ihre Lampe aus und eilte in's Speisezimmer hinab.

Die Fenster des Speisezimmers gingen auf den Weg; sie öffnete ein Fenster und sprang leise zu Boden.

Sie ließ das Fenster offen, um zurückkehren zu können, und legte nur einen von den Läden am Kreuzstock an.

Dann lief sie in der Nacht an die bezeichnete Stelle, und hier das Herz bebend, die Beine zitternd, eine Hand an ihrem brennenden Kopf, die andere auf ihrer Brust, welche dem Zerspringen nahe, wartete sie.

Sie hatte nicht lange zu warten. Das Geräusch laufender Pferde drang an ihr Ohr.

Sie machte einen Schritt vorwärts.

Isidor war bei ihr.

Der Lackei blieb zurück.

Ohne vom Pferde zu steigen, streckte Isidor die Arme nach ihr aus, hob sie vom Steigbügel empor, küßte sie und sagte:

„Catherine, sie haben gestern in Versailles meinen Bruder Georges getödtet; Catherine, mein Bruder Olivier ruft mich; Catherine, ich gehe."

Ein schmerzlicher Ausruf erscholl. Catherine schloß Charny wüthend in ihre Arme.

„Oh!" rief Catherine, „sie haben Ihren Bruder Georges getödtet, sie werden Sie auch tödten."

„Catherine, was auch geschehen mag, mein ältester Bruder erwartet mich; Catherine, Sie wissen, ob ich Sie liebe."

„Oh! bleiben Sie, bleiben Sie!" rief Catherine, die von dem, was ihr Isidor sagte, nur Eines begriff: daß er gehe.

„Aber die Ehre, Catherine! aber mein Bruder Georges! aber die Rache!"

„Oh! ich Unglückliche!" rief Catherine.

Und sie warf sich starr und zuckend in die Arme von Isidor.

Eine Thräne entquoll seinen Augen und fiel auf den Hals des Mädchens.

„Oh! Sie weinen," sagte sie; „Dank, Dank! Sie lieben mich!"

„Ah! ja, ja, Catherine, ich liebe Dich. Aber begreifst Du, Catherine, mein Bruder, der älteste, schreibt mir: komm; ich muß gehorchen."

„Gehen Sie also," sprach Catherine, „ich halte Sie nicht zurück."

„Einen letzten Kuß, Catherine."

„Gott befohlen!"

Und in ihr Schicksal ergeben, denn sie hatte begriffen, daß Isidor nichts abhalten würde, dem Befehle seines Bruders zu gehorchen, glitt Catherine aus den Armen ihres Geliebten auf den Boden.

Isidor wandte die Augen ab, seufzte, zögerte einen Augenblick, aber fortgezogen durch den unwiderstehlichen Befehl, den er erhalten, setzte er, Catherine ein letztes Lebewohl zuwerfend, sein Pferd in Galopp.

Der Lackei folgte ihm querfeldein.

Catherine blieb auf dem Boden, auf der Stelle, wohin sie gefallen war, und versperrte mit ihrem Leib den schmalen Weg.

Beinahe in demselben Augenblick erschien auf dem Hügel ein Mensch, der von Villers-Cotterets herkam; er ging mit großen Schritten in der Richtung des Pachthofes und stieß in seinem raschen Lauf an den leblosen Körper, der auf dem Pflaster der Straße lag.

Er verlor das Gleichgewicht, stolperte, rollte, und fand sich erst zurecht, als er mit seinen Händen den trägen Körper berührte.

„Catherine!" rief er, „Catherine todt!"

Und er stieß einen entsetzlichen Schrei aus, einen Schrei, der die Hunde des Pachthofes heulen machte.

„Oh!" fuhr er fort, „wer hat denn Catherine getödtet?"

Und er setzte sich bleich, zitternd, eiskalt nieder und legte diesen leblosen Körper quer über seinen Schooß.

Ende.*)

*) Die Fortsetzung der Denkwürdigkeiten eines Arztes, von denen Ange Pitou die dritte Abtheilung bildet, ist von Alexandre Dumas in baldige Aussicht gestellt.

